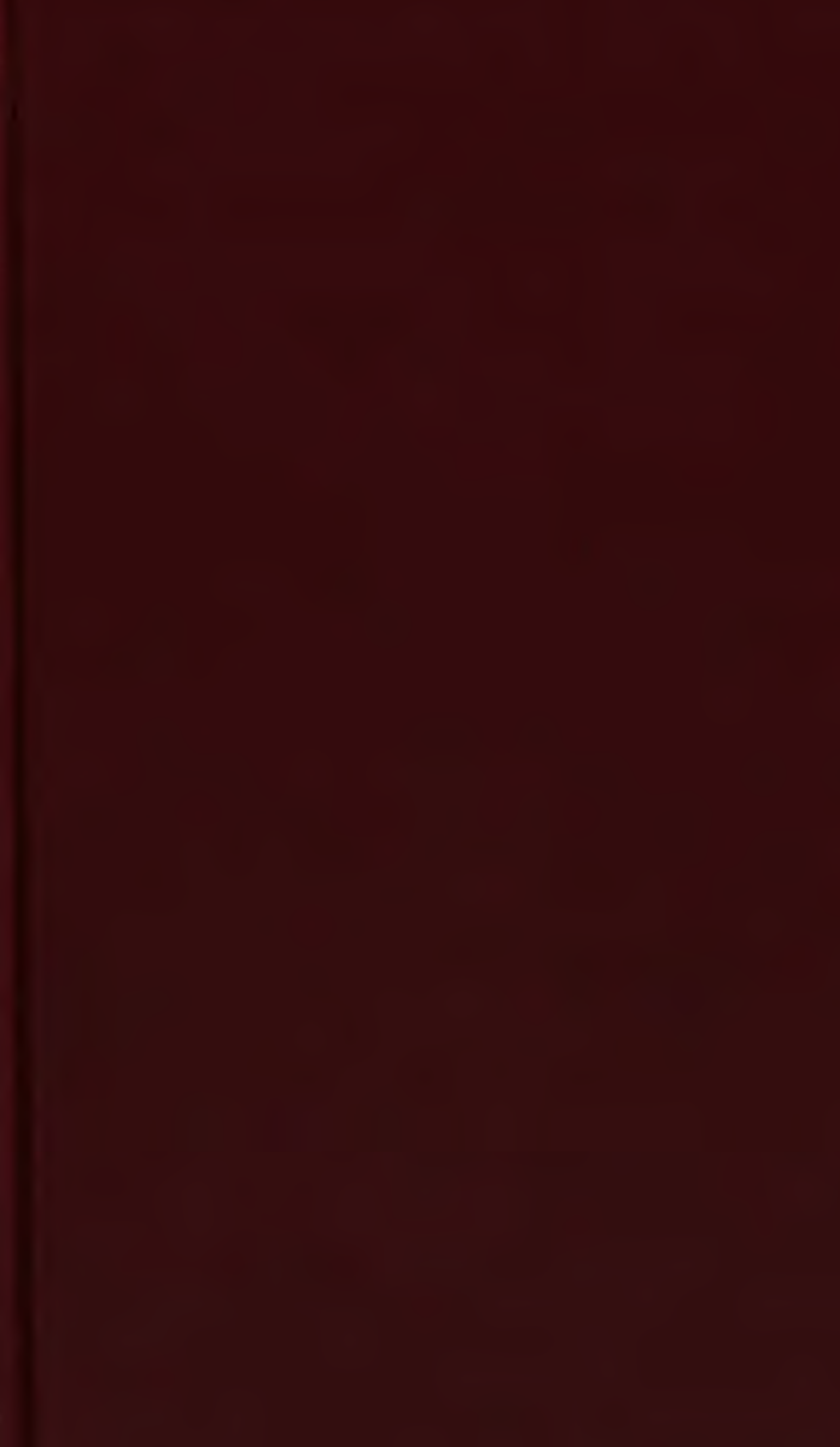



VE RI TAS





# Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben.

---

## Eine Selbstbiographie

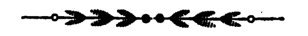
von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.



Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Druck von Junge und Sohn in Erlangen.

# Vorrede.

Ich will keinen Versuch machen, mich darüber zu entschuldigen, daß die erste Abtheilung dieses dritten und letzten Bandes meiner Selbstbiographie im Verhältnisse der Bahnstrecke, welche sie beschreibt, abermals so breit geworden ist. Mein Buch, wie sein Titel sagt, soll von einem Erwerb aus dem vergangenen Leben reden, für diesen aber sind mir mein Aufenthalt in Nürnberg und mein Besuch im Norden von vorzüglichster Wichtigkeit gewesen. Die Anregung zum Wachsen kam da von außen, und das läßt sich beschreiben, der Vorgang aber des Wachsens selber ist ein so innerlich verborgener, daß er sich nicht so leicht beschreiben läßt. Ueberdies geht es wohl Leuten von so knappem Maaße der Natur als das meinige ist, wenn sie ihre Vergangenheit überblicken, öfters so, wie es mir geschieht. Es ist, als ob sich uns das Fernrohr, durch das wir auf

## 1. Ein Ausruhen am Wege.

Die sonst so gemüthlich heitere Stimmung im Kreise der Verwandten und Freunde in der Heimath war diesmal etwas getrübt. Man war da keinesweges mit meinem Vorhaben einverstanden, Bayern, das mir schon wie ein zweites Vaterland geworden war, zu verlassen. Noch bei unserem letzten Besuche im vergangenen Herbste hatten sich die Verwandten herzlich darüber gefreut, daß ich, wie Julie ihnen mittheilte, jetzt die ganz nahe Aussicht habe zur Beförderung an eine bayerische Universität. Sie wußten seitdem aus den Briefen meiner lieben Frau noch mehr von all' den Schritten, welche der edle Minister von Lerchenfeld in letzter Zeit für mich gethan, um mich in Würzburg oder Erlangen für Bayern fest zu halten. Früher hatte ich so oft geäußert, wie das Lehramt an einer Universität das höchste Ziel meiner Wünsche sei; wie kam es doch nun auf einmal, daß ich dieses so nahe „ehrenhafte Ziel" meines Weges aufgeben und einen anderen Weg einschlagen wollte, der nach einem glänzenderen Anfange mich zuletzt doch nur zu dem Lehramte an einem Seminar für künftige Schullehrer führen sollte?

Ich mochte sagen, was ich wollte; man verstand mich nicht; ich fühlte mich im Elternhause zu Bärenwalde, mitten unter den Meinigen, einsam und verlassen. Da ergriff mich

ein Verlangen nach dem Jugendfreunde, in dessen Nähe ich so oft innerliches Ausruhen und Frieden gefunden hatte (Bd. II S. 404): nach meinem lieben Köthe in Jena. Mit ihm wollte ich das nahe Osterfest feiern. Das Leben dieses brüderlichen Freundes ist seinen innersten Fäden nach so vielfältig mit dem meinigen verschlungen, daß ich in dem Verlaufe der eigenen Geschichte öfters dem Gange der seinigen begegnet bin und jedesmal bei diesem Zusammentreffen mich überzeugte, daß unsere Lebensläufe, wie zwei Uhren von gleichmäßigem Gange, bei dem einen wie bei dem anderen immer in der gleichen Tages- oder Nachtstunde der inneren Entwickelung zusammentrafen. Ich kehre deshalb auch hier zur weiteren Fortführung des kurzen Berichtes zurück, den ich oben (II. S. 437) über meines Freundes Lebensführung gegeben.

Der edle, alte Minister von Ziegesar ist ein seltener Mann gewesen, von dem noch Alle, die ihn auch nur entfernt kannten, mit hoher Achtung und Anerkennung, die aber, welche ihm näher kamen, mit herzlicher Liebe und dankbarer Verehrung sprechen. Der Großherzog Carl August von Weimar war, wie man weiß, ein Herr, der die Leute, welche er in seine nächste Umgebung nahm, richtig zu beurtheilen und abzuschätzen wußte; Ziegesar mit seiner biederen Geradheit, klaren Einsicht, treuen Ergebenheit, genoß, wie wenig Andere, das Vertrauen und die Gunst seines Fürsten. Wie dieses Verhältniß ein gutes, ehrendes Zeugniß für die Gesinnung Beider war, so erschien mir als ein solches für den edlen Minister von Ziegesar insbesondere die Zuneigung, welche er zu meinem Freunde Köthe gefaßt hatte. Ohne vielleicht auch nur im Entferntesten es zu ahnen, in welches nähere Familienverhältniß Köthe mit ihm treten werde, benahm sich der Minister schon ge-

gen den armen, jenaischen Professor wie ein liebevoll sorgsamer Vater. Dieser seiner Vorsorge verdankte mein Freund, wie bereits erwähnt, nicht nur seine frühe Beförderung zu einem theologischen Lehramte an der Universität, sondern einige Zeit nachher auch seine Berufung an eine Predigerstelle in der Stadt, mit welcher die Seelsorge für eine kleine, nahe gelegene Dorfgemeinde verbunden war. Denn, so sagte der einsichtsvolle Minister, nachdem er ihn einmal in Drakendorf hatte predigen hören: „Köthe ist mehr zum Geistlichen als zum Professor gemacht." — Hatte doch derselbe seinen geistlichen Beruf: das höchste Bedürfniß des Menschengeistes zu wecken und zu befriedigen, schon so kräftig und segensreich in dem Familienkreise zu Drakendorf kund gegeben, wo man ihn nicht nur wie einen Sohn und Bruder, sondern wie einen Friedensboten aufnahm und werth hielt.

Vater Ziegesar ward im Spätjahre 1813 durch seine Dienstverhältnisse nach Weimar gerufen. Er mußte dieses Mal ohne seine jüngste Tochter Sylvia, die Freude und den Trost seines Alters, gehen, die den Vater sonst immer begleitete, denn diese lag schwer krank an einem Nervenfieber zu Drakendorf darnieder. Der theilnehmende Hausfreund kam einige Male dahin; er kam auch zur Kranken, brachte dieser, als sie der Wiedergenesung entgegenging, in ihrer noch immer bänglich gebeugten Stimmung Aufrichtung und Muth zum Leben. Er war kein Tröster, wie die meisten anderen sind; was er sprach, das weckte eine Freudigkeit, nicht nur für den wechselnden Gang der Last wie der Lust des äußeren, sondern den Muth für die Kämpfe, so wie die Hoffnung auf die Siege des inneren Lebens. Die Kranke fühlte sich freudig und muthig fast wie niemals vorhin, und es war, als hätte sich der Quell

der Ermuthigung, den das Gespräch des Freundes eröffnet hatte, in beide Seelen, in die Ihrige wie in die seinige zugleich, ergossen, denn eines Tages, da sprach sein Mund ein Wort aus, dessen Geheimniß sein Auge wohl schon öfter mochte verrathen haben: er bat Sylvien um ihre Hand zum Bunde der Liebe für Zeit und Ewigkeit. In Sylviens Herzen regte sich freilich eine Stimme, welche gern alsbald zu dem Wunsche des Freundes Ja gesagt hätte, aber sie war, um es auszusprechen, zu tief bewegt. Der Gedanke an ihren Vater, den sie wie das eigene Leben liebte, und an die Trennung von diesem erfüllte ihre ganze Seele. Aber auch sie hatte durch und in dem Freunde nicht nur eine höhere göttliche Liebe, die nicht vom Wesen der Zeit ist, sondern eine irdische kennen und fühlen gelernt, welche für das Leben der Zeit eine beglückende Mitgabe ist, darum konnte sie nicht länger schweigen; sie reichte dem Freunde die Hand mit den Worten: „wenn mein Vater es will.“

Sylvia fühlte sich bald nachher wieder ganz gesund und kräftig genug für die kurze Reise nach Weimar, an ihres Vaters treues Herz. Der Minister pflegte, wenn er in Weimar war, den ganzen Tag, mit Ausnahme jener Stunden, in denen er bei Hofe sein mußte, in seinem Geschäftszimmer zu arbeiten; in der Nähe von diesem hatte er auch eine Wohnung bezogen, welche für ihn und seine Bedürfnisse, nicht aber für die eines Familienlebens ausreichte. Er kam deshalb nur am Abende in das Haus seines Sohnes, bei welchem Sylvia wohnte, und lebte dann, der Arbeitssorgen vergessend, gemüthlich froh wie in Drakendorf bei seinen Kindern. Schon an einem der ersten Abende gibt ihm da die Tochter, bei seinem Weggehen einen Brief in die Hand, darin sie dem theuren Vater das Geheimniß ihres Herzens ausspricht. Der Vater schreibt ihr

sogleich am anderen Morgen (19. Dezember 1813), er sei am Vormittag durch dringende Dienstgeschäfte gebunden, müsse dann bei dem Großherzog zur Tafel, sobald er sich jedoch frei machen könne, werde er zu ihr kommen und über Alles, was ihr am Herzen liege, sich mit ihr besprechen. Die Tochter wartet mit Sehnsucht von Stunde zu Stunde; der Vater bleibt über alle Erwartung lange aus; endlich kann man der hart Geängsteten die Kunde nicht länger verheimlichen: der Vater war nach der Tafel noch in einem langen, ernsten Gespräche mit seinem fürstlichen Herrn gewesen, mitten im Sprechen sinkt er zu Boden und ist auf immer verstummt; vergeblich war alle Mühe der Aerzte, den Todten wieder zu beleben.

Welch' ein Tausch war das zwischen der gehofften Freude am Herzen, des Vaters, von dessen Einwilligung in den Wunsch ihres Herzens sie im Voraus versichert war, und zwischen dem Leid an seinem Sarge. So von ganzem Herzen seit ihrer frühesten Kindheit hatte wohl selten ein Kind an seinem Vater gehangen, als Sylvia an dem ihrigen, der zu jeder Zeit ihr ein Rathgeber, ein Trost, eine Stütze gewesen war, an welche ihr Wollen und Denken, ihr ganzes Wesen, wie eine Schlingpflanze am Baumstamme, sich festhielt und hinanrankte. Diese Stütze war ihr nach Gottes Rath über Nacht dahin genommen. Und dennoch war dieser Rath für die damals noch Kranke und Schwache der beste. Sie sollte dem fast unmäßigen Schmerze nicht erliegen; in des Freundes Nähe und in seinem kindlich gläubigen Worte lernte die Verwaiste das Festhalten an einen Vater, dessen Vorsorge und Treue ewig ohne Ende ist; aus Seiner Hand, das fühlte sie jetzt lebendiger als jemals, war ihr der Freund gegeben, der von nun an, an des irdischen Vaters Stelle, ihre Stütze, ihr Trost im Leben

der Erde sein sollte. Im Verlaufe des nächsten Jahres 1814 reichten sich die Beiden an dem Altar zu Drakendorf die Hand zum Bund ihrer im Himmel geschlossenen Ehe; Sylvia war seitdem aus dem Schlosse ihrer Väter in die kleine Pfarrwohnung eingezogen und hatte dahin jenen genügsamen Sinn mitgebracht, der an Allem, was Gott gibt und der Liebende mit dem Liebenden theilt, Wohlgefallen und Freude findet, und welche auch überall um sich her Wohlgefallen der Augen und Freude der Herzen schaffet.

Nun, in die Friedenshütte dieses glücklichen Paares wollte ich jetzt gehen und die kleine Fußreise dahin, begünstigt von einigen milden, heiteren Frühlingstagen, ist mir ein Lustgang von so fröhlicher Art gewesen wie mir nur wenige in meinem Leben es in solchem Maaße waren. Mein Herz war mir getrost und freudig; alle Sorgen und Bedenklichkeiten der Freunde in Bärenwalde ließ ich hinter mir; ich war dessen gewiß, daß Gottes Rath und Gnade auch auf diesem neuen Lebenswege mich führen und halten werde. Ich nahm den kleinen Umweg über meine Vaterstadt Hohenstein, besuchte da das Grab meiner Eltern und meine Schwester Fröhnel: die einsame, in ihrem Gott vergnügte Wittwe. Wie friedlich wohl war es mir da in dem Hause und in dem Zimmer zu Muthe, darin unsere Mutter ihren Lauf vollendete und zu ihrem ewigen Frieden einging. Ich hatte noch niemals mit dieser vielgeprüften Schwester solche erquickliche Stunden verlebt, noch niemals ihr frommes, treues Herz so tief erkannt als an dem Abende bei meinem damaligen kurzen Besuche. Sie begleitete mich am anderen Morgen ein Stück Weges durch die grünenden Felder, dann zog ich allein und vergnügt meine Straße.

Es war an einem der ersten Tage der stillen Woche (Ostern fiel im Jahre 1816 auf den 14. April), als ich

durch die Gegenden wanderte, die mir aus meiner Schüler- und Studentenzeit in Weimar und Jena so wohlbekannt waren. Denn durch sie führte der Weg aus der Heimath nach meiner damaligen Fremde und aus dieser zurück zum Elternhause. Die Hügel, die Thäler, die Wälder waren noch dieselben geblieben, in mir aber war Vieles anders und neu geworden. Ich hätte so gerne allen Leuten, die mir begegneten, es gesagt, wie wohl mir es sei und wo ich beim längeren Verweilen Gelegenheit und ein Ohr, bereit zum Anhören meiner Worte, fand, da ging mir auch wohl der Mund über von dem, davon mein Herz voll war: ich zeugte von Dem, woran die stille Woche uns erinnern solle, von der rechten, fröhlich ernsten Stille der Seele und von dem einigen Wege, auf dem man zu ihr gelange. Noch jetzt erscheint mir meine damalige Freudigkeit als ein Zeichen, daß mir es mit der eigenthümlichen Wahl meines damaligen Lebensweges ein guter, treuer Ernst gewesen sei.

Und da trat ich denn, so viel ich mich erinnere, ganz unangemeldet in die stille Pfarrwohnung meines Freundes ein. Von den ersten Augenblicken an ward es mir so, als sei ich darin zu Hause. Ich bedurfte eines inneren Ausruhens von den mancherlei Gedanken und Sorgen der nahen Zukunft, darin ich mich in der letzten Zeit herumgetrieben, und ich fühlte, daß ich sie hier finden werde. Der Hausvater war eben abwesend; sein ganzer Sinn, sein ganzes Wesen war aber in Sylvien da und darum war auch diese mir sogleich wohlbekannt. Das ist das gemeinsame Wesen, ist der gemeinsame Sinn solcher Seelen, welche Gott lieben von ganzem Herzen, aus allen Kräften und von ganzem Gemüthe und diese Liebe nicht durch Worte zur öffentlichen Schau tragen, sondern durch stillen Wandel und fröhlich

ernstes Bezeugen kund geben. Es ist eine seltene Gabe, wenn in der Natur eines Weibes das Hohe und Schöne, das in der äußeren Gestaltung dem Auge sich darstellt, von einem Geiste durchwirkt ist, der durch Wort und That das äußere Erscheinen zum bleibenden Sein macht. Das ist nicht eine Gabe, welche aus adeliger Geburt, oder durch den Verkehr und Umgang mit der so hochgebildeten Welt erlangt wird, sondern welche nur durch den Umgang mit Gott gewonnen werden kann. Ein neues, lebendiges Reis, auf den alten Stamm gepfropft, pflegt in sich die Säfte von diesem zu verwandeln und zu veredeln. Dieser neugestaltenden Kraft ist Alles möglich; das edlere Pfropfreis kann, in den Schlehdorn gesenkt und aus den Säften von diesem genährt, die gleichen Früchte bringen, als aus seiner Einverleibung mit einem schon von Natur besseren Baume; doch werden die Zweige, die aus dem ursprünglichen Stamme hervorbrechen, noch immer die alte Natur des Schlehdornes verrathen. Wenden wir uns von dem eben gebrauchten Bilde zu seiner Bedeutung, dann lehrt uns die Erfahrung, daß es ein mehr denn gewöhnliches Glück sei, wenn sich die Macht einer geistig veredlenden Gesinnung zu einer in guter, feiner Zucht erwachsenen äußeren Bildung der Sitten gesellt.

Ein liebliches Kind, die Erstgeborene des glücklichen Paares, noch kein Jahr alt, saß auf dem Schooße der Mutter. Nicht der gleiche Vorname mit meiner Tochter allein, auch das Wesen des Kindes erinnerte mich sehr lebendig an den Genuß meiner eigenen Vaterfreuden, deren theilnehmender Zeuge mein Freund Köthe in Dresden täglich gewesen war. Dieser fand mich, als er jetzt zu uns eintrat, in einen Traum versenkt, der in den wirklichen Verkehr mit der lebenden Gegenwart Schattenbilder

einer Vergangenheit einmischte, welche durch ein Grab von uns geschieden war.

Wir Beide, der Freund und ich, hatten uns jetzt selber wieder, mit unserer Gegenwart und Zuknnft.

Ich zunächst hatte Vieles zu berichten über die Geschichte meines letzten Halbjahres in Nürnberg, über die unerwartete Wendung, welche mein Lebensweg genommen und über Das, was zu dieser Wendung mich bewogen. Da ergab sich alsbald zwischen uns Beiden ein so nahes Zusammentreffen der gleichzeitig erwachten geistigen Bedürfnisse und Anregungen, als hätten wir in den letztvergangenen Jahren in beständiger Beziehung unseres Thuns auf einander an einem gemeinsamen Tagwerke gearbeitet. Köthe hatte zu gleicher Zeit mit mir den Drang gefühlt, die große Wahrheit, welche selig machet Alle, die daran glauben, laut und frei vor der Welt zu bekennen; während ich an dem ersten Bande meines „Alten und Neuen" schrieb, hatte er an seiner Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit gearbeitet. Er, in seiner Stellung als Lehrer der Theologie an einer Universität, hatte sich mit seinem Zeugniß an die geistlich Reichen gewendet, ich mit dem meinigen wohl mehr an die geistlich Armen, so daß ich weniger von jenen feindseligen Anfechtungen zu leiden hatte, durch welche bald nach dem Erscheinen seiner Schrift mein friedliebender Freund gekränkt ward. Denn mein Buch, in seinem geringen Gewande, ging wenig beachtet durch die Gassen der Welt, mit deren Weisheit und Thorheit es sich in keinen Wortwechsel einließ. Uebrigens fand ich meinen Freund so lebendig von der Ueberzeugung ergriffen, daß es jetzt, bei dem, wie es schien, allgemein im Vaterlande wieder erwachenden, besseren Geiste, unsere höchste Aufgabe sei, Hand an die christliche Bildung und

Belehrung des Volkes zu legen, daß er den Zug, welcher mich nach Mecklenburg führte, alsbald verstand und beherzigte. Er selbst fühlte sich in seinem Amte, als Prediger und Seelsorger bei einer kleinen Dorfgemeinde ganz überaus glücklich. „Freilich, so fügte er hinzu, ist es seltsam genug, daß du in Mecklenburg in eine doppelte Mission, als Lehrer der Kinder bei einem edlen Fürstenhause und in mittelbarer Weise, als Lehrer der Kinder des Land= und Stadtvolkes, eintreten sollst. Aber Gott wird mit dir sein".

Gleich an einem der ersten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes in Jena besuchte ich auch meinen alten, lieben Major von Knebel, den ich schon in früheren Jahren bei Herder gesehen hatte. Eine wahrhaft seltene Erscheinung war dieser Greis. Er stand damals freilich erst in seinem 72. Jahre und hat nachmals noch 18 Jahre, bis zu seinem 90., gelebt, an geistiger wie leiblicher Frische glich er jedoch einem rüstigen Manne von mittlerem Alter. Ich meine, ich hätte wenig Menschen gesehen, an denen sich die innere geistige Lebendigkeit und Beweglichkeit so wie bei Knebel in jeder Miene, in jeder Geberde des Leibes ausgesprochen hätte; während sich an den Bewegungen des feinen Mundes ein Wohlgeschmack am „attischen Salze" zu verrathen schien, lag in dem Blicke der klaren Augen, in den Mienen des Angesichtes ein solcher Ausdruck von natürlichem Wohlwollen und Heiterkeit des Gemüthes, daß man gleich bei dem ersten Sehen ein gutes Vertrauen zu dem Manne fassen mußte. Aus seinem Gespräche konnte man leicht bemerken, daß er die Welt kannte, denn er wußte sogleich, woran er mit den Leuten war und redete mit jedem so, wie es nach seinem Sinne für ihn gehörte. Gegen mich benahm er sich alsbald wie gegen einen alten

Bekannten, obgleich er mich vor langer Zeit nur etwa ein oder etliche Male in Weimar gesehen, kaum gesprochen hatte. Ich konnte meine höfliche Bewunderung seiner trefflichen Uebersetzung der Elegien des Properz *) nicht an den Mann bringen, denn ich bemerkte bald, daß dieser Mann kein Freund von dem fremden Lobe seiner Sachen war, vielleicht weil er meinte, das verstände sich von selber. Er führte mich gleich in seiner ersten Ansprache dahin zurück, woher ich kam: in mein altes gutes Nürnberg, das ihm wohlbekannt war, und nach Bayern; sprach mit Liebe und großer Achtung von dem Könige Max und seinem Kronprinzen (nachmaligen König) Ludwig. „Denn", so sagte er, „ich bin auch in Bayern geboren und zwar bald von dort ausgewandert **), bin aber mit meiner Theilnahme ein Bayer geblieben und möchte, wenn ich nicht in Weimar so gut säße, in Bayern leben". Er kannte in Nürnberg und in ganz Franken alle die Familien, die auch ich kannte, brachte mich in das Erzählen hinein und schien mir gern zuzuhören, wußte auch, daß Jean Paul mich als Freund schätzte und liebte. „Sie gehen", so sagte er, „jetzt an einen Hof, zunächst als Prinzenerzieher. Nun, ich bin auch an mehr als einem Hofe, bin auch Erzieher bei dem frühe verstorbenen Prinzen Constantin gewesen und zu diesem Berufe fast in ähnlicher Weise als Sie: durch den Willen einer geistvollen, hochsinnigen Fürstin (der Herzogin

*) Seine meisterhafte Uebersetzung des Lukrez erschien erst später.

**) Knebel stammte aus Wallerstein, wo sein Vater Kanzler war, zog mit diesem nach Ansbach, wo der Dichter Uz bedeutenden Einfluß auf seine erste Bildung gewann, tauschte die juristische Laufbahn, die er in Halle betreten hatte, mit der militärischen in Preußen (noch unter Friedrich II) um, ließ sich dann auf einer Reise nach der Heimath in Weimar festhalten.

Amalie) — Sie durch den letzten Wunsch der Enkelin dieser Fürstin hingezogen worden; Ihnen aber, mein lieber Nürnberger Bürgersmann, möchte ich noch eine und die andere gute Lehre mit auf den Weg geben". Er erzählte mir hierauf jene sinnreiche Parabel von dem Derwisch, die ich oben (Bd. I S. 19) ihrem Inhalte nach treulich (weil ich sie frühe, noch aus frischer Erinnerung aufgeschrieben) mitgetheilt habe. Ich erwiderte ihm darauf ohngefähr Folgendes: „O lieber Herr Major, darüber, daß mich die hohen Herrschaften etwa so gar sehr in ihr Vertrauen und ihre besondere Gunst ziehen möchten, sorge ich mich weniger. Denn ich meine, sie werden selber so klug sein und einsehen, daß ich dazu nicht tauge. Aber vor etwas Anderem ist mir bange. Hebel in seinem Schatzkästlein hat eine Geschichte erzählt von einem sonst gutwilligen, übrigens aber schwachen und, wie mir scheint, etwas schlafmützigen Herrn und seinem Bedienten oder Reitknecht *). Derselbige Reitknecht mag allerdings ein rüstiger und brauchbarer Bursche gewesen sein, so daß sein Herr ihn nicht wohl entbehren konnte, aber er war dabei ein Mensch von schlechter Zucht und Sitte. Denn wenn es seinem Herrn gut ging und dieser sich wohl sein ließ, da war der Reitknecht gleich oben aus, hielt in seinem lustigen geschwätzigen Humor kein Maaß, sondern that, als wäre er in der Stube einer Dorfschenke. Wo der Herr geehrt war, da benahm sich der Reitknecht so, als ob die Ehre ihm gelte, wurde übermüthig und hochfahrend gegen die Leute, sowie etwa andere Male bei vermeintlichen Zurücksetzungen seines

---

*) Vermuthlich hatte ich die kleine Geschichte von den „beiden Schlafkameraden" im Sinne, die in den früheren Auflagen von Hebel's Schatzkästlein steht.

Herrn gar grob und beleidigend. Solche Ungezogenheiten seines Burschen thaten freilich dem Herrn, der aus besserer Zucht stammte, leid genug, meist aber erst hintennach, wenn die Sache schon geschehen war. Denn wenn es die rechte Zeit gewesen wäre, dem bäuerischen Benehmen des Knechtes Einhalt zu thun, da war der Herr gegen die Ungeschliffenheiten desselben wie blind und taub, that fast so, als gäbe er dem Menschen Recht und ließ Alles gehen wie es ging, bis hintennach die rechte Einsicht kam. Nun, lieber Herr Major, so wie in Hebel's Geschichte vom Herrn und seinem ungezogenen Bedienten sieht es auch in meinem inneren Haushalte aus. Da gibt es zwei Partheien, die eine, so möchte ich sagen, ist meine Gesinnung, die andere ist mein Naturell. Jene, wie sie nun eben ist, sollte von Rechtswegen immer der Herr, das Naturell der Diener sein. Aber dem ist nicht so; der Reitknecht — mein Naturell — hat leider nur zu oft die Ueberhand über den träumerischen schwachen Herrn, doch hoffe und vertraue ich, das wird auch einmal anders und besser werden. Ehe es aber nun anders geworden ist und der Reitknecht gelernt hat, sich ganz still und bescheiden zu verhalten, nicht darein zu reden, wenn sein Herr in hoher ehrenwerther Gesellschaft ist, kann ich nicht ohne Sorge daran denken, daß ich mit diesem ungezogenen Gesellen, der bisher nur unter seines Gleichen gelebt hat, an einen Fürstenhof hingehen soll. Ich meine, das wird manchen Anstoß geben*). — Der Major schüttelte mit dem Kopf und lachte über meinen Vergleich. „Ziehen Sie", so sagte er, „nur ruhig Ihre

*) Ich hatte hier allerdings mit dem alten Freunde in seiner Sprache geredet; mein Bedenken über den inneren Widerspruch in meinem Wesen war von ernsterem Sinne.

Straße; so lange der Reitknecht ein ehrlicher Kerl bleibt, und ich weiß, das wird er bleiben, darf Ihnen nicht bange sein; vielleicht kommt auch der Bursche bei Hofe in bessere Zucht. Uebrigens möchten auch andere Leute, wenn sie ihren inneren Haushalt betrachten, ähnliche Klagen über das unbotmäßige Hausgesinde anstimmen als Sie."

Ich war noch ein oder etliche Male bei dem guten alten Knebel, empfing da immer Belehrung und befand mich sehr wohl bei ihm und seiner freundlichen Gemahlin.

Wahrscheinlich durch Knebel, hatte man in Weimar bei Hofe erfahren, daß ich, der nach Mecklenburg berufene Professor aus Nürnberg, so eben in Jena sei. Andere Male würde man das wenig oder nicht beachtet haben, aber es traf sich, daß gerade um diese Zeit mein hochfürstlicher Gönner: der Herr Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg mit seinen Kindern, zu denen ich als Lehrer kommen sollte, in Weimar war (II. S. 512). Dieser geistreiche, für das Wohl seiner Kinder zärtlich besorgte Herr kam mit seinem Schwiegervater Carl August von Weimar nach Jena, in dessen Schlosse der Großherzog öfters, wenn auch nur auf wenige Stunden, zusprach, um bei dieser Gelegenheit einen und den anderen der bedeutenden Männer der gelehrten Stadt zu sehen, oder Regierungsangelegenheiten zu besorgen. Eines Tages, als ich im Hause der Freunde und mit diesen, etwas später als gewöhnlich noch am Mittagstische saß, brachte mir ein Bedienter im Auftrag des Herrn Großherzogs die Einladung zur Tafel „der Herr Erbgroßherzog von Mecklenburg wünsche mich da zu sprechen." Was war aber da zu thun? Ich war als Fußgänger nach Jena gekommen, in einer Kleidung, die wohl für einen Gast an der Wirthstafel im Gasthofe zum Bären gut genug gewesen wäre,

nicht aber für einen Eingeladenen zur hochfürstlichen Tafel. In meinem braunen Ueberrocke, der besser für die wechselnden Launen des Aprilwetters im Freien, als für den ewigen Frühling eingerichtet war, welcher in den Zimmern der fürstlichen Paläste herrscht, und auch mit meinen derben Reisestiefeln konnte ich unmöglich vor den hohen Herrschaften mich präsentiren; ich mußte, wie die Freundin Sylvia sagte, dort im schwarzen Frack und Schuhen erscheinen. Und wie dieses bewerkstelligt werden könne, das war der Freundin eifrige Sorge. Mein lieber Köthe war weder so lang noch so breit, sondern von ungleich gemäßigterer, bescheidenerer Statur als ich. In diese Maßverhältnisse mußte ich mich jetzt fügen, als mir die gute Sylvia die Gallakleider ihres Mannes darbot. Obgleich ich mich gern darein ergab, daß der Frack nach vorn in ziemlicher Breite offen bleiben müsse, entging es mir dennoch nicht, daß ich mich bei, sowie vor und nach der Tafel aller Gestikulationen mit den Armen zu enthalten habe, denn wenn ich einen oder den anderen auch nur nach einem naheliegenden Stück Brod hätte ausstrecken wollen, dann wäre mir der Aermel gar weit über das anständige Maß hinaufgefahren. Selbst bei dem Komplimentmachen wurde mir Vorsicht empfohlen, und daß mich die fremden, engen Schuhe in peinlicher Weise drückten, das brauchte mir Niemand zu sagen, denn ich fühlte es selber.

So ging ich denn den mir aus alter Zeit wohlbekannten Weg, nach dem Schlosse hin. Die Herrschaften hatten sich eben schon zur Tafel gesetzt und man wies mir meinen Sitz an zwischen dem Herrn Erbgroßherzog von Mecklenburg und seiner ältesten Prinzessin Tochter Maria. Ich werde den ersten Eindruck, den mein nunmehriger Herr durch sein persönliches Erscheinen auf mich machte,

niemals vergessen, denn jener Eindruck war ein solcher, den man gerne in der Erinnerung festhält. Ein Mann, fast noch in der Mitte des gewöhnlichen, zur vollen Reife gelangenden Lebensalters, wohlgestaltet und von würdevoller Haltung, in den feinen Zügen des Angesichtes und im Blicke der klaren, blauen Augen, im Ausdruck des sinnigen Ernstes und zugleich des freundlich entgegenkommenden Wohlwollens. Der seltene nur von Wenigen in seinem ganzen Werthe erkannte Fürst gewann sogleich durch sein erstes Gespräch mit mir mein ganzes, volles Vertrauen, das sich in ihm auch niemals getäuscht fand, denn ich danke Gott dafür, daß ich in seinen drei letzten Lebensjahren, bis nahe zu seinem Ende, um ihn sein durfte.

Der Herr Erbgroßherzog verließ die Tafel bald; die dringend nothwendige Beantwortung eines Briefes aus Mecklenburg rief ihn, wie er dem Großherzog sagte, von der Gesellschaft ab. Ich hatte nun Zeit und Gelegenheit, auch mit meiner künftigen Schülerin, der Prinzessin Maria, mich zu unterhalten. Auch Das, was mir an dieser der erste Eindruck versprach, hat sich in der Erfahrung vieler Jahre bewährt. Obgleich die hohe, jungfräulich kräftige Gestalt das damals erst dreizehnjährige Alter der Prinzessin nicht verrieth, lag dennoch in ihrem ganzen Wesen der Schatz der unbefangenen Kindlichkeit unversehrt. Man bedurfte kein weiteres Zeugniß über den inneren Werth einer solchen, an Geist und Gemüth gesunden Natur; treu und wahr und offen sprach dieser in Blick und Mienen, so wie im zutraulichen Worte sich aus; die innere Heiterkeit des Gemüthes gab sich in dem fröhlichen, zum kindlichen Scherze geneigten äußeren Bezeugen kund. Ich wünschte mir von Herzen Glück zu einer solchen Schülerin.

Die Tafel war aufgehoben; die Prinzessin mit ihren

Damen entfernte sich mit dem freundlichen Gruße „auf baldiges Wiedersehen"; der Herr Großherzog von Weimar hatte sich, noch in einem Gespräche mit Professor Döbereiner begriffen, an ein Fenster des Saales zurückgezogen. Ich stand einige Augenblicke allein, nahte mich dann, jenseits der Tafel stehend, mit dem Hute in der Hand dem hohen durchlauchtigsten Gastfreunde auf einige Schritte, machte mit ehrerbietigem Lächeln eine stumme Verbeugung gegen denselben und eilte, so voll Freude über diesen ersten guten Anfang meines Auftretens bei Hofe nach dem Hause der Freunde, daß ich den schmerzhaften Druck der engen Schuhe nicht mehr fühlte. Jene aber, die Freunde, als ich ihnen die ganze Geschichte der zuletzt verlebten glücklichen Stunde erzählte, wollten es freilich nicht billigen, daß ich so eilig davon gelaufen sei. Denn der Herr Großherzog, sagten sie, würde gewiß nach Beendigung seines kurzen Gespräches mit Döbereiner auch mit mir gesprochen haben, und man dürfe überhaupt von solchen Herrschaften nicht hinweggehen, ohne von ihnen entlassen zu sein. Ich aber sagte: der Herr Großherzog Carl August ist ein so geistreicher, lieber Herr, der in seinem Leben so viele verschiedene Menschen und Völker gesehen hat, daß er mir mein Versehen gewiß nicht übel nehmen wird. Und daß dieses so gewesen sei, erfuhr ich am anderen Tage bei Knebel.

Während meines diesmaligen kurzen Aufenthaltes in Jena machte ich auch die persönliche Bekanntschaft des berühmten Oken. Ich war mit ihm schon seit längerer Zeit in Verkehr durch Briefe gestanden; hatte ihm namentlich in Nürnberg, bei dem Ankaufe einer von ihm gewünschten Mineraliensammlung, manche kleine Gefälligkeit erwiesen. Die Achtung, welche ich gegen diesen um eine allgemeinere Anregung zum naturwissenschaftlichen Forschen und Erken-

nen wohlverdienten Mann schon aus der Bekanntschaft mit seinen Schriften gewonnen, wurde jetzt, bei unserem Zusammentreffen in Jena, zu einer Achtung, welche seiner ehrenwerthen Persönlichkeit galt. Ich brachte bei ihm und seiner vortrefflichen Frau, einer Tochter des von mir hochverehrten Geheimrath Professor Stark (des Aelteren) einige vergnügte Stunden zu, und es thut mir leid, daß bei unserem späteren Zusammensein in München jenes naturgemäße Verhältniß einer gegenseitigen Anerkennung, mehr noch durch fremden Einfluß als durch unsere Schuld, gestört wurde. Der Eifer für das Wirken in dem gemeinsamen Arbeitsfelde der Naturwissenschaft war bei uns Beiden der gleiche; warum sollten nicht die Arbeiter in einer großen Werkstätte ihre Tagwerke, darin das eine dem anderen zur hülfreichen Ergänzung dient, in freundlicher Eintracht betreiben, wenn auch Jeder von ihnen, in seinem eigenen von dem des Anderen verschiedenen Obdach nach des Tages Last und Mühe sein stilles Ausruhen und den heimathlichen Frieden des Herzens findet.

Die schönsten Stunden der damaligen stillen Woche brachte ich mit Köthe und seiner Familie zu. Ich hörte ihn in der kleinen Kirche seiner Dorfgemeinde am Charfreitag predigen. Einfältig, lebendig und kräftig führte er die Seelen dahin, wo sie an diesem Tage sein sollten. Der Nachmittag war schön und frühlingsartig mild. Wir brachten ihn in Drakendorf, dann auf einer nahen Wiese mit eben hervorbrechendem Grün neben der Heerde der Schafmütter und ihrer Lämmer zu. Mir war es, als verstände ich so sehr als nur jemals die stille Freude des Kindes meiner Freunde, das ich auf meinen Armen trug.

Ein Brief meiner lieben Julie, voll schmerzlichen Verlangens nach mir, den sie für erkrankt hielt, bewog mich,

meine Rückreise nach Bärenwalde in möglichster Weise zu beschleunigen. Ich war noch einmal bei meinem alten, freundlichen Major Knebel. Es war eine ernste Mitgabe, die mir dieser noch beim Abschied mittheilte. Er sagte mir, daß der einzige näher befreundete Bekannte, den ich in Mecklenburg zu treffen hoffte, der Hauptmann von Mecklenburg, in unerwarteter Weise, plötzlich gestorben sei, doch gab er mir zugleich einen Brief an eine Freundin, eine Dame bei Hofe, mit, die, wie er mir sagte, gar bald auch meine Freundin und Rathgeberin werden würde, besser vielleicht noch als der verstorbene Hauptmann mir es hätte sein können.

Das Jahr 1816 hatte im Monat April einzelne schöne Frühlingstage, deren plötzlicher Wechsel mit winterlicher Kälte und Schneegestöber vielleicht schon ein Vorzeichen von jener vorherrschenden Stimmung der Witterung war, durch welche der ganze Sommer in betrübender Weise von anderen Sommern sich unterschied. Im stärksten Schneegestöber, dann über den winterlich fest gefrorenen Boden, zog ich, zuerst nach dem Rathe der Freunde mit Extrapost, dann nach eigenem Rathe zu Fuße, meines Weges nach dem Elternhause meiner Julie, die mich mit bangem Sehnen schon seit mehreren Tagen erwartet hatte. Ihr Wille war jetzt freudig und ganz mit dem meinigen einig: „Gott wird ja auch auf dem neuen, dunklen Lebenswege uns nicht verlassen, wird unser treuer Führer, unser Trost, unsere Hülfe sein."

## 2. Die Reise nach Mecklenburg.

Die Weisung, welche ich noch in Jena erhalten hatte, daß ich nicht vor der Rückkehr des Herrn Erbgroßherzogs nach Ludwigslust dort eintreffen solle, hatte meinen Auf-

enthalt im Kreise der Verwandten noch verlängert. Ich sah während dieser Zeit die Geschwister in Chemnitz und Lößnitz und wurde durch die verständige Weise und das Gottvertrauen, damit meine Schwester in Chemnitz und der Schwager Reichel in Lößnitz mein Vorhaben auffaßten, sehr erfreut und gestärkt.

Die milden, heiteren Frühlingstage in der letzten Hälfte des April und selbst noch die ersten Tage im Mai, welche dem regnigen Sommer des Jahres 1816 vorausgingen, begünstigten unsere Reise nach dem neuen Wohnorte sehr. Wir durften uns Zeit lassen zu einem zweitägigen Aufenthalte in Leipzig. Es war so eben in der Zeit der Ostermesse, in welcher alle Gasthöfe von Besuchenden aus der Nähe und Ferne überfüllt sind, welche, wenn nicht das Geschäft des Handels selber, doch die Lust am Schauen und geselligen Vergnügen hieher führt. Wir fanden eine stille Privatwohnung und ich fand zugleich die Gelegenheit zu einem anderen lebendigeren Verkehre, als zu dem des Handels um die Schätze und Kleinoden aus den verschiedensten Ländern. Ich suchte nach Dem, das ich in Nürnberg so reichlich genossen hatte: nach einem brüderlichen Zusammensein mit Menschen, die an demselben Kleinod, das mich erfreute, ihre Lust hatten. Wenn man das geistige Leben in dem damaligen Leipzig mit dem früheren verglich, das mein Vater während seiner Studentenjahre dort gefunden, oder noch mehr mit dem jetzigen, an welchem meine Kinder und Enkel sich erfreuen, da konnte man freilich den großen Unterschied zwischen dem Sonst und Jetzt nicht verkennen. Allerdings hätte man die Erinnerung an Gellert und an die treuen Zeugen seiner Zeit nicht allein draußen unter den Denkmalen des Johanniskirchhofes zu suchen gebraucht, man hätte sie auch noch in dem Herzen manches der alten

Bürger der Stadt und hin und wieder in manchem vor dem Auge der „gebildeten Welt" verborgenen Haushalt gefunden, aber jene sogenannt gebildete Welt war, mit wenig Ausnahme, eine ganz andere geworden als sie zu Gellert's Crusius und ihrer Freunde Zeiten gewesen. Der Leuchter war hinweggenommen von der Stätte, dahin er gehörte; es war nicht mehr das göttliche Wort, das man von den Kanzeln vernahm, um welche die Menge nach angewohnter Sitte sich versammelte, sondern fast durchgängig nur ein ungöttliches, kraft- und trostloses Menschenwort voll Künstlichkeit der Rede. Da, wo hin und wieder noch ein treuer Zeuge das Wort der Wahrheit in Einfalt und Lauterkeit verkündete, fand die gebildete Menge nicht Das, was ihren Ohren wohlgefiel; es war nur ein kleines Häuflein, welches dahin kam, und das zu jener Zeit so theuer gewordene Brod des Lebens mit freudigem Herzen aufnahm. Mehrere Jahre nach diesem meinem Besuche in Leipzig (so erzählte man mir) kam eine Dame von hohem Stande, welche das Brod des Lebens kennt und seiner von Herzen begehrt, auf ihrer Reise nach Thüringen durch Leipzig. Es gab damals noch keine Eisenbahnen, welche den Verkehr zwischen dem nördlichen Deutschland mit dem südlichen so mächtig beschleunigen; die hohe Reisende mußte in der Stadt übernachten. Es war Sonnabend, den Sonntag pflegte sie als Tag des Herrn zu feiern. Sie ließ den Wirth auf ihr Zimmer rufen. „Herr Wirth," so fragt sie diesen, „gibt es wohl hier in der Stadt noch irgend einen Geistlichen, der zu den Mystikern und Pietisten gehört und als solcher predigt?" — „Nein, Gott Lob! E. K. H." antwortet der Wirth, „solche Leute brauchen wir nicht mehr zu hören. Unsere Herren Prediger sind lauter aufgeklärte

Männer, keine Finsterlinge. Ein einziger solcher Finsterling ist noch da, ein gewisser Hänsel, der Prediger in der Zuchthauskirche. Es hört aber Niemand sein altmodisches Geschwätz an, außer die Züchtlinge, die in seine Kirche müssen und etliche Wenige aus dem geringen Volke." — Die Dame hatte jetzt erfahren, was sie zu wissen wünschte; sie entließ den Wirth, begehrte aber den Kirchenzettel für den Sonntag zu sehen. Durch diesen erfuhr sie die Stunde, in welcher Hänsel predigte; der Lohnbediente wird für den anderen Morgen wieder bestellt. Dieser erstaunt nicht wenig, als die hohe Dame am Sonntag Morgen an ihn das Begehren stellt, er solle sie und ihre Begleiterin in die kleine, arme Zuchthauskirche zu Hänsel's Predigt führen. Sie ging dahin, nach ihrer prunklos demüthigen Weise zu Fuße, und das einfältige Wort von der Buße und von der heilenden Kraft des lebendigen Glaubens an Christum war so ganz nach ihrem Sinne, daß sie bei dem Herausgehen aus der Kirche eine ihrer Kirchennachbarinnen ermahnte, diesen Prediger so oft als möglich und mit treuer Hingebung zu hören.

Diese kleine Geschichte, die ich mittelbar aus einem glaubwürdigen Munde vernommen, mag nicht ungeeignet sein, die geistige Stimmung und den unkirchlichen Ton anzudeuten, welcher während der ersten Jahrzehende dieses Jahrhunderts allmählig in Leipzig der vorherrschende geworden war. Die Geschichte der furchtbaren Gräuel, durch welche unser deutsches Volk in den Jahren der Empörung von 1848, 49 sich befleckt hat, sind vielleicht noch ein neben der besseren frischen Saat zurückgebliebener Unkrautsamen aus jener ungesegneten, verödeten Zeit gewesen. Das gehaltlose Gestrüpp stand da, zum Anbrennen dürr; der zün-

bende Feuerbrand aus ruchloser Hand kam von ferne her und der wüste Theil des Feldes sammt seinen Dornen stand in Flammen.

Aber schon im Jahre 1816 gab es in dem steinigen Felde voller Dornen nicht nur einzelne Strecken des guten Bodens, darauf die Saat zu reichlichem Ertrage reifte, sondern auch Bäume von kräftigem Wuchs und Stamm, voller Blüthen und Früchte. Wie ein solcher lebenskräftiger Baum, in dessen Schatten man gerne ruhete, stand namentlich der Professor Dr. Friedr. Wilh. Lindner in Leipzig da, den ich durch meinen Vetter und nachmaligen Schwager Ferdinand Werner, seinen treuen und eifrigen Schüler, persönlich kennen lernte. Lindner, mit mir von gleichem Alter, hatte schon frühe als Lehrer und Schriftsteller den Weg des lauten ernsten Bekenntnisses von dem einigen Heil in Christo betreten. Er ist, nach seinem Maaße, für seine Zeit und seine Umgebung die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen, der viele Schläfer geweckt und auf den Weg des Lebens hingewiesen hat. Unter den Jünglingen, die aus seiner Schule hervorgingen, haben viele durch Wort und Wandel ein treues Zeugniß von der erkannten Wahrheit gegeben und Das, was er als Lehrer an der Bürgerschule an den jungen Seelen gewirkt, das wird einen anderen Lohn finden, als den einer irdischen Bürgerkrone. Maria Mertens, deren tief ergreifenden Lebenslauf aus guter Hand wir so eben erhalten haben, ist eine von jenen vollwichtigen Aehren, deren Garben von der Aussaat des gesegneten Lehrers an der Bürgerschule hervorgewachsen und gereift sind zum Tage der Ernte. Lindner war unter den namhaften Meistern der Erziehungskunde seiner Zeit einer der ersten, welcher das Christenthum als die Grundlage aller ächten Bildung und Erziehung der

Jugend öffentlich anerkannte und in seinem Unterrichte bethätigte. Es sind viele Stürme über den kräftigen Baum ergangen, der alte Stamm aber stehet auf seinem guten Grunde fest gewurzelt und die Zweige grünen.

Lindner's Bekanntschaft und belehrende Mittheilungen waren mir auf meinem damaligen Wege von ganz besonderem Werthe, ich benutzte jede hiezu günstige Stunde, um mit ihm zusammen zu sein.

Auch Adolf Wagner, den Freund Kanne's, lernte ich während meines damaligen kurzen Aufenthaltes in Leipzig kennen und gewann ihn lieb; mit ihm so wie durch seine und Lindner's Vermittelung noch einige andere werthe Männer. Unter ihnen nenne ich den k. Oberpostdirektor Hüttner in dankbarem Andenken an seine große mir, so wie meinem Freunde Kanne erwiesenen, unermüdeten Gefälligkeiten. Der Verleger meines ersten wissenschaftlichen Werkes, Reclam, hatte während der Tage der großen Völkerschlacht bei Leipzig gleich vielen anderen seiner Mitbürger große Verluste erlitten. Ihm sagte ich den Verlag des ersten Bandes meines Alten und Neuen unter Begünstigungen zu, welche nicht die zwischen Autoren und Verlegern gewöhnlichen waren. Denn Freund Lindner's kräftiger Zuspruch hatte mich bestimmt, das Buch so bald als möglich zu vollenden und drucken zu lassen.

Die Zeit, welche mir zum Eintreffen in Ludwigslust bestimmt war, rückte jetzt nahe heran, mir war es, als ob ich von dem wohlbekannten Festlande abstieße und hinauszöge auf ein unbekanntes Meer, als ich von den brüderlichen Freunden in Leipzig schied und hinausfuhr von meinem Vaterlande und meiner Heimath in ein Land, auf welches, wie ich fest glaubte, der Finger des Herrn mich hingewiesen hatte. — Schon damals war mir Leipzig ein gei-

stiges Festland, dessen Bergspitzen aus einer darüber aus-gebrochenen Fluth hervortraten; wie anders stand es später, steht es jetzt da. Sei mir gesegnet, du wieder gewonnenes Land des Segens mit deinem Friedensboten.

Von der Reise über Dessau, Zerbst, Magdeburg hätte ich wohl Manches zu erzählen, das mir lebhaft in der Erinnerung geblieben ist, das jedoch für die eigentliche Geschichte meines Lebens ohne Kraft und tiefer gehende Bedeutung blieb. Ein Fernblick auf den Harz, auf das, jenseits der Elbe gelegene Wittenberg, von Wörlitz aus, das kurze Verweilen in dem ehrwürdigen Dom zu Magdeburg, das Alles wären wohl anziehende Punkte zum näheren Hinzutreten oder zum längeren Verweilen gewesen, aber mein Hoffen, mein Denken und Sinnen waren jetzt weder zur Rechten noch zur Linken, sondern gerade aus nur nach dem Ziele meines Weges gerichtet. In einem Föhrenwalde jenseits Stendal wandelte mich, obgleich die blühenden Pulsatillen mich an ihre edlere, höhere Schwesterart bei Jena erinnerten, eine bängliche Sorge und geistige Beklemmung an; ein gewaltiger, plötzlich ausbrechender Gewittersturm hielt unsere Fähre bei der Ueberfahrt über die Elbe nach Lenzen an einer seichten Stelle des Stromes fest und regte in meinen Begleiterinnen große Furcht und Schrecken auf. Desto lieblicher war dann Allen das geistige wie das leibliche Ruhen in Lenzen und in Hoffnung und Vertrauen neu bekräftigt traten wir am letzten Morgen der Reise in das Land unserer neuen irdischen Pilgerstation ein.

## 3. Die Reize des Neuen.

Wenn den Fremdling, der aus der süddeutschen, bergigen Heimath zum ersten Male in das Flachland der

norddeutschen Küstengegenden kommt, das Neue, das er da vor Augen sieht, eher etwas unheimlich als heimathlich anspricht, dann dürfen wir es dem unerfahrenen Ausländer nicht verargen. Die vielen sandigen Gegenden, welche wir auf unserer Herreise langsam, wie die damalige Beschaffenheit der Straßen es gebot, durchzogen hatten, waren uns zwar nichts Neues, denn die Umgegend von Nürnberg hatte Aehnliches aufzuweisen und die Erleichterung des Verkehres durch die besseren Straßen und die Eisenbahnen war noch der fernen Zukunft vorbehalten. Abgesehen aber von dem Unerfreulichen, das zu den Füßen lag, blieb auch das Verlangen des Auges, aufzuschauen zu den Bergen, nach allen Richtungen hin unbefriedigt. Nun, es gibt zwar noch andere Berge als die leiblich sichtbaren, solche, zu denen der Geist überall seine Augen aufheben kann und von denen ihm Hülfe kommt, so wie Trost und Kraft (Ps. 121), aber die sinnliche Natur in uns mit ihrem „unruhigen Uebel der Zunge" mag gern überall das erste Wort haben, und so sprach sie bei dem anfänglichen Hineinblicken in die Natur der neuen Heimath mehr ihr Mißfallen als Wohlgefallen aus. Doch dieses Urtheil hat sich bei näherer Bekanntschaft und bei einem längeren Verkehre mit der landschaftlichen Ausstattung von Mecklenburg und seiner Nachbarschaft viel geändert. Es sind allerdings andere nicht so schnell überwältigende Reize der Natur, welche hier zu den Sinnen sprechen, als die in dem Lande der Alpen, aber sie sind mächtig genug, um die an Gaben der Natur reich gesegnete Ebene zu einem heimathlich lieben Wohnorte zu machen.

Von der anregenden, geistig erhebenden Kraft, welche für den Binnenländer in dem Anblicke des Meeres liegt, werde ich nachher reden, hier verweile ich nur bei dem

Eindrucke, den mir das Land selber, so wie ich es näher kennen lernte, in der Erinnerung zurückgelassen hat.

Der Vesuv und der Aetna, als ich sie sah, ruheten so eben von der Arbeit ihrer unbekannten Tiefe, nur der Volcano auf den liparischen Inseln trieb sein feuriges Tagwerk unausgesetzt fort; die schaffende Kraft, welche das Hochgebirge der sinaitischen Halbinsel aus der Tiefe hervorhob, welche dem granitischen Kerne der Alpengebirge, welche den wunderherrlichen Bau der Dolomitzinnen in Tirol begründete, hat schon in uralter Zeit diese Zeugnisse ihrer Herrlichkeit für eine Reihe der künftigen Jahrtausende dahingestellt. Das Räthsel der Geschichte aller dieser Werke hat meinen staunenden Verstand auf meinen Wanderungen und Reisen oft beschäftigt; die heißen Quellen bei Karlsbad und Gastein, bei Mehadia und am Tiberiassee konnten mir es nicht lösen. Eben so wenig vermochten dieses die Spuren solcher vormaligen von unten heraufbrechenden Schrecknisse der Natur, die ich in Italien, die Stätten der alten Verheerungen durch Erdbeben, die ich in Kleinasien, oder der neueren, die ich in Syrien gesehen. Und dennoch, wenn auch hier keine unmittelbare Beobachtung zum sicheren Wissen führen kann, so bleibt dem Freunde und Forscher der Natur dennoch die Ahnung erlaubt. Der Kessel des todten Meeres mit seinem mächtigen Absturze der Wände unter dem Spiegel des Mittelmeers scheint von dem Dasein einer Werkstätte der abgelegeneren Tiefe Zeugniß zu geben, in welcher das eigentliche mächtige Herrscherreich jener elektro-magnetischen Kräfte ist, deren Wirken in unserem jetzigen Aeon nur an der obersten Region der Erdrinde und ihrem Luftkreise sich kund gibt. Im Vergleiche mit den bildenden und verheerenden Gewalten der Tiefe von so friedlicher Art wie der Regenbogen im Gewölke

des Himmels mit dem farbigen Regenbogenscheine, der die Flammen des Hekla bei seinen Ausbrüchen umkleidet.

Von jenen Räthseln, deren Lösung in der fernabgelegenen für das menschliche Auge unerreichbaren Tiefe gesucht werden muß, gibt die Landschaft von Mecklenburg dem Beobachter keines auf. Denn die kesselartigen Eintiefungen im Boden, von denen ein großer Theil, mit Wasser gefüllt, die Landseen bildet, an denen Mecklenburg so reich ist, sind keinesweges, wie dieses der vermeintliche Magdeburger Spion*), der alte, ehrenwerthe Konsistorialrath J. E. Silberschlag meinte, die jetzt ausgefüllten Mündungen vormaliger vulkanischer Krater, eben so wenig als die herumgestreuten Felsenblöcke von Granit vulkanische Auswürflinge sind, sondern Eintiefungen und örtliche Auswaschungen, welche ein vormals hier fluthendes Meer gebildet hat. Auch wird der Bewohner von Mecklenburg die, leider nun „vormalig" reizend schöne Stadt Brussa in Kleinasien nicht um ihre heilkräftigen, heißen Quellen beneiden, wenn er von den furchtbaren Heimsuchungen jenes irdischen Paradieses durch die Todesschrecken des Erdbebens liest, die in der Geschichte seines Landes eine unerhörte Erscheinung sind. Alpengebirge aus uranfänglicher Zeit, deren Scheitel der unvergängliche Schnee, deren Einbuchtungen das Gletschereis erfüllt, hat Mecklenburg nicht; seine

*) Wegen seiner Skizzirung der Magdeburger Festungswerke, die er als durchreisender Kandidat in jugendlicher Unbefangenheit vom Thurme des Domes aufgenommen, war er bei dem damaligen Kommando des Kriegsgerichtes der Festung in den Verdacht gekommen, als sei er ein Spion; bei Friedrich II. jedoch in solche Beachtung, daß derselbe alsbald ihn zu einem guten Amte beförderte.

weidenden Heerden und ihre Hirten werden hier nirgends durch den Donner der herabstürzenden Lawinen geschreckt; kein Bergsturz droht den Höfen oder den Hütten des Landvolkes den plötzlichen Untergang, denn die anmuthig grün bewachsenen Hügel, welche der weiten Ebene hin und wieder den Anschein des Berglandes geben, erheben sich nicht wie die Alpen zur Höhe von vielen tausend, sondern nur zu wenig hundert Fuß.

Obgleich jedoch Urgebirge vom Geschlechte des Granits in Mecklenburg nicht, wie schonam Harz, wie im sächsischen Erzgebirge und im Böhmerwald, und noch mehr in den Alpen als mächtige Gebirgsstöcke auftreten, ist dennoch das Land so reich an Granit, daß man viele Berge von der Höhe der ägyptischen Pyramiden davon aufthürmen könnte. Wenn sich der Bewohner des Landes dieses durch seine Brauchbarkeit hochachtbaren Felsengestein zu den Bauwerken seiner Hände verschaffen will, da ist ihm die Mühe des Ausbrechens der Steinblöcke aus den Gebirgswänden, des Herabschleifens derselben von der Höhe der Berge zu der vielleicht ferngelegenen Baustätte erspart; eine Kraft, die er nicht kennt, hat ihm zu einer Zeit, da hier noch weder Strauch noch Baum, weder Ackerfeld noch Wiese war, jenes edle Baugestein herbeigeführt auf den Grund und Boden seiner Wohnstätte. Es bedarf nur geringe Mühe, um die Blöcke zu dem Orte ihrer Bestimmung nach Menschenwahl hinzuwälzen oder zu führen, denn die über das ganze Land zerstreuten Felsenstücke liegen von keiner der Baustätten in großer Ferne ab.

Und dieses ist eben das Räthsel von scheinbar nahe liegender Lösung, daß die aus den Meeresfluthen, so wie diese noch jetzt sind, geborene Landschaft von Mecklenburg dem naturkundigen Beobachter und Forscher aufgibt. Wie

und woher sind jene zum Theil mächtig großen Granitblöcke gekommen, auf und neben denen, wie auf den Granitbergen meiner Heimath, die schöne, in allen ihren Theilen siebenfältige Dreifaltigkeitsblume (Trientalis europaea) blühet? Für das „Woher?“ glaubte man eine Antwort gefunden zu haben: die Urgebirge in Schweden, deren Kern aus einem ähnlichen Granit besteht, als die Wanderblöcke in Mecklenburg oder auch ein vormaliges näher gelegenes Felsenriff könnten die ursprüngliche Geburtsstätte jener Gebirgstrümmer sein, deren Zug durch das nördliche und nordwestliche Deutschland ganz augenfällig von Norden oder Nordosten her seinen mächtigeren Anfang, gegen Süden hin sein allmählig verlaufendes Ende nahm. Wie aber sind diese Fremdlinge aus ihrer fernen Heimath herüber durch das baltische Meer zu uns gekommen? Allerdings setzen noch jetzt die Sturmfluthen und die tief gehenden Strömungen des Meeres die auf seinem Grunde liegenden Felsenblöcke in eine fortrückende Bewegung. Jene Kräfte aber, welche, wie bei einer Völkerwanderung die Stämme der Menschen, so die Stämme der Urfelsen aus dem Verbande ihres alten Gefüges lösten, und ihre Werkstücke mit sich hinabrissen durch die Tiefen des Gewässers bis zu ihren jetzigen höher am Lande liegenden Ruhestätten, das müssen noch ganz andere gewesen sein, als unsere jetzigen Meeresströmungen und Sturmfluthen; Kräfte, mit denen allerdings jene verwandt sind, welche bei dem Erdbeben und im Orkane die Grundfesten der Tiefe erschüttern und zerreißen, Wälder entwurzeln, die Bauwerke der Menschenhand zu Boden stürzen und welche doch noch von anderem höherem Maaße der Stärke waren als Erdbeben und Orkan (m. v. über die verschiedenen Ansichten von der Herkunft der Wanderblöcke mein ausführlicheres Werk:

das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde §. 35). Das Räthsel, welches die Geschichte der Fremdlingsgesteine in Mecklenburg dem Freunde der Natur aufgibt, erhält dadurch noch ein gesteigertes Interesse, daß die Einwanderung ihrer Blöcke nicht in den uralten Zeiten der Bildung der Erdveste und ihrer Scheidung von dem Meere, sondern in einer verhältnißmäßig neueren und jüngeren der Entwickelungsgeschichte der Erdfläche geschehen sein muß. Denn der Boden, auf dem die Einwanderer ruhen, ist ein solcher, wie ihn die Anschwemmungen des Meeres und der Landgewässer seit der letzten Katastrophe, die unsere Wohnstätte des Erdenlebens betroffen, noch fortwährend erzeugt, und auch die feststehende Grundlage des angeschwemmten Landes gehört den Zeiten der Flözgebirge an. Die Zeit ihres Herkommens kann deshalb allerdings nur jene der letzten großen Katastrophe sein, welche der Oberfläche unseres Planeten ihre jetzt bestehenden Umrisse gab *).

So war ich, schon durch die Betrachtung Dessen, was mir hier am mächtigsten, am nächsten vor Augen lag, in meiner damaligen neuen Heimath in eine Schule gekommen, die mir nach der Richtung meines wissenschaftlichen Triebes von hoher Wichtigkeit war.

Aber die Natur des Landes hat noch andere, eigenthümliche Reize, durch welche sie selbst den Fremdling in der Schule ihres wissenschaftlichen Erkennens mächtig an-

*) In eben so anziehender als lehrreicher Weise beschreibt die Gestaltung der Erdoberfläche von Mecklenburg und die Züge der dortigen Wanderblöcke Dr. G. A. Brückner in seinem empfehlenswerthen Buche: Wie ist der Grund und Boden Mecklenburgs geschichtet und entstanden? (Neu-Strelitz 1825.)

zieht und ihn zu entzücken vermag. Ich hatte noch niemals solche herrliche Eichen, so mächtig an Dicke des Stammes, an Höhe des Wuchses und weithin schattender Ausbreitung der Aeste und des Laubdaches gesehen als in Mecklenburg, und wie oft saß ich bewundernd in der Nähe eines solchen, den Urvätern unseres Volkes geheiligten Baumes still! Ja, diese edlen deutschen Eichen würden, so schien es mir später auf meinen Reisen, über die Eichen des Carmel und von Basen über den Wald der hochwüchsigen Wallnußbäume des Tabors hervorragen und selbst neben den ansehnlichsten Eichen des alten Dianenhaines am See von Nemi als hochmächtige Gestalten in besonderen Ehren und Ansehen dastehen. Und es ist nicht nur die Zierde der Waldungen mit ihren vielartigen Bäumen, nicht die der Gärten mit ihren unter der sorgfältigen Zucht und Pflege des Menschen in seltener Weise veredelten Obstbäumen, sondern auch die niedriger am Boden stehende Pflanzenwelt, an welcher das Auge des Wanderers sich hier erfreut. Ich will da nicht gedenken des Segens der Felder und Wiesen, nicht der Fluren des Waizens und der anderen Getraidearten, die mit den verschiedensten alljährlichen Aussaaten des Landmannes hier in einer Fülle gedeihen, wie in wenig anderen Gegenden von Deutschland, sondern erwähne nur einiger jener Arten der wildwachsenden Pflanzen, an denen mein Auge seine besondere Lust fand. War es mir doch, als sollte mich auf einem meiner ersten Spaziergänge in den Wald, der prachtvolle königliche Traubenfarn (Osmunda regalis) an die Form der Palmen und bei einer späteren Gelegenheit der seltsame Wasserscherr des Sumpfes (Stratiotes aloides) durch den Bau seiner Blätter an die Aloë einer fern abgelegenen südlichen Zone erinnern, nach deren einstigem Besuche schon damals

mein Sehnen ging. Eine schönere Haideart, als die rosenfarbige Krughaide (Erica tetralix), welche da selbst über den dürren Sandboden einen zierlichen Teppich bildet, hatte ich nie gesehen; gern verweilte mein Auge auf dem häufig blühenden Sumpfporst (Ledum palustre), der sich selbst den Geruch durch seinen citronenartigen (betäubenden) Aushauch verräth und bei einer nördlicher gehenden Wanderung auf den großen, gelben Blüthen des Heckfaamens (Ulex europaeus), den ich damals noch nie an seinem Standorte gesehen. Ist doch selbst die Stechpalme (Ilex aquifolium), anderwärts ein seltener Fremdling, hier eines der gemeinsten Heckengewächse und viele Sträucher und andere Gewächse gedeihen im Freien, welche den Winter mancher südlicheren Landstriche nicht ausdauern würden. — Denn Mecklenburg hat durch seine Nähe und niedere Lage am Meere verhältnißmäßig mildere Winter, zugleich aber auch minder heiße Sommer als die südlicheren Hochebenen.

Man möge es mir und meinem Handwerk zu Gute halten, wenn ich im Vorübergehen selbst noch einen Blick auf die in dem neuen Heimathlande einheimische Thierwelt richte. Ich will mich jedoch hierbei auf einige wenige Züge beschränken.

Als ich in Nürnberg, nicht zwar für meinen eigenen Besitz, wohl aber für die naturgeschichtliche Sammlung unseres Real-Institutes so eifrig mit dem Fange der Insekten, namentlich der Käfer, beschäftigt war, da suchte ich, mit wahrhaft brennendem Eifer unter anderen nach einer Art, von welcher ein Insektensammler in früherer Zeit behauptet hatte, daß sie in der Umgegend jener Stadt zu finden sei. Es war dieses der Typhonkäfer (Scarabaeus typhaeus Fabric., jetzt Geotrupes typh.), dem die bei=

den weit vorragenden Spitzen an den Seiten des Brust-schildes ein seltsames Aussehen geben. So oft mir Zeit zu meinem Suchen blieb, am frühen Morgen wie in der heißesten Mittagszeit und am kühlen Abende hatte ich, zuweilen von meinem Hausgenossen und Schüler Wilh. Wesselhöft begleitet, die Weideplätze des Viehes, die seine Heimath sind, durchsucht und durchgraben, ohne die vielgesuchte Beute zu finden. Da sprach ich denn im Unmuth der vergeblichen Mühe den Wunsch aus: „o möchte ich doch einmal in ein Land kommen, wo dieser Käfer, so wie er dieses mehr als in einer Gegend ist, ein gemeiner wäre. Das würde für mich ein wahres Eldorado sein.“ Nun, dieser Wunsch war mir jetzt, wo ich es nicht mehr erwartete noch bedurfte, reichlich erfüllt. Schon in der ersten Woche meines Aufenthaltes in Ludwigslust fand ich auf einem Spaziergange über die Weideplätze der Schafe den typhonischen Käfer in vielen Exemplaren, den ich jetzt, so wie viele andere Thiere seiner Klasse, namentlich am Seestrande, die ich niemals lebend gesehen, nur still bei seinen Arbeiten beobachtete, ohne in die Versuchung zu gerathen, ihn, wie ich sonst mit Seinesgleichen gethan, in dem Mumienbehältnisse einer Sammlung beizusetzen.

Von der Thierwelt des Meeres, deren neue Bekanntschaft mich erfreute, werde ich nachher reden. Die Süßwasser des Landes, die vielen Seen, deren man gegen 60 zählt, sowie die Flüsse und Kanäle sind an so vielen Arten der köstlichsten Fische reich, daß selbst das ärmere Volk in Fülle an solchen sich sättigen kann, mit denen sich anderwärts nur die bemittelteren Stände die Freuden des Mahles erhöhen. Ich nenne hier nur die Aale, die Welse, zu denen als gemeinere, minder geachtete Kost die Hechte, Brachsen, Barschen, Schleien und, wenn man genau unter-

scheiden will, mehr als 20 Arten der Süßwasserfische sich gesellen, unter denen übrigens unser gemeiner Karpfen, den man in eigenen Teichen zu mästen pflegt, so wie die Neunaugen und Lachse, am meisten aber die Forellen, schon zu den Seltenheiten gehören. Auch der Liebhaber der Krebse kann seinen Tisch täglich mit dieser Speise versehen.

Aber die lebende Thierwelt des Landes vermag seinen Bewohnern noch ganz andere höhere Freuden zu gewähren als die des Gaumens sind. In Nürnberg so wie an den Wohnstätten, in denen ich bis dahin verweilte, hatte ich niemals den Gesang der Nachtigallen draußen im Freien, sondern nur aus dem Käfig vernommen. Dagegen nisteten in dem großen, schönen Garten, der zu meiner Wohnung in Ludwigslust gehörte, zwei Paare von Nachtigallen, deren gleich einer Klage des seligen Heimwehes lautender Gesang mich an manchem Frühlingsmorgen und späten Abende entzückte. Am Ende des Gartens, auf einem im Gebüsche stehenden Baume hatte ein Pärchen der Pirole (Golddrosseln) sein Hängenest angelegt, davon das Männchen durch sein prachtvoll gelbfarbiges Gefieder das Auge, durch seinen freilich nur aus wenigen lauten Tönen bestehenden Gesang das Ohr erfreute und hierdurch in reichem Maaße die Mahlzeiten der Kirschen abzahlte, die er aus unserem Garten nahm. Mehrere andere befiederte Sänger und Schreier des Waldes und der Gebüsche gehören auch dem südlicheren Binnenlande an, doch neben dem Altbekannten zeigte sich mir in dem wasserreichen Küstenlande auch viel Neues, oder das nur selten Gesehene wurde mir hier zu einer oft und nahe vor Augen kommenden Erscheinung. Die Kraniche, deren einige Paare in der Nähe von Ludwigslust sich häuslich niederließen, hatte ich bis dahin nur als Hausgenossen und Gefangene der

Menschen kennen gelernt, hier belustigte ich mich oft als still lauschender Zuschauer an den seltsamen tanzenden Bewegungen so wie an dem Gaukelspiele, das sie dabei trieben, wenn sie kleine Stückchen Holz oder abgerissenes Gestrüpp mit dem Schnabel in die Luft warfen, als wollten sie es wieder fangen, dann die beim Tanze aufgespannten Flügel und den emporgestreckten Hals einzogen und gebückt, als wollten sie Versteckens spielen, in dem Gebüsche sich verloren. Zugleich mit oder schon vor den Kranichen kehrten die Störche wieder, von deren Nestern man in vielen Dörfern mehr als eines auf den Giebeln der Bauernhäuser sehen konnte. Wenn sich diese merkwürdigen Vögel, in deren Natur der Drang zum Wandern weit über Land und Meer mit dem kräftigen Zuge nach der Heimkehr in's Vaterland auf's Innigste verschwistert hat, im Spätsommer und angehenden Herbste in mächtigen Schaaren versammelt hatten, da habe ich öfters auf einem Hügel bei Doberan ihrem Aufschwunge zur Höhe zugesehen, der mich an die Macht jenes „Odems des Herrn" erinnerte, welcher sein Volk eben so wie diese Geschöpfe seiner Hand anzuregen vermag, daß alle seine Tausende sich erheben zu einem gemeinsamen Aufschwunge. Denn Er ist es, der sein Volk führet (Jesaj. 63 V. 14). Etwas Gedankenvolles wie in vielen anderen Zügen der Naturgeschichte der Störche schien mir auch darin zu liegen, daß diese Thiere, wenn die Zeit ihres Hinwegziehens sich nahet und wenn durch ihr Zusammenschaaren der Geist des gemeinsamen Bewegens in ihnen zu erwachen anfängt, zwar täglich, die Alten mit den Jungen, vor den Augen der Menschen ihre Auffahrten nach der Höhe wiederholen, daß jedoch diese offenkundigen, augenfälligen Bewegungen nur Vorzeichen jenes großen, gemeinsamen Werkes sind, welches sie nicht im Lichte des

späten Nachmittags oder des angehenden Abends, sondern wahrscheinlich in der Stille und im tiefen Dunkel der Nacht vollbringen. Denn kein Auge der Beobachter hat jemals die Heerschaaren der Störche nach dem fernen Ziele ihres Bergungsortes im Winter fortziehen oder aus ihm zurückkommen sehen. An einem Morgen sind plötzlich alle, die zum Fluge die Kraft hatten, verschwunden, an einem Morgen im Frühling sieht man sie, schon vereinzelt, wieder in der Heimath. Wie die Schlafenden werden sie hinweggeführt, wie die Träumenden kommen sie in dem Lande ihrer Bestimmung an.

Ich könnte von den Freuden des Naturfreundes, die ich in Mecklenburg genoß, noch Vieles sagen, so von dem Schauspiele, das mir in einigen Wäldern gegen die Küste hin die zahlreichen hängenden Nester der Beutelmeisen, anderwärts die zahlreichen Gesellschaften der Goldhähnchen: der Kolibris unseres Nordens, oder auf den Wiesen der Küstengegend die seltsamen Strandreuter (Himantopus) und der Wasserfäbler (Recurvirostra), sowie manche andere Sumpf- und Wasservögel gaben, noch mehr von dem Wohlgefallen, das mir das Geschlecht und die Zucht der schönen Rosse, so wie der Heerden der veredelten Schaafe und des anderen zahmen Viehes, in den Wäldern die Rehe und die anderen Arten des Wildpretes erregten; aber ich bemerke wohl, daß mich, wie ich schon vorhin sagte, die Liebhaberei am Handwerk in einen zu weiten Kreis führen will.

Nicht einen minder anziehenden Reiz für den neuankommenden Fremden als die Natur des Landes hat das Volk, welches dieses Land bewohnt. In seiner Geschichte wiederholt sich auf andere Weise etwas Aehnliches, als jene Zusammengesellung der Steinblöcke des Urgebirges mit dem angeschwemmten Boden uns vor Augen stellt,

stellt, von der wir vorhin sprachen. Als jene Zeiten sich naheten, darin die große Verheißung, welche Japhet's Geschlecht gegeben war, in den Ländern des Westens zur Erfüllung kommen sollte, da bewegte „der Odem des Herrn" die Völker des Ostens, daß sie auszogen aus den Ländern ihrer Heimath von Aufgang her nach den Gegenden hin, über denen die leibliche Sonne im Verlaufe des täglichen Lebens ihnen niederging, während ebendaselbst die geistige Sonne eines ewigen Lebens ihnen aufgehen sollte. Derselbe Zug von Osten nach Westen hatte schon in früher Zeit, wir wissen nicht, wann? Stämme von germanischer Abkunft aus dem großen, überfüllten Gebärhause der Völker im Osten herüber in die noch menschenleeren Wohnstätten im Westen geführt, wo sie bis zu der äußeren Gränze, die ihnen das Meer angewiesen, sich zur Ruhe setzten. Es war ein thatkräftiges Volk, dem der Kampf mit den Thieren der Wildniß, deren Fleisch zum Theil ihm seine Nahrung gab, das gewöhnlichere Tagwerk, die blutige Arbeit der Waffen, gegen andere bewaffnete Arme eine festliche Belustigung war. Dieser kräftigste Strom der auswandernden Völker mußte vorausgehen, um dem nachfolgenden seine Bahn zu brechen und sein Wasserbette zu graben, er auch zuerst ist von dem aufgehenden Lichte des neuen, geistigen Lebens angestrahlt worden und hat zum Theil als einen Widerglanz seiner Schilde und kriegerischen Waffen das neue Licht auch anderen, noch im Dunkel wohnenden Geschlechtern gebracht. Aus dem Norden von Deutschland, den Ländern an der Ostsee, verlief jener hindurchreißende Strom sich bald nach Süden; sein Bette ward leer, es füllte sich dieses mit einem gleich jenem aus der Wiege des Menschengeschlechtes im Osten herüberwandernden Geschlechte der Völker, das, aus dem gleichen indogermanischen Ur=

stamme entsprossen, den früher hier ansässigen Einwanderern nahe verwandt, von mehr zur Ruhe geneigter Gesittung war. Denn die Slaven, welche den Germanen hierher folgten, fühlten sich mehr zum Ackerbau und zur Viehzucht, so wie zum gewinnreichen Handel, als zum Werke der Waffen gezogen und wenn sie, nach reicherem Gewinne lüstern, zum Kampfe mit anderen, friedlich wohnenden Küstenvölkern ausgingen, dann geschah dieses nicht in offener Feldschlacht, sondern von den gesicherten, schwimmenden Burgen ihrer Schiffe aus, und die Thaten des Seeräuberwerkes, von Mord und Brand, von maßloser Verletzung des fremden Eigenthumsrechtes begleitet, glichen allerdings, nach kleinerem Maaßstabe, jenen Gräueln, welche in neueren Tagen selbst manches christliche Volk, nur um des irdischen Gewinnes wegen, nicht in offener Feldschlacht, sondern von seinen gesicherten, schwimmenden Burgen aus an friedlich ruhenden Völkern verübt. Der mächtigste Stamm der Slaven, welcher hier in Mecklenburg und den nachbarlichen Ländern gleich einer überschwemmenden Meeresfluth eindrang und seinen Ruhesitz aufschlug, war jener der Obotriten, dessen Szepter und fürstlicher Herrschaft die meisten anderen Stämme der Wenden sich anschlossen und unterordneten. Im Bunde mit Kaiser Karl dem Großen gegen die Sachsen zu einem Königreiche erhoben, wird das Volk der Obotriten eine Zeitlang dem deutschen Reiche befreundet, dann nach manchem inneren Kämpfen zu seiner früheren Abgeschlossenheit von den deutschen Stämmen zurückgeführt, bis seit der kräftigen Herrschaft der deutschen Kaiser aus sächsischem Stamme die unter dem Paniere des Christenglaubens kämpfenden Sachsen das ihnen an Glauben, Sprache und Sitte fremde, unruhige Nachbarvolk im stets wieder erneuten

Kampfe mit Waffengewalt demüthigen und sich befreunden. In oft wiederholten Versuchen hatte in dem Lande der Obotriten das Christenthum seine Kirchen gebaut und die Wohnstätten seiner Gemeinden durch bürgerlichen Fleiß begründet; dieser Anbau wurde immer von Neuem zerstört, bis endlich die Stunde kam, in welcher mit dem Frieden von oben auch der irdische Friede in dem Lande herrschend wurde und mit den von den Nachbarländern Eingewanderten auch die Christengemeinden des einheimischen Volkes brüderlich sich vereinten. Jene Einwanderer aus germanischem Stamme, welche dem Leben des Volkes seine festen geistigen Anhaltspunkte brachten, haben sich denn von Geschlecht zu Geschlecht, gleich den Granitblöcken, die auf dem angeschwemmten Boden des Landes liegen, neben den Nachkommen von wendischer Abstammung erhalten und mit diesen zugleich im Verlaufe der Jahrhunderte, wie die auf gleichem Grunde gedeihenden Gewächse eines Feldes, ihre Blüthen und Früchte gereift. Das Volk in Mecklenburg, sowie in manchen seiner Nachbarländer, kann uns in seiner friedlichen Mischung und seinem glücklichen Bestehen ein äußerliches Vorbild im Kleinen von jenem inneren, geistigen Vereine der Nationen sein, der einst, wenn der unserem Geschlechte verheißene Friede auf Erden sein Reich gewonnen hat, alle verschiedenen Völker zu einem gemeinsamen Volke Gottes machen wird.

Ich habe, so weit ich es kennen lernte, das Volk in Mecklenburg sehr lieb gewonnen. Es erschien mir im Allgemeinen als ein leiblich kräftiger, geistig für Das, was des Geistes höchstes Bedürfniß ist, empfänglicher und bildsamer Stamm, treuherzig und zutraulich gegen Alle, die sein Vertrauen zu gewinnen wissen. Ich bin oft und gern in den Hütten und bei dem Heerde des Landvolkes gesessen, des=

sen Rauchdampf nicht, wie bei uns durch einen Schornstein, sondern durch den Thorweg des Hauses seinen Ausgang nimmt und auf seinem Wege die reichen Vorräthe des Fleisches zur Aufbewahrung für den Winter durchräuchert. Auf der einen Seite die Kühe, zur anderen die Pferde, in der Mitte hinten am Heerde wir Menschen, haben manches menschlich gute Gespräch mit einander gehalten und uns Manches erzählt, obgleich die guten Leute eher noch mein sogenanntes Hochdeutsch, als ich ihr Plattdeutsch verstanden, das ich übrigens gerne hörte. War doch auch Mancher unter den Männern als Seemann, ja als Kapitän weit über das Meer hinüber in ferne Länder gekommen und wußte davon genug zu erzählen. Wie gerne, so dachte ich im Anfange, wollte ich bei den Kindern eines solchen Volkes ein Schulmeister sein! Wie und warum mir jedoch später ein solcher Wunsch vergangen, das will ich im weiteren Verlaufe dieser meiner Erinnerungen an das gute Mecklenburg berichten, bei deren frühesten Anfängen ich so eben erst stehe.

## 4. Die Ankunft in Ludwigslust.

Der Sturm, der uns gestern auf der Elbe überfiel, hatte sich gelegt, seine Wetterwolken waren vergangen, die Sonne hatte den leisen Schleier gelüftet, der sie noch in den Morgenstunden verhüllte, als wir am Vormittag jenseits Grabow das ländliche Ludwigslust mit seinem herzoglichen Schlosse und seiner Kirche wie aus einem Meere von grünenden Bäumen auftauchen sahen. Wir fuhren, der Weisung folgend, die ich in einem Briefe des Hofmarschalls von Oertzen empfangen, an den Gasthof, der uns für die ersten Tage nach unserer Ankunft aufnehmen sollte, und ich ging, wie der Major Knebel mir gerathen, gleich in der ersten Stunde

mit dem Empfehlungsbriefe von ihm zu seiner Freundin Caroline von Bose. Ein späterer Brief des Majors war mir noch zu dieser vorausgeeilt; sie hatte mich schon seit etlichen Tagen erwartet, und sie empfing mich so freundlich, als hätte sie mich schon längst gekannt. Wem hätte der kindlich milde Blick, wem hätten die Worte einer solchen „Treuen im Lande" nicht alsbald als ein tröstliches „Willkommen im fremden Lande" erscheinen sollen! Mir sind sie dieses gewesen und mit Dank gegen Gott erkenne ich es an, was mir diese liebevoll besorgte Freundin während meines ganzen Aufenthaltes in Mecklenburg als Rathgeberin und zurechtweisende Führerin gewesen, und wie sie auch in so mancher trüberen Stunde durch ihren tröstlichen Zuspruch mich aufgerichtet und ermuthigt hat. Eine an Erfahrungen reiche Jugend lag schon hinter ihr; ihre stille, mehr in dem dankbar liebenden Andenken einer schönen Vergangenheit als in der Gegenwart lebende Seele wohnte in einer gebrechlichen Hülle. Sie, die alternde Jungfrau, führte nach dem Tode der Erbgroßherzogin Caroline Luise, die sie als Hofdame aus Weimar hieher begleitet hatte, das Leben einer Wittwe; nur eine alte, treue Dienerin aus Franken, war mit ihr in dem kleineren friedlichen Haushalte, darin auch ich so oft Frieden gesucht und gefunden. Ihre Familie stammte aus Franken, sie war in Nürnberg wohlbekannt, schon frühe jedoch, wenn ich nicht irre, durch ihres Landsmannes Knebel Empfehlung nach Weimar gekommen. Ihr ganzes Herz voll Liebe hatte an der jungen verstorbenen Fürstin gehangen; das Liebste, was sie jetzt noch auf Erden hatte, waren die Kinder der frühe Geschiedenen, so daß wir beide in der gemeinsamen Liebe zu dem wahrhaft wundervoll begabten kleinen Prinzen Albrecht uns begegneten und in gleicher Theilnahme vereinten.

Durch Fräulein von Bose erfuhr ich, daß der Herr Erbgroßherzog mit seiner Familie schon seit mehreren Tagen von seiner Reise zurückgekehrt sei, ich solle, so rieth sie mir, noch vor der Tafel zu Hofmarschall von Oertzen gehen, dieser würde bei dem Herrn Erbgroßherzog mich melden, der mich ohnfehlbar gleich nach der Tafel empfangen werde.

Ich folgte dieser Weisung und ging zu Herrn von Oertzen, mit welchem ich schon seit langerer Zeit in Briefwechsel gestanden. Ein feiner Mann, dessen freundliches Gemüth sich schon in den Mienen seines edlen, wohlgebildeten Angesichtes aussprach, vielseitig wissenschaftlich gebildet, von gesundem Urtheile, da, wo es galt, mit der Würde seines Standes, als Malteserritter auftretend, den Leuten von geringerem Stande mit einer Zutrauen erweckenden Freundlichkeit begegnend. Ich segne in dankbarer Liebe das Andenken dieses edlen Mannes, der seinem Fürsten, dem Erbgroßherzog, dessen vertrauter Freund er war, bald in's Grab folgte.

Mein Herr Erbgroßherzog empfing mich in derselben Weise, in welcher er mir bei unserem ersten Zusammentreffen in Jena entgegengekommen war. Ich gewann ihn beim jedesmaligen Sehen immer lieber, denn war es doch nur Liebe, womit er mir bei jeder Gelegenheit die ersten Schritte in meiner neuen Stellung erleichtern wollte. Auch meine künftige Schülerin, die Prinzessin Marie, die mit freudig ernstem, kindlichem Vertrauen den künftigen Lehrer begrüßte, sah ich wieder und fand bei ihr, durch eine glückliche gesegnete Wahl des fürstlichen Elternpaares eine edle, junge Schweizerin aus Genf, welche die Stelle einer französischen Gouvernante mit einem sittlichen Ernste und einer hingebenden Liebe vertrat, die gar bald meine herzliche, theilnehmende Achtung gewann und für immer sich erhielt. Auch

sie hat, wenig Jahre nach meinem Abgange aus Ludwigslust dort in dem fremden, ihr zur lieben Heimath gewordenen Lande ihr frühes Grab gefunden.

Oben in dem höheren Stockwerke des Schlosses wohnten die beiden jüngsten Kinder des Herrn Erbgroßherzogs, welche ihm Caroline Luise geboren. Bei dem Prinzen Albrecht, der an demselben Tage, an welchem meine selige Frau mir starb (am 11. Februar 1812), geboren, damals erst in seinem fünften Jahre stand, verweilte ich länger. Ich werde von diesem mir unvergeßlichen, durch seine Gaben außerordentlichen Kinde später noch viel reden, ich fühlte mich sogleich mit einer Liebe zu ihm gezogen, als hätte er es mir, nach einem sprichwörtlichen Ausdrucke des gemeinen Lebens, angethan. Und wie konnte das anders sein, diesem Wesen gegenüber, das nur in und durch Liebe lebte. Seine jüngste Schwester, die damals dreijährige Prinzessin Helene, nachmalige Herzogin von Orleans, zu welcher ich in Begleitung des Bruders eintrat, faßte mich mit ihren großen, seelenvollen Augen so ernst in's Gesicht und stimmte so bald in die lebhafte Freundlichkeit des Bruders ein, daß es mir ganz wohl bei ihrem Anblicke wurde. Es gibt eine verborgene Majestät, welche zuweilen schon die früheste Kindheit umschwebt und die auch den Erwachsenen, deren innerer Sinn für solche Erscheinung geöffnet ist, Ehrfurcht gebeut und hohe Achtung. Nicht der eigene Geist des Kindes ist es, aus welchem der Eindruck auf das fremde, empfängliche Gemüth hervorgeht, sondern die Macht eines anderen Geistes, der als erziehender Engel schon frühe die junge Seele wie auf Mutterarmen an seinem Herzen trägt und sie vorbereitet und erzieht zu einem großen Werke ihres Lebens. Auch in der äußeren, sichtbaren Umgebung der Prinzessin Helene fehlte es an einem solchen guten Engel

nicht: das war die Schwester der edlen Schweizerin, die ich bei der älteren Prinzessin gesehen: Nancy Salomon aus Genf.

Noch an demselben ersten Tage sah ich auch die innig vertrauteste Freundin der verstorbenen Frau Erbgroßherzogin Caroline Luise, die Zeugin der letzten Stunden dieser geistig hochgestellten Fürstin: Fräulein von der Thann, nachmalige Generalin von Both. Es war ein Heimweh, nicht der irdischen, sondern der höheren, seligeren Art, das aus dieser Seele mich alsbald so rührend ansprach. Sie und ihr nachmaliger Gemahl sind mir das anmuthige Musterbild eines auf herzliche Liebe und sittliche Achtung gegründeten Ehebundes gewesen, und das Both'sche Haus ist mir eines der liebsten und theuersten von allen geworden, die ich in Ludwigslust besuchte.

Schon am anderen Tage nach meiner Ankunft in Ludwigslust wurde ich auch dem regierenden Landesherrn, dem Großherzog Friedrich Franz, vorgestellt. Dieser, nach dem Urtheile, das ich über ihn vernahm, eben so liebenswürdige als allgemein geliebte Herr stand damals in seinem sechzigsten Lebensjahre, war aber leiblich wie geistig noch so jugendlich frisch und munter, daß man es ihm wohl hätte ansehen können, daß er noch nicht einmal das dritte Viertel seines bestimmten Lebensalters zurückgelegt hatte, denn er ist erst in seinem 81. Jahre gestorben und hat zur großen Freude des Landes das Fest seines 50 jährigen Regierungsjahres gefeiert. Er war, so wie ich ihn als rüstigen Sechziger vor mir sah, ein schöner Mann, von so großer Lebendigkeit, daß er mich durch diese an meinen lieben Freund und Collegen Pfaff erinnerte, mit welchem er auch wohl durch sein seltenes humoristisches Naturell und sein gutherziges Wesen innerlich verwandt war. Der Herr

trat mir im ersten Augenblick mit einem gewissen fürstlichen Ernste entgegen, betrachtete mich mit seinen klaren Augen, in denen etwas Forschendes lag: dann aber, vielleicht weil mein schüchtern unbeholfenes Wesen seine Neigung znm Scherze weckte, gab er unserem Gespräche eine so heitere, muntere Wendung, daß ich ganz vergnügt über diesen freundlichen Empfang von der Audienz nach Hause ging.

Hier aber fand ich etwas, das meinen freudigen Muth noch mehr erhob. Es war ein Brief von meinem theuren Lehrer Schelling. Ich theile ihn hier großentheils mit, denn er ist mir durch seinen wohlthuenden, tröstlichen Inhalt eine werthe Mitgabe auf der zum Theil sauren Strecke meines damaligen Lebensweges gewesen.

Geliebter Freund!

Der ausführliche Brief, mit dem Sie mich vor der Abreise aus Nürnberg noch begrüßten, hat meinem Herzen wohlgethan. Ich habe daraus Ihre Liebe erkannt und die Unauflöslichkeit unserer Verbindung. Eine Liebe, wie Sie mir bezeigen, kann man eigentlich nicht verdienen, um so höher schlage ich sie an; mögen unsere Wege äußerlich noch so weit auseinander gehen, innerlich, ich fühle es, sind sie mit einander verflochten und nie können wir uns fremd werden.

Nach all' den vorausgegangenen Umständen, wie Sie mir solche gemeldet, glaube ich: Sie sollten und mußten dem Rufe folgen. Haben sie nun auch einen, in mancher Hinsicht schwierigen Weg betreten, so muß dieses Sie stärken, daß eine sichtbar höhere Führung dabei gewaltet. Ich urtheile um so unbefangener, je schwerer in diesem Augenblicke selbst mir auf das Herz fällt, daß wir für diese Welt vielleicht für immer von einander getrennt sind, uns in diesem Leben nicht mehr sehen werden. Ich will diese

wehmüthige Empfindung nicht durch den Vorwurf trüben, den ich in meinem Innern nicht ganz unterdrücken konnte darüber, daß Sie nicht noch einige Tage darauf gewendet, Ihre Freunde, die es so oft gewünscht hatten, in München zu besuchen. — — Es scheint, mein Weg soll immer einsamer werden, alle Freunde mir ferner. Ein harter Schlag nahm mir Gehlen hinweg; den Einzigen in München, der mir und dem ich ganz Freund sein konnte; seitdem ist Pfetten mir auch genommen worden, was ein Wink, daß meines Bleibens auch nicht hier sein soll? Bis jetzt war diese Einsamkeit mir heilsam; nahm sie mir die Anregung hinweg, so auch manche bedeutendere Störung. Vielleicht ist gerade dieser Ort das Asyl, von dem auch ich für die Wahrheit wagen kann, was in anderen Verhältnissen ganz unthunlich wäre. — — — Die Zeit meines Wiederhervortretens ist nahe, und mehr und mehr hoffe ich, soll auch der wissenschaftliche Bezug zwischen uns an Lebendigkeit gewinnen. — — Meine besten Wünsche haben Sie in Ihre neue Laufbahn geleitet. Wie ich Sie beim ersten Blick erkannt, wird die innigste Ueberzeugung von Ihnen und die darauf gegründete Liebe immer in mir bleiben. — — — Der Herr sei mit Ihnen und all' Ihrem Thun. Dies ist der Segen und Wunsch Ihres alten und treuen Freundes

Schelling.

## 5. Der Hof und das Hofleben.

Ich habe die Leser meiner Berichte so eben nur wie im Vorbeigehen an den Fürstenhof geführt, zu welchem ich von nun an mehrere Jahre in dienstlichen Verhältnissen gestanden bin; ich nehme sie aber sogleich noch einmal mit mir an diesen Hof, der mir eine gute Schule wurde, zurück. Es fanden sich da zwei Kreise neben einander, ein kleinerer,

in welchem die Keime einer vielversprechenden, reichen Zukunft ganz in der Stille und meist gesondert von dem größeren Kreise sich entwickelten, und ein größerer. Jener, der kleinere, war der Familienhaushalt des edlen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, welcher mit den Seinigen den einen Flügel des großen Schlosses bewohnte, der größere war der Hofstaat des regierenden Großherzogs Friedrich Franz, der den anderen, rechten Flügel des Schlosses einnahm. In dem kleineren, stilleren Kreise hat sich mein tägliches Leben und Wirken bewegt, ich rede deshalb von ihm hier nicht besonders und erwähne nur, daß in demselben jener umsichtig waltende, überall das Beste bedenkende Geist der herrschende war, den die so frühe heimgegangene hochsinnige Caroline Luise als eine auf Erden seltene Mitgabe mit sich in das Haus gebracht und diesem als Erbtheil hinterlassen hatte. In dem größeren Kreise, dem eigentlichen Fürstenhofe, waltete als belebende Seele der Großherzog Friedrich Franz, welcher durch die überwiegenden Gaben und Kräfte seiner Persönlichkeit allerdings geeignet war, nicht nur an seinem Hofe, sondern in seinem ganzen Lande den herrschenden Ton anzugeben. Denn das Verhältniß dieses Fürsten zu seinem Volke hat mich öfters an das der Bienenkönigin oder des Weisels zu dem Gesammtvolke der anderen Bienen erinnert, das, wie ein magisches Band der Zuneigung, alle die Vielen nach dem Einen hinzieht. Ich will es versuchen, in wenig Zügen und mit dankbarem Herzen ein Bild meines damaligen Landesherrn zu geben.

Die Linie des Meklenburg-Schwerin'schen Fürstenhauses schien, nach der kinderlosen Ehe des frommen Herzogs Friedrich, von dem ich nachher noch reden werde, am Aussterben, da wurde dem Bruder desselben ein lebens-

kräftiger Sohn: Friedrich Franz geboren, der schon als Kind durch sein liebenswürdiges Naturell die Leute viel von sich reden machte. Nach einem mehrjährigen Verweilen in den damals berühmtesten Bildungsanstalten der Schweiz kam der Jüngling an dem stillen Hofe seines Oheims in eine Schule, die man im höchsten Sinne des Wortes eine Fürstenschule nennen konnte. Hier lernte er die eigenen Kräfte brauchen, lernte arbeiten; wurde aus der weiten Welt und ihrem Treiben in sein eigenes Vaterland und die Geschichte seiner Vergangenheit sowie Gegenwart geführt. Sein ernster väterlicher Freund und Meister zog ihn aber noch tiefer als in die Kenntnisse des Vaterlandes und seiner Verfassung, er führte ihn in die Erkenntniß des eigenen Herzens hinein, ward ihm ein sorgfältiger Hüter des überkräftigen Naturells. So trat der reifere Jüngling in seine glückliche, mit Kindern gesegnete Ehe; so an der Gränze des Mannesalters nach dem Tode des trefflichen Pflegevaters und Oheims im Jahre 1785 in den ernsten Beruf eines regierenden Fürsten ein. Für diesen hatte er hohe Gaben empfangen: eine allgewinnende Persönlichkeit, ausdauernde Thatkraft, ein wohlwollendes Gemüth, klaren Verstand, Liebe zur Gerechtigkeit. Durch diese Gaben hat er sich bald die allgemeine Liebe und das Vertrauen seines Volkes, sowie die Achtung seiner Zeitgenossen nicht nur erworben, sondern bis auf unsere Zeit erhalten. Bei der nachstehenden Schilderung des Friedrich Franz, dessen Andenken auch ich in dankbarer Liebe ehre, soll es meine Aufgabe sein, zunächst jene Züge hervorzuheben, auf welche jene Liebe und Achtung seines Volkes wie seiner Zeit sich gründete.

Ein Theil jener Achtung, welche ein Volk, ja welche die mitlebenden Nachbarvölker gegen einen regierenden Für-

sten haben, beruht auf demselben Grunde, als im bürgerlichen Leben die Achtung gegen ein solides Kaufmannshaus, das seinen Wohlstand mit Ehren erwirbt und vermehrt, mit Ehren ihn verwendet. Friedrich Franz fand zuerst, bei seinem Regierungsantritte, Schulden zu bezahlen, manche während der Kriegszeiten verpfändete Landestheile wieder einzulösen, manchen aus früherer Zeit noch unbefriedigt gebliebenen Anforderungen der Städte seines Landes zu genügen. Rostock, die vormals mächtige Hansestadt, war mit den vorhergehenden Herzogen in fortwährendem Unfrieden gestanden, weil sie in ihren so lange muthig vertheidigten städtischen Vorrechten sich für beeinträchtigt hielt. Die Beachtung, welche Friedrich Franz den zum Theil gerechten Ansprüchen der Stadt erwies, führte im Jahre 1788 eine friedliche Ausgleichung herbei, durch welche Rostock sich der Landeshoheit des Herzogs unbedingt und für immer unterwarf. Man hatte erkannt, daß es besser sei, unter der geschickten und glücklichen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Herzogs Friedrich Franz an dem allgemein aufblühenden Wohlstande Theil zu nehmen, als mit vereinzelten Kräften sich ihn zu suchen. Später wurde auch Wismar, die vormalige Hauptstadt des Landes, durch eine hohe Summe von Schweden wieder erworben und verdankte dem Wiederverein mit seiner alten Herrschaft einen neuen, höheren Aufschwung seines Handels und seiner bürgerlichen Gewerbthätigkeit.

Die schützende Vorsorge für die Geringeren im Lande erwies Friedrich Franz durch die Erhebung der Dienstbauern oder sogenannten Leibeigenen zu selbstständigeren Pächtern seiner Domänen, durch seine freigebige Unterstützung der Fabriken und Gewerbe, durch seine Bemühungen für das bessere Gedeihen der Volksbildung in den Schulen, wäh-

rend er zu gleicher Zeit den Anmaßungen des eingeborenen Adels mit Ernst entgegentrat. Er begründete, durch Zuschuß aus der eigenen fürstlichen Kasse, den besseren Bestand der Wittwenkassen, kam bei jeder Gelegenheit der allgemeinen Noth, wie dem Bedürfnisse der Einzelnen zu Hülfe. Unter den Lehrern und Predigern genossen die seiner größten Achtung und Begünstigung, welche das alte Gut des Glaubens treulich sich erhalten hatten und Anderen mittheilten. Gegen die Stiftungen der frömmeren Vorzeit hatte er eine so große Achtung, daß er sich nicht entschließen konnte, von der ihm in Folge des Lüneviller Friedens gewährten Freiheit Gebrauch zu machen: „alle Güter der fundirten, mittelbaren Klöster Augsburger Confession der vollen Disposition der Landesherrschaft zu unterwerfen.“ Diese blieben den Nachkommen der alten Stifter, namentlich dem Adel und werden von diesem zum Theil noch in gutem, altem Sinne verwaltet.

Alles Dieses, dessen wir hier erwähnen und noch Vieles Andere hat Friedrich Franz schon in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung gethan, welche man im Ganzen als eine Zeit des Friedens für das Land bezeichnen kann. Nicht nur sein Land, sondern ihn selber und sein Haus hat unter der Napoleonischen Gewaltherrschaft und bei den Kämpfen gegen dieselbe manches schwere Bedrängniß betroffen. Mit der Rückkehr des auf einige Zeit geflüchteten Fürstenhauses zogen der Frieden, die Freude und der neuaufblühende Wohlstand wieder in das Land ein; der Herzog war nicht nur durch seine neue Würde als Großherzog in der Achtung der anderen, auswärtigen Mächte, sondern durch sein würdevolles Benehmen in der Achtung, durch seine immer zutraulicher sich äußernde väterliche Herzlichkeit in der Liebe seiner Unterthanen gewachsen. Doch mit

diesem seltenen Zuge der kindlichen Zuneigung des Volkes zu seinem Herrn, den ich eben mit dem magischen Zuge der Bienen zu ihrem Weisel verglich, hatte es bei Friedrich Franz ein eigenes Bewandtniß, das ich hier noch mit wenig Worten bezeichnen will.

Der Erwerb einer solchen allgemeinen, warmen Liebe, als die war, welcher dieser von seinem Volke genoß und die noch jetzt, mit seinem Andenken in den Enkeln fortlebt, ist freilich eine Gabe, die ein Fürst sich zwar erbitten, nicht aber selber verleihen kann. Doch sind die natürlichen Anlagen, welche den Erwerb möglich machen, für eine Belebung und Veredlung durch unser eigenes Aufsehen empfänglich. Zu jenen Anlagen gehört unter anderen jene, wie man sie zu nennen pflegt, gute, heitere Laune, jener „freudige Geist", welcher das Menschenherz zur Mittheilung derselben Freude an Andere gern bereit und geneigt macht. Friedrich Franz, so wie ich ihn kannte, war immer fröhlichen Herzens und freudigen Muthes und diese gesunde Stimmung ging bei ihm aus dem guten Einklange der thatkräftigen Gesinnung und des munteren, lebensfrohen Naturells hervor. Man sah ihn in der Regel an jedem Morgen, selbst wenn ein so lieber Besuch, wie der alte Blücher, bei ihm in Doberan war, mit den Angelegenheiten seiner Regierung beschäftigt, und daß er bei dieser Arbeit mit voller Theilnahme und gänzlicher Hingebung war, das bezeugte die einsichtsvolle, stets das Richtige treffende Weise, in welcher er die ihm vorgelegten Einläufe erledigte und die Raschheit, in der ihm dieses Geschäft von der Hand ging. „Das Arbeiten", so äußerte er sich noch in seinen alten Tagen, „sei ihm eben zur Gewohnheit geworden und gehöre bei ihm mit zum Leben. Wenn das abgethan sei, dann könne er erst recht frohen Muthes

sein.“ Und wirklich konnte man bemerken, daß, wenn er eben die schwerste, ihrem Wesen nach verdrießlichste oder ernsteste Arbeit beendigt hatte, sein heiteres Naturell am muntersten und aufgeräumtesten sich zeigte. In dieser seiner Stimmung war er denn auch nicht nur für seine eigene Person geneigt zum Scherze und zu gutmüthig witzigen Neckereien, sondern auch für andere, selbst nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, sehr volksthümliche Scherze, empfänglich und man hat ihn, wenn er, von seinem Arbeitstische aufstehend, durch sein liebes Doberan sich erging, nicht selten selbst vor einem Pulcinell-Theater still stehen sehen. Einstmals, so hörte ich es oft erzählen, als er auch dieser eigenthümlichen Belustigung sich hingab, bemerkte er einen Studenten aus dem damals viel von Fremden besuchten Rostock. Der Student prunkte in einem so eigenthümlich burschikosen Staate, als ob er selber im Großen einen lebendigen Prinzen des Puppentheaters vorstellen wollte. Die Einsammlerin des Theatersoldes von den Zuschauern kommt mit ihrem Teller; sie präsentirt diesen, wie billig, zuerst Seiner Durchlaucht dem Herzog. Dieser aber weist sie neckend an den Studenten hin, „der Herr dort“, so sagt er, „wird für mich bezahlen.“ Der Student ist darüber keinesweges verlegen, sondern mit gebührender Ehrerbietung legt er für seinen allergnädigsten Landesherrn ein Zweidrittelstück (damals ohngefähr 1 fl. 20 kr. rhein.), für sich selber aber einen Schilling (3 gute Kreuzer) auf den Teller und entfernt sich dann. Als aber am Mittag die vornehmeren Kurgäste, mit ihnen auch der Herzog, in dem großen Speisesaale sich versammeln, da tritt auch der Student mit mehreren seiner Studiengenossen herein und setzt sich ehrerbietig grüßend mit seiner Gesellschaft an einen der kleineren Tische hin. Das junge Volk läßt Speise und Trank

sich sehr wohl schmecken, als aber der Kellner mit der Rechnung kommt, weist ihn der Student mit ehrerbietiger Verbeugung an den Herzog und sagt: dieser allergnädigste Herr wird für mich und meine Gäste bezahlen. Friedrich Franz lachte herzlich über diesen burschikos-volksthümlichen Witz und sagte: „der versteht es, der Erkenntlichkeit eines Anderen auf halbem Wege entgegen zu kommen."

Dergleichen Anekdoten von dem humoristischen Friedrich Franz sind noch sehr viele im Munde des Volkes und auch wohl öffentlich mitgetheilt. Seine Scherze hatten zwar immer den Charakter des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, enthielten aber dennoch auch, wo es Noth that, zurechtweisende und belehrende Winke, auch wußte er fremden Scherzen immer das rechte Maaß zu geben und ihnen zu seiner Zeit gebührenden Einhalt zu thun.

Dieses bedurfte er indeß bei der Mehrzahl seines Volkes, bei den Geringen im Lande, nicht, die mit ehrfurchtsvoller Liebe an jedem freundlichen munteren Worte sich freuten, das der gnädigste Herr zu ihnen sprach und Jahre nachher davon zu erzählen wußten, wie und bei welcher Gelegenheit sie der Herr Herzog angeredet habe. Bei seinem bewundernswürdigen Personengedächtnisse kannte Friedrich Franz jeden Bauer oder Knecht, jeden Arbeiter am Kanal, den er einmal bei seinem Namen hatte nennen hören, auch wenn er ihn lange nicht mehr gesehen, alsbald wieder, erinnerte sich sogleich des Anliegens, das ein solcher ihm vorgetragen hatte, oder der lobenswerthen Leistungen eines Anderen; fragte jenen, wie es mit seinem Hauswesen stände, belobte und beschenkte wohl auch, wenn das Bedürfniß dazu da war, den Anderen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, diesen merkwürdigen Herrn in seinem Benehmen gegen Leute von sehr verschiede-

nem Stande: gegen fürstliche Herrschaften, hohe Adelige und Offiziere, so wie gegen Bürger und Bauern zu beobachten und bei dieser Gelegenheit oft mich über ihn verwundert. Den hochfürstlichen Gästen gegenüber war seine Haltung die eines Standesgenossen, der zugleich der Aufgabe eines heiter unterhaltenden, freigebigen Wirthes aus allen Kräften zu genügen suchte. Dem Adel seines Landes gegenüber benahm er sich mit der abgemessenen Achtung, welche an jene höhere Achtung zu erinnern schien, die von ihrer Seite dem Fürsten und Herrn des Landes gebührte; dem alten Blücher begegnete er mit der biederen Herzlichkeit eines alten Kriegskameraden; der scherzhaften Weise, in welcher er mit seiner Hofleuten umging, ließ er es niemals an attischem Salze fehlen. Wer aber den Friedrich Franz ganz in seiner liebenswürdigen natürlichen Menschlichkeit sehen wollte, der mußte ihn beobachten, wenn er mit den g u t e n, geringen Leuten seines Volkes sprach. Seine Miene, seine ganze Haltung, seine Art zu sprechen war da eine andere; hätte ich nicht gesehen, daß es der Herr Großherzog war, der so sprach, ich hätte gemeint, ein guter, redlicher und verständiger Bauer redete mit dem anderen. Seine Weise, mit solchen Leuten umzugehen, erinnerte mich an die einer Gluckhenne, die gegen ihre Küchlein eine ganz eigene, diesen verständlichere Sprache annimmt, als die war, die sie vorher auf dem Hühnerhofe sprach. Das war keine gewöhnliche Herablassung eines leutseligen Herrn von solchem Stande zu den Geringeren, sondern noch etwas Anderes.

Ich möchte hierbei an jenen scherzhaften Vergleich erinnern, dessen ich mich oben (S. 14) bediente, als ich die zwei Naturen in uns unter dem Namen der Gesinnung und Naturell, jene als den standesmäßig gebietenden Herrn,

diesen als den geschäftsführenden Diener oder Reitknecht bezeichnete. Bei dem Großherzog Friedrich Franz war die Gesinnung von fürstlichem, das Naturell aber von sehr volksthümlichem Herkommen. Und da das Naturell gewöhnlich mit dem Herzen unter einer Decke steckt, so war es dem guten Herrn immer ganz besonders und herzlich wohl zu Muthe, wenn sich das Naturell unter seines Gleichen befand. Eine Erfahrung solcher Art können wohl auch Leute von Meinesgleichen an sich machen, bei denen die Gesinnung ihrer Form und ihrem Wesen nach den sogenannt gebildeten Ständen angehört, das Naturell aber, wie man dieses leicht an ihm bemerken kann, vom Herkommen der sogenannt ungebildeten Stände ist und deshalb unter guten redlichen Bauern uud Bürgern sich mehr zu Hause fühlt, als in der vornehmen Welt. Hiervon sehr verschieden sind dann die Leute von einer anderen Art, bei denen umgekehrt das Naturell von vornehmer Herkunft und Sitte, die Gesinnung aber von gemeinem Stande zu sein scheint. Wenn jene Beschaffenheit des Naturells nicht blos eine äußerliche angewohnte und anerzogene ist, so daß sie wie ein Gallakleid nach Belieben an- und abgelegt werden kann, sondern wenn sie eine innerlich feststehende ist, dann wird das Naturell solcher Leute sein rechtes Vergnügen nur da finden, wo es in der Welt hoch hergeht und wo Glanz wie Ehre zu haben sind, während die Gesinnung nebenbei dem Geldgewinne und anderen Dingen solcher Art nachgeht. Nun diese Verschiedenheit der Neigung ist ein Erbtheil der Menschennatur aus uralter Zeit; ein Erbtheil, das sich sowohl gut als schlecht verwalten läßt. Es kann bei dem Einen wie bei dem Anderen der innere Haushalt in gute Ordnung gebracht werden und ein gutes Ende nehmen, wenn der Hausvater: die Ge-

sinnung, die dem Naturell ein Regierer und Erzieher werden soll, selber unter der Zucht einer Furcht steht, welche der Weisheit Anfang ist (Ps. 111, V. 10). Wohl dem, welcher schon durch seinen Stand im Erdenleben unter die äußere Zucht einer Furcht und Ehrfurcht gestellt ist, welche ihm durch ihren demüthigenden, nach unten beugenden Einfluß auch die innere Unterwürfigkeit unter die Zucht jener rechten Furcht erleichtert, die von oben ist. Der Stand der Fürsten (das konnte man an Friedrich Franz sehen), überhaupt der Stand der Hohen und Reichen hat es hierin schwerer als der der Armen und Geringen. Doch alle Dinge, auch die schwersten, sind möglich bei Gott und durch Gottes Kraft.

Zu dem höchsten Kreise des damaligen Fürstenhofes in Ludwigslust gehörten vor allen nächst dem Großherzog selber die vier Söhne desselben. Unter diesen war der mir unvergeßlich theure Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, ich darf dieses ja einem seit 36 Jahren dem Urtheile der Welt Entrückten, in seiner Gruft nachsagen, an Geist und Gemüth der reichbegabteste, nach seiner Gesinnung der gereifteste. Ein Herz voll Liebe, das sich, wäre ihm dieses bestimmt gewesen, eben so väterlich besorgt für das Wohl seines ganzen Volkes, als für das seiner Kinder erwiesen haben würde. Denn ich habe wenig Väter von solch' inniger Zärtlichkeit gegen seine Kinder und von so einsichtsvoller Sorgfalt für ihr Bestes kennen gelernt, als dieser Fürst war. Er dachte weit über Das, was ihm als gegenwärtig vor Augen lag, hinaus, und ich weiß es, welche Gedanken für sein zukünftiges Wirken zum wahren Wohl seines Volkes, zum Gedeihen des Landes er in seinem Herzen trug, welches immer das Gute meinte. Ein

Zug, gleichwie des inneren Schmerzens, gab seinem sonst heiteren Wesen öfters eine ernste Haltung.

Der zweite Sohn des Großherzogs, Herzog Gustav Wilhelm, war ein feiner, in der Schule der vornehmen Welt vielseitig gebildeter Herr, ein Freund und Kenner, namentlich der Tonkunst. Der dritte Prinz, Karl August, ein Herr von stattlicher, kräftiger Haltung, der als Russischer General-Lieutenant im Jahre 1812 in kühner Tapferkeit mit der französischen Uebermacht manchen blutigen Kampf bestanden hatte. Der jüngste von den Großherzoglichen Prinzen war Adolf Friedrich, geboren 1785, gestorben 1821. Das war ein Mitpilger auf dem Wege des Erdenlebens, von desgleichen man nur selten einem begegnet, am wenigsten aus seinem Stande. Eine Menschenseele, die sich da, wo das Treiben der Welt und ihrer Eitelkeit am geschäftigsten und geräuschvollsten war, am einsamsten und verlassensten fühlte, denn sie war heimwehkrank von dem Sehnen nach einem Frieden, nach einer Ruhe, welche die Lust der Augen und der anderen Sinne nicht geben kann, und sie ist frühe eingegangen zu ihrer Ruhe. Ich freue mich auf das Wiederfinden. Auf einer Reise, die ich mit ihm allein nach Doberan machte, hat er mir sein ganzes Herz voll Demuth, Liebe und Hoffnung aufgeschlossen; voll einer Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt. Seine Liebe, die sich niemals genug that, bezeugte er durch viele Wohlthaten, die er, damit der Geber verborgen bliebe, meist durch Andere an die Empfänger kommen ließ. Eine öffentlich anerkannte Wohlthat erzeigte er seinem Vaterlande durch die Stiftung der Ersparnißkasse für das Volk. — Ein jüngerer Prinz des Hauses, der älteste Sohn des Herrn Erbgroßherzogs,

der nachmalige Großherzog Paul Friedrich, war während meines Aufenthaltes in Ludwigslust in Genf. Ich habe ihn kurz vor meinem Abgange aus Mecklenburg nur ein oder etliche Male gesehen.

Der alte Großherzog Friedrich Franz hat wie alle für die Aufgabe ihres Berufes besonders begabte Fürsten bei der Besetzung der höchsten, einflußreichsten Stellen in dem Haushalte des Staates eine tiefe Einsicht und Menschenkenntniß bewiesen und darin vieles Glück gehabt. Der Minister von Plessen, aus einem mecklenburgisch-adeligen Geschlechte, das wie die Blücher, die Oertzen von deutscher Abstammung war, ist ein Mann von solcher treuer, rechtlicher Gesinnung, solcher Geschäftstüchtigkeit und Einsicht gewesen, wie man nur Wenige von seinem Stande findet. Die geistvolle Erbgroßherzogin Marie Luise pflegte von ihm zu sagen: er sei ihr vor allen Diplomaten, die sie kennen lernte, merkwürdig und werth gewesen durch seine unverstellte Gesinnung; ein Mann wahr in Wort so wie That, treu und fest auf dem von ihm erkannten, rechten Wege. Ich habe diesen Herrn nur selten gesehen; er war in Geschäften seiner Regierung meist in Schwerin oder selbst außer Landes. Desto öfter sah ich seine Gemahlin, die nahe Freundin der Caroline von Bose.

Eine Erinnerung von nachhaltiger Art, die mir niemals aus dem Sinne kommen wird, hat mir die Bekanntschaft mit dem Hause des Oberhofmeisters von Lützow hinterlassen. Dieser alte Herr von Lützow hat auf mich durch sein ganzes Wesen und seine Erscheinung in geistiger Hinsicht einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der war, den etwa eine alte mächtige Edeleiche seines Vaterlandes, unter deren Schatten man gerne ausruht, auf meine

Sinne machte. Er war ein Mann, in dessen Nähe und Anblick man auch gerne ausruhen mochte, weil in seinem Gemüthe und Wesen eine Ruhe war, die in einem geistigen Boden wurzelte, der eben so fest war, als der Erdengrund, auf dem die hochstämmige Edeleiche steht. Bei diesem Manne waren das äußere und das innere Wesen aus einem Gusse. Denn wenn der alte Oberhofmeister, angethan mit Panzer und Helm, Schild in der Linken, Lanze oder Schwert in der Rechten, zu Pferde gesessen wäre, er hätte mit Ehren einen mannhaften Ritter aus dem Heere Friedrich Barbarossa's im Schlachtfelde von Iconium darstellen können. Und er wäre dann ein Nachbild desselben Vorbildes gewesen, was der älteste Ahnherr seines Hauses in Wirklichkeit war. Die Geschichte der ritterlichen Thaten der Lützow's reicht in eine eben so alte Zeit hinauf, als die der Blücher. Denn diese, die Blücher, aus deutschem Geblüte, sind mit Heinrich dem Löwen nach Mecklenburg gekommen und ein Ulrich von Blücher um 1215 wird als der Großvater eines Bischofs von Ratzeburg genannt; die Lützow's aber stammen aus altwendischem Geschlechte und einer ihrer Vorfahren soll sich bei dem Sturme von Mailand unter Friedrich Barbarossa im Jahre 1156 den Ritterschlag aus Kaisershand und den Namen erworben haben, den sein Haus seit 700 Jahren mit Ehren trägt. „Ihr Lüt so“, d. h. ihr Leute, so macht es, soll der alte Kämpe gerufen haben, indem er eine Leiter mit seinen starken Armen herbeitrug und an die Mauer lehnte, woraus noch jetzt die Leiter im Wappen des Geschlechts und sein aus dem Zuruf „Lüt so“ entstandener Name hindeutet.

Man muß mir zu Gute halten, wenn ich mich hier in der Erinnerung an einen Mann meines Herzens

noch etwas länger verweile. Ich stehe gerne bei dem Anblicke solcher Gestalten still, deren mir noch manche in meiner Jugend begegnet sind. Ich meine, solche sind in unseren Tagen selten geworden, ich wenigstens habe unter den jetzigen Nachkommen der alten, deutschen Rittergeschlechte nur wenige solcher gefunden, die dem alten Oberhofmeister von Lützow, aus dem Hause Großen-Salitz, gleich wären. „Dieser war", wie ein noch lebender, ihm geistig wie leiblich verwandter Freund von ihm sagt: „in jedem Zoll ein Edelmann, durch die reinsten und schönsten Gaben des Herzens; ein Mann voll Treue und Liebe zu seinem Gott, inniger Ergebenheit gegen sein Fürstenhaus, thatkräftiger Liebe gegen Alle, die seinen Rath, seine Hülfe suchten. Nicht nur in der Heimath, auch in der Fremde, auf seinem Gesandtschaftsposten zu Petersburg, Paris und während der schweren Jahre von 1808 bis 1813 in Berlin hat er sich als ein ächt deutscher Mann von Ehre, Einsicht und Kraft; bis an sein Ende (im Jahre 1835) als Christ erwiesen. In seinen Worten wahr, in seinen Sitten schlicht, liebte er das Einfachste am meisten, wählte sich, wenn es sein durfte, den geringsten Platz, unterhielt sich besonders gern mit Kindern und Leuten aus dem Volke, die ihnen glichen, war gern in der freien, schönen Natur. Und dabei fand sich doch in seinem Wesen und Benehmen ein scheinbarer, seltsamer Widerspruch. Derselbe schlichte Mann, dem es so behaglich wohl dabei war, wenn er, wie sein Großherzog Friedrich Franz, mit den Geringsten im Lande zutraulich wie mit seines Gleichen reden und umgehen konnte, war zugleich so durch und durch Hofmann, daß ihm die Beobachtung der kleinlichsten Etikette, mit allen ihren unnützen Formen und ihren sanktionirten Unwahrheiten, nie schwer ward und nie seinem

offenen, geraden Wesen Eintrag that." — Ich füge hinzu, daß der Oberhofmeister von Lützow auch hierin als Freund der alten Ordnung sich benahm; gleich den mannhaften Rittern des Mittelalters, wenn sie bei Turnieren und festlichen Gelagen alle vorgebrachten Formen und Höflichkeiten der alten Chevallerie beobachteten. Uebrigens verließ diesen Mann auch niemals, er mochte bei dem Fürsten oder unter dem Volke sein, der sittliche Ernst.

Ich kann mich nicht enthalten, hier noch die als vollkommen wahr beglaubigte Anekdote von einem Haarzopfe zu erzählen, der meinem guten, edlen Herrn von Lützow das Leben gerettet hat. „Am 26. August 1778 erneuerten die Oestreicher ihren Anfall auf die preußischen Reiterposten in der Gegend von Kruppay. Es kamen in der Frühe um 5 Uhr dreißig Mann vom Regiment Kaiser, Dragoner und Husaren von Kalerki, bei welchen sich drei Prinzen: von Ligne, von Mecklenburg und von Waldeck als Freiwillige befanden. Sie überrumpelten die Preußen, warfen sie, und sich mit ihnen zugleich auf die Kompagnie des Hauptmannes von Lützow (des nachmaligen Oberhofmeisters), vom Frei-Regiment Hardt, die eben ausgerückt war. Der Hauptmann von Lützow ließ einige Salven geben und zog sich dann, der Uebermacht weichend, in einen Amtshof zurück. Die kaiserlichen Reiter saßen ihm auf der Ferse, und einer derselben hieb ihm, als er eben durch den Thorweg wollte, den Zopf weg *). Ein Mehreres aber konnten sie ihm nicht anhaben, denn er wehrte sich innerhalb des Amtshofes tapfer und verschaffte dadurch den preußischen Bellingischen Husaren die Zeit, aufzusitzen. Von

*) Der berühmte Maler Tischbein hat diese Kampfsceene gut dargestellt.

diesen unterstützt, entriß er dem Feinde alsbald das Terrain und zwang ihn, dasselbe mit Zurücklassung dreier Todten, dreier Verwundeten und vier Gefangenen, zu räumen."

Als Fortsetzung zu dieser Anekdote füge ich eine andere hinzu, welche ich ebenfalls aus treuem Munde empfangen habe und deshalb für die Wahrheit bürgen kann. „Viele Jahre nach der Affaire bei Kruppay, als sich der Oberhofmeister von Lützow auf einer seiner Gesandtschaften in einem hohen geselligen Kreise befand, kam zufällig die Rede auf das Gefecht der Preußen mit den Oestreichern am 26. Aug. 1778. Da sagte eine ältere Dame aus der Gesellschaft mit Bedauern: ja, das war das Gefecht, in welchem ein höchst liebenswürdiger junger Offizier: der Hauptmann von Lützow gefallen ist. — Sogleich trat der eben genannte vormalige junge Hauptmann, freilich nun ohne Haarzopf und mit ergrautem Haare, hervor, sagte der Dame seinen Dank für ihre Theilnahme, bezeugte jedoch zugleich durch sein kräftiges Auftreten, daß damals nicht er selber, sondern nur sein starker Haarzopf unter dem scharfen Säbel eines Dragoners gefallen sei."

Ja, in diesem Hause des Oberhofmeisters von Lützow war ich manchmal gern. Denn auch die Mutter des Hauses, eine geborene von Maltzahn-Rottmanshagen, war durch ihren hellen Verstand und ihre Herzensgüte eine seltene Zierde dieses Hauses, in welchem jene Gottesfurcht und lautere Treue des Herzens herrschte, die als Erbtheil bei den Kindern geblieben ist. Da lernte ich auch zuerst einen würdigen Genossen und Verwandten dieses Hauses, den damals noch jugendlich blühenden Kammerherrn von Ranzow, kennen.

Doch es ist Zeit, daß ich mich von dem Fürstenhofe und seinen Originalgestalten zurückbegebe in mein eigenes Haus und in den Kreis meiner Wirksamkeit.

## 6. Der Eintritt in Haus und Amt.

Ludwigslust, unser neuer Wohnort, ist zwar keinesweges durch seine Umgegend und Lage einer der schöneren, wohl aber durch die Geschichte des Entstehens und seiner fortwährenden Erhaltung einer der merkwürdigsten Orte in Mecklenburg. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regierte hier im Lande ein Herzog Friedrich, der diesen Namen, als der Friedensreiche, mit Recht führte, denn er hat, wie wenig andere Fürsten, in beständigem Frieden mit Gott, in einem guten Gewissen und in Frieden und Liebe mit seinen Unterthanen gelebt und ist in diesem Frieden gestorben. Die Geschichte von Mecklenburg hat ihm den Beinamen des Guten gegeben, denn sein Wille und seine Absichten waren gut, und Alles, was er that, war gut oder doch gut gemeint. Darum hat auch Gott einen ganz besonderen Segen auf seine Regierung gelegt, denn die innere Zerrüttung des Landes und seines Haushaltes durch die beständigen widerwärtigen Streitigkeiten der ritterschaftlichen und städtischen Stände mit ihrem Fürsten hatte zwar Friedrichs Vater, Christian Ludwig II., nach langem vergeblichem Bemühen, noch in seinem Greisenalter zu einer Art von friedlicher Ausgleichung gebracht, die Folgen aber jener unseligen Wirren waren noch überall im Haushalte des Staates und im inneren Wohlstande des Landes, sowie seiner Bewohner sichtbar. Dazu kamen noch jene Bedrängnisse, welche der siebenjährige Krieg auch über Mecklenburg herbeiführte. In demselben Jahre, in welchem der gute Friedrich seine Regierung antrat, 1756, begann dieser Krieg, der die früheren Schulden des Landes noch um eine bedeutende Masse vermehrte. Auf Mecklenburg häuften die übermächtigen Nachbarn alle die Kriegslasten und

Ansprüche, welche der Sieger an ein ihm feindliches Land zu machen pflegt. Dazu kamen noch die Verheerungen, welche eine allgemeine Viehseuche und Hungersnoth im Jahre 1770 auch über Mecklenburg brachten. Dennoch hat Friedrich durch Gottes Segen und weise Sparsamkeit den inneren Haushalt des Landes so verbessert, daß er die von einem seiner Vorgänger während des 30jährigen Krieges an Hannover verpfändeten Ländertheile durch die Summe von anderthalb Millionen Thaler wieder einlösen und auch die im 7jährigen Kriege gemachten Schulden bezahlen konnte. Er verbesserte den Zustand des Landbaues, machte den Anfang zur Abschaffung der Frohndienste der fürstlichen Bauern, begünstigte das Aufblühen der Gewerbe, wendete seine angelegentlichste Sorge auf das Beste der Kirche, der Schulen, der Gerechtigkeitspflege, suchte den inneren Frieden, der in ihm selber wohnte, überall um sich her zu verbreiten.

Aus welchem Quell aber der Friede kam, darin dieser gute Herr das Glück seines Lebens suchte und fand, das läßt sich leicht errathen: Friedrich der Gute war ein sehr gottesfürchtiger, frommer Herr und sein liebster Umgang war mit Leuten von gleicher Gesinnung. Namentlich lebte er mit Bogatzky in sehr vertrautem Verhältnisse und dieser ist oft bei ihm ein besuchender Gast und Hausgenosse gewesen. Friedrich, bei dieser seiner inneren Richtung und bei seiner unermüdeten, großen Arbeitsamkeit zog sich gern und so oft er konnte, von geselligen Zerstreuungen zurück und liebte die Abgeschiedenheit und Einsamkeit. Die Aufgabe seines Lebens war es in geistiger, höherer Hinsicht gewesen, das Verwüstete und Wüste anzubauen und auch nach seinen Kräften mit dahin zu wirken, daß die Erde sammt ihren Bewohnern ein Garten Gottes werde. Vielleicht hat er einen ähnlichen Gedanken auch in vorbildlicher

und dabei augenfälliger Weise ausführen wollen, als er mitten in einer Wüste und Einöde des Sandes und Waldes hinein, an die Stelle eines kleinen Jagdschlosses, darin er in Gesellschaft seines würdigen greisen Vaters, des Christian Ludwig, vergnügt gewesen, das jetzige Ludwigslust anlegte. Noch jetzt, wenn man über den dürren Sandboden gegen Grabow oder nach dem Sumpfboden der benachbarten Erlenwälder einen Spaziergang macht, kann man es sich einigermaßen vorstellen, wie es in der Gegend muß ausgesehen haben, ehe der gute Friedrich hier seine Wohnstätte aufschlug.

Es gab um jene Zeit, während der allgemeinen Noth, gar viel armes Volk im Lande und seiner Nachbarschaft, dem das tägliche Brod zu seiner Sättigung und alle Gelegenheit zu einem Erwerbe fehlte. Da führte der gute Friedrich die Armen und Hungernden hinaus in die Einöde, um ihnen da in den ihnen vorläufig erbauten Bretterhütten ihre tägliche Nahrung und gute Versorgung zu geben. Es war keine leichte Aufgabe, das Wasser der Stoer durch einen Kanal da hereinzuleiten, und in der Sandwüste die große, schöne Cascade zu erschaffen, welche der Lage des prachtvoll erbauten Schlosses ihren vorzüglichsten Reiz gibt. Das auf solche Weise gewonnene Wasser wurde dann weiter für den Anbau und die Befruchtung des Lustgartens und seiner Waldungen benutzt; unter den schattigen, schönen Alleen der Linden, die sich zu beiden Seiten der Cascade und des Kirchenplatzes hinaufzieht, wurden dann zunächst dem Schlosse die stattlich hohen, weiter nach der Kirche hinauf die bürgerlich kleineren Häuser aufgerichtet, vor Allem aber die große, in eigenthümlichem, nicht unedlem Geschmacke erbaute Kirche, in welcher der Sarkophag des Erbauers Friedrich steht. Der fromme Herzog war ein warmer Freund der Tonkunst, vor Allem des Gesanges; wir fanden noch zu unserer Zeit

das Chor und den Kirchengesang in Ludwigslust durch sehr gute Meister und Meisterinnen der Tonkunst bestellt.

Nun, dort am Kirchenplatze, vom Schlosse aus gesehen, links, stand das sauber und wohnlich eingerichtete Haus, das uns durch die gütige Vorsorge der Herrschaft zum Obdach angewiesen war. Nach vorn, nach dem Kirchenplatze und den Linden zu, erhob es sich, wie seine Nachbarhäuser nur zu einem Stockwerke, hinter dem niedlichen Wohnhause aber befand sich ein Hofraum, daneben ein höheres Hintergebäude, in welchem wir gewöhnlich uns aufhielten, dazu eine schöne Stallung und ein Garten, so groß und wohlgebaut, daß sein Ertrag zum Unterhalte einer Gärtnersfamilie in Nürnberg hinreichend gewesen wäre. Außer der Ortschaft, nicht weit von ihr abgelegen, war uns noch ein gutes Stück Feldes mit Krautgarten für unseren Haushalt angewiesen.

Es gab aber für mich ein anderes, geistiges Feld anzubauen, das durch seinen guten Boden, den der Thau von oben befruchtete, bleibendere Früchte versprach, als die bald unter dem täglichen Bedürfnisse sich verzehrenden Früchte der Felder und Gärten.

Ich war am Ende der Woche gekommen; mit dem Anfange der darauf folgenden begann ich meine Lehrstunden bei der jungen, kindlich unbefangenen Herzogin Marie. Was der Inhalt, welches der Umfang meines Unterrichtes sein werde, das deutete ich kurz an*), hätte aber gern noch ein Mehreres gesagt über Das, was unter all' den vielen Dingen, die man lernen kann und soll, das Wichtigste und Beste sei. „An dem Obstbaume," so etwa sprach ich, „seien

---

*) So finde ich es wenigstens in meinen etwas später gemachten, schriftlichen Aufzeichnungen.

das Beste nicht die vielen, freilich auch nothwendigen, schönen Blüthen, sondern die Früchte; an einem Getreidefelde, das neben seinen Halmen auch viele bunte Wicken, blaue Cyanen, Kornraden und mancherlei andere schönfarbige Blumen trägt, sind das Beste und eigentlich Werthvolle doch nur die Körner tragenden Aehren, welche ohne allen Farbenprunk dastehen. So verhielte sich's auch bei den Menschen mit ihrem Lernen. Freilich finde sich da auch zwischen Dem, was die jungen Leute aus verschiedenen Ständen in ihren Schulen lernen und werden sollen, ein ähnlicher Unterschied, als zwischen der Anpflanzung und Zucht der Waldbäume und der Obstbäume, oder der Gartenbeete und der Saatfelder. Die Waldbäume, mit denen ich das arbeitende Volk auf dem Lande und in den Städten vergleichen möchte, sollen von frühe an nur so gezogen werden, daß der Regen und Thau vom Himmel ihren Boden fruchtbar machen, die liebe Sonne von oben sie bestrahlen könne, damit sie stämmig und hochwüchsig ihre Zweige und Blätter ausstrecken und gutes, festes Holz bekommen. Die anderen, gebildeten und vornehmen Stände verglich ich dann mit den Obstbäumen, den Gartenbeeten und Saatfeldern. Der Gärtner freut sich, wenn sein Obstbaum recht viele schöne Blüthen zum Ergötzen der Sinne trägt, jedoch nur in Hoffnung der Früchte, denn der Granatbaum mit gefüllten Blüthen, den man in den Gewächshäusern sieht, lohnt der Mühe des Gärtners nicht, weil der kraftlose Farbenputz der Blüthen allesammt abfällt, ohne einen einzigen Apfel zurück zu lassen. Die Gartenbeete sollen immerhin an ihren Rändern recht stattliche, lieblich duftende Blumen tragen, sollen aber für den Gemüsebau auch Raum übrig und Sonnenlicht zulassen, denn dieses, wie die anderen Gaben vom Himmel,

aus denen die fruchtbaren Zeiten kommen, seien doch die Hauptsache beim Gedeihen. Ich würde deshalb, wenn ich ein Gärtner oder Landbauer wäre, nicht viele Rosenstöcke oder Roßkastanienbäume in und um meine Saatfelder pflanzen, weil diese den eigentlich nutzbaren Pflanzen den Thau und die Sonnenstrahlen entziehen; daß aber bei den höher gebildeten Ständen, namentlich bei den Gelehrten, mit dem guten Saatkorne zugleich viel eitler Saame des bunten Unkrautes in den Kopf gebracht werde, das lasse sich eben nicht vermeiden, obwohl selbst die Wicken nur zum Viehfutter taugten. Was aber die Absicht und den guten Nutzen alles Lernens beträfe, so bliebe es dabei, daß der eigentliche bleibende Gewinn davon für Zeit und Ewigkeit die, wenn auch äußerlich weniger prunkenden, unscheinbaren Früchte seien, nicht die seiner Blumen und Ziergewächse. Damit aber die Früchte gedeihen und reifen könnten, müsse die Sonne sie bescheinen und nicht nur das Wasser der Sprengkannen, sondern der Thau und Regen des Himmels sie benetzen. Wenn dann der innere Trieb des Wachsthums ein gesunder, nach oben gehender sei, da könnten die rauhen Lüfte und Stürme, Hitze wie Ungewitter das Gedeihen der Früchte nicht hindern: ich wolle dieses durch ein Beispiel aus dem Leben erläutern.

Ich erzählte hierauf, freilich viel ausführlicher als ich hier im Umrisse es andeuten kann, die bekannte Geschichte der Churfürstin Anna von Sachsen, der Gemahlin August I., welche dem Lande, dahin Gott sie von 1548 bis 1585 als Fürstin gesetzt hatte, so zum Segen geworden ist, wie dies nur selten eine Fürstin war. Sie heißt im Munde des Volkes, so wie in der Geschichte die „Mutter Anna“, denn sie hat sich nicht nur an den eigenen Kindern und in ihrem eigenen Haushalte, sondern an allen Unter-

thanen und in dem Haushalte des ganzen Landes als eine Hausmutter von unvergleichlicher Treue, Einsicht und ernster, frommer Gesinnung erwiesen. „Sie ist hierdurch ihrer Zeit, so wie der späteren Nachwelt ein Musterbild, ein Glücksstern geworden, dessen Licht weit umher geleuchtet hat und in ihren nachgelassenen Werken noch jetzt fortleuchtet. Denn wer hat die ersten großen Meiereien in Sachsen, mit ihrem Feldbau, ihren Gärten voll nutzbaren Obstbäumen angelegt, die wohleingerichteten Ställe für zahlreiche Kühe erbauen lassen, den Gewerbsfleiß des Volkes so aufgemuntert und geweckt, als die Mutter Anna? Wer sehen will, was der eigene Fleiß ihrer Hände gewirkt und geschaffen hat, der lasse sich in Dresden im Gewandhause die Kleidungen und zierlichen Sachen zeigen, welche die Churfürstin Anna für sich und ihre Kinder so wie zur Verzierung der Zimmer und Tische gefertigt hat. Sie selbst fand ihre Lust am Fortgange der guten Einrichtungen, die unter ihrer Leitung für Gärten und Feldbau, so wie für die Viehzucht getroffen waren, und wie sie bei all' ihrem Thun überall zunächst auf den Nutzen und Dienst des Nächsten gesehen hat, so ist dies auch von ihr in dem großen Laboratorium geschehen, das sie sich zu Annaburg erbauen ließ. Denn während ihr Gemahl, nach dem damals herrschenden Geschmacke der hohen Herren zu seinem Vergnügen die Alchymie, als leidige Kunst des Goldmachens und die Entdeckung anderer geheimer Kräfte, betrieb, ließ die Mutter Anna in ihrem Laboratorium, das sie oft besuchte, Arzneien, zunächst für arme Kranke fertigen; Arzneien, die sich durch ihre Wirkung bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ansehen und Gebrauch erhalten haben."

„Mehr noch als die Leute es erfuhren, hat diese Fürstin im Stillen und Verborgenen gethan, hat sich an ihrem

Gemahl einen aufmerksamen und eifrigen Theilnehmer bei all' ihren Bemühungen zum Besten des Landes gewonnen und erzogen, ihre Ausgaben für all' ihr wohlthätiges Wirken aus Dem bestritten, was sie in ihrer großen Landwirthschaft erworben und erspart hatte. Es ist ihr niemals um ein äußeres Aufsehen und Glänzen zu thun gewesen; sie und ihre Kinder sind einfach und säuberlich einhergegangen, haben sich nur bei besonderer Gelegenheit in einen, dem Fürstenschatze gehörigen Schmucke gezeigt. Sie war frühe in den Kreis der damaligen, vornehmsten Bildung eingeführt worden, hatte als Prinzessin von Dänemark; als Tochter König Christian's III. gar Vieles von der Weisheit der Welt und ihren Streitigkeiten vernommen; hatte sich namentlich in dem Gebiete der Theologie, das sie vor Allem anzog, große und tiefgehende Einsichten erworben; machte aber gegen Andere nicht viel Wesens davon, sondern nahm aus diesem Vorrathe, den sie in ihr Herz und in ihren Verstand gesammelt hatte, nur so viel heraus, als sie für sich selber, zur Stärkung und Befestigung ihres Glaubens und zu ihrem Troste und Frieden bedurfte. Denn sie brauchte nicht aus den Brunnen der menschlichen Erkenntniß und Belehrung zu schöpfen, sie kannte den Quell des lebendigen Wassers selber, in Gottes theuer werthem Worte, mit diesem hat sie ihr inneres Leben erhalten und gestärkt, bis das äußere ganz von ihm verschlungen war."

„Nun, man kann wohl sagen, die Mutter Anna von Sachsen ist selber ein Saamenkorn in gutem Boden gewesen, das hundertfältig getragen und eine Aussaat über viele Äcker der Menschenwelt hinterlassen hat, welche zum Theil dreißig-, zum Theil sechszigfältig getragen hat. Und durch welche Kraft ist jenes Saamenkorn Das geworden, was es war, und hat solche Aussaaten hinterlassen? — Durch

die Kraft der Sonne, das heißt durch die Furcht vor Gott und die Liebe zu Ihm und durch den Thau des frischen Wassers, der vom Himmel kam, das heißt durch den steten Umgang mit Gottes Wort. Als das Korn durch diese Strahlen, durch diesen belebenden Thau von oben, einmal aufgeschlossen und zur Aehre erstarkt war, da hat ihm weder Hitze noch Frost noch Sturm und Gewitter etwas schaden können. Und dergleichen Trübsale und Heimsuchungen sind oft über diese gute Fürstin gekommen, schon in ihrem Vaterlande Dänemark, das damals ein Land des Unfriedens und der inneren Zerrüttungen war, dann auch noch in den späteren Jahren, als sie von den 15 Kindern, die sie geboren, 11 dem Tode entgegenwelken und vor ihr in's Grab sinken sah und auch sonst noch Manches sehen mußte, das ihrem Herzen wehe that. Aber wenn sie so in der Hitze ihrer Heimsuchungen saß und sich dann recht kindlich herzlich an ihren Gott wendete, da war es immer, als ob ein erfrischender Windhauch sie anwehte und stärkte und in dem freudigen Gefühle eines solchen Lebenshauches, der aus der seligen Ewigkeit herüberkam, ist sie auch an ihrem Ende hinübergegangen zu Dem, bei welchem ihre lieben, seligen Kinder waren: zu Jesu, dem Geliebten.“ —

„Ich meine, man könne wohl das Leben und Wirken dieser Anna allen jungen Fürstinnen als ein Lebensbild vor Augen stellen, daran sie erkennen sollten, was der Mühe, nicht nur des Lernens, sondern des Lebens überhaupt werth sei und zugleich die Kunst, die Blüthen guter Art, die Gott ihnen an ihren Zweigen hat hervorbrechen, oder die edlen Saamenkörner, die der Herr in ihren Boden gestreut hat, der Zeitigung zu guten, reifen Früchten entgegen zu führen. Diese Kunst besteht darin, daß man sein Herz, in welchem die geistige Aussaat wurzelt, den Strahlen der göttlichen

Lebenssonne, welche Christus der Herr ist, aufthut und den Thau der göttlichen Verheißungen recht fleißig auf sein Feld fallen läßt. Der äußere Glanz vor den Leuten ist nur ein Kerzenlicht im dunklen Saale, dessen Strahlen keine Blüthen zur Frucht reifen können; die Ehre und der Beifall der Welt eine dumpfig warme Gewächshausluft, in welcher der Granatbaum seine gefüllten Blüthen zwar entfaltet, bald aber wie eine Maske abwirft."

„Es ist gut, wenn wir keine Masken werden, sondern mit treuem, wahrhaftigem Angesichte zu Gott und seiner Gnade aufblicken, durch welche wir leben, und wenn wir in der Liebe zu Gott und seinen Menschen, so wie in der Furcht vor Ihm unsere Seligkeit schaffen." — —

Ich erinnere mich freilich, obgleich solche Dinge in meinen schriftlichen Aufzeichnungen nicht vorkommen, weil diese den Gedankenlauf nur wie aus der Ferne begleiteten, daß ich in die Geschichte der Mutter Anna, als ich sie der jungen, heiteren Prinzessin erzählte, „um des Effektes willen" manche volksthümliche Züge einmischte, die ich zu meiner Zeit, namentlich in Freiberg von meinem alten Viertelsmeister Zimmermann oft vernommen hatte, und ich würde das jetzt in meinen alten Tagen nicht mehr thun, wo die Gesinnung über das zum Scherz geneigte Naturell — der Herr über den Reitknecht — mehr Gewalt und Ansehen gewonnen hat. Doch darf ich sagen, daß ich in meinem ganzen dreijährigen Unterrichte der mir innig theuren, für alles Gute und Bleibende sehr empfänglichen Fürstin über: Geschichte, Länder- und Alterthumskunde, Naturwissenschaft, so wie bei den Mittheilungen aus der vaterländischen wie ausländischen, alten wie neuen Literatur und dergleichen Dingen mehr, immer Das vor Augen behalten habe, was von allem Wissen, von aller Kunst, die

wir auf Erden lernen können, das Beste, ja das einzig Gute ist. Und die Seele, zu der ich so sprach, hat mich verstanden und hat, wie ein alter Chronikenschreiber von dem guten sächsischen Kaiser Heinrich dem Ersten sagt, nach der rechten Hand gegriffen, und was sie ergriffen hatte, festgehalten: als treue Mutter ihres Hauses und Landes, in Freude und in Leid.

Ein Kind von solch' geistiger Lebendigkeit und zugleich von so leicht und tief erregbarem Gemüthe, wie der vierjährige Prinz Albrecht, war mir noch niemals vorgekommen. Ich sprach schon davon, mit welcher Liebe sich dieser kleine Prinz an mich anschloß, und weil dieser Zug ein gegenseitiger war, mochte ich keinen Tag sein und bleiben, ohne ihn zu sehen und etliche Stunden bei und mit ihm zuzubringen. Wem hätte es auch nicht herzlich wohl werden sollen in der Nähe dieses Kindes. Ein klarer munterer Quell, der freilich nie zum Flusse werden sollte, sondern schon als Bach versiegte, der aber bereits bei seinem Entspringen voll von anziehendem Reize war; denn er kam aus tiefem Felsengrunde und auf ihm spiegelte sich ein Schein des Morgenrothes, das den nahenden Tag verkündete. Der Prinz war gerne mit mir im Freien, und wie mir schien, hatte er mich lieber allein, als in Gesellschaft der Dame, welche die verständige und sorgfältige Pflegerin seiner ersten Kinderjahre gewesen war, deren Wesen aber dem seinigen eben so wenig als dem meinigen innerlich nahe verwandt war. Er hatte gegen diese ein Geheimniß, das als herrschender Gedanke, als vorwaltendes Gefühl im Wachen wie im Traume sein kindliches Herz erfüllte; es drängte ihn, mir dieses Geheimniß mitzutheilen. Gleich an einem der ersten Tage, an welchem ich, so wie der Arzt es empfahl, mit ihm im Freien spazieren ging, führte er mich in den sogenannten Prinzen-

garten, der seitwärts vom Park eine eigene, reichhaltige Anlage bildet. Er ließ mir hier keine Zeit, mich unter den zum Theil in schönster Blüthe stehenden auserlesenen Blumen und Gesträuchen umzusehen, sondern zog mich mit seiner kleinen Hand unaufhaltsam fort nach einem schönen Gebäude, von der ernsten, edlen Form der alten Begräbnißhallen, das im Schatten hoher Bäume dastand. Eine hohe Treppe von architektonisch schönem Gesteine führte zum Eingange, dessen Thüre geöffnet stand, denn es war eben jene Zeit, in welcher Caroline v. Bose, die treue Freundin der neulich hingeschiedenen theuren Fürstin, hier gern mit ihrem Schmerze allein war. Ich trat mit meinem kleinen Begleiter leise hinein; wir störten die Stille nicht, die da drinnen bei den beiden Särgen herrschte; der kleine Prinz stand aber so unbeweglich da, als könnte er sich von dem Anblicke nicht losmachen, er zog mich zu sich herunter, und sagte mir leise in's Ohr: „dort in dem Sarge, wo die Fräulein Bose knieet, liegt meine Mama". Er sah, daß die Freundin am Sarge sich die Thränen trocknete, bemerkte wohl auch an mir die Zeichen einer gleichen Rührung, da konnte er die eigene schmerzliche Bewegung nicht mehr zurückhalten, er nahm meine Hand, zog mich wieder hinaus in's Freie, und hier erst, als hätte er da drinnen die Ruhe eines Schlafenden oder die heilige Stille eines geweihten Ortes nicht unterbrechen wollen, that sich das verborgene Innere seines kindlich liebenden Herzens auf, wie eine Knospe, die beim Oeffnen der Blüthe ihren Duft gibt.

Ich war jetzt der Vertraute seines Geheimnisses geworden: jener Welt der Phantasieen und Gedankenbilder, in welcher er seit dem Tode der Mutter, die mit diesem Kinde Ein Herz und Eine Seele gewesen war, im Stillen immer gelebt hatte. Für mich hatten die sorglichen Be-

denklichkeiten des Arztes, daß man dem zarten Kinde es nicht verstatten solle, dem Gedanken an den Tod seiner Mutter so nachzuhängen, keine solche bindende Kraft wie für die Pflegerin und für andere Personen seiner nächsten Umgebung. So ging ich ihm denn gerne nach in die Welt, die sich sein Geist auf eine an einem so jungen Kinde allerdings überraschende Weise gebildet hatte, aus dem Gedanken an das Entschlafen des Leibes im Tode, an die schauerliche Stille der Gruft, an das Paradies, in das die Seele sich erhebt und wo sie unter den weidenden Lämmern und den um sie spielenden, jungen Rehen im Schatten hoher Bäume wandelt und in einem Palaste mit goldenem Dache wohnt. Pflegt man doch oft zu sagen, wenn kleine unschuldige Kinder im Traume lächeln: es spielen die Engel mit ihnen, aus deren nahem Umgange ihre Seele gekommen ist und mit welchen sie noch jetzt in nahem Verkehre stehen. In der That, der Kreis der Vorstellungen, in welchen mein junger Freund mich einführte, glich jenen, die man sich wohl von den Bleibstätten der abgeschiedenen Seelen unschuldiger Kinder machen könnte, obgleich an manchen Zügen der Einfluß unverkennbar war, den das Gespräch der Erwachsenen über den Tod und den Himmel, ja selbst die lieblichen Mährchen, auf ihr Entstehen gehabt hatten, die das Kind aus dem Munde seiner Mutter vernommen hatte.

Der Prinz führte mich jetzt öfters zu dem Hause, darin die Stille des Grabes wohnte, niemals aber, so weit ich mich erinnern kann, wieder in das Innere desselben, zu den Särgen hinein, bei denen, was kein Menschenherz ahnden konnte, schon nach drei Jahren auch der Sarg seines Vaters hingestellt werden und in deren Nähe nach einer kurzen, schnell verlaufenen Jugendzeit auch er selber

die Ruhestätte finden sollte für den von langen, heißen Schmerzen ermüdeten Leib. Ich konnte aber von jener ersten Stunde im Prinzengarten und in der Familiengruft auf lange Zeit hin es voraus wissen, welche Fragen und Antworten, sowie gegenseitige Mittheilungen den Inhalt unserer meisten Gespräche bilden würden, sobald wir allein waren. Denn im Beisein Anderer ließ das merkwürdige Kind von unserem, von ihm selbst so genannten „Geheimniß" niemals etwas verlauten, sondern da trat sein munteres, zum Scherz, ja zum Muthwillen geneigtes Naturell, so unverhalten hervor, daß es zuweilen kaum zu bändigen schien.

Mir ist dieser öftere, schnelle Wechsel der ganz entgegengesetzten Stimmungen an einem Kinde von diesem Alter eben so merkwürdig, als für die Erkenntniß des Menschenherzens beachtenswerth vorgekommen, denn die Gegensätze traten in so augenfälliger Weise und so ohne allen Uebergang bei ihm hervor, daß ich manchmal kaum begreifen konnte, daß es dasselbe Kind sei, welches ich dort im Prinzengarten und dann wieder im Schlosse oder auch neben mir, auf demselben einsamen Spaziergange, so munter sich geberden und scherzen sah. Allerdings war das ein Vorauseilen des Geistes über die natürlichen Gränzen seines Alters und seines leiblich gesunden Zustandes, daß mein kleiner Freund so gar gerne vom Tode und von dem Leben der Seelen nach dem Tode sprach und so viel darüber fragte und forschte, ja daß er auch die möglichst einfachen Antworten auf seine Fragen, die ich ihm gab, so leicht erfaßte und verstand; auch wurden seine Gespräche über diesen Gegenstand, so wie der tiefe Eindruck, den der Tod der Mutter auf ihn gemacht hatte, sich schwächte, immer seltener; dennoch verrieth sich noch immer auf andere Weise seine

Neigung zu einem Ernste, welcher tiefer war, als man sonst bei gesunden, munteren, in äußerem Glücke lebenden Kindern ihn findet. Er hörte mit ganz besonderem Wohlgefallen biblische Geschichten, von denen ihm schon seine fürstliche Mutter manche erzählt hatte; das gewöhnliche Spielwerk der Kinder seines Alters von Blei oder Holz, oder von was sonst für Art, gewährte ihm keine genügende Unterhaltung, ich kann mich nicht erinnern, daß er, wenn nicht vielleicht andere Kindergesellschaft bei ihm war, sie jemals in die Hand genommen habe, dagegen erfand er sich, wenn ich mit ihm im Freien war, andere Spielzeuge, die er aus ihrem unbedeutenden Nichts zu einem Etwas sich gestaltete, in das er mit einer seltenen Macht der kindlichen Phantasie eine Bedeutung legte und ein Leben hineinbrachte, an dem er sich vergnügte. Die dürren Zweige eines alten Baumes, die der Sturm abgebrochen, wurden in seiner geschäftigen Einbildungskraft Pferde und Reisewägen, er setzte sie in Bewegung nach irgend einem fernen Lande, oder die auf den Kanal geworfenen Baumrinden nach einer fernen Insel und ich mußte ihm dann beschreiben, wie es in dem Lande, auf der Insel aussähe, was für Leute dort wohnten und allerhand gefahrvolle Abenteuer oder angenehme Ereignisse dazu erdichten, welche den Reisenden, die zuletzt wir selber waren, dort zustießen. Geschichten habe ich ihm auch gar viele erzählen müssen, ohngefähr in der Weise, wie ich dergleichen später in meinen Mährchen für Kinder niedergeschrieben habe, unter denen ihm solche, wie das letzte in jenem Büchlein: „Die Taube und die Henne" (2. Aufl. S. 170) die liebsten waren. Zuweilen hörte diesen Erzählungen auch seine Schwester, die kleine Prinzessin Helene, mit ihren ernsten, aufmerksamen Blicken zu, und die muntere Stimmung meines

kleinen Schülers, der, wenn wir vorher die Vorübungen im Lesen und Lernen eifrig getrieben, auch in anderer Art unterhalten sein wollte, hatte für mich eine so ansteckende Kraft, daß ich gar oft mit dem Kinde zu einem Kinde wurde, das jene Gränzen vergaß, welche sein männliches Alter und seine Stellung ihm anwiesen. Ich mußte hierbei schon damals und muß es jetzt noch viel mehr mit Beschämung erkennen, wie sehr ich geneigt sei, in jenen Wechsel und Widerspruch der Stimmungen zu gerathen, welcher an mir nicht so harmlos und verzeihlich war, als an dem vierjährigen Kinde. Dies im Allgemeinen über meine Wirksamkeit als Lehrer der so reichbegabten fürstlichen Kinder am Mecklenburger Hofe; eine Wirksamkeit, die neben dem guten Willen, an welchem es ihr nicht fehlte, voller Verirrungen und Mängel war, die wohl kein Anderer so erkennen konnte, als ich sie jetzt erkenne.

## 7. Ein weiteres Bekanntwerden in der Nachbarschaft.

Zu der nächsten Nachbarschaft meines Hauses und auch meines Herzens gehörte denn doch die Kirche und Das, was in ihr zu finden war oder gefunden werden sollte. Meine Wohnung lag, wie die in Nürnberg, auf dem Kirchenplatze; vielleicht, so dachte ich, findet sich dort im Gotteshause auch noch ein Verkündiger von Gottes Wort, wie in den Nürnberger Kirchen. Ich kam dahin, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen in Begleitung der Orgel und der Saiten tönten lieblich, aber zu dem Unbekannten, das diese Zungen redeten, fand sich kein Ausleger (1 Kor. 14 V. 13 u. f.); sie regten Gefühle und Erwartungen an, welche im Ohre verhallten, im Herzen alsbald wieder erloschen; das tiefer in die Gesinnung eingehende Wort, das

„die Gemeine bessern", zum inneren Leben erwecken sollte, wurde nicht vernommen.

Ich spreche es mit herzlichem Bedauern aus: das Brod des Lebens war damals in meiner neuen Heimath nicht nur theuer im Lande, sondern namentlich bei der lutherischen Kirche fand sich fast überall ein gänzlicher Mangel daran und es war nicht zu verwundern, wenn Manche, die ein Verlangen nach diesem Brode hatten, zu Ludwigslust in der katholischen Kirche ihre Erbauung suchten, in welcher ein junger, wahrhaft begabter Geistlicher aus der trefflichen theologischen Schule zu Münster Predigten hielt, deren Inhalt seinem Wesen nach Das wirklich war, was die Predigten in der lutherischen Kirche ihrem Namen nach sein sollten: ein christgläubiger. War ja doch der Unglaube wie ein verdunkelnder Nebel auch anderwärts über die Schulen und Kirchen unseres Bekenntnisses hereingebrochen und hatte sich, mit wenig Ausnahmen, über das nördliche Deutschland am dichtesten gelagert. Was da bei den Männern, die als Wortführer galten, in Ansehen stand, das war nicht jener ehrenwerthere Rationalismus, der zwar dahin strebt, Alles, was seine äußeren wie inneren Sinne wahrnehmen, dem vernünftigen Erkennen erfaßbar zu machen und anzueignen, welchem jedoch bei seiner redlichen Achtung vor der Wahrheit die Ahnung geblieben, daß der Geist in uns zu dem geoffenbarten Worte in einem ähnlichen Verhältnisse stehe, als der Leib zu dem täglichen Brode, von welchem er lebt. Dieser, der Leib, kann die Gestalt, Größe und das Gewicht, ja selbst die chemische Zusammensetzung des Hausbrodes mit seinen äußeren Sinnen und durch seine künstliche Zerlegung wohl erforschen und erkennen, die nährende, lebenerhaltende Kraft desselben erfährt er aber nur, wenn er es durch den Mund in sein Inneres aufnimmt

und in sein eigenes leibliches Wesen verwandelt. Und öfters hat jene Ahnung zu dem Versuche, dieser aber zum Gelingen der innerlichen Aneignung der göttlichen Wahrheit geführt. Von Rationalisten solcher redlicherer Gesinnung gab es vielleicht auch noch Manchen in Mecklenburg, ihre Zahl mag jedoch gering gewesen sein, die Mehrzahl hatte ihren Verstand wie ihr Herz ganz von dem Gebiete des Glaubens hinweggewendet, das ihr wie eine längst verödete, nicht mehr bewohnbare Ruine erschien; jede Spur von Achtung, noch mehr, jedes Zeichen von Anhänglichkeit an den Wahrheiten des Christenthums wurde Pietismus genannt und als solcher nicht nur verachtet, sondern auf's Bitterste verhöhnt und verlästert.

Wie hat sich seitdem jener trostlose Zustand der damaligen Zeit in Mecklenburg geändert und verbessert! Wie ganz anders steht das jetzt in dem guten Lande! Wie ist da die lutherische Kirche an Haupt und großentheils auch schon an Gliedern von Neuem wieder zu einem so gesunden Leben erwacht, welches Gott erhalten und stärken möge!

Mitten unter den Gebeinen des Todes hatte sich dennoch auch in jener Zeit, die ich in Mecklenburg verlebte, noch hin und wieder ein Leben des Glaubens erhalten. Die Aussaat, welche Gott unter der Regierung des frommen Herzogs Friedrich (S. 66) und den treugesinnten Zeugen der Wahrheit, die sich um ihn versammelten, hatte ausstreuen lassen, war noch nicht ausgegangen; sie trug hin und wieder noch reife, vollwichtige Aehren im Amte des Wortes, ja ganze Garben unter dem treuherzigen Volke. Von den noch auf festem Grunde stehenden treuen Verkündigern des Wortes nenne ich hier vor Allen den theuren Pfarrer Koch in Vellahn und Müller in Dömitz,

neben ihnen gab es überall einzelne Treugebliebene. Freilich stand auch mitten darunter manches Unkraut da, welches selbst zwischen der guten Saat des Ackers aufgewachsen war. Der Großherzog Friedrich Franz hatte Achtung vor jenen vollwichtigen Aehren und Garben der guten Aussaat (m. v. S. 53); er hätte gern das Feld seiner Kirche in gutem Anbau erhalten und wo er Gelegenheit fand, jene Achtung vor dem Glauben der Väter zu beweisen, da ließ er sie nicht unbenutzt. Aber sein Erkennen und Wollen reichten nicht hin, dem Hereinbrechen der von außen kommenden Verdunkelung, die sich Aufklärung nannte, zu steuern; die ansteckende Seuche hatte ihren Lauf unaufhaltsam genommen.

Ich selber lernte, wie eben erwähnt, zu meiner herzlichen Freude noch manche einzelne christgläubige Prediger, mehrere fromme Seelen aus dem Bürger- und Bauernstande kennen, doch war nicht Alles, was die ernstere Zucht einer früheren Zeit genossen hatte, darum auch ein gutes Salz der Erde geblieben, sondern in Manchen war das Salz auch dumm geworden, so daß es sich zu nichts eignete, als zum Ausschütten auf die Straße, wo die Leute es zertraten. So fand ich schon in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigslust zwei Seelen auf, die noch als ein Erinnerungszeichen an die Tage des Herzogs Friedrich und an den damaligen Zustand der Kirchen und Schulen da zu stehen schienen, von denen jedoch nur die eine zur edlen, guten Frucht, die andere zum Unkraut gereift war. Ich will diese beiden Bekanntschaften hier mit wenig Zügen beschreiben.

Die eine von beiden, welche der Gärtner eben um jene Zeit als eine edle Frucht in vollendeter Reife von ihrem Stamme abnahm, das war eine gute, fromme Mut-

ter, die mit ihrem Manne, einem hochachtbaren Arzte, viele Jahre in friedlich glücklicher Ehe gelebt hatte. Sie war ihrem ganzen Hause, war Allen, die sie kannten, das seltene Vorbild eines stillen, sanften Wandels in Demuth, Ehrbarkeit und Gottesfurcht gewesen, denn sie selber hatte fest gehalten an dem Vorbilde der heilsamen Worte und der Lehre, die sie in ihrer Jugend aus dem Munde treuer Zeugen vernommen. Sie lag am Sterben; eine Freundin von ihr, in deren Hause ich seit Kurzem ein naher Bekannter geworden, führte mich zu ihr, mit der Bitte, daß ich ihr doch einige tröstende Worte sagen möge, denn sie verlange nach dem Zuspruche christlicher Freunde. Ich folgte der Einladung, aber diese Kranke bedurfte meines tröstenden Zuspruches nicht; sie hätte mir mehr geben können, als ich ihr zu geben vermochte. Schon in ihrem Angesichte sprach sich die selige Ruhe, gleichwie eines Geretteten aus der Todesgefahr der Fluthen, aus, der auf sicherem Felsen stehend die Augen voll Dank zu Gott erhebt, dessen Seele voll Lobes und Preisens ist gegen Ihn, der ihr so Gutes gethan hat.

Die Freundin erzählte mir später von dem Inhalte eines Gespräches, das sie mit der Kranken gehabt hatte, davon mir Einiges in der Erinnerung geblieben, das auch, von anderer Hand als der eines menschlichen Schreibers im Buche, wie in jedem Christenherzen geschrieben steht. — „Sie können,“ so hatte die Freundin getröstet, „Ihrem Ende ruhig entgegen gehen; eine solche Achtung und Liebe, wie Sie, haben sich wohl wenig Menschen in der Welt erworben“. — „Ja“, so antwortete die Kranke, „die Welt hat das Ihrige lieb und ich bekenne und weiß es, daß ich nur zu Vieles von Dem in mir hatte, was vom Wesen der Welt war“. — „Sie haben ja allen Menschen nur Gutes

und lauter Liebe erwiesen". — „Gott siehet das Herz an. Er allein weiß es, wie oft und wie mächtig in mir der Mörder von Anfang geherrscht hat, wie oft sich in mir und an mir Haß und Lieblosigkeit kund gaben. Ich habe Die geliebt, die mich liebten, gehasset, die mich haßten oder von denen ich mich gehaßt glaubte". — „Wenn hätten Sie denn jemals Ihren Haß an einem Menschen bewiesen?" — „Kennen denn auch Sie mich nicht besser? Wie oft habe ich das Gebot vergessen: richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet und wie viel mehr noch als mit meiner Zunge habe ich das Gebot in meinem Herzen übertreten!" — —

In solcher Weise hatten die Beiden noch länger mit einander geredet, als aber die Kranke schwieg, da schwieg auch, überwältigt von der Wahrheit, die sie vernommen, die tröstende Freundin. Die Kranke aber brach zuerst wieder das Schweigen, sie wendete sich freundlich zu der Anderen: — „Sie meinen es," sprach sie, „so gut und lieb mit mir, wie eine Mutter, die ihr krankes Kind zur Ruhe einsingen will. Aber ich kenne andere Wiegenlieder, welche mir bessere Ruhe und einen sichereren Trost geben. Es klingt mir aber eines im Inneren das etwa so lautet wie in dem Liede: „Herzlich lieb hab' ich dich o Herr!" die Worte es sagen: „und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, so bleibst du doch meine Zuversicht; mein Heil und meines Herzens Trost, der mich durch sein Blut hat erlöst!" Ich weiß, an Wen ich glaube und was ich an Ihm, meinem Herrn, habe, an meinem Bürgen, der für mich genug gethan. Ich fürchte den Tod, so ernst und schrecklich er auch ist, nicht mehr, denn Er selber, in seinem theuren werthen Worte, hat mir die feste Zusicherung des ewigen Lebens gegeben, das Er selber lebt. Ja: Jesus, Er mein

Heiland lebt, ich werd' auch das Leben schauen: sein, wo mein Erlöser schwebt, warum sollte mir denn grauen? läßet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?"

Ich kam auch und sah diese liebe Kranke. Das war ein Frieden, den kein menschliches Wort noch Zuspruch dem Herzen bringen kann, denn er ist höher, als aller Menschen Vernunft. Ich konnte mich da nur freuen und noch jetzt in der Erinnerung stehe ich mir in dem Gefühle eines armen Anfängers vor Augen, gegenüber einer anderen, im Glauben vollendeten Seele. — Die Kranke ist bald hernach in der festen Hoffnung auf den Trost Israel's entschlafen.

Nach dieser Erscheinung von wohlthuender Art begegnete mir auf meinem damaligen Lebenswege bald darauf eine andere von ganz entgegengesetzter Art und Wirkung. Sie war in verkehrter Richtung, zur Linken, von eben dem Entwickelungspunkte des geistigen Bewegens ausgegangen, an welchem auch das innere Leben der eben erwähnten seine erste Anregung empfangen hatte; was dieser zum Leben gereicht hatte, das war jener ein Gift, zum Tode geworden.

Eines Tages kam ein Mann zu mir in's Haus, der mir einen ziemlichen Stoß von handschriftlichen Arbeiten überbrachte. Viele von seinen Papieren schienen schon alt und wie durch viele Hände gegangen zu sein, andere waren von neuem Aussehen. Der Anblick des Mannes machte einen höchst widrigen Eindruck auf mich; seine Augen blickten scheu umher, die Stirne war wie von Gedanken der Furcht und der Sorgen gefurcht, die Wangen eingefallen und welk, der schlaffe Mund schien in seiner öfters zuckenden Bewegung das Verlangen zu verrathen, etwas zu sa=

gen, und dennoch zugleich unvermögend zum Sprechen. Nach den Worten der Begrüßung brachte der Mann etwas zögernd das Anliegen vor, das ihn zu mir geführt habe: es war vor der Hand nur der Wunsch, daß ich diese seine Arbeiten, mit denen er sich seit vielen Jahren beschäftigt habe, lesen, und ihm dann meine Ansicht darüber sagen möge. Er habe gehört, daß ich ein gelehrter Herr sei und auch Bücher geschrieben habe, da glaube er denn, ich werde Vieles in seinen Schriften finden, das neu sei und des Nachdenkens werth, denn er habe viel über seine Sachen nachgedacht.

Der „nachdenkliche" Vielschreiber entfernte sich bald; in einer freien Stunde nahm ich seine Papiere zur Hand, ich wollte wenigstens einen Theil derselben lesen, aber ich war dieses nicht im Stande, ich konnte sie fast nur durchblättern. Wie einem zuweilen bei dem Lesen mancher undeutlicher Handschriften, wie man zu sagen pflegt, das Sehen der Augen vergeht, so verging mir hier nicht durch die Handschrift, denn diese war deutlich zu lesen, sondern an dem Inhalte der Aufsätze der Verstand. Dieser Inhalt, der sich eine gewisse theosophische Haltung zu geben suchte und in manche Ausdrücke von Jacob Böhme sich einkleidete, war in solcher Weise mit Stellen aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem alten Testamente, durchsetzt, daß ich gar keinen Zusammenhang zwischen ihnen und dem Inhalte der Aufsätze entdecken konnte, dem sie doch, nach der Meinung des Verfassers, als Beweise dienen sollten. Man hatte Mühe, sich in die Verdrehung und Mißdeutung des eigentlichen, klaren Sinnes der Bibelstellen hinein zu versetzen, die eine solche Zusammenstellung begreiflich machten. Ich legte bald, vom weiteren Lesen abgeschreckt, die Schreibereien aus der Hand.

Der Mann hatte mir seinen Namen gesagt; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr die ganze Geschichte seiner furchtbaren Verirrungen. Er hatte sich in seinen jüngeren Jahren zur Malerkunst gewendet, aber, was für einen Künstler das größte Unglück ist, weil es sich nicht, wie bei dem Gelehrten, durch Fleiß ersetzen läßt, es fehlte ihm ganz an dem eigenthümlichen Talent des Nachbildens und noch mehr des selbstständigen Hervorbringens und Darstellens von eigenen Gedankenbildern, das den Künstler zum Künstler macht. Nur sein eigenes Auge fand Wohlgefallen an den Mißgebilden seiner Hand, welche andere Augen nicht anders als mit Bedauern ansehen konnten. Aber er ließ sich durch fremde Urtheile in der hohen Meinung, die er von sich und seinen Gaben hatte, nicht irre machen; hielt sich selber für einen von ungerechten Feinden Verfolgten und Zurückgesetzten, den Gott, wenn die rechte Stunde käme, desto höher zu Ehren bringen werde. Dabei gerieth er auch mit den Seinigen, weil er sich zu hoch hielt, eine gemeine Handarbeit zu betreiben, in selbstverschuldete Noth und Mangel, welche er nur als eine Prüfung seines Glaubens betrachtete.

Er las jetzt, wie er in seiner frühesten Jugend dazu angewiesen worden war, sehr fleißig in der heiligen Schrift, es fehlte ihm aber der rechte Ausleger zu Dem, was er las: der Geist der Demuth und der kindlichen Einfalt, der bei dem Sinne des Wortes treulich bleibt und bei jener Belehrung, welche der Herr durch die von seinem Geiste erleuchteten Sendboten und Zeugen der Wahrheit seiner Kirche gab. Statt auf diesen rechten und guten, hörte er auf die Stimme eines falschen Auslegers, der sein Inneres beherrschte: auf den Geist des Hochmuthes und der Lüge, der von Anfang ein Verdreher des einfäl-

tigen Wortes der Wahrheit gewesen ist. Er kam auf den wahnwitzigen Gedanken, sich selber mit dem Vater der Gläubigen, mit Abraham zu vergleichen, der von Gott in ähnlicher Weise geprüft werden sollte, als Abraham. In diesem finstern Wahne schlachtete er sein Kind, ließ sich, ohne die That zu läugnen, als Mörder ergreifen, wurde in gerichtlichen Gewahrsam und bald hernach in ein Irrenhaus gebracht, wo man sich vergeblich bemüht hatte, ihn durch anhaltende Arbeiten von seinen finsteren Grübeleien abzubringen. Dennoch war er so still und ruhig geworden, und, wie es schien, so zur rechten Besinnung über seine That gekommen, daß man ihn nach einigen Jahren wieder in sein Haus entließ. Hier hatte er sich wieder ganz seinem Hange zum Müßiggang hingegeben, nur selten, nothgedrungen oder auf fremdes Zureden eine Arbeit im Garten oder Feld zur Hand genommen, von welcher er bald, unter mancherlei Vorwand wieder davon gelaufen war zu den Büchern, die er nicht verstand, und zu seinen Schreibereien, mit denen er öfters Tage lang, ja selbst bei Nacht sich beschäftigte.

Er kam nach einigen Tagen wieder zu mir. Ich gab ihm schweigend seine Schreibereien zurück. „Wie haben Ihnen", fragte er mich in gespannter Erwartung, „meine Schriften gefallen?" — „Ich kann, sagte ich, den Sinn, den Sie wohl da hinein legen wollten, nicht finden und begreifen." — „Es ist," so antwortete er etwas gereizt, „freilich ein sehr tiefer Sinn darinnen und es gehört viel und scharfer Verstand dazu, um ihn zu fassen." — „Das, was wahrhaft verständig ist," sagte ich, „kann wohl jeder gesunde Verstand begreifen." — Der Mann wurde durch meinen Tadel ganz lebhaft und beredt. „Meinen Sie," fragte er empfindlich, „ich habe Unverstand in meinen

Schriften vorgebracht?" Ich nahm schweigend seine Papiere wieder zu mir hin, machte ihn auf seine verkehrte Anwendung mancher Sprüche und Stellen ans der heiligen Schrift aufmerksam und fragte ihn, ob er jemals, in dem, wie ich wisse, sehr guten Unterrichte, den er in seiner Jugend in Schule und Kirche genossen, eine solche Erklärung jener Stellen vernommen habe? — „Das glaube ich gern, sagte er, es gehört mehr dazu, als die gewöhnliche Einsicht unserer Lehrer, um den rechten tiefen Sinn zu verstehen." — Was half es da, wenn man ihm aus dem klaren Worte der Sprüche und durch das Licht, das sie durch den Vergleich mit anderen Stellen erhalten, den Unsinn seiner Auffassung erweisen, oder ihn auch auf sein Mißverstehen des Jacob Böhme und mancher anderen von ihm gelesenen Bücher aufmerksam machen wollte, mußte man doch bald erkennen, daß bei dem Manne jede Belehrung ohne Erfolg und Eindruck bleibe, er hörte und achtete auf kein fremdes Urtheil, sondern nur auf Das, was sein Eigendünkel, was die hohe Meinung, die er von seinen Einsichten hatte, ihm eingab. Auch jede Lektion über die Bedeutung des goldenen Spruches: bete und arbeite, war an ihm vergeblich.

Von der Erwähnung dieses unerfreulichen Zusammentreffens wende ich mich wieder zu dem Berichte über andere, erfreulichere neue Bekanntschaften, welche ich um diese Zeit, so wie bald nachher machte.

Zur geistigen Führerin der Prinzessin Marie und zu einer mütterlichen Freundin derselben war eine edle Dame, die Frau Baronesse v. B . . . . aus Gotha berufen worden, von welcher ich, da sie noch kräftig lebend unter uns steht, nur die Thaten, nicht die Worte darf sprechen lassen. Diese Thaten: der Einfluß auf Geist und Gemüth

der theuren, ihrer Führung anvertrauten Prinzessin, so wie auf ihre ganze Umgebung am Hofe; der scharfe, einsichtsvolle Blick, mit welchem diese Dame Alles erfaßte, was zum Besten dienen konnte und der Ernst, mit welchem sie dieses Beste zu fördern suchte, waren gut. Sie stand mit unserer Freundin Schelling in einem Verbande der gegenseitigen Achtung; mir wurde sie näher befreundet, nicht nur durch unser gemeinsames Wirken in Ludwigslust, sondern noch mehr durch die gemeinsame Liebe zu ihren Kindern, welche ich in München wiederfand, und beide in einem und demselben Frühling dahinscheiden sah, in den Frieden der Ewigkeit, dessen Vorgeschmack sie schon in der Zeit des Erdenlebens genossen hatten.

Unter anderen, noch jetzt lebenden Bekannten aus der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigslust, nenne ich in dankbarer Liebe meinen alten Freund und Gevatter, den Garteninspektor Schmidt, den aufrichtigen, treuherzigen Biedermann von unverfälschter Gesinnung. Mit ihm und seinem Hause sind ich und die Meinigen sehr bald in ein Verhältniß getreten, das unseren bürgerlich geselligen Verbindungen in Nürnberg sehr nahe kam. Gleich an einem der ersten Tage nach meiner Ankunft in Ludwigslust, bei meinem Eintritte in den Prinzengarten (nach S. 76) knüpfte das gemeinsame wissenschaftliche Handwerk: die Naturwissenschaft zwischen mir und Schmidt ein Band der gegenseitigen Beachtung an; denn ich lernte in dem Manne einen Kenner und Pfleger des Gewächsreiches kennen, von welchem viel zu lernen war. Zu diesem mehr äußeren Bande kam aber bald das innere der persönlichen Zuneigung, dem das Zutrauen meines Freundes noch eine höhere Bedeutung gab, als er mich zum Taufpathen seines jüngsten Kindes wählte. Seine älteste Tochter ward unseren

beiden Töchtern eine liebe Freundin und Mitschülerin. Durch Schmidt lernte ich auch etwas später einen anderen trefflichen Genossen des gemeinsamen wissenschaftlichen Strebens an dem jungen Doktor Brückner kennen, welcher noch nicht lange vorher mit einem reichen Schatze der Kenntnisse von der Universität gekommen war, an welcher er durch seine seltenen Gaben selber zu dem Berufe eines Lehrers nicht ungeeignet gewesen wäre. Wie gern hätte ich diesen Menschen, mit welchem ich mich an Gemüth, wie an wissenschaftlichem Streben sehr nahe verwandt fühlte, mit mir genommen auf den Weg eines gemeinsamen Berufes. Er verstand das Lehren wie das Lernen. Er und sein ihm ebenbürtiger Bruder, wenn sie noch leben, seien mir in Liebe gegrüßt und gesegnet.

Ganz so, wie bei alten, längst bekannten und lieben Landsleuten befanden wir uns im Hause des Hofmaler Lenthe, den ich schon in Dresden, wo wir nachbarlich beisammen wohnten, gesehen, aber nicht näher kennen gelernt hatte. Seine Frau war eine geborene Dresdnerin. Dieses gute Haus ist mir ein geistiger Garten gewesen, an dem ich meine Lust und Freude fand. Denn jene Samenkörner eines inneren Lebens, die ich selber in Nürnberg empfangen hatte, die legte ich hier in einen fruchtbaren Boden, in welchem ich sie bald freudig aufgehen und gedeihen sah. Ich hatte hierbei nur das Geschäft eines gemeinen Boten betrieben, welcher Pfropfreiser von edlen guten Bäumen und Samenkörner, die er in der Fremde geschenkt bekam, mit sich führt und an Liebhaber des Garten- und Feldbaues sie abgibt. Wenn ich bei Lenthe's war, gingen mir Herz und Mund auf; ich führte sie durch meine Berichte in den Kreis meiner christlichen Freunde in Nürnberg ein, redete mit ihnen, was meinem Heimweh ein so wohlthuen-

der Balsam war, von Dem, was ich von diesen Freunden erfahren und gelernt, theilte ihnen Bücher, namentlich Lebensbeschreibungen, mit, in denen der gleiche Geist und Inhalt zu finden war, als in den Gesprächen und in dem Leben meiner Freunde, so daß ich mich fast eben so behaglich wohl bei diesen neuen Mitbürgern fühlte, als bei denen, die ich in der früheren Heimath verlassen hatte. Namentlich an die sonntäglichen Nachmittage, die wir mit Lenthe's zubrachten, denke ich gern zurück. Was da mit Wärme aus dem Herzen gesprochen wurde, das ging zu den Herzen, die das Wort mit Wärme aufnahmen. Das in der neuerwachten Liebe zu dem Herrn glückliche Ehepaar: Lenthe und seine damals lebende erste Frau sind nun beide, schon seit Jahren, dahin eingegangen, wo das Glauben zum Schauen wird; sie haben die Ruhe und den Frieden gefunden, in deren Genusse sie, im Gedränge der Welt oft sich gestört sahen.

Ich habe schon vorhin (S. 82) des jungen katholischen Pfarrers aus dem Münsterlande erwähnt, dessen Wirken, als Prediger, für Ludwigslust damals nicht ohne Bedeutung war. Sein Name war Schultze. Eine heitere, liebenswürdige, Zutrauen erweckende Persönlichkeit, nicht nur von dem Großherzog Friedrich Franz geliebt und sehr begünstigt, sondern von Allen die ihn kannten, gern gesehen und geachtet. Auch mir gefiel der Mann sehr wohl, ich nahm an alle Dem, was er mir in jugendlicher Wärme von dem Münsterlande: von Overberg, Fürstenberg und den Freunden des Grafen Fr. Leop. Stolberg erzählte, einen herzlichen Antheil. Wir fühlten uns hier beide, ich im Vergleich mit Nürnberg, er in dem mit Münster, in einer geistigen Wüste, darin man gern an den Erinnerungen sich vergnügt, die man von dem Genusse der

fruchtbaren, lieblichen Länder mit sich gebracht hat, aus denen man herkam. Schultze, das will ich gern mit Dank erkennen, hat mir viel Liebe und Treue erwiesen; er hat mich, namentlich bei dem Großherzog Friedrich Franz in späterer Zeit gegen Verläumdungen vertreten, welche meine äußere Lage hätten sehr trüben können, war auch bei jeder anderen Gelegenheit unermüdlich in seinen Beweisen von Freundlichkeit und Gefälligkeit. Ich konnte ihn jedoch schon damals öfters nicht ohne Sorgen betrachten. Er war mit seinem warmen, für das Gute empfänglichen Herzen, ohne alle Kenntniß der Welt, ohne alle Erfahrung, in eine Stellung gekommen, die wohl selbst für einen Aelteren und Erfahreneren nicht ohne Gefahr gewesen wäre. Aeußeres Glück und Wohlstand, Menschenlob und Menschenehre, die wahrhaft väterliche Zuneigung und Gunst seines Fürsten, das sind geistig klimatische Verhältnisse, in denen solche Cedernbäume des Hochgebirges, wie Johann Michael Sailer, Wittmann, Fenneberg schwerlich hätten erwachsen und gedeihen können. Doch ist ja ein Sambuga auch in solchen Gefahren treu geblieben, weil er sein Herz nicht in das eitle Gedränge und Gelüste der Welt, an dem es kein Gefallen fand, hinaus gab, sondern in der Stille da zurückbehielt, wo sein Schatz war. Wenn aber für ein jugendlich reizbares Herz der Zug hinaus zu dem Glanze und Getümmel zu mächtig wird, dann geschieht es leicht, daß der Wächter von dem Schatze, dessen Obhut ihm vertraut war, hinweggerissen wird, und wo nicht für immer, doch auf lange Zeit um das Beste kommt, was er hatte.

Während ich in solcher Weise mit den Menschen, deren Mitbürger und Mitpilger ich hier geworden war, bekannt und befreundet wurde, versäumte ich nicht, mich nach dem mir versprochenen künftigen Arbeitsfelde umzusehen, zu wel-

chem ich mich, als ich die alte Heimath verließ, und dem Zuge in die neue folgte, innerlich berufen wähnte. Ich lernte das Schullehrerseminar und seine innere Einrichtung näher kennen. Der wackere, wohlmeinende Direktor desselben war mein Vorgänger bei dem Unterrichte der Prinzessin Marie gewesen, und sollte es, wie ich damals meinte, auch auf seiner jetzigen Stelle sein. Er war sehr freundlich entgegenkommend und mittheilend gegen mich. Wir fühlten wohl beide, ich aber, der ich die Hoffnung eines ganzen Lebens auf dieses mir zugedachte Arbeitsfeld gesetzt hatte, am schmerzlichsten und tiefsten, was da fehle. Man konnte es schon dem von der höchsten Kirchenbehörde festgestellten Lehrplane anmerken, daß darin das eigentlich Beste der Volksschulen eben so wenig bedacht sei, als nach dem damals herrschenden Geiste das eigentlich Beste der Kirchen erkannt war.

Wie hat sich dieses Alles seitdem geändert! Wäre das damalige Schullehrerseminar zu Ludwigslust nur im Entferntesten dem ähnlich gewesen, das in unserer Zeit unter der treumeinenden Leitung seiner Lehrer besteht, welche die Kraft und ausdauernde Geduld zu ihrem Wirken aus der Liebe zu dem Herrn und seinem Worte empfangen; wie gerne würde ich in eine solche Anstalt, nicht als Direktor, sondern als einer der Mitlehrer eingetreten sein. Wer an einem recht klar vor Augen gelegten Musterbilde sehen will, was die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes in den Volksschulen und in einer Bildungsanstalt für künftige Schullehrer sei, der lese das treffliche Buch von W. A. H. Stolzenburg: Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses. Solche Gedanken, wie dem Inhalte dieses Buches zu Grunde liegen, hatte auch ich von Dem, was den Volksschulen Noth thue. Die losgewordenen Spukgeister der Jahre 1848 u. f.

haben viel von einer wünschenswerthen, ja nothwendigen Emanzipation der Schule von der Kirche gesprochen. Sie würden dieses, wenn sie ihr Interesse recht verstanden, bei dem damaligen Zustande der sogenannt lutherischen Kirche in Mecklenburg nicht gethan haben, denn diese war mit den Spukgeistern in den Schulen gleichen Sinnes, hatte mit ihnen gleiches Interesse, auch sie hatte ihre Kanzeln von der wahren Kirche Gottes emanzipirt. Sobald sie aber in die Zucht und den Gehorsam der Mutter zurückgekehrt war, hat sie auch die Volksschulen wieder auf die rechte Bahn geführt und Gott Lob, jetzt ist dort Alles eben so aus Einem guten Stück, als es damals aus Einem schlechten war. Wie unheimlich sprach mich das eitle selbstgefällige Wesen der Zöglinge des Seminars, dieser künftigen Herren „Schulregenten"*), an, wie aufgeblasen, gleich Seifenblasen, hatte diese ihr vieles, vermeintliches Wissen, obgleich dasselbe nur einer Kenntniß von Büchertiteln glich, deren Inhalt man nie gelesen hat. Hätte ich allein als Lehrer, mit etlichen, naturwüchsig guten, jungen Burschen vom Lande herein, als meinen Schülern, eine Bildungsanstalt für künftige christgläubige Volksschullehrer begründen dürfen, ich meine wohl, ich hätte das mit Liebe und gutem Erfolge gethan, hätte auch meinen Schülern Vieles gelehrt, was zum Wissen nützlich und gut ist, ich würde aber von jedem Punkte dieses Lehrkreises eine Linie gezogen haben nach der lebendigen Mitte, die alles rechte Erkennen tragen, und wie die Sonne ihren Weltkreis erleuchten muß: auf Christum und sein Heil. Aber, wie schon gesagt, es war damals Alles in Mecklenburg aus einem Stück, das wie eine glatte, gut übertünchte, innerlich freilich morsche Mauer zusammenschloß.

*) M. v. mein Büchlein: Züge aus Oberlin's Leben. 8. Aufl. S. 9.

Wo hätte da eine Stelle in der Kirchenmauer sich finden sollen, darein man einen neuen Stein hätte einsetzen können. Die Tünche wäre gleich bei dem ersten Einbruche heruntergefallen, und die Herren Kirchenbaumeister hätten den Schaden übel vermerkt. Doch, wie ich später sagen werde, ein Sturmwind ist gekommen, und hat die innerlich schwache Mauer sammt ihrer Tünche zusammengebrochen, und der Herr der Kirche hat andere Baumeister herbeigerufen zum Werke des Neubaues.

Das, was ich so eben sagte, das waren eben meine Gedanken und Ansichten, an denen mein Herz hing, darum wurde mir auch das Herz schwer, als ich in den Wirkungskreis hineinblickte, den ich mir für die Zukunft ausersehen, und dem ich alle meine früheren Aussichten, sowie den inneren und äußeren wissenschaftlichen Beruf aufgeopfert hatte, der mir durch meine ganze Lebensführung angewiesen war. Wo ich nur hinsah, allenthalben gab es nur Hemmungen, die Gewohnheit schien auch manche bessere Augen für die Schatten, die ich sah, blind gemacht zu haben.

Ich sprach dennoch Das, was mich bekümmerte, offen aus, ich that dies in einer Weise, in welcher es zu vielen Ohren kommen mußte. Aus hoher Hand wurde mir ein Aufsatz zur ausführlichen Begutachtung übergeben, der, so viel ich weiß, von einem wohlmeinenden Manne eingesendet war, welcher in Mecklenburgischen Diensten stand, damals aber in Paris lebte. Der Aufsatz enthielt eine sehr beredte Empfehlung der Bell-Lancaster'schen Unterrichtsweise und eine dringende Aufforderung, den „wechselseitigen Unterricht“ in den Mecklenburgischen Volksschulen allgemein einzuführen. Ich fand an diesem mit großem Enthusiasmus geschriebenen Aufsatze Manches auszusetzen. So sehr ich die Bell-Lancaster'schen Schulen als einen Nothbehelf

für die englische Volksbildung zu würdigen wußte, erschien mir dennoch der geistlose Mechanismus, mit welchem da der Unterricht im Allgemeinen betrieben werden sollte, als etwas Abschreckendes und Nachtheiliges. Die Hauptanregung zum Lernen, so schien mir, müsse fortwährend vom Lehrer ausgehen; auch in solchen Gebieten des Elementarunterrichtes, welche nur ein Auffassen mit dem Gedächtnisse durch öfteres Hören und Wiederholen erfordern, könnten die weiter geförderten Schüler nur für das Geschäft der Wiederholung, nicht der eigentlichen Belehrung, benutzt werden; es gäbe aber ein anderes, höheres Gebiet des Schulunterrichtes, das für die eigentliche Volks- und Menschenbildung das wichtigste und nothwendigste sei, dieses ließe sich in der Bell-Lancaster'schen Weise den Schülern nicht beibringen und aneignen, weil es nicht Sache des Gedächtnisses, sondern des Herzens sei, das durch andere Triebfedern bewegt werden müsse, als die mechanischen Hebel sind.

Mein Gutachten hatte in den Augen der höheren Behörde, deren Urtheil es zunächst unterworfen ward, keinen Beifall gefunden. Dieses, zusammen mit meinen mündlichen Aeußerungen, welche, vielleicht in übertreibender Weise, zu den Ohren Derer gekommen waren, deren Urtheil hier den entscheidendsten Einfluß hatte, gaben meiner zukünftigen Stellung wohl schon damals eine andere Richtung. Von nun an sprach man nie mehr von Dem, was ich für meine nahe künftige Bestimmung hielt, und ich, in der Beklommenheit meines Herzens, fühlte auch keine Neigung, davon zu reden. Mich wandelte schon damals das Gefühl eines Fremdlings im Lande an, der von seiner rechten Straße abgekommen war, und nun im Dunkel der Nacht nur das Sternenlicht von oben zu einem Wegweiser über die bahnlose Haide hat.

## 8. Doberan und das Meer.

„Mecklenburg ist dennoch ein schönes Land, reich an Reizen der Natur, die das Auge vergnügen und das Herz erheben." In diesen Ausspruch würde wohl Jeder einstimmen, der vielleicht durch eine längere Beschränkung seines Aufenthaltes in der Umgegend von Ludwigslust, zu ungünstigem Vorurtheile geneigt, einmal hinauskäme an das grünende Hügelbette der vielen Landseen, vor Allem aber an die Küste des Meeres. Das edle, werthe Schwesterpaar aus der Schweiz, welches, wie ich vorhin (S. 45 und 47) sagte, den beiden Prinzessinnen zum großen Segen beigesellt war, hatte, von der erhaben schönen Heimath am Genfersee herkommend, in dem Flachlande von Ludwigslust an schmerzlichem Heimweh gelitten; dieses aber wich alsbald bei dem Anblicke und in der Nähe des Meeres; den Herzen wurde es da so frisch und freudig wohl zu Muthe, wie in der Heimath der Hochalpen. Ich werde nachher von Dem reden, was in beiden: in dem Anblicke der Hochalpen und des Meeres den gleichen, mächtigen Eindruck auf die Seele begründet; hier beschreibe ich vorerst nur ein anmuthiges Hügelland, welches mir wie eine liebliche Vorhalle erschien zu dem Naturtempel des Meeres und der Gebirge, durch jene Züge, in welchen es, gleich einem wohlgelungenen Miniaturbilde, eine bergige Landschaft und zugleich einen Meeresgrund darstellen kann, der zur Zeit der Ebbe vom Gewässer verlassen ist.

Es war in jener Zeit des späteren Sommers, in welcher der Wind schon über die Stoppeln der Saatfelder weht, als ich, im J. 1816 zum ersten Male, nach Doberan und an die Küste der Ostsee kam. Jenes Jahr, das sich in den südlicher gelegenen Binnenländern durch sein fast

unaufhörliches Regenwetter dem Gedeihen und Reifen der Saaten und Früchte so nachtheilig erwiesen hatte, war dieses für die nördlich gelegenen Küstenebenen von Deutschland keinesweges so gewesen. Diese wurden damals zwar auch, öfter als in anderen Sommern, vom Regenwetter heimgesucht, doch war dieses nicht so anhaltend, als anderwärts; es wechselte öfters mit sonnenhellen, warmen Tagen. Schien es doch, als ob der mächtige Strom der wässerigen, atmosphärischen Niederschläge, welcher die südlicheren Landstriche überfluthete, die nördlicheren Ebenen nur mit seinem Rande benetzt hätte, denn hier hatte das Land sein Gewächs in reicher Fülle gegeben, und zur Reife gezeitigt; die Ernte war eine sehr ergiebige, und bei dem hohen Preise, um welchen das Getreide nach auswärts verkauft wurde, für die Feldbesitzer sehr einträgliche, der Wohlstand des Landes hierdurch ein gemeinsamer für alle seine Bewohner geworden. Wenn wir deshalb in den Briefen unserer Verwandten und Freunde in Sachsen und in Bayern eine Schilderung der großen Noth und der Theuerung lasen, die bei ihnen, namentlich auf dem ärmeren Volke, lastete, da kam es uns vor, als ob wir, im Vergleich mit ihnen, in einem Lande Gosen wohnten, wo Alles in Ueberfluß oder doch zur Genüge zu finden war.

Auch unser Aufenthalt in Doberan, unsere spätere kleine Reise nach Pommern und auf die Insel Rügen, waren fast immer von mildem, gutem Wetter begünstigt, und deshalb ist der erste Eindruck, den die Natur jener Gegenden in meiner Erinnerung zurückließ, ein so ungetrübter und heiterer geworden.

Ich hatte die Reise in Begleitung der Herrschaften gemacht; wir kamen ziemlich spät am Abend nach Doberan. Hier aber ließ ich mir in der ersten Nacht nur wenig Zeit

zur Ruhe; ich war früher auf als der Tag; ich hatte noch niemals das Meer gesehen, und wollte gerne den ersten Anblick desselben für mich allein, ganz ungestört genießen. Die Straße, welche hinaus zu dem Seebade und zu dem Meere führte, war selbst in der Dämmerung nicht zu verfehlen, zuerst die vereinzelten Bäume an ihrer Seite, dann das Gehölz zu ihrer Rechten, dienten dem Fremdling in der Gegend zu Wegweisern, hinein in den Hochwald, der wie ein Thor, das der Wächter so frühe noch nicht aufgethan, die Aussicht nach der Küste verschloß. Da wird plötzlich das Thor geöffnet, man tritt aus dem Walde hinaus in's Freie. Ich war den Weg nicht, wie bei'm gewöhnlichen Schritte, in anderthalb Stunden gegangen, sondern hatte ihn vielleicht in der Hälfte dieser Zeit durchlaufen; im Walde war es so schwül, hier außen wehete mir ein kühler Hauch vom Meere her eine noch nie gefühlte Erfrischung zu. Ein leichter Anflug von Morgenröthe stieg an dem Gewölke in Osten heran, ich stand auf dem heiligen Damme, mit dessen rollendem Gestein die Brandung spielte. Ein kräftiger Wind führte die Wogen, in lange Reihen geordnet, an's Ufer heran; ehe noch die eine Reihe sich zerschlagen, da folgte ihr schon die andere; und wer konnte diese Heerschaar der gegen das Festland herankämpfenden Wellen zählen, in deren Zuge, so weit der Blick des Auges reichte, nirgends ein Anfang noch ein Ende zu finden war. Rings um mich her ward kein anderer Laut gehört, als die Töne eines Liedes der Schöpfung, welche das wogende Meer auf dem Spiegel seines Gewässers, und am Gestein der Küste anschlug; gleich Myriaden der emporgehobenen Hände regten sich die hügeligen Ränder der Wellen, glänzend als Sterne, im Lichte der aufgehenden Sonne. Ich konnte des Anhörens der majestätisch einfachen Ton=

weise einer solchen gewaltigen Aeolsharfe nicht satt werden, es war mir, als wiederholte sich in dem Liede immer nur dasselbe Wort, dessen tiefere Gedanken der erschaffene Geist in Ewigkeit nicht ausdenkt. Wie ein Träumender, im festen, süßen Morgenschlafe, der von keinem Geräusche auf der Gasse gestört wird, bemerkte ich lange nicht, daß drinnen im Badehause und in seinen Nachbargebäuden die Geschäftigkeit einiger ihrer Bewohner erwacht, daß selbst einer der fremden Badegäste an meine Seite getreten war. Seine Anrede schreckte mich aus dem lieblich ernsten Nachsinnen auf; doch weiß ich nicht mehr, was ich, oder was er gesprochen.

Was ist es, das in den Anblick der großen Wasser eine Kraft legt, welche nicht den leiblichen Sinn, der an das Sehen des Wassers gewohnt ist, sondern die Seele und den Geist des Menschen so mächtig bewegt und dahin nimmt? Ist es die anregende Kraft jenes Geistes selber, der über den Wassern schwebte, ehe noch der Erdboden an die Meere begründet und an die Wasser bereitet war?

Ein lebendiger Athem, welcher durch die Welt des Irdischen und Endlichen geht, ist es, der auch unserem Leibe seinen Athem und sein Leben gibt; der Geist aber lebt von dem Anhauche eines andern Odems, welcher nicht von endlicher Natur ist. Wie der Leib erfrischt und bekräftigt wird, wenn der kühlende Wind ihn anweht, der über das Meer kam, so fühlt sich der Geist, hier an dem Gewässer, dessen Gränze und Ende sein leibliches Auge nicht sieht, angerührt von der belebenden Kraft eines Elementes, zu dessen Inwohner er, wie der Leib für das Reich der Luft, gemacht und bereitet ist. Es ist die Regung des künftigen Adlers in dem ihn noch umschließenden Ei; sie wird einst zum Aufschwunge über die Wolken werden.

Mitten im dunklen Gefühle der Seele erwacht der Gedanke: der geistige Blick in ein Sein, das ohne Ende ist; der Gedanke der Ewigkeit. Wie der rankende Epheu am Gemäuer des Thurmes oder an der hohen, uralten Felswand, so erhebt sich der Geist an dem Anschauen des Mächtigen, das über das Maaß seiner Leiblichkeit hoch und unabreichbar weit hinausgeht; denn sein eigentliches Heim ist nicht in dem Leib aus Erde gemacht, den das arme, enge Gehäuse eines Sarges umschließt.

Der unkundige Bewohner des inneren Festlandes von Afrika, der zum ersten Male an das Ufer des Weltmeeres tritt, kann den Gedanken nicht fassen, daß auch dieses große Gewässer seine Schranken und Gränzen habe; endlos, wie uns die Lichtwelt des nächtlichen Himmels, scheint ihm der Ozean. Und doch weiß der Schiffer, daß das Meer, wie alles irdisch Geschaffene, an einem nahen oder fernen Festlande sein Ende und seine Gränzen finde, an denen es aufhört, ein fluthendes Meer zu sein. Endloser noch und unermeßbarer als das Meer erscheint unseren Sinnen der Luftkreis, welcher das Meer und die Erde in seinem Schooße trägt. Und dennoch hat auch dieser seine Gränzen in dem Aether des leiblichen Weltraumes, in welchem die Gestirne des Himmels gleich den Fischen im Meere ihren Weg der Bahnen durchlaufen. Nicht nur in unabreichbarer Höhe schwebt die Luft, in welcher die Vögel und die Thiere des Landes leben, über dem Meere, sondern sie dringt auch hinab bis zu dem abgelegensten Grunde des Gewässers und gibt dem Fische, der in der dunkelsten Tiefe wohnt, seinen Athem. Und in die Luft selber dringt, so wie diese in das Gewässer, die höhere Leiblichkeit des Aethers mit ihren Kräften herein, welche als Licht und elektromagnetische Anregung sich kund geben. Unser Auge sieht das

Meer und all' seine schäumenden Wogen; schon die Luft entzieht sich seinen Blicken, der Aether wird den Sinnen nur bemerkbar durch das Wirken seiner Kräfte in dem irdischen Elemente. So ist zuletzt auch alles das Andere, was der leiblich endliche Sinn erfaßt, von leiblich endlicher Natur wie er selber, über die Welt des Leiblichen aber und mitten in ihr, diese umfassend und alldurchdringend, besteht eine Welt des Geistigen oder Ewigen, welche allein ohne Gränzen, ohne Anfang und Ende ist.

Die Ostsee, wie ich vorhin sagte, war das erste Meer, das ich gesehen; ich bin aber später noch an manchem anderen Meere gestanden, habe das Gefühl, das mich bei dieser ersten Bekanntschaft mit dem gewaltigen Elemente ergriff, in noch höherem Maaße als hier empfunden an der Nordsee wie am Mittelmeere, am schwarzen wie an dem mir unvergeßlichen rothen Meere. An der Ostsee ist keine Ebbe noch Fluth bemerkbar, was schon der Nordsee einen ungemeinen Vorzug vor ihr gibt. Dennoch habe ich jene niemals so spiegelglatt und unbewegt gesehen, als das Wasser des Propontis, doch auch niemals so, fast ohne Aufhören in hohen Wogen gehend, als das schwarze Meer es ist. Während meines mehrmaligen, längeren Aufenthaltes in Doberan war ich täglich am Meere, habe dasselbe im Dunkel der Nacht wie in der Helle des Mittags gesehen, doch erst später in Nizza hatte ich das Glück, etliche Wochen, am rothen Meere manche Tage und Nächte in unmittelbarer Nähe an seinem Wogenschlage zu wohnen und zu bivouakiren. In der That, dem Eingeborenen und Bewohner einer Meeresküste, und sei es die von Lappland, mag die Anwandlung des Heimwehes eben so nahe liegen, wenn er in ein Binnenland versetzt wird, als dem Schweizer, der in das Flachland des nördlichen Deutschlands kommt.

Unmittelbar an der Küstenebene, selbst auf dem heiligen Damme, ist die Fernsicht über den Meeresspiegel eine beschränkte*), doch hat man von dem Seebade, gegen Westen hin, nicht weit zu dem Dietrichshager Berge, welcher, obgleich nur ein Zwerg gegen den Brocken, dennoch fast siebzehn Mal höher ist, als die 30 Fuß hohe Terrasse am Badehause, und auf welchem sich die Fernsicht schon bis über 6 Meilen erweitert. Und allerdings wächst mit solcher Ausdehnung der Aussicht auch der Genuß an derselben, so daß ich jedem Reisenden aus unserem Vaterlande es wünschen möchte, daß er den ersten Eindruck des Meeres auf den Höhen bei Genua oder nordwärts von Triest empfangen möchte, ja noch mehr, wie dies mir zu Theil geworden, auf einer Bergzinne des Libanon.

Ein thierisches Gewimmel, das ich bis dahin nur aus Beschreibungen und Abbildungen gekannt, in der Natur noch niemals gesehen hatte, zog schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes an der Küste des Meeres meine Aufmerksamkeit an sich. Dies waren die Scheibenquallen oder Medusen, dergleichen ich, so viel ich mich erinnern kann, kaum an einem anderen Meeresufer so viele beisammen gesehen, als dort an dem der Ostsee, wo sie schon den Seefahrern des Alterthums eine auffallende, unheimliche Erscheinung waren. Gleich wie ein aus geronnenem Meeresschaume gebildeter Scheinleib, der, wenn die Woge ihn auf den Strand wirft, alsbald wieder in Schaum zerfließt, tritt die Qualle unter den anderen lebendigen Wesen der Sichtbarkeit auf und nimmt dennoch, so unförmlich dem

*) Auf einer ganz ebenen Fläche am Ufer kann ein aufrecht stehender Mensch kaum eine Meile weit über das Meer hinschauen.

Auge ihre breitgedrückte Scheibe vorkommen mag, welche gleich unreinem Glase durchscheinend ist für das Licht, durch ihren nach außen wie nach innen symmetrisch gegliederten Bau ihre mitbürgerliche Stelle unter den anderen Thieren des Meeres ein. Doch ich hoffe noch öfter in der Geschichte meiner Wanderungen an das Meer und zu Dem, was in ihm ist, zu kommen, darum verlasse ich dasselbe hier und kehre zu den Wohnstätten und dem geselligen Treiben der Menschen zurück.

Ein Denkmal aus jener Zeit, da über das im Dunkel liegende Land die Sonne des neuen geistigen Lebens aufging, ist die Kirche von Doberan. Diese darf sich zwar nicht wie einige der selbst noch in ihren Resten ehrwürdigen Christentempel im südlichen und westlichen Deutschland eines mehr denn tausendjährigen Alters rühmen; man sieht es ihrem schönen, altgothischen Gebäude an, daß es in einer Zeit entstanden, darin die Sonne, in deren Lichte Alles neu wird, in Süden und Westen schon hoch stand, während in dem Jahre, da man hier, im alten Heidenlande, die Grundsteine zum Bau der Kirche und ihres Klosters legte (1186), die Trümmer des nachbarlichen von den Wenden zerstörten Klosters, und die Gräber der von ihnen ermordeten Mönche noch frisch waren. Aber der Bau wuchs schnell, durch fürstliche Freigebigkeit gefördert, zu seiner Vollendung auf, während in der gleichen Zeit die hehren Domkirchen von Straßburg, Cöln, Freiburg im Breisgau u. a. m. gleich hochstämmigen, langsamer wachsenden Eichen noch im Bau standen. Die Kirche von Doberan steht seit 1232 in ihrem Ausbau da, ist mithin nur um 24 Jahre jünger als der Dom zu Magdeburg, fast gleichalterig mit dem zu Marburg. Ich habe mich oft schon an dem äußeren Anblicke dieser ehrwürdigen Siegeshalle

des Christenglaubens erfreut, in ihrem Inneren aber weniger an der Predigt, welche ich da hörte, als an dem Kirchengesange guter, alter Lieder erbaut. Den Eindruck, den das Gebäude im Ganzen auf mich machte, konnten die bekannten Grabschriften in einigen der Seitenhallen nicht stören, deren Humor, wenn auch nicht ganz ortsgemäß, dennoch zum Theil ein sehr naiver und harmloser ist*).

Ich verglich vorhin die Natur der Umgegend von Doberan mit einer kleinen Vorhalle zu den mächtigen Naturtempeln einer Gebirgsgegend und des Meeres, darin sich, wie in einem Miniaturbilde, Züge der Aehnlichkeit mit beiden finden. Denn wenn man den ebenen Boden näher betrachtet, findet man in ihm die zerstückten Reste von solchen Schalenthieren, findet denselben Sand und Grus, der noch jetzt den Boden des benachbarten Meeres bildet, und die Hügel umher: der Jungfernberg, der Stahlbadberg und selbst der zierliche Buchenberg stellen nach ihrem verkleinerten Maaßstabe die Umrisse einer Gebirgsgegend dar. Denkt doch Keines von uns in einer schönen, milden

*) Die eine am Grabsteine einer alten Befreundeten des Klosters heißt, so viel ich mich noch erinnere, in's Hochdeutsche übersetzt:

Hier liegt die alte Ahle Pott,
Genad' ihr, lieber Herre Gott,
Als sie dir wollt genaden,
Wenn du wärst alte Ahle Pott
Und sie wär' lieber Herre Gott.

Eine andere Grabschrift gilt dem Koch des Klosters, sie heißt:

Hier liegt der Peter Klare,
Er kochte niemals gare,
Dazu gar unfläthig,
Gott sei seiner Seele gnädig.

Mondscheinnacht daran, daß das Licht des Vollmondes um 800000 mal schwächer ist, als das der Sonne; wir freuen uns an seiner lieblichen Helle wie an der des Tages. In ähnlicher Weise vergnügt sich das Auge, wenn es durch die Einförmigkeit eines platten Flachlandes ermüdet war, an dem bescheidenen Abglanze eines Hochlandes. Ist es doch zuletzt nur das Licht selber, nicht das Maaß desselben, was dem Auge, das aus dem Dunkel kommt, hier im Leben der diesseitigen, wie der jenseitigen Welt Freude gewährt und stilles Genügen.

Der Ruf, in welchem Doberan durch seine Kirche in den ersten Jahrhunderten nach seiner Begründung in geistiger Hinsicht gestanden, hat sich in neuerer Zeit, in leiblicher Form erneuert, seitdem im Jahre 1793 Friedrich Franz an der benachbarten Küste die Seebadeanstalt errichtete, welche in Deutschland die erste war, und in vieler Beziehung vor ihren jüngeren Schwestern die berühmteste geblieben ist. Während der eigentlichen Badezeit im Sommer ist der Andrang der Badegäste zunächst aus den höheren Ständen ein sehr großer und augenfälliger; die Herrschaften, sowie ihre Begleitung und Dienerschaft, die Menge der Anderen, welche durch ihre Künste und Gewerbe das Bedürfniß des geselligen Vergnügens oder ihre eigene Lust an diesem Vergnügen befriedigen wollen, bringen dann in den kleinen, während des Winters so vereinsamten Ort ein reges, buntes Leben hinein, welches für den stillen Zuschauer nicht ohne hohes Interesse ist. Unter all' den Badegästen oder Besuchenden, welche ich bei meinem mehrmaligen Aufenthalte in Doberan gesehen, ist mir der alte Held Blücher der anziehendste und bedeutsamste gewesen. Er stand damals in dem ehrenvollen Alter von 74 Jahren, nicht als ein Greis, sondern als ein Mann

seiner Zeit. Ich ging ihm oft zu Gefallen, nur um ihn, den rechtschaffenen Deutschen, mit ehrerbietigem Wohlgefallen zu betrachten. Ich sah ihn bald allein mit so ungenirtem Benehmen, als sei er in einem Feldlager unter lauter Soldaten, bald in Gesellschaft seines alten Freundes, des Großherzogs Friedrich Franz, am Tage öfters auf der Straße gehen, noch öfter aber am Abende bei der Spielbank sitzen, wo er die Häuflein der Goldstücke, die bei ihm lagen, gehen und kommen sah, mit einer Ruhe, welche, mit der Furcht und all' ihren Bedenklichkeiten unbekannt, wohlvertraut aber mit der Hoffnung ist. „Sie haben," so sagte scherzend ein fremder Herr zu einem jungen preußischen Offizier, „in Ihren Kriegen manche Gefangene gemacht: Oesterreicher, Russen, Franzosen, Schweden und sonst noch Kriegsleute von allerhand Sorten; der Blücher aber ist doch unter all' ihren Gefangenen der tüchtigste gewesen." „Wie meinen Sie das?" fragte der junge Herr. Ein älterer Landsmann von gleichem Stande nahm ihn bei Seite. „Sie scheinen sich," sagte er, „nicht an den Zug aus der Jugendgeschichte des alten Marschall Vorwärts zu erinnern, auf den sich die Anspielung bezieht. Blücher, da er als unbärtiger Jüngling in Gesellschaft seines Vaters, des Rittmeisters in hessischen Diensten, die Insel Rügen besucht, und dort ein schwedisches Husarenregiment gesehen hatte, ist von dem Anblicke der kräftigen Männer so ergriffen worden, daß er selber als Junker in den schwedischen Soldatendienst eintrat. Aber der junge Husar und das Regiment, in welchem er tapfer focht, wurde von einem Husarenregimente der Preußen überflügelt und besiegt, Blücher, anfangs als Gefangener, dann aus freier Neigung, trat in den Dienst der deutschen Husarenregimenter ein und ist darin geblieben. Denn es war dasselbe

Regiment, das er in späterer Zeit in mancher siegreichen Schlacht zu Felde geführt hat."

Man durfte es für ein besonderes Glück halten, den Blücher, nicht wie er in der Mitte seines Lebens war, sondern als Greis zu sehen. Er war eine jener Menschennaturen, welche erst in der Zeit, wo das Haar zu ergrauen anfängt, den Gipfel ihrer Thatkraft erreichen, so wie manche Früchte unserer Bäume erst spät nach der Zeit der gewöhnlichen Kernreife des Obstes, wenn andere Aepfel schon längst faul sind, zu ihrem vollen Wohlgeschmacke gelangen. Der alte Marschall Vorwärts ist bis über die Mitte seines Lebens gar scharf auf das „Haltstille", und sogar auf das „Rückwärts" exerzirt und kommandirt worden. Man weiß ja, in welcher Weise ihn Friedrich der Große, den er freilich ein wenig kurz und derb um die wohlverdiente Beförderung zum Rittmeister gebeten, nicht nur noch kürzer und derber auf das „Stillhalten" im Arreste, sondern auf das „Rückwärts" der gänzlichen Entlassung aus seinem langen Lieutenantsdienste verwiesen hat. Nun, das Husarenpferd und der Ackergaul sind zwar beide von gleichem Thiergeschlechte, aber ein Mann, der, wie Blücher, an Leib und Seele für den Soldatenstand gemacht ist, wird sich schwerer in das Geschäft des Landwirthes finden, als ein kräftiges Husarenpferd in das Ziehen des Pfluges und des Heuwagens. Und gerade in jener Zeit des Lebens, wo die Leute in ihren besten Kräften stehen, mußte Blücher, viele Jahre lang als Pommer'scher Landjunker, auf seinem Gute Großraddow sitzen, bis er von Friedrich Wilhelm II. wieder zu seinem vorigen Dienste berufen wurde. Er war schon in die funfziger Jahre hineingerückt, da er an der Spitze seines Husarenregimentes mit den Franzosen am Rhein sich herumschlug. Schon damals ist Blü-

cher's Name in Ehren genannt worden; erst als 70jähriger Greis ist er aber zu der eigentlichen Reife seiner Thaten und seines Heldenruhmes gelangt. Nun, es ist immer besser, wenn uns das „Haltestill" und das „Rückwärts" auf dem Exerzierplatze des Lebens eingeübt wird, das „Vorwärts" aber nachher kommt, als wenn wir in umgekehrt Weise mit dem Rückwärts nicht in den Lehrjahren, sondern erst im Felddienste unseres Lebens bekannt werden müssen.

Auch der preußische Minister, Fürst Hardenberg, besuchte mit seiner Gemahlin das Seebad von Doberan, und in ihrer Gesellschaft befand sich eine Somnambüle, deren Hellsehen zu einem mehr als gewöhnlichen Grade gesteigert war. Ich selber mußte es aus der Erfahrung, die ich an dieser Kranken gemacht, bezeugen, daß im Inneren der Menschennatur ein Sinn verborgen liege, welcher, wie der äußere Gehörsinn die gesprochenen Worte, so die noch ungesprochenen Gedanken einer anderen Seele zu vernehmen vermag. Daß aber jener verborgene Sinn eines künftigen, in unserer leiblichen Natur, wie im Mutterschooße verschlossenen Daseins schon so vorzeitig hervortritt, das gehört nicht zu dem gesunden Verlaufe, weder des leiblichen noch des geistigen Lebens. In der Begleitung des Fürsten war auch ein geistreicher, junger Arzt: Koreff, der später in Paris einen rühmlichen Wirkungskreis gefunden hat.

In Rostock, dahin mich mein freundlicher Herr, der Erbgroßherzog, führte, wurde es mir sehr heimathlich zu Muthe; in Warnemünde, dahin ich die Prinzessin Marie begleitete, gefiel es mir sehr wohl. Zum ersten Male machte ich hier auch eine kleine Fahrt auf dem Meere.

Ich war in Doberan auch in meinem nächsten Berufe nicht unthätig, und denke namentlich noch jetzt gern an den

Genuß, welchen mir dort die älteste Geschichte der Deutschen bis zu dem Tode Karl's des Großen, durch die eigene Freude an ihrem Vortrage und durch die Theilnahme meiner Zuhörerin gewährt hat. Zur Unterhaltung diente dann auch die alte deutsche Heldensage, so wie sie in den Werken der Dichter des Mittelalters sich abspiegelt. Mit meinem lieben Prinzen Albrecht machte ich, wenn wir am Nachmittag in dem Garten am Amthause beisammen waren, gar manche Wanderung der Phantasie und des Gedächtnisses über Land und Meer und über die Gränzen von beiden hinaus. Ich wünschte, ich hätte Das treu im Gedächtnisse behalten, was eines Tages, als der Sturmwind in ungewöhnlicher Stärke die Bäume bewegte, das merkwürdige Kind gegen mich äußerte. Wir erinnern uns öfter der Gefühle, welche irgend ein Gespräch oder etwas, das wir gelesen, in uns aufregte, die Worte aber, welche dies gethan, sind uns aus dem Gedächtnisse entschwunden. Ich weiß nur noch, daß meine Freundin, die oben (S. 77) erwähnte Fräulein von Bose, deren ganzes Herz an dem Kinde hing, die damalige Stimmung desselben, welche eben so sehr eine ernste, als eine fröhliche war, dem Heimweh nach seiner verstorbenen Mutter zuschrieb, und daß sie mit der Weise, in der ich mich meinem kleinen Freunde hingab, sehr zufrieden war.

Ein besonderes Vergnügen gewährte mir um diese Zeit die Bekanntschaft mit einem jungen Genossen meiner Wissenschaft: mit dem damaligen Studenten und nachmaligen Professor in Rostock: Röper, dessen Eifer für die Pflanzenkunde, in deren Gebiet er später durch rühmliche Leistungen das Bürger- und Meisterrecht erworben hat, schon in früher Jugendzeit erwacht war. Wir freuten uns gemeinschaftlich an dem Reize der Pflanzenwelt, die uns

hier in der Nähe der Meeresküste umgab, und durch seine treuen Schilderungen und Berichte wurde ich ungleich besser, als dies bei meinem kurzen Besuche in der altberühmten Stadt geschehen konnte, in die Bekanntschaft mit der Universität Rostock eingeführt. Was ich da hörte, gefiel mir wohl; das Verhältniß eines Lehrers zu dem kleineren Kreise von Zuhörern kann, wenn er will, ein so väterlich bildendes und erziehendes werden, als es dieses an einer größeren, zahlreich besuchten Universität nicht leicht sein mag. Und der günstige Boden ist von guter Natur; die aufkeimende Jugend von Mecklenburg verspricht einen reichen Ertrag zur Ernte.

Ich war dennoch, bei all' dem Guten und Neuen, das ich da gesehen und genossen, nur mit halbem Herzen in Doberan, so lange ich hier getrennt von meiner anderen Hälfte, von meiner Julie, sein mußte. Diese aber kam und erst jetzt ward mir Doberan ein so vollkommen lieblicher Lustort, als er dies vielen Anderen war, und vielleicht noch in einem anderen Sinne, als diesen Vielen; denn Das, was unseres Herzens höchste Lust war, ist dieses nicht für Viele, sondern für Wenige.

Hier in Doberan fühlt sich mancher der besuchenden Gäste durch den Gebrauch der See- und Stahlbäder, so wie schon durch den Anhauch der Seeluft, gleichwie neu verjüngt. Ich, Gott Lob! bedurfte der Stahlbäder zu solcher Bekräftigung nicht, obgleich ich die mir neuen Gaben des Meeres dankbar und oft genoß. Es gibt aber Elemente von anderer Art, als das Wasser des Meeres und des Stahlbades sind, Elemente, welche mehr noch als die Wasser Amana und Pharphar zu Damaskus in verjüngender Kraft das Herz bewegen. Solche Elemente lagen für mich in dem Wiedersehen meiner beiden lieben Jugendfreunde: Mohnike und Arens (m. v. I. S. 392. II. 69

u. a.). Den Freund Mohnike besuchte ich selber in Stralsund, seinem damaligen Wohnorte, Arens aber kam ganz unversehens und unerwartet zu mir nach Doberan. Wir hatten uns seit meinem Aufenthalte in Altenburg nicht mehr gesehen; ich fand den Freund, dem leiblichen Aussehen nach, älter geworden, sein Herz aber, voll treuer, warmer Liebe, war unverändert jung geblieben. Wir hatten uns viel zu sagen und zu erzählen; ich vor Allem Ihm von Dem, was mir in Nürnberg geschehen und geworden war. Ich denke freudig an unser Gespräch, auf einem Spaziergange, den wir gegen die Hügel am Meere hin machten. Ein solches mächtig aufsteigendes Abendroth meinte ich niemals gesehen zu haben, als hier an der Küste. „Es kündigt einen künftigen, herrlichen Tag an, aber das Dunkel der Nacht liegt zwischen dem schönen Abende und dem noch schöneren Morgen." Wir dachten beide an den künftigen Abend des Lebens und an den Tag, der aus dem nächtlichen Dunkel hervorbricht. Meinem Freunde kam dieser Abend und das nächtliche Dunkel der Grabesstille bald nachher, doch leuchtete seinem Abende der milde Strahl, der den Tag verkündet, dessen Frieden durch kein Ungewitter noch Stürme wird gestört werden. Wir nahmen Abschied für ein Wiederfinden, dessen Freude durch die Furcht vor einem Wiederverlieren nicht mehr getrübt wird.

## 9. Die Reise nach Stralsund.

Ich weiß nicht mehr, war es der Besuch von hohen Gästen, oder war es eine andere Veranlassung, welche eine kurze Unterbrechung meines gewöhnlichen Unterrichtes bei der Prinzessin Marie zur Folge hatte; ich erbat mir und erhielt in wohlwollender Weise Urlaub für mehrere

Tage zu einem Besuche in Stralsund bei dem Freunde und zu einer Wanderung auf die Insel Rügen.

Ich hatte dem Freunde den Besuch von mir und meiner Frau durch einige Zeilen angekündigt, diese aber, nach dem damaligen Gange der Posten, kamen an demselben Abende und fast zugleich mit uns an. Doch es bedurfte der Ankündigung nicht, wir waren hier im Hause und in den Herzen schon längst nicht blos besuchende, sondern bleibende Gäste gewesen. Aber nur selten in unserem Leben haben wir Beide solche Gastfreunde getroffen, die dem Herzen so reiche Gaben der Liebe spendeten, als Mohnike und seine theure Hausfrau, und bessere niemals sonst auf der Erde, wo sie mein armseliger Dank nicht mehr trifft, denn sie sind mir Beide schon längst vorangegangen zur Ruhe. Nur wer Mohnike und seine Frau so gekannt hat, wie ich sie kannte, der wird die Thräne der dankbaren Rührung verstehen, die mir das Auge füllt, wenn ich an die wenigen Tage meines Aufenthaltes in Mohnike's Haus und an Das zurückdenke, was ich da im Geiste und Herzen empfangen und genossen.

Ich fand den Freund stiller und ernster, als er mir in Jena erschienen, dabei aber eben so innig, so theilnehmend und zugleich mittheilend, als sonst. Er war zuerst als Schulmann in Greifswalde, dann als Prediger, Lehrer und Seelsorger einer, ihrer Zahl und ihren Anforderungen nach, sehr bedeutenden Gemeinde in Stralsund durch eine Vorbereitungsschule der Geschäftsthätigkeit gegangen, welche ihn bei seiner gewissenhaften Treue öfters zu einer Schule der Mühen und Sorgen geworden ist. Doch hiervon war weniger und seltener unter uns die Rede, als von dem großen, ernsten Anliegen der Zeit: von dem Bedürfnisse einer christlichen Volksbildung. Mein Freund

vernahm mit stiller Theilnahme die Berichte über mein Hinweggehen aus Nürnberg, über das Aufgeben meines früheren, mir so theuren und lieben Berufes im Gebiete der Naturwissenschaft. Ich erzählte ihm auch wohl von Dem, was ich bisher in Mecklenburg erfahren. Er sprach wenig Worte dazu, aber in diesen Worten fand sich für mich eine Mahnung, gleich jener, die in dem wiedergefundenen Ringe des Duschmanta lag; ich erwachte wie aus einem Traume; in vollster Stärke lebte in mir wieder das Verlangen auf nach Dem, an welchem vorhin mein Herz gehangen, dem ich mit meinen Neigungen und Kräften so innig verbunden gewesen war, dem ich Treue gelobt und das ich dennoch verlassen hatte. Mohnike war treu und fest auf der Bahn seines inneren und äußeren Berufes geblieben, er war auf seinem Wege zuletzt über die Schranken all' der äußeren Hemmungen, die ihn früher oft bekümmert hatten, hinüber gekommen zu dem Genusse einer freien, selbstständigen Wirksamkeit. Ich sah auf ihn, den Treugebliebenen, wie ein Schiffer auf schwankendem Boote, wenn Wind und Wogen seiner Fahrt zum Lande entgegen sind, auf ein Haus, das auf der Höhe des Strandes fest gebaut und sicher daliegt. Aber schon der Anblick des fest gegründeten Hauses, die Nähe des lieben Freundes und seiner Familie that mir wohl. Mein Freund war, das fühlte ich wohl, nicht nur, wie ich, seitdem wir uns nicht mehr sahen, im Maaß der Lebensjahre, sondern auch der inneren Lebensreife vorgeschritten. Ich konnte mich seiner nur freuen.

Ich lernte bei Mohnike mehrere Männer und Frauen kennen, die ihm an Gesinnung befreundet und gleich waren. Ich nenne hier vor Allem den edlen, deutschen Mann: den Ernst Moritz Arndt, welcher damals so eben eine Reise

vom Rheine her nach seinem Vaterlande gemacht hatte und hier auf kurze Zeit verweilte. Eine mächtige Menschennatur, deren Erscheinen und Begegnen im Leben auf mich in ähnlicher Weise gewirkt hat, als einige Jahre später die Bekanntschaft mit dem Peter Cornelius. Waren sich doch auch diese Männer an Gaben und Thatkraft verwandt, hatten beide die gleiche Aufgabe für das geistige Leben ihrer Zeit und ihres Volkes, beide dieselbe Weihe jenes wahrhaften, gottbegeisterten Ernstes, der den Werken und Thaten des Menschengeistes eine Dauer über die Zeit hinaus gibt. Cornelius hat den deutschen Geist in der Kunst zu einem Kampfe geweckt gegen die flache Effektmacherei des bloßen Farbenprunkes und hat dieser, dem ächten Sinne unseres Volkes fremden Gewaltherrschaft als siegreicher Feldherr ihre Schranken gesetzt; er hat dem Geiste sein altes Recht wieder gegeben: zu herrschen über das Fleisch. Ernst Moritz Arndt hat durch seine Gedichte und Schriften mit der lauten Stimme eines Herolds den Geist des deutschen Volkes aus dem Grabesschlummer aufgerufen, in welchem es unter einer fremden, schmachvollen Gewaltherrschaft befangen lag. Es galt vor Allem, das höchste Gut unseres Volkes, den frommen Sinn und Glauben der Väter aus dem Schlamme der fast allgemeinen Verdorbenheit zu retten, darein er versunken war, da mußten vorerst die fremden Kobolde besiegt und hinweggescheucht werden, die den Schlamm beschützten und vermehrten und das Annahen zu dem Schatze unmöglich machten. Nach diesem Schatze und Horte, vergleichbar im geistigen Sinne dem Hort der Nibelungen, hat unser Arndt durch seine schönsten Lieder das Sehnen in unserem Volke geweckt; er hat dieses Volk zu einem Gefühle und Bewußtsein seiner eigenen Kraft und seiner hohen Bestimmung

unter den anderen Völkern erhoben. An und neben den hohen Kirchengebäuden tobt und wirbelt der Zug des Sturmwindes gewöhnlich am heftigsten, in ihrem Thurme, wenn er durch keinen Wetterableiter geschützt ist, schlägt der Blitz am öftesten ein. Aber du, alter Thurm mit deinem Kirchengebäude, du, mein alter Moritz Arndt, stehst, weil ein guter Wetterableiter von oben dich schützt, nach all' den Stürmen und Wettern, die dich getroffen, fest da, und Gott erhalte dich, du Ehrensäule des deutschen Vaterlandes, noch lange zu unsrer Augen Lust!

Arndt, im Jahre 1769 geboren, stand damals, wo ich ihn kennen lernte (1816), in der vollen, frischen Kraft des Mannesalters da. Ein Mann, der mit der um ihn her stehenden Welt wenig Umstände zu machen gewohnt war, ein geistiger „Clas Astenstaken*)" aus der Mährchenwelt in die Wirklichkeit getreten, d. h. wie einer, der seinen Mann überall selber stellt und braucht keinen anderen Mann dazu, hat aber seinen Gott bei sich und in seinem Herzen, der dem Arme bessere Kräfte gibt, als Zehntausende aus der Fremdenlegion.

Arndt ist bekanntlich auf der Insel Rügen, in Schoritz, geboren, und die Eingeborenen dürfen sich auf diese Merkwürdigkeit ihrer Insel schier eben so viel einbilden, als auf ihren wunderschönen Herthasee und die Kreidefelsengruppen von Stubbenkammer. Doch sind diese mit ihren Naturreizen gar hoher Beachtung und theilnehmender Gefühle des Herzens werth und Arndt durch seine mündlichen Mittheilungen, wie er dies ja selbst auf die Seelen der Kinder durch seine unvergleichlichen Mährchen gethan,

*) M. v. die prächtigen Mährchen von Arndt.

gab meiner Reiselust eine so kräftige Richtung nach seiner heimathlichen Insel, daß ich gleich den anderen Morgen zur Auswanderung dahin bestimmte.

## 10. Die Insel Rügen.

Wer etwas Besseres, ja das Beste, was über die Insel Rügen gesagt werden kann, lesen will, dem empfehle ich W. H. Riehl's meisterhafte Schrift: Land und Leute (2. Aufl. S. 145 u. f.). Mir aber möge man hier auch diese Lustfahrt meiner Erinnerungen nachsehen, an die sich in meinem späteren Leben ein merkwürdiges gesegnetes Ereigniß angeschlossen hat.

Ich habe es schon bei mehreren anderen Gelegenheiten gesagt, daß neben all' den Schönheiten und majestätischen Herrlichkeiten der Natur, welche ich auf meinen verschiedenen Reisen gesehen, die Insel Rügen, mit den Reizen ihrer Natur, in meiner Erinnerung fortwährend einen sehr hohen Rang behauptet hat. Und ich gedenke in dem nachstehenden Berichte über unsere kurze Wanderung durch das Heimathland anmuthiger Sagen Das in hinreichender Weise anzudeuten, was mich hier so ergötzt und angezogen hat.

Es war noch sehr früh am Morgen, als wir in Begleitung des Freundes Mohnike über den schmalen Meeresstrich hinüberfuhren nach Altenfähre. Der Freund hatte uns bis dahin begleitet; Amtsgeschäfte nöthigten ihn zur Umkehr nach der Stadt. In Garz, so rieth er uns, sollten wir ein Fuhrwerk nehmen, denn die Fußreise bis Sagard sei für meine Frau in einem Tage zu weit.

Ich weiß nicht, hatte der Moritz Arndt mir es angethan, oder lag es in einer besonderen Stimmung der Luft und der Herzen, uns wurde es Beiden gleich in der ersten

Stunde unserer Fußwanderung so „frisch, fromm und frei“ zu Muthe, wie es uns seit einer kleinen Fußreise, die wir am Tage unserer Verlobung mit einander gemacht hatten, kaum jemals sonst geworden war. Wir kamen nach Garz; hier war uns das beste, bequemste Fuhrwerk zur Weiterreise nach Sagard genannt und empfohlen worden, meine liebe Hausfrau wollte jedoch vom Fahren nichts wissen, ihr gefiel das Fußgehen an meiner Seite, das Stillestehen bei jeder Aussicht nach dem Meere, das Hineinschauen in den Haushalt der Dorfbewohner besser, als das schnelle Vorbeifahren an Allem. „Ein Weg von etwa 10 bis 12 Stunden an einem so schönen Tage und in so schönem Lande sei ja für mich und für sie kein ungewohntes Meister= oder Wagstück. Und die Meilen, nach denen man uns den Weg berechnet habe, schienen ihr keine alten deutschen Meilen, von denen nur 12 auf einen Grad gingen, sondern sehr junge zu sein. Ich stimmte ihrem Wunsche mit Vergnügen bei, denn der Mensch sieht und genießt alle Dinge, die ihm begegnen, am besten, wenn er auf seinen eigenen Füßen steht.

Wir hatten in Garz ein leichtes Frühstück genossen und zum Theil mit uns genommen; es mag Mittag gewesen sein, als wir nach dem herrlich gelegenen Putbus kamen*).

---

*) Schon auf dem Wege hierher hatten wir die Aussicht genossen von Garz gegen Süden auf dem fruchtbaren Landhacken des Sudar und auf die Bucht, in deren Nähe der Geburtsort Arndt's, Schoritz lag; näher gegen Putbus ergötzte uns die nahe Aussicht auf die naturherrliche Halbinsel Mönchgut, die ihre Landzungen wie ein riesenhafter Polyp seine Arme herausstreckt in's Meer. Dort sind es

Obgleich der mit Recht hochgepriesene Bade= und Luftort Putbus, als wir im Jahre 1816 ihn besuchten, noch nicht zu der prächtigen Ausstattung gekommen war, die er in späterer Zeit durch den Fleiß und die Kunst der Menschenhand empfangen hat, so ist er dennoch schon damals eine Lust der Augen gewesen. Wie schön und stattlich erschien uns das Schloß mit der ehrwürdigen alten Kapelle, wie einladend zum Ausruhen und längeren Verweilen die Gärten und schattigen Baumanlagen in seiner Nähe. Sie mögen jetzt noch viel schöner geworden sein, uns vergnügte aber schon Das, was wir sahen, im vollsten Maaße.

In der Nähe eines Rinnwassers auf einem beschatteten Ruhesitze genossen wir den zweiten Theil unseres Frühstückes und ich machte auf einer Landkarte, die ich schon von Nürnberg mit mir genommen, den Weg mit den Augen voraus, den wir in der zweiten Hälfte des Tages mit den Füßen zurücklegen sollten. Auf meiner Karte waren weder Hügel, noch Sand und Haide, nur die Ortschaften mit ihren Namen angedeutet, und die schmale Haide, über welche der Weg nach Jasmund führt, so wie noch mehr die andere Landenge zwischen Jasmund und Wittow, erschienen noch mehr verschmälert, als sie dieses nach dem

---

nicht allein die meist bewaldeten Hügel mit ihren Thalschluchten, und kleinen Bächen, so wie die riesenhaften Wanderblöcke an der östlichen Küste bei Göhren, sondern auch das Volk, was den Reisenden anziehen kann. Denn dieses meist kräftig schöne Volk, das wie die homerischen Phäaken abgeschieden selbst von den Nachbarn in friedlicher Vergnügtheit lebt, die Männer als Lootsen und Fischer auf dem Meere, die Frauen am Webstuhl beschäftigt, hält sich in Tracht und Sitte noch treu an das Vorbild früherer Jahrhunderte.

wahren Maaßstabe der Karte hätten sein sollen. Mich erfreute jedoch die Hoffnung auf den nahen Anblick dieser langen Naturbrücken unbeschreiblich. Ist mir doch, so dachte ich, die Aussicht von der Dresdener Brücke hinaufwärts und hinabwärts den Elbstrom so entzückend schön vorgekommen, was wird mir erst die von den beiden fast stundenlangen Hochdämmen sein, welche nicht die Menschenkunst, sondern die Natur über das Meer hinüber gelegt hat. So zu beiden Seiten, nahe unter den Füßen das anbrandende, rauschende Meer; auf seinen Wogen vielleicht Schiffe oder doch Kähne der Fischer!" — Meine liebe Hausfrau, bei ihrer damals noch sehr lebhaften Furcht vor den großen Wassern, stimmte nicht in die Freude, meiner Erwartungen ein. Der Weg, wie ihr auf der Karte schien, wäre so schmal, daß, wenn er auf einem Felsrücken hinginge, vielleicht kaum zwei Wägen ohne Gefahr des Hinabsturzes in's Meer sich ausweichen könnten, und zöge er unten am Saume des rinnenartigen Landstreifens sich hin, dann sei man auf keinem Schritte sicher davor, ob nicht eine heranschlagende Woge dem Gehen für immer ein Ende mache. Aber es blieb der sonst so frischen und muthigen Wandrerin keine andere Wahl, als die zwischen einer Ueberfahrt auf dem Meere nach Jasmund oder das Gehen auf dem Fußwege über die schmale Haide, und ihr schien der letztere noch immer der am wenigsten bedenkliche und gefährliche.

Wie es uns jedoch auf dem langen Wege durch das Leben so oft geschieht, so erging es uns auch auf dem kurzen Wege über die schmale Haide. Sowohl meine glänzend schönen Erwartungen von der reizenden, langdauernden Aussicht nach dem nahe unter den Füßen brandenden Meere, als die Furcht meiner Begleiterin waren nur wie

die Bilder einer Luftspiegelung gewesen, welche, wenn man der Gegend näher kommt, aus der sie aufstiegen, sich allmählig auflösen und verschwinden. Wir wanderten rüstig weiter. Der Weg von Putbus aus gewährte zuerst zu seiner Linken eine unerfreuliche Aussicht auf den moorigen Torfgrund der Garwitz, doch lohnte sich's schon hier, hinüber zu schauen zur Rechten auf die grünen, waldigen Hügel gegen den kleinen Schmachternsee hin. Dann gegen den Anfang der schmalen Haide hin traten wir aus einem Wäldchen, darin wir an den reifen, süßlichen Früchten der Alpen-Johannisbeere den Durst gestillt und im Schatten der Bäume uns abgekühlt hatten, hinaus auf einen Hügelabhang, von welchem wir die freie Aussicht gegen Westen hin auf die nahe Meeresbucht, nach Norden auf die schmale Haide hatten, die uns jedoch nicht mehr, wie meine Frau gemeint hatte, als ein schmaler Riemen erschien, oder als ein weit hinlaufender, ebener Hügelsattel, wie ich sie mir gedacht, sondern als ein ansehnlich breiter, flacher Damm, darauf nur hin und wieder eine Hütte oder ein Baum sich sehen ließ. Nun, es gab dennoch auch bei'm Weitergehen manche Unterhaltung für die Augen; statt der Pferde- und Rinderzucht doch eine Bienenzucht, dergleichen ich noch nie gesehen, welche die Insel Rügen zu einem Lande des besten, klar und hell fließenden Honigs macht; eines Honigs, dem an Geschmack nur selten ein anderer, den ich sonstwo versucht, gleichkommt, erinnernd an die Trefflichkeit des Methes, der den Göttern und Helden des alten, skandinavischen Nordens ein hochgepriesener Freudentrank war. Nur an wenigen Stellen sahen wir das Meer; an der einen derselben die kleine Insel Pulitz, deren Granitblöcke ich mir gern in der Nähe betrachtet hätte. Die Sonne stand schon tief im

Westen, als wir auf dem bunten Teppich des Haidebodens die letzte Strecke durchwanderten, und die Halbinsel Jasmund mit ihrem waldigen Berglande im Osten, mit den flacheren Ebenen im Westen vor uns sahen. Die bläuliche Färbung, in welcher am Abende die höhere Ostseite dastand, konnte allerdings an den Beinamen Jasmund's: das Blauland erinnern.

Es war dunkel geworden; der Mond spiegelte sich vor uns zur Rechten und zur Linken auf dem Wasser; der gebahnte Weg, auf dem wir gingen, schien meiner sorglichen Begleiterin zu Ende zu sein. Ich suchte sie zu beruhigen; der Steig war festgetreten und gebahnt; er mußte zu einer Ortschaft oder wenigstens zu einem Hause führen. Ich wollte vorausgehen und weitere Kundschaft einziehen; die ängstliche Frau ließ mich nicht allein, sie blieb bei mir, und bald zeigte sich, daß hier die Wasserfläche durch einen festen Zwischenboden getrennt war, auf dem wir ohne Bedenken weiter gingen und in kurzer Zeit, wenn ich nicht irre, in eine Baumallee kamen. Wir waren bei dem Hofe Wostewitz und das vom Monde beleuchtete Wasser, das meine treue Wandersgenossin erschreckt hatte, waren die Wostewitzer Teiche, von deren Fischen wir noch am heutigen Abende in Sagard ein gutes Gericht bekamen. Ich fragte an dem Hofe, wie lang der Weg noch nach Sagard sei und ob auch nicht zu verfehlen? Die Antwort war vollkommen beruhigend und tröstlich, und ein Mann aus dem Hause kündigte uns an, daß er uns bis Sagard in's Wirthshaus begleiten werde, denn er gedenke Fische dahin zu bringen.

Endlich, ich meine, es war schon nahe an 8 Uhr des Abends, waren wir im Wirthshause zur Krone am Ziele des heutigen Tagmarsches. Die Hausfrau, wie sie mich

versicherte, hatte selbst in den letzten Stunden der Wanderung keine sonderliche Ermüdung, wohl aber ihre gewöhnliche sonderbare Furcht vor dem Wasser gefühlt. Doch that ihr das Ausruhen auf dem kleinen Sopha, dahin man uns das gastfreundliche Tischchen gestellt hatte, sehr wohl, und das trefflich bereitete Abendessen, bei welchem wir namentlich die nähere Bekanntschaft von mehreren Arten der auf und neben der Insel einheimischen, besten Fische machten, war uns auch eine erwünschte Labung nach dem guten Tagmarsche. Ich setzte mich nach dem Essen noch ein wenig an den großen Tisch im Wirthszimmer, daran Leute aus dem Orte und aus verschiedenen Gegenden der Insel saßen. Mehrere davon waren wackere, vielgeübte Seemänner, die als Lootsen fremde Schiffe oder als Steuermänner und selbst als Kapitäne eigene Schiffe geführt hatten. Es wurde meist nur plattdeutsch gesprochen, doch war dieses meinem Ohre nicht ganz fremdartig, und bald nahm auch das Gespräch eine Wendung, der ich gern mit Aufmerksamkeit folgte. Einer der Anwesenden erzählte von dem Pfarrer Baier in Altenkirchen. Das ist, sagte er, der musikalischste Mann auf der ganzen Insel, ja vielleicht im ganzen Pommerlande. Ich weiß gar nicht, wie viele Instrumente er spielen kann, und einen so schönen Gesang habe ich noch von keinem Menschen gehört. Der dieses erzählte, schien mir ein Schullehrer zu sein. Ich fragte ihn noch Manches über den Pfarrer Baier, an den ich von Freund Mohnike einen Brief abzugeben hatte, und was ich da hörte, obwohl es nicht sehr tief einging, das gefiel mir wohl, ohne daß ich wußte, welcher Segen aus dem Hause des Pfarrers Baier, etwa 6 Jahre nachher, in mein Haus kommen sollte.

Wir hatten uns schon auf eine frühe Morgenstunde

des anderen Tages einen Führer bestellt, der uns nach Stubbenkammer und an den Hertha= oder Borgsee begleiten sollte. Der Mann war eher bei der Hand als wir; der sanfte, stärkende Schlaf hatte uns länger als gewöhnlich im Lager gehalten. Dennoch war die Sonne erst im Aufgehen, als wir unseren Taglauf begonnen. Wäre hier der Ort dazu, ich könnte und würde viel von der Augen= und Herzenslust dieses Tages berichten. Einiges aber muß ich dennoch meinen Lesern mittheilen, weil die Anschauungen, die ich dort in Stubbenkammer und seiner Nachbarschaft von den großen Werken meines Gottes mit mir nahm, einen nicht unbedeutenden Antheil jener Belehrungen bildeten, die ich in der Schule der Natur selber, nicht aus der Weisheit der Gassen und aus Büchern empfing.

Wir durften schon sehr dankbar und froh darüber sein, daß der Himmel nicht so, wie er von den Reisenden auf Rügen öfters sich finden läßt, getrübt und umwölkt, sondern vollkommen klar und heiter, die Luft warm und dabei von dem Herbstwinde lieblich gekühlt war. Noch für etwas Anderes bin ich aber in der Erinnerung ganz besonders dankbar, das war die Stille, die, als wir ihn betraten, so eben in dem hehren Naturtempel der Kreidefelsen herrschte. Damals gab es noch kein Logierhaus auf Stubbenkammer; der Königsstuhl stand noch in seiner wilden Naturschönheit und ungebrochenen Kraft da; wir waren die einzigen Feiernden im Tempel, ungestört von Anderen, denn unser Führer stand still und schweigend uns zur Seite. Dort bei dem Hinausblicke auf das Meer, der nirgends Ende noch Gränzen fand, erwachte das innere Lied, von welchem ich oben (S. 102) sprach, noch als ein viel höherer, gewaltigerer Chorgesang in mir, als am Ufer bei Doberan; die Wogen glänzten im Strahle der Sonne heller als dort; der frische

Ostwind regte das Gewässer des Meeres so mächtig auf, als ich bis dahin noch nie gesehen, und kündigte damit, wie der Führer sagte, eben so wie der Flug der Möven, einen nahenden Sturm an; in unserem Innern aber war kein Sturm, sondern tiefe Stille und Freude. Wir schaueten da auf der Höhe bei dem Königsstuhle, nicht, wie man erzählt, der König Karl der Zwölfte von Schweden einer Seeschlacht mit den Dänen zu, sondern den mächtigen Thaten eines Herrn, in dessen Reich ein ewiger Frieden herrscht, auch dann ungestört, wenn im Reiche der unteren Elemente und der Menschenwelt der heftigste Kampf tobt. Auch verlangte uns nicht nach dem Schatze, den die Seeräuber Gödeke (Gottfried) und Klaus Störtebeck, vor länger denn vierhundert Jahren, unten in eine Kluft der unersteiglichen Felswand im Steinschutt verbargen; nicht nach dem Anblicke der gespenstigen Jungfrau, die in fürstlichem Gewande, mit dem aufgelösten Haare, den Mienen einer tief Trauernden, ein blutiges Tuch waschend, zu seltener Stunde einem lebenden Auge erscheint, und den, welcher durch die geheime Kraft eines frommen Grußes sie erlöst, zum Besitzer des Schatzes macht. Uns war der Besitz eines besseren Schatzes urkundlich fest zugesichert, als alle Schätze der dichtenden Volkssage sind.

Ist doch nicht allein das Gewebe der Volkssagen, das diese majestätisch schönen Küstenwände überkleidet, von vergänglichem Wesen, das allmählig in der Vergessenheit des späteren Geschlechtes sich auflöst, sondern selbst die mächtigen Pfeiler, die dort neben dem Felsenthrone sich erheben, müssen, wie die ganze Kreidewand zu ihren Seiten einer immer weiter gehenden Auflösung unterliegen. Dort auf dem einen Pfeiler hatte noch in der Jugendzeit der nachbarlich wohnenden Greise ein Seeadler seinen Horst, jetzt

fände da ein solcher Bau, selbst im verkleinertsten Maaßstabe, keinen Raum und keine Sicherheit mehr. Unten am Strande spült das anbrandende Meer die weiche Kreide hinweg und arbeitet dem Einsturze der Wände vor; nach oben hin treiben der Regen, der thauende Schnee, selbst der feuchtende Nebel, wenn auch in langsamem Verlaufe, dasselbe Werk der Zerstörung. Aber so augenfällig auch der Fortgang dieser Zerstörungen ist, erscheint er dennoch nur als ein schwacher Nachhall jener uralten Kämpfe der Elemente, welche dem jetzigen ruhigeren Bestande der Erdfläche vorangingen. Wie die Regenfluthen und Ueberschwemmungen der Neuzeit gegen eine allgemeine Fluth der Erde, wie das Hinabrollen einzelner Trümmer des Kreidefelsens, dessen Grundlage das Meer auswusch, dessen Gefüge der Regen auflösste, zu der Wirkung eines Erdbebens, das die Höhen zur Tiefe stürzt, die Tiefen zur Höhe hebt, so verhalten sich die Schrecknisse, welche vormals den Kräften der Tiefe entstiegen, zu den verheerenden Ungewittern und Erschütterungen der oberen Erdfläche und ihres Luftkreises, in dem jetzigen Aeon des Regenbogens. Doch sie sind nur gebunden, die Riesenkräfte der Tiefe, nicht erstorben. Mehr noch als an den Kreidefelsen von Stubbenkammer läßt sich an denen bei Arkona erkennen, daß die lehmige, bröckliche Sandsteinmasse, die zwischen den senkrecht stehenden Kreidewänden sich findet, nicht durch spätere Einfüllung, sondern gleichzeitig mit der Kreide entstanden sei. Denn die Feuersteinlagen durchsetzen in fortlaufend horizontaler Richtung die Kreide wie die lehmige Sandmasse (m. v. Brückner a. a. O. S. 126).

Auch die Aussicht nach Arkona hinüber zog den Blick und die Gedanken mächtig an; unten am Meeresufer, nach welchem ein bequemer Fußsteig zwischen der großen und

kleinen Stubbenkammer hinabführt, konnte man das Gefüge der Kreidefelsen und ihre Zerklüftungen deutlicher sehen. Mir wurde es da begreiflich, wie ein gemeinsamer Freund von mir und dem Landschaftsmaler Friedrich (m. v. II. S. 182), der treffliche Münzmeister Kummer aus Dresden, als er mit Friedrich auf Rügen war, hier hinanklimmend, gar bald an eine Stelle kommen mußte, an welcher er, wie einst der gute Kaiser Maximilian I. auf dem Berge bei Zierl weder vor- noch rückwärts konnte, ohne in die Gefahr des Hinabsturzes zu gerathen. Und die Lage des guten Kummer, als er auf scheinbar gefahrloserem Wege über den Schutt hinauf, unversehens an seinen Haltpunkt kam, war noch ungleich beschwerlicher, als die des Kaisers, denn es gab keine Grotte für ihn, keine feste, breitere Platte, auf der sein Fuß ruhen konnte, sondern er mußte mit den Armen und Händen an den Felsenzacken sich halten, unbequemer als Odysseus an den Zweigen des Baumes, der den Schlund der Charybdis beschattete, bis ihn als guter Engel sein Freund Friedrich aus der Gefahr errettete, was er auch nicht allein, sondern nur mit Hülfe der Knechte, vermochte, die er aus einem nachbarlichen und dennoch ziemlich abgelegenen Bauernhofe herbeirief. Friedrich war, während sein unerfahrener Freund das Wagstück unternahm, an einem entfernteren Orte des Ufers mit seinen Zeichnungen beschäftigt gewesen, er kam erst gegen Abend, um den Gefährten zur Heimkehr nach Sagard abzurufen. Bis man dann für diesen und seinen starken Befreier Stufen zum sicheren Auftreten in die Kreide gehauen und er nun fast ohnmächtig dem Retter in die Arme sinken konnte, war es spät in der Nacht geworden. Und nicht Alle, welche das scheinbar leichte, und doch so gefahrvolle Hinaufklimmen an den Schluchten der Felsenpfeiler versucht haben, sind mit der

Furcht und Angst einiger peinlichen Stunden, wie der Münzmeister, davon gekommen; Mehreren ist ein socher Versuch der Gang zum Tode geworden.

Von Versteinerungen fanden wir nur wenige Reste von Seeigeln, die, in eine feste Feuersteinmasse verwandelt, mitten in der weichen Kreide, seit ihren Jahrtausenden sich erhalten haben.

Das Auge, geblendet von der Helle, welche die Sonne auf die Kreidefelsen ausstrahlte, sehnte sich nach einem Ausruhen im Schatten. Wo konnte man dieses aber in wohlthuenderer Weise finden, als in dem Buchenhaine der Stubnitz und vor dem vielgepriesenen Herthasee (Borgsee)! Auch ohne das Feierkleid der Sage, in seinem einfachen Naturgewande, macht dieser kleine, stille See mit seiner Umgebung auf die äußeren und inneren Sinne einen Eindruck, der die Seele feierlich stimme. Draußen am Meere schlug der Sturmwind aus Nordost die Wogen so mächtig an das Ufer, daß der Schaum hoch an die Felsenwände hinanspritzte; am Saume des Waldes schüttelte er nicht nur die Früchte von den Buchen, sondern zerriß mit den alten zugleich auch manchen jungen Zweig und warf ihn zu Boden, da drinnen aber bei dem Herthasee rührte kein Lüftchen den Spiegel des dunkelbeschatteten Wassers an; wie über ein Grab in tiefem Felsenschachte, darein man den Leib eines alten Helden in seinem Waffenschmucke versenkte, damit keine fremde Hand an seinem Schwerte sich vergreife, zieht der Sturmwind hoch über den Burgfrieden der Hertha hin, ohne diesen zu stören; man hört sein Rauschen, sieht sein Bewegen in den Wipfeln der Bäume, welche auf dem oberen Rande des thurmeshohen Walles stehen, der den See umgürtet, man fühlt jedoch seinen Anhauch nicht. So liegt auch die uralte Geschichte der Thaten und Tempelge-

bräuche, welche die Vorzeit der Völker dort im Burgfrieden des Bergwaldes verübt hat, wie im Dunkel eines tiefen Heldengrabes verborgen. Wir gedachten indeß hier, wenn dies auch nicht seine wahre Stätte war, der Frühlingsfeier des Herthadienstes, wie Tacitus sie beschreibt; muß man doch öfters bei den Erinnerungen an ungleich bedeutungsvollere den Geist des Menschen näher, denn alle Sagen der Vorzeit angehenden, wahrhaften historischen Begebenheiten auf das sichere Erkennen des Ortes verzichten, an dem sie sich zutrugen, obgleich sie vor den Augen der noch jetzt fortbestehenden Völker eintraten.

An einer Stelle im Innern der sogenannten Herthaburg fand ich etwas, das für mich wenigstens ein Schatz war, eine Pflanze, die ich noch niemals in frischem Zustande gesehen: die Dingel-Faunblume (Satyrium Epigogium L. oder Limodorum Epigogium). Etwas Neues für meine Augen waren mir auch die sogenannten Steinkisten: Gräber aus kunstlos zusammengestellten Granitblöcken, deren nach innen gerichtete flache Seiten zwei lange und zwei kürzere Wände bilden, die zwischen sich einen ansehnlichen (8 Fuß langen und halb so breiten) Raum zum Hineinbetten eines mächtigen Heldenleibes mit seinem Waffengeräthe ließen. Sie waren oben mit Steinen der gleichen Art zugedeckt, doch sind diese Deckel in späterer Zeit meist hinweggenommen worden, und das seines Inhaltes beraubte Grab ist mit dem abgefallenen Laube der Buchen erfüllt.

Wir kamen lange nach Mittag in das Gasthaus von Sagard zurück, fanden aber dort ein reichliches Mittagsmahl für uns bereitet. Lieber als jeder Nachtisch waren mir heute die Erzählungen und Sagen, welche zur Unterhaltung für uns und andere Fremde von der gesprächigen

Wirthin und einigen einheimischen Gästen in hochdeutscher Sprache mitgetheilt wurden. Wenn uns auch Manches von Dem, was wir da hörten: wie die Sage von der mächtigen, im Meere versunkenen Wendenstadt Vineta, wie die Uebung des Strandrechtes aus Schriften, die wir gelesen, schon bekannt war, nahm es sich dennoch hier im mündlichen Volksberichte ungleich lebendiger aus. Was die Sage anderwärts von Vineta berichtet, das trägt sie hier auf Arkona über. Einer der Lootsen, der drinnen in der Wirthsstube saß, und den die Wirthin als Zeugen aufrief, hatte, wie er sagte, das Läuten der Glocken in dem versunkenen Arcona an hohen Festtagen vom Meeresgrunde herauf mit eigenen Ohren gehört, bei stillem Wasser und hellem Himmel manche noch stehende Gebäude der Stadt gesehen; die Wirthin erzählte uns von den öfter hier vorkommenden Unglücksfällen der gestrandeten Schiffe, zeigte meiner Frau allerhand Waaren, die sie in scheinbar halbverdorbenem Zustande wohlfeil von den Eigenthümern solcher Schiffe gekauft und zum Theil wieder in guten Stand gesetzt hatte, fügte jedoch hinzu, daß sie lieber den noch lebenden Inhabern der gestrandeten Fahrzeuge etwas geben, als Gewinn von ihnen haben möge.

Ich weiß nicht, war es hier in Sagard oder war es an einem anderen Orte, wo ich die aus Schriften bekannte Beschreibung der Insel Hiddensee und der Anhänglichkeit seiner Bewohner an den heimathlichen Boden auch aus dem Munde des Volkes vernahm. Wir sollten am anderen Tage die merkwürdige Insel von Arkona aus sehen, darum ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß schon hier in Sagard, so wie vielleicht auch bei dem Pfarrer Frank in Bobbin von ihr die Rede war. Wie paradiesisch schön, voll blumiger Auen, prächtiger Gärten und Wälder, reich an Quellen

und allen Früchten des Landes mag sich der Fremdling, der aus weiter Ferne kommt, die Insel Hiddensee denken, wenn er hört, daß sie von ihren Bewohnern nur das „söte Länneken“ (das süße Ländchen) genannt und so sehnlich geliebt wird, daß manche der Bewohner, namentlich Frauen, sie niemals verlassen, und daß auch die auswärts im Meere auf Erwerb ausgehenden Männer diesen nur suchen, um seines Besitzes in der Ruhe ihres kleinen Eilandes sich zu erfreuen. Käme dann aber der Fremde, der dieses vernommen, mit seinen Erwartungen dahin in das süße Ländchen, was würde er finden? Wir wollen ihn sogleich an den namhaftesten Ort der Insel, nach Kloster, führen. Da findet er noch eine Mauer mit thorähnlichem Durchgange von dem einst hier gestandenen Cisterzienserkloster, das im 30jährigen Kriege zerstört worden; ein Kirchlein, dabei etwa 6 Häuser, von 64 Menschen, alt und jung bewohnt. Wir gehen weiter mit ihm nach der nachbarlichen Ortschaft Grieben, da gibt es freilich 15 Häuser und gegen 90 Einwohner, und südostwärts steht die ansehnlichste Ortschaft der Insel: Vitte, mit 45 Häusern und 300 Einwohnern. So wie jedoch der Wanderer aus den Häusern und einigen dürftigen, kleinen Feldern dieser Ortschaften heraustritt, sieht er überall gegen Nord- und Nordwesten hin nur den nackten Boden des Höhendammes und die unfruchtbare, mit Sanddünen bedeckte Küste. Nicht einmal der große Dornbusch, der noch vor nicht langer Zeit zum Wahrzeichen der Schiffer diente, ist mehr vorhanden; einige verkrüppelte niedere Bäume zeigen noch die Stätte an, wo vor dem 30jährigen Kriege ein Wald stand, den damals die Kaiserlichen fast ganz, seinen Rest aber die Dänen im nordischen Kriege zerstörten. Und armseliger noch ist der südlichste Theil der Insel: der sogenannte

Gellen, auf welchem zwar in alter Zeit eine dem h. Nicolaus geweihte Kirche stand, dessen sandiger Boden aber so unwirthbar ist, daß auf ihm keine bleibende Wohnstätte der Menschen, sondern etwa nur Bretterhütten für die Häringsfischer gefunden werden, welche hier ihre Netze ausspannen. Vor Jahrhunderten stand da an der Südspitze ein Leuchtthurm. Allerdings zeigen sich dann wieder hinanwärts gegen die Mitte der Insel an der Westküste zwei Ortschaften nahe bei einander: die Fischerdörfer Neuendorf mit 15 Häusern und 88 Leuten und Plagshagen mit 22 Häusern und 128 Bewohnern, auch gibt es noch auf der Fährinsel an der Ostseite in den 3 Häusern der Fährmänner gegen 20 Personen und im Posthause, wo der Gränzwächter wohnt, etwa eben so viele, so daß die ganze Insel zusammen wohl eben so viele Bewohner hat, als manches unserer mittelgroßen Kirchdörfer (über 700). Und was fehlt den genügsamen Bewohnern des süßen Ländchens zu ihrem Glücke und Wohlbehagen? Freilich der Schatz des Bernsteines, den die tausendjährigen Sturmfluthen hier aufgehäuft und mit dem Sande zugedeckt hatten, ist längst gehoben, und der nachkommende Rest ist ein unter strenge Hut gestelltes Eigenthum der Regierung. Dem guten Volke der Insel bleibt aber ein anderes unbeschränktes und ungekränktes Eigenthum. Haben sie auch nicht Heerden von Vieh, so nähren sie doch einzelne Ziegen und nicht blos einzelne Heerden, sondern unzählbare Heere von Häringen gehen im Wasser, in der Nähe ihrer Küste auf die Weide und sind, sobald sie zur günstigen Zeit auf den Fang ausgehen, ihr Eigenthum. Zu dem Gerichte dieses Schlachtviehes kommen die vielen Arten der anderen im nachbarlichen Meere einheimischen Fische, der Krebse u. a.; von den Aeckern ein Beigericht von Kartoffeln, auch wohl so viel Mehl als zum Backwerke bei festlichen Gelegenheiten

gehört; statt der anderen süßen Früchte finden die Kinder die Brombeeren, die sie, ohne hoch zu steigen, für sich erbeuten können. In demselben Festgewande, darin die Großmutter an ihrem Hochzeittage prangte, geht die Enkelin, ja die Urenkelin zum Traualtare; den Bedarf der anderen Kleider für Alt und Jung schaffen die webenden Hände der Frauen herbei, die den rohen Bedarf ihres Werkes von Rügen her sich verschaffen; die Netze und anderen Fischergeräthe fertigen die Männer. — Ja, du glückliches, einsam wohnendes Volk, was fehlt dir in deinem süßen Ländchen, wenn du Gottes reines, lauteres Wort in Kirche und Schule, in deinem Hause und Herzen hast, wollte ich doch selber gerne, wenn es in Gesellschaft meiner Kinder, Enkel und Urenkel und mit einigen gleichgesinnten Freunden geschehen könnte, in dir wohnen und auf deinem Kirchhofe begraben werden, ohne mich je nach dem Getümmel der Stadt, nach dem geselligen Treiben der jetzigen Zeit wieder hinaus zu sehnen.

Schon in den späteren Stunden des Nachmittags war der Sturm, dessen erste, ungestüme Angriffe wie schon vor Mittag an der Küste bei Stubbenkammer und im Buchenwalde der Stubnitz empfanden, noch heftiger geworden; er hielt in gleicher Stärke an bis gegen Morgen, wo er sich allmählig zur Ruhe legte. Dennoch war der Himmel klar und heiter; die Sonne trat hell über den Wald herauf. Der große wohlerhaltene Opferstein bei Quoltitz war allerdings des Besehens werth, und er lag nicht fern von unserem Wege nach Arkona ab. Wir ließen uns dahin führen und verweilten hier, wie bei dem lieben Pfarrer Frank in Bobbin, einige Stunden. Dort auf den Anhöhen um Quoltitz ist ein ganzes Todtenfeld der Steingräber aus der alten Heidenzeit; es ist seit alter und ältester Zeit ein

tiefes, unabweisbares Bedürfniß der Menschenseele gewesen, den ernsten Gedanken des Todes mit dem der Ewigkeit und einer reinigenden Weihe am Opferaltare zu verbinden. Der theure Pfarrer Frank, der lebensvolle Nachbar des alten Feldes der Todten hatte die reinigende Weihe, deren Schatten und Vorbild schon der ältesten Heidenzeit nicht unbekannt geblieben, an einem anderen Altare empfangen als jene Opfersteine waren, deren größten wir bei Quoltitz gesehen. Es war mir wohl und heimathlich bei dem lieben Manne zu Muthe, bei welchem Geist und Herz die gleiche Richtung nach dem ewigen Osten hatten, in welchem die Heimath liegt. Seiner gastlichen Einladung, bei ihm einen Tag zu bleiben, konnten wir nicht folgen; wir sahen ihn noch am anderen Vormittage in Altenkirchen, bei seinem Schwager Baier.

Der Weg über die Landenge der Schabe, den wir zum Theil in Frank's Gesellschaft machten, war heute für mich von besonderem Reize. Das Meer ging noch immer hoch, wir hatten es nahe zu unserer Seite und vor unseren Augen, und den Laut seines mächtigen Taktschlages in unseren Ohren. Auch meine Begleiterin hatte jetzt an der Nachbarschaft des Meeres eine ihr unerwartet neue Unterhaltung gefunden; sie sammelte an der steinigen Küste, was auf Rügen für Jeden erlaubt ist, kleine Bernsteinstücke, welche der Sturm der vergangenen Nacht auf den Strand geworfen oder durch Hinwegspülen des Sandes aufgedeckt hatte. Bei einem Fischerdorfe, nicht fern von Arkona (Witte?), sahen wir ganze Reihen der köstlichsten Seefische, vor allen von Flundern (Pleuronectes flesus) zum Trocknen an der Luft hängen. Wir hielten hier, auf einer steinernen Bank sitzend, in der herrlichen Aussicht nach dem Meere unser ziemlich verspätetes Mittagsmahl. Der Fischer, dessen nachbarliche Hütte unser Kost- und Speisehaus

war, führte uns zu dem ganz nahe gelegenen, neu errichteten Bethause, in dessen Nähe der Dichter Kosegarten, der bis 1807 als Pfarrer in Altenkirchen gelebt hatte, seine berühmten von Mohnike in den Druck gegebenen Uferpredigten hielt, deren poetischer Schwung bei den Lesern aus den gebildeten Ständen einen wohlverdienten, großen Beifall gefunden. Das Bethaus oder die Kapelle, deren Bau Kosegarten durch milde Beiträge von vielen Seiten her begründet hatte, war damals erst vor Kurzem eingeweiht worden, und geräumig genug, um der Versammlung der Fischer, welche während des Häringsfanges vom Juli bis September sich hier an den 8 bestimmten Sonntagsnachmittagen einfindet, bei ungünstigem Wetter ein Obdach zu gewähren. Früher wurde dieser Gottesdienst im Freien gehalten.

Es war schon spät am Nachmittage, als wir oben auf dem Walle der alten Tempelburg des Swantewit ankamen. Welche Aussicht war hier auf und weit über das Meer hin; welche Erinnerungen bot die Stätte selber dar! Wer den Bericht des Saxo Grammatikus über die Eroberung der Tempelburg im J. 1168 durch den Dänenkönig Waldemar I. mit Aufmerksamkeit gelesen, der wird die treue, lebendige Darstellung bewundern müssen, mit welcher uns jener Augenzeuge der damaligen Kriegsthat diese vor Augen führt. Es läßt sich aus jener Darstellung noch die Gegend errathen, wo die Dänen bei dem nächtlichen Ueberfalle der Festung an der Felsenwand heraufklommen und den stürmischen siegreichen Angriff des für unüberwindlich gehaltenen Baues wagten. Mir aber kamen noch andere Gedanken, als die an das Erstürmen der alten Burg, an die Zerstörung ihres Tempels und die Vernichtung des Götzenbildes in seinem Innern. Der Tempel verwahrte

noch einen anderen, kostbareren Schatz in sich als jener goldene und silberne war, den Waldemar, der Sieger, mit sich nahm. Das war der Schatz der alten Tempelweisheit, welcher, von einem Geschlechte der Völker an das andere vererbt, seit mehreren Jahrtausenden immer nur gleich einer Schatzmünze, deren Gepräge und Inschrift der spätere Nachkomme nicht mehr versteht, aufbewahrt, niemals zum Gebrauche des Lebens verwendet worden, obgleich ihr Werth, selbst unter dem Ueberzuge des Rostes, derselbe geblieben war. Swjatovit war nicht nur eine der drei Hauptgottheiten des wendischen Heidenthums, er war ein annäherndes Sinnbild der dienenden Kräfte jener göttlichen Dreiheit selber*), von welcher Indiens wie Aegyptens älteste Tempelweisheit aus dem Munde der ältesten Väter unseres Geschlechtes die Kunde empfiengen.

Der Norden, in der Nähe des Poles, hat in seinem Jahre eine lange Dämmerung, die der aufgehenden Sonne vorausgeht, der untergehenden nachbleibt; auch die geistige Dämmerung der Tempelweisheit hat den fern vom urväterlichen Herde wohnenden Völkern mehrere Jahrtausende lang ein trostreiches, ermunterndes Licht gegeben, welches den erwartenden Blick nach dem ewigen Osten hinlenkte. Weiter nach dem Süden, wo die Sonne höher am Himmel steht, sind die Zeiten der Dämmerung nicht so lang, die Nacht tritt da am schnellsten ein, wo die Sonne während des Tages am höchsten stand, und am hellesten und kräftigsten schien. Der Wanderer, der in solchem Lande

---

*) Swjatowit, das „heilige Licht," Peruve und Reixe, und dennoch als der eine Gott verehrt. M. v. das treffliche Werk von Berthold: Geschichte von Rügen und Pommern, B. I S. 193 u. f.

lebt, da die Sonne am hellesten schien, hat sich, wenn sie ihrem Sinken entgegengeht, am sorgfältigsten dagegen zu verwahren, daß die Nacht mit ihrem Dunkel nicht plötzlich, wie ein Gewappneter, ihn überfalle. Er behalte seine Leuchte bei sich, sorge für Oel in seine Lampe und verwahre sie, daß sie ihm nicht erlösche.

Es war spät am Abende, als wir in's Wirthshaus zu Altenkirchen kamen; über dem Feuer auf dem Herde dampfte ein Kessel, darin ein großer Aal gesotten ward; Kartoffeln daneben. Der für unseren Geschmack und unser Vaterland köstliche, seltene Fisch zog unsere Eßlust mächtig an. Wir bestellten uns sogleich ein Gericht dieser erwünschten Art, zugleich aber auch ein Zimmer und Betten zur Nachtruhe, denn wir waren recht von Herzen müde, so daß wir fast lieber noch viele Stunden bis zur Mitte des anderen Tages gefastet, als nur noch eine Stunde vom Schlafe uns enthalten hätten. Da fügte es sich, in unserer damaligen Stimmung hätte ich fast sagen mögen: unglücklicherweise, daß irgend Jemand aus dem Hause des theuren Pfarrer Baier in's Wirthshaus kam. Ich gab den Brief von Mohnike an diese Gelegenheit ab, mit herzlichem Gruße und dem Versprechen, daß ich am nächsten Morgen den Herrn Pfarrer besuchen werde. Schon standen die Teller zum Nachtessen vor uns; die müden Augen wollten ein Mal über das andere sich zuthun, da that sich die Thüre zu unserem Zimmer auf und der liebe Pfarrer Hermann Baier trat zu uns herein. Er ließ es nicht bei einer herzlichen Begrüßung bewenden, sondern kam uns gleich mit einem solchen Ungestüm seiner gastfreundschaftlichen Liebe entgegen, daß er mich kaum zu Worten kommen ließ. Ich mochte einwenden, was ich wollte, alle die Gründe, die ich vorbrachte: unsere Schläfrigkeit, unsere bereits zum Uebernach-

ten im Wirthshause getroffene Einrichtung und Anderes sonst halfen nichts, er führte uns mit der Gewalt seiner Liebe als Gefangene in sein Haus, wo uns in der Gesellschaft, die wir da fänden, die Schläfrigkeit vergehen werde und ein freundliches Ruheplätzchen uns erwarte.

In einer Stimmung, welche in ihrer menschlichen Art der eines Postpferdes gleichen mochte, das den ganzen Tag sich müde gelaufen hat, und das man nun noch einmal aus dem Stalle herauszieht zum Anspannen, trat ich in die Gesellschaft ein, welche im gastlichen Hause des lieben Pfarrers versammelt war. Hier verging mir freilich, so weit dies leiblich möglich war, alsbald das Gefühl der hemmenden Müdigkeit, denn ich fand da unter den vielen Gästen den mir ehrwürdigen, theuren Elert Bode, den Forscher und kindlich liebenden Freund des sichtbaren, wie des unsichtbaren Himmels. Wie gern hätte ich dem Manne meine dankbare Liebe und Ehrfurcht in gebührender Weise ausgesprochen, aber ich konnte es nicht, denn obgleich der Geist wieder munter geworden wie ein Roß, das die Sporen fühlt, konnte er doch das Fuhrwerk, den trägen Leib mit seiner Zunge, nur so mühsam und schwer von der Stelle ziehen, daß ich die gefüllte Theetasse, die mir gereicht worden, aus der Hand fallen ließ, und ich weiß nicht mehr was eigentlich? in vereinzelten Worten schwatzte, deren ich mich wohl in besseren Stunden geschämt haben würde. Dennoch ist mir die Erinnerung an das persönliche Begegnen mit dem Elert Bode noch auf Erden, ein lieber Erwerb auf meinem Lebenswege geblieben.

Ich hörte da Vieles sprechen, das mir lehrreich und werth war; wir blieben, wie mir schien, lange bei einander sitzen; da verlangte der gute, alte Bode nach seiner Ruhe, auch die anderen Gäste alle gingen auf ihre Zim-

mer, uns beide aber bat man, noch „ein wenig“ mit dem Pfarrer aufzubleiben. Nun das war wohl gut, und ich wie meine Hausfrau wären gern die ganze Nacht bei dem guten, frommen Manne sitzen geblieben, wenn nur die Schläfrigkeit nicht gewesen wäre. Das „ein wenig“ wollte mir fast zu viel werden, da kam die eines solchen Bruders würdige Schwester des Baier, die Amalie, mit der Entschuldigung, daß es so lang gedauert, und zugleich mit der erfreulichen Kunde herein, daß nun auch für uns das Nachtlager bereit sei.

Ich erfuhr und bemerkte erst jetzt, welche Mühe der gute Pfarrer Baier mit uns, seinen gewaltsam aus dem Wirthshause entführten Gästen in sein Haus gebracht hatte. Die anderen Gäste, die wir bei unserer Ankunft vorfanden, und deren Zahl nicht gering war, hatten zum Theil schon in der vorhergehenden Nacht Besitz genommen von allen disponiblen Zimmern, für uns war im Hofe, in einem Bretterhäuschen, das mir in der Erinnerung von thürmchenähnlicher Gestalt erscheint, ein Zimmerchen gefnnden, zu dem man auf einem kleinen Treppchen hinaufstieg. Da hatte die geschickte, sorgliche Hand der Schwester Amalie Alles so sauber und wohnlich eingerichtet, daß unsere Augen, so lange sie der Schlaf noch offen ließ, mit Wohlgefallen darauf, die Glieder aber in den reinlichen Betten mit Wohlbehagen ruhten.

Dem lieben Baier und seiner Schwester war eine Mühewaltung der Art, wie wir ihnen gemacht hatten, nichts Ungewohntes. Ihr Haus war, namentlich in der Sommerzeit, wenn die besuchenden Fremden nach Rügen kamen, fast jeden Tag und jede Nacht von Gästen gefüllt, wenn auch nicht immer in solchem Uebermaaße, wie am Tage unserer Ankunft. Es war noch eines jener gastlichen Pfarr-

häuser, deren Sitte W. H. Riehl so treu und wahr beschreibt*), und von deren Art man namentlich in dem guten Würtemberger Lande Gott Lob! noch viele finden kann. Wir Gäste haben es, als ich mit meiner Frau bei ihm war, dem guten Baier freilich arg gemacht, doch nicht ärger, als sie es gar oft dem alten Pfarrer Machtdolf zu Möttlingen in Würtemberg gemacht haben. Davon wäre viel zu erzählen, ich will aber nur Eines aus dem Vielen mittheilen. Ein vornehmer Herr, dessen Gut und Sommeraufenthalt wohl in der Nachbarschaft von Möttlingen lag, hatte so viel von der Gastfreundlichkeit des alten Machtdolf gehört, daß es ihm unglaublich vorkam. Der Mann nimmt, so sagte man, Jeden, der als Gast an sein Haus kommt, er sei arm oder reich, vornehm oder gering, mit gleicher Liebe und Bereitwilligkeit auf, theilt die letzten Bissen, die letzten Pfennige, die er besitzt, mit den hungrigen und dürftigen Gästen, spart sich's an seinem Munde ab, schläft, wenn er alle seine Betten zum Lager für die Gäste hergegeben, eine, und wenn's sein muß, mehrere Nächte auf einer hölzernen Bank, oder Gott weiß, in welch' anderem Winkel, und wenn der Gast fortgeht, da nimmt er in einer so herzlichen Weise von ihm Abschied, als ob nur er für seinen Besuch Dank zu sagen hätte, und als ob er selber der Schuldner seines Schuldners sei. Hat auch schon manchem armen Greise, der bei ihm übernachtete, am anderen Morgen den Reisebündel ein groß Stück Weges getragen, obgleich er selber auch bereits ein Greis ist.— Wie schon gesagt: dies Alles kam dem vornehmen Herrn unglaublich vor, denn in Stuttgart gab es zwar viele Gastereien, solche gastfreundliche Sitte aber war da weniger

*) In seinem trefflichen Buche: die Familie S. 161 u. f.

bekannt. Er wollte die Sache mit eigenen Augen sehen, machte sich deshalb auf nach Möttlingen in das Pfarrhaus, an einem Tage, wo er wußte, daß dieses Haus ganz voller Gäste war. Es kannte ihn hier Keiner, am wenigsten in dem alten Ueberrocke, den er angethan hatte. Der Pfarrer kam ihm entgegen, vernahm den Wunsch des Fremden, bei ihm zu herbergen, mit freundlicher Zustimmung, führte ihn hinein in's Zimmer, wo die Gäste so eben bei'm Abendessen saßen. So voll auch die Bänke und Stühle schon waren, fand sich doch noch ein Plätzchen für den neuen Gast, denn der Pfarrer, der mit der Bedienung zu thun hatte, trat ihm seinen Sitz und für die Nacht auch sein Bett ab. Der vornehme Herr steht am nächsten Morgen ganz frühe auf, die anderen Gäste ruhen noch alle, nur der Pfarrer, der während der Nacht in einem Backtroge geschlafen hatte, ist damit beschäftigt, für seine Fremden die Stiefeln und Schuhe zu putzen. Dem vornehmen Herrn wird bei diesem Anblicke wunderlich zu Muthe. Schon am gestrigen Abende war ihm bei dem Tischgespräche, das der ehrwürdige Alte mit einigen seiner Gäste führte, und bei seinem Abendgebete das Herz aufgethan und weich geworden. Er hatte bei seiner Bewirthung im Pfarrhause zu Möttlingen von jener Speise genossen, die nicht vergänglich ist, sondern „die da bleibet in das ewige Leben."

Wer zu Möttlingen in die Kirche hineingeht, der kann außen vor der Thür das Grab des alten Machtdolf mit der einfachen Inschrift seines Namens und der beiden Gedenktage des Anfangs und des Endes seines Lebens lesen. Der hörbare Laut der Worte, die er da drinnen in der Kirche zu den Ohren und Herzen seiner Gemeinde sprach, ist zwar längst verhallt, aber der Inhalt derselben steht in einem Buche geschrieben, dessen Rede in Ewigkeit nicht ver-

stummt noch vergeht, und auch die Thaten seines Lebens stehen noch jetzt in den Herzen Vieler geschrieben, die den gastfreien Pfarrer gekannt, oder aus glaubwürdigem Munde von ihm gehört haben. Auch ich habe, freilich nur in wenig Zügen, ein Lebensbild des alten Pfarrers Wachtdolf gezeichnet, aus dem man wohl die Physiognomie desselben erkennen kann. Es steht im 2. Bande meines Alten und Neuen S. 259 in dem Kapitel, das die Ueberschrift führt: Der Calwer Bote.

Als wir am anderen Morgen in unserer kleinen Warte erwachten und zur Familie des Pfarrhauses hinunter kamen, da fanden wir diese allein. Alle die Gäste, die wir am Abende im Zimmer gesehen, und von denen ich im Zustande der großen Ermüdung nur den ehrwürdigen Elert Bode und seinen Sohn in die Erinnerung aufgenommen, waren schon früh am Tage abgereist. Desto besser für uns: der Pfarrer Baier hatte jetzt Zeit und Muse genug, mir still zu sitzen zu dem kleinen Lebensbilde eines „Stillen im Lande," das ich vor dem Scheiden von der Insel Rügen noch aufgenommen habe, und das ich auch hier gern in das Reisetagebuch meines Lebens hineinzeichnen möchte.

Wenn man den Hermann Baier, wie dies von Allen, die ihn kannten, oft geschehen mochte, recht vorzugsweise einen musikalischen Mann nannte (nach S. 126), so hatte man damit freilich zunächst nur seine seltene Begabung für die Tonkunst im Sinne. Ich aber fasse diesen augenfälligen Charakterzug seines Wesens in einer weiteren, tieferen Bedeutung auf, wenn ich sage: Baier war eine so durchaus, an Seele und Leib musikalische, harmonisch wohlgestimmte Menschennatur, dergleichen ich auf Erden nur wenige gefunden. Ich bleibe bei der äußerlichsten Erscheinung des Charakterzuges zuerst stehen. Blieben doch wohl

auch Vorübergehende am Garten des Pfarrhauses von Altenkirchen stehen und hörten mit innigem Wohlgefallen zu, wenn sie, besonders am Morgen und Abende, den rührend schönen Gesang einer Männerstimme, begleitet von dem Saitenspiele der Harfe oder Guitarre, vernahmen, der aus der Gartenlaube sich hören ließ. Der Sänger war der Pfarrer Baier selber, der hier in der Stille in einem Liede zum Preise und zur Anbetung seines Gottes sich erhob, und der nicht nur durch Saitenspiel und Gesang einzelne Vorübergehende oder die nächsten Genossen seines Hauses und Herzens zur Andacht stimmte, sondern welcher dann, wenn er am Klaviere als Meister der Tonkunst und des Gesanges sich erwies, in allen seinen Zuhörern mit dem musikalischen Gefühle zugleich die tiefsten Gefühle des Gemüthes, ja selbst die Gedanken des Geistes in wohlthuend mächtiger Weise anregte und belebte. Eine Seele, welche der seinigen am nächsten stand und am innigsten befreundet war, und die ihm von seiner Kindheit an bis zu seinem Ende schwesterlich begleitet hat, sagt von ihm sehr treffend: Die Musik war ihm zur Natur geworden; er setzte, so möchte ich sagen, Alles in Musik, sein Leben mit den Menschen und mit Gott. Am meisten sang er, von einem unwiderstehlichen Drange seiner Natur bewegt, wenn sein Herz so recht von Liebe zu Gott und den Menschen erwärmt und ergriffen war. In seiner Kirche, wo die Gemeinde noch das alte Pommer'sche Gesangbuch mit seinen guten Liedern und die alten Gebräuche des Altargesanges sich erhalten hatte, konnte man seine Stimme mit ihrem milden und doch so männlich starken Tone nicht ohne Rührung hören; zu dem Kinde, das ihm Gott in seiner Ehe schenkte, hat er in den ersten Jahren fast mehr gesungen als gesprochen. Auch dann, wenn sein liebendes Gemüth

am schmerzlichsten sich beengt und gedrückt fühlte, pflegte er den Schmerz zur Ruhe zu singen und selbst das Gefühl der inneren oder äußeren Verödung und Zerstreuung vertrieb er sich und Anderen durch Gesang. „So, wenn er in großer Gesellschaft bei Tische saß und etwa die Unterhaltung fad oder einsilbig wurde, fiel er so mächtig mit einem schönen Liede darein, daß das unerfreuliche Gespräch der Anderen zum Schweigen wurde, oder daß das vorher eingetretene Schweigen wieder zum Worte kam. Auch in der Fremde, da er als Erzieher der Knaben der Frau von Gordon, mit dieser Familie auf Reisen war, pflegte er das Heimweh nach seiner stillen Insel, das ihn nicht nur in dem geräuschvollen Paris, sondern selbst in der Schweiz ergriff, zur Ruhe zu singen."

Die musikalisch-harmonische Stimmung seines Wesens gab sich aber nicht nur in seinem Gesange und Saitenspiele, sondern in seiner ganzen äußeren Erscheinung kund. Sein Angesicht, als ich dasselbe sah, war bleich, aber in seinen Zügen lag der Ausdruck einer Ruhe und eines Wohlwollens, der sich auch ohne Worte verständlich machte. Die feste, gerade Haltung seines Körpers, in welcher er dem fremden Gaste rüstig und freudig entgegentrat, ließ dieser es nicht errathen, wie sehr dieser Körper so eben ein Gefühl der Kränklichkeit gebeugt war. Die feine Zucht und Ordnung, die in seinem Innern war, trug er dann auch, wo er nur konnte, auf seine äußere Umgebung über. Nicht nur jedes ungebildete Wort, sondern auch jede nachlässige Haltung des Körpers und der Kleidung verwies er Denen, die seiner Zucht und Pflege befohlen waren, jede kleine Unordnung in seinem Hause, das schiefe Hängen eines Bildes oder Spiegels, die unsymmetrische Stellung irgend eines Gegenstandes im Zimmer

oder die eines Baumes, den er gesetzt hatte im Garten, fiel seinem Auge empfindlich, und wurde von ihm verbessert. Namentlich wurde durch ihn der zum Pfarrhause gehörige Grund, aus einem sumpfigen, höckerigen Boden in ein ebenes Wiesenland, der Garten, welcher vorhin eine Wildniß voll dichter Gebüsche gewesen, wurde von ihm in einen wirklichen Garten voll nutzbarer Bäume umgewandelt, in welchem man ohne Aufhören von der Zeit an, da der Schnee die Beete verließ, bis dahin, wo er sie von Neuem bedeckte, Blumen der verschiedensten Arten sah. Doch in ihrer bedeutungsvollsten Gestalt zeigte sich diese Liebe zur harmonischen Ordnung und Zusammenstimmung aller Einzelnen zu einem wohllautenden Ganzen, in seiner Wirksamkeit auf die Schulen, auf die inneren und äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, auf die Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens in den Häusern und Herzen. Welche Aufgabe dieser Art lastete auf ihm während der langen militärischen Einquartirung, in den Jahren der napoleonischen Kriege und Besitznahme des Landes. Damals kam ihm die Bekanntschaft, welche er in Paris mit den Franzosen und ihrer Sprache gemacht hatte, gar sehr zu Statten.

In diesem Allen gab sich die musikalisch-harmonische Natur seines ganzen Wesens kund; es war, als hätte er, wie Orpheus, die Außenwelt, die ihn umgab, in Ordnung und in Frieden gesungen. Was ist es aber, das der Seele des Thieres, wie der Seele und dem Geiste des Menschen, diese allbewegende, schöpferische Macht des Gesanges gibt? Sind es nicht allein das Sehnen und der Schmerz der Liebe, welche den Vogel zum Gesange anregen; kann die Weihe der wahren, ächten Dichtkunst wo anders her, als aus einer Liebe kommen, welche dem Geiste einen um so höheren Aufschwung gibt, je höher sie selber geht.

Wer den Pfarrer Baier als liebreichen Freund aller Kinder, unermüdeten Tröster der Kranken und Betrübten, als Freund in der Noth, welcher durch seine That der Bitte und Hülfe schon zuvorkam, wer ihn in der Geschäftigkeit des alten Nachtdolf als Gastfreund, wer ihn vor Allem im Kreise der Seinigen und der näheren Freunde gesehen hat, der weiß es, daß der Lebenshauch in ihm, der zum Gesange die Stimme, zum Spiele der Saiten den Ton gab, nichts Anderes war, als die Liebe, — eine Liebe, die in der beständigen That sich bekräftigt, in der erbarmenden Theilnahme an fremdem Leid sich verzehrt.

Hierüber wäre Viel zu sagen, für welches der Umfang dieses kleinen Lebensbildes keinen Raum läßt. Eben so viel aber über Das, was den Harmonieen des Lebens in Dieser treuen Seele ihren Takt gab, die Saiten seines inneren Harmonikons in ihrer rechten Stimmung erhielt. Dieses that die Demuth, den Takt aber gab die Arbeit, sowohl jene leibliche, die er im Schweiße des Angesichtes sich täglich auflegte — die mühsamste und schwerste war ihm hierbei die liebste — als auch die geistige an den Seelen seiner Gemeinde. Er hat in seinem Kreise als ein zweiter Oberlin die Wüste gebaut und in einen Garten Gottes verwandelt. Du theurer Mensch! das Wirken und die Geschichte deines Stilllebens auf Rügen ist wie ein Lied, dessen Ton und herzerhebenden Inhalt der Wanderer bei Nacht hört, ohne den Sänger zu sehen, an dem Getümmel deiner Zeit, an ihrem Haschen nach Ruhm und nach Effekt bist du still vorübergegangen; du hast deinen Lohn auf Erden nicht dahingenommen; deine Beilage ist dir bewahrt! —

Während ich noch mit Baier, und, wenn ich nicht irre, mit seinem Schwager Franke aus Bobbin, im traulichen Gespräche war, kam Freund Mohnike auch dazu,

um uns in bequemem und leichtem Fuhrwerke nach Stralsund abzuholen und zugleich, um seinen vieljährigen Freund Baier zu sehen. Sein anfänglicher Plan war es gewesen, uns nach Bergen, und noch an einige andere Hauptorte der Insel zu führen. Seine Amtsgeschäfte forderten aber schnelle Heimkehr, und auch die Zeit meines genommenen Urlaubes ging zu Ende. Ich hatte ja das Beste gesehen, was für mich die Insel enthielt, den Herrmann Baier, den ich, wäre ich wenig Jahre nachher gekommen, im Grabe gefunden hätte. Noch an demselben Tage machten wir uns auf den Weg, setzten auf der Wittower Fähre über, warfen noch einen Abschiedsblick auf das süße Ländchen Hiddensee, hörten, als das Dunkel einbrach, den violinenartig lautenden Gesang der wilden Schwäne, sahen die Feuer der Häringsfischer im Meere, trafen zwischen Mitternacht und Morgen in Stralsund ein. Und schon am anderen Tage schied ich aus dieser lieben Stadt, in der ich noch manche mir theure Bekanntschaft machte, an deren Erinnerungen ich hier vorübereilen muß.

Nach einem nur noch kurzen Aufenthalte in Doberan kehrten wir nach Ludwigslust zurück, wo für mich bald nachher eine Zeit begann, an der meine Seele keine Lust fand, Tage, die meinen Augen nicht wohlgefielen. Darum ist es mir bei meinem etwas zu lange gerathenen Berichte von meiner Reise nach der Insel Rügen ergangen, wie einem Wanderer, der in den heißesten Stunden eines Erntetages über die schattenlose, sandige Ebene gehen soll, und der auf der Ruhebank unter dem schattigen Baume gerne sitzen bliebe, bis der Tag kühler geworden. Doch ich will auch in der Beschreibung dieser Wanderstrecke meines Lebens, den Leser nicht im Schritte eines Fußgängers, sondern wo möglich mit der Eile eines Dampfwagens über

den heißen dürren Sandboden geleiten, und nur mit dem Finger auf die Thürme der Ortschaften hindeuten, die sich zu beiden Seiten des Weges dem Auge zeigten, auch wohl ein und das Andere von diesen Thürmen und Ortschaften sagen, damit uns die Zeit der Fahrt nicht ungenützt vergehe.

## 11. Meine literarischen Arbeiten in Ludwigslust.

Auf das lange Kapitel, das so eben vorherging, soll hier ein ganz kurzes folgen. Denn in der That, das Wenige, was ich über meine gelegentliche schriftstellerische Thätigkeit, während meines Aufenthaltes in Mecklenburg zu sagen habe, das läßt sich auf wenig Zeilen bringen.

Den ersten Band meines Alten und Neuen aus dem Inneren Gebiete der Seelenkunde, hatte ich schon, wie ich dies oben (B. II S. 508) sagte, in Nürnberg zum großen Theile niedergeschrieben, in Ludwigslust aber vollendet, und vor der Reise nach Doberan zum Drucke abgesendet. Ich will über dieses Buch kein Urtheil aussprechen, ich wollte, es wäre Manches darin anders, doch meine ich, man könne von ihm sagen, was geschrieben stehet: Gleich als wenn man Most in einer Traube findet und spricht: „verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darinnen.“ Ich habe deshalb auch in den späteren Ausgaben, außer den Druckfehlern, nichts daran geändert, denn das Buch war schon bei seinem ersten Erscheinen den meisten Leuten nicht zu Dank und zum Wohlgefallen gemacht und wollte dieses auch nicht sein und werden. Außer dem ersten Bande meines Alten und Neuen habe ich auch in Ludwigslust eine zweite Auflage meiner Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft bearbeitet, aber dieses ist in einer geistigen wie leiblichen Stimmung geschehen, welche ich keines-

weges für eine natürliche und gesunde halten kann. Ich werde diese Stimmung, sowie ihre Ursachen und ihre Folgen gleich nachher beschreiben, eine ihrer Folgen ist unter anderen in der Umgestaltung und Umarbeitung der vier ersten Vorlesungen des Buches zu ersehen, welche, weil sie gar nicht mit dem übrigen Ganzen sich zusammenreimen läßt, gleich einem neuen Lappen auf einem alten Kleide erscheint. Ich habe deshalb diesen umgearbeiteten Anfang in der vierten, naturwüchsig unveränderten Auflage nicht als Anfang, sondern als Anhang mit Notenschrift abdrucken lassen. Auch einen Aufsatz in meines Freundes Fr. v. Meier „Blätter für höhere Wahrheit“ habe ich auf diesem meinem geistigen Krankenlager geschrieben, eine Arbeit, an der man wohl eben so wie an der eben erwähnten unpassenden neuen Zuthat für die „Ansichten“ den Apothekengeruch der Arzneimittel verspüren wird, deren ich mich während jenes innerlichen Uebelbefindens ohne sonderlich günstigen Erfolg zu bedienen pflegte. Mir aber, so wie anderen Gesunden ist dieser Geruch nicht angenehm. Außer diesen Arbeiten habe ich auch in vielen meiner freien Stunden an Rechnungen mich vergnügt, deren letzte Ergebnisse ich in dem 2. Bd. des 2. Theiles meiner Ahndungen einer allgem. Geschichte des Lebens, so wie in einigen anderen meiner späteren Schriften ausführlicher mittheilte.

## 12. Haus und Hof.

Unter dem Hause meine ich hier nicht allein das vergnügliche Obdach, das mir während meines Verweilens in Mecklenburg zum Ruheplatze angewiesen war, sondern auch die Seelen, die mit mir im Hause wohnten, vor Allem die meinige selber und auch die Seelen, welche sich,

als näher befreundet, zu uns gesellten; unter dem Hofe aber den Fürstenhof, in dessen Dienst ich stand.

Was zunächst mich selber und meinen innersten Haushalt betrifft, so hätte mir dazu wohl eine Warnung recht gut thun können, welche dem Johann Friedrich Oberlin, von dem ich später noch reden werde, sein Vorgänger im Amte und väterlicher Freund Stuter gab. Dieser schrieb aus Straßburg, ein Jahr nach Oberlin's Eintritt in seinen neuen Wirkungskreis im einsamen Steinthal, an diesen: „Ich will Sie doch erinnern in Ansehung des Christenthums, daß man auch selbst durch gute Werke davon abkommen kann. Sie sind hier (in Straßburg) bekehrt worden; wenn Sie nun draußen nicht wachen, nicht in Gott dringen, es so dabei bewenden lassen, daß Sie einmal bekehrt sind, dabei viel zu thun, viel zu denken, viele Projekte haben, so können Sie, bei Ermangelung eines stets erweckenden Umganges und anderen Ermunterungen, die man hier besser als draußen findet, wohl sich so zerstreuen, daß Sie nach und nach wieder kalt werden, und selbst durch Das, was man vor Gott zu thun pflegt, von Gott abkommen könnten. Ich ermahne also hiezu, am meisten immer in Gott und in seinem Geiste stark zu sein und zu werden: brünstig, geistlich, göttlich gesinnt zu sein. So wird und muß sich Alles geben, denn das steht uns Alles zu Gebot: weil wir Gott haben, so schützet, leitet, segnet er uns und läßt unser Werk nach Seinem Willen und Zwecke gedeihen."

„Diese Ermahnung heißt sonst nichts, als wie sie wörtlich lautet; ich will darunter gar nichts Weiteres verstanden haben, sondern ich rede herzlich mit Ihnen, weil wir wissen, daß unsere Herzen mit einander verbunden sind und weil ich sonderlich hier sehe, daß Mancher, der be-

kehrt worden, hernach, wenn der erste Affekt vorbei ist, manchmal wieder lau wird, vorzüglich wenn er noch nicht zu einer männlichen Stärke gekommen war, und wenn er Gelegenheit hat, sich also zu zerstreuen, daß er immer meinen kann, er sei mit viel Gutem beschäftigt: so habe ich denn gedacht, ich wolle Sie auch einmal deswegen warnen, denn das Herz ist gar tückisch und schwer wie Blei; es sinkt immer, wenn es nicht immer gezogen wird. O, sonderlich finde ich gar nöthig, zu beständiger Ermunterung unseres Herzens, und damit der rechte Geist des Christenthums in uns immer angefacht werde, folgende zwei Stücke, Wort und Gebet; aus fleißiger Lesung der Schriften der Apostel weiß ich fast allein mein geistiges Leben zu stärken, und mich zum Gebete und durch's Gebet zu erwecken" *).

Als ich mehrere Jahre nachher in der Beschreibung von Oberlin's Leben diese Stelle aus Stuter's Brief las, da dachte ich mich sehr lebhaft in jene Zeit meines äußeren wie inneren Lebens zurück, die ich hier eben beschrieben. Hätte mein väterlicher Freund, der Pfarrer Schöner in Nürnberg, meinen damaligen Gemüthszustand so erkannt, wie er war, und wie ich ihn jetzt erkenne, er würde sich gedrungen gefühlt haben, ganz dieselben Ermahnungen an mich zu schreiben, welche Stuter seinem jungen Freunde Oberlin gab, der doch in seinem Steinthale ungleich weniger von den Gefahren der Zerstreuung, der Vereitelung wie der Störungen des inneren Friedens ausgesetzt, dabei auch innerlich schon ungleich befestigter war als ich. Aber meine Briefe, die ich an die Freunde Schöner, Kanne und Burger schrieb, waren besser, als ich selber, während des

*) M. s. meine kleine Schrift: Züge aus J. F. Oberlin's Leben. 8. Aufl. S. 39 u. 40.

schriftlichen Verkehres mit ihnen war mir es immer, als sei ich bei ihnen in Nürnberg; das Herz erhob sich auf Augenblicke an ihr Herz und zu dem Frieden, der in diesem wohnte, sank aber, nach Stuter's Ausdruck, sobald es durch die Kraft der Bruderliebe nicht mehr hinaufgezogen wurde, so schwer wie Blei wieder auf seinen erkaltenden Grund und Boden hinunter. Wenn mir aber auch aus der Hand der Freunde die Züchtigung und Ermahnung nicht zukam, deren ich bedurft hätte, so kam sie mir dennoch von anderen Seiten in reichlichem Maaße zu und was da äußerlich am wehesten thun mochte, das ist für mich innerlich am heilsamsten und wohlthätigsten gewesen. Ehe ich jedoch von dieser guten Zucht und Schule weiter rede, will ich zuerst einige Worte von meinen Mitschülern sagen und von den lieben Freunden, in deren Umgang und Nähe ich mich oft, wenn mir das Herz gedrückt war, erheiterte und erholte.

Mein nächster Mitschüler war meine gute Hausfrau, welche noch etwas früher, denn ich, in die Schule unserer damaligen Heimsuchungen geführt wurde. Gleich nach unserer Zurückkunft von der Reise nach Doberan und nach der Insel Rügen erhielt sie Briefe aus der Heimath, welche ihr die schwere und, wie es schien, lebensgefährliche Erkrankung ihrer jüngeren Schwester meldeten und beschrieben. In jedem Briefe vom Hause wurden die Nachrichten immer betrübender, immer hoffnungsloser. Sie hatte ohnehin schon seit unserem Umzuge in die neue Heimath öfters von Anwandlungen des Heimwehes gelitten, diese Anwandlungen kamen jetzt stärker und heftiger; sie wurden während unseres ersten Winters in Mecklenburg zu einer bleibenden Gemüthsstimmung, — um so leichter, da sie wohl wußte, daß auch ich bei den unsicheren Aussichten

auf meine zukünftige Stellung mich weder heimathlich noch glücklich fühlte, so sehr ich auch meine innere Unruhe darüber auf allerhand Weise zu vertreiben und zu verbergen suchte. Dieses wirkte denn auch auf mich zurück, denn in mir hatte sich der Wurm des nagenden Heimwehes nach so mancherlei Geist und Gemüth erfreuenden Verhältnissen und Dingen, die ich früher gehabt, schon ziemlich tief eingefressen und es fehlte nur noch wenig, daß er mir ganz in's Herz drang und mir meine Freudigkeit auf lange Zeit dahin nahm. Dennoch war schon damals dafür gesorgt, daß mir diese Last nicht zu schwer, sondern von freundlich hülfreichen Händen erleichtert werde. Dieses geschah durch Freunde, welche mir zu meinem Troste zum Theil aus der Ferne her zugesendet wurden und welche bald mit meinem Hause und mit dem Hause meines treuen Lenthe eine Familie bildeten.

Die wohlwollende Frau Minister von Plessen hatte mir den Auftrag ertheilt, ihr für ihre Kinder einen wackeren, guten Hauslehrer zu verschaffen. Ich schrieb deshalb an meinen brüderlichen Freund Lindner in Leipzig und dieser empfahl einen würdigen, jungen Theologen, der so eben seine Universitätsstudien beendigt hatte. Der Empfohlene wurde gewählt und die Wahl hätte keine glücklichere und bessere sein können. Leidenroth, so hieß der Kandidat, war aus der Nachbarschaft der güldenen Au gebürtig und hat auch nachmals in dieser Nachbarschaft, als Lehrer an der Klosterschule zu Roßleben, gelebt und gewirkt. In dieser güldenen Au habe ich auch später einige gar vergnügte Tage zugebracht und ich kann mich nicht enthalten, hier im Vorübergehen ein kleines, landschaftliches Bild derselben zu geben. Es ist ein Thal, durch welches die Unstrut ihren Lauf nimmt, gesegnet durch die reichste

Fülle einer grünenden, blühenden, früchtetragenden Natur; geistig hochbegabt und verherrlicht durch die Erinnerungen an eine Vergangenheit, da der hochwüchsige Stamm des deutschen Volkes für lange Zeit seine kraftvollsten Blüthen und Früchte getragen. Denn hier in Memleben hat der große sächsische Kaiser Heinrich I. oft und gern gelebt und ist da gestorben; der Mann, dessen thatkräftiges Leben und Wirken ein Zeitgenosse mit den wenigen, zugleich aber treffenden Worten beschreibt: „er griff immer nach der rechten Hand“ (wählte und that immer das Rechte und Beste). Und dort nach dem anderen Ende des Thales hin steht der Kiffhäuser mit den Ruinen seiner Burg, darin nach der Sage und dem Liede unseres Volkes noch jetzt der alte Barbarossa ein Leben des Traumes lebt, bis dahin, wo der Traum zum Erwachen und zur Erfüllung wird. Ist doch der Traum der großen historischen Erinnerungen, welche noch fortwährend hier in diesem Thale leben, erst neuerdings in einer reichbegabten Menschenseele zum thatkräftigen Erwachen gekommen, denn da in Wiehe, in dem Hause, darin ich gastfreundliche Aufnahme gefunden, ist der deutsche Historiker Leopold Ranke, sind auch seine ebenbürtigen Brüder: Heinrich Ranke, der Theolog, Ferdinand Ranke, der treffliche Schulmann und Kenner des klassischen Alterthums, so wie der wackere Ernst Ranke, der Professor in Marburg, geboren. Von ihnen allen, besonders dem Heinrich, werde ich später noch mehr sagen.

Nun, an diese Brüder haben mich die Hügel und fruchtbaren Gefilde ihrer heimathlichen güldenen Au, mit den Denkmälern der großen historischen Zeit gar lebhaft erinnert. Aber es gibt auch noch eine besondere alltägliche Naturmerkwürdigkeit in der güldenen Au: das ist die Un-

strut. Ein Nil im Kleinen, langsam und fast träge fließend, reißt sie, wenn ihr Wasser hoch geht, nicht wie andere Flüsse oder Ströme, das Erdreich am Ufer mit sich fort oder überschüttet es mit Steingerölle und Sand, sondern sie führt bei ihrem ruhigen, geräuschlosen Anschwellen den fetten Schlamm ihres Bettes über die Felder und Fluren hin, womit sie diesen die außerordentliche Fruchtbarkeit gibt, welche in dem Namen der güldenen Au angedeutet ist. Allerdings könnte, ohne die Hülfe und Kraft des Menschen diese Ueberfülle des markigen Schlammes hin und wieder auch den Aufwuchs der Saaten ersticken. Darum gehört auch hier Fleiß und Wachsamkeit zur Lebensaufgabe des Landmannes, immerhin aber ist der still und ruhig dahinziehende Fluß dem Lande zum Segen gegeben.

Einen ähnlichen Eindruck als der ist, dem sein heimathlicher Fluß bei näherer Betrachtung auf die äußeren Sinne macht, hat mir das ganze Wesen meines Freundes Leidenroth in der Erinnerung zurückgelassen. Es lag in ihm ein guter, fruchtbarer Grund der christlichen Erkenntniß und der Gesinnung. Sein Bewegen aber auf diesem guten Grunde war ein so ruhiges und wenig Aufmerken erregendes, daß es einem unachtsamen Auge als ein Stillestehen erscheinen konnte, was es doch nicht war. Denn selbst in seiner Wirksamkeit als Lehrer bezeugte sich dasselbe als ein sicherer Fortgang zu dem vorgesteckten Ziele der geistigen Bildung und der christlichen Erkenntniß. In dieser Richtung machten wir bald gemeinschaftliche Sache. Leidenroth, so lange wir in Ludwigslust zusammenlebten, war der Freund und tägliche Genosse meines Hauses, welcher durch seine niemals getrübte, sich immer gleichbleibende Stimmung in Scherz wie im Ernste meiner eigenen Ge-

müthsstimmung sich erheiternd und nach seinem Maaße tröstend anschloß und dahingab. Friede sei mit diesem mir lieben, nun schon zu seiner Ruhe eingegangenen Mitwanderer auf einer der wenigst erfreulichen Strecken meines Weges durch die Fremde zur Heimath!

Da die Wahl des Lehrers für die Kinder der Frau Minister von Plessen so gut ausgefallen war, ertheilte mir die Frau Baronesse von Bechtolzheim den Auftrag, auch für ihre Kinder einen Hauslehrer tn Vorschlag zu bringen. Ich schrieb deshalb an meinen Freund Köthe und auf seine Empfehlung kam einige Zeit nachher noch ein anderer Kandidat der Theologie nach Ludwigslust: Adolph Zahn aus Wasserthalleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, anjetzt Pfarrer zu Giebichenstein bei Halle.

Bei dem Sprechen über einen noch Lebenden hinter seinem Rücken und zugleich vor seinen Augen gibt es immer Mancherlei zu bedenken. Nicht etwa nur wegen des Sprüchwortes: „man soll den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben,“ sondern in meinem gegenwärtigen Falle auch deshalb: weil gewisse Leute eine Art von Lichtscheu haben vor allem öffentlichen Gerede über sie, auch wenn dasselbe aus gutem Freundesherzen kommt. Dennoch will ich hier etwas mit Tinte abschreiben, was ich bei mir mit Bleistist geschrieben vorfinde, und was mir so ziemlich den Eindruck in die Erinnerung zurückruft, welchen Zahn's ganze Persönlichkeit gleich bei der ersten Bekanntschaft mit ihm auf mich machte:

„Ein munterer Bursche, rothbackig und frisch, hoch und gerade gewachsen, doch aber nicht von gerader Haltung des Leibes, denn er geht immer ein wenig eingeduckt. Desto gerader aufrecht hält sich sein Herz, das habe ich ihm gleich bei dem Hereintreten in mein Zimmer an seinen guten,

ehrlich und treuherzig blickenden Augen abgesehen. Ein Mensch ohne Falsch, ohne Versteck und Rückhalt. Er lacht gern mit Anderen, läßt sich aber zu seinen eigenen Scherzen, so wie zu seinen Worten Zeit. Zahn hat, wie mir scheint, eine Natur, welche eben so leicht empfänglich ist für erweckliche geistige Eindrücke als wohlbefähigt und geschickt zur Mittheilung des Empfangenen an Andere; ein Wesen, das, wie manche unserer leicht entzündlichen, chemischen Präparate, im Dunklen ganz lange unverändert und ohne sich zu rühren, da stehen kann, das aber, wenn ein kräftiger Lichtstrahl hineinfällt, alsbald sich entzündet und auch seine nächste Umgebung in Flammen setzt*). Ach, wenn doch die Herren Lehrer der Theologie an der Universität, die man als das andere Athen preist, in manche solche junge, leichtbewegliche Seele nicht das Licht ihrer Nachtlampen, sondern der Sonne; wenn sie doch das rechtkräftige einfältige Licht in sie hineinstrahlen ließen, für welches die Menschenseele gemacht und bereitet ist. Wie bald würden sie ein Leben aus dem Tode erwachen sehen, wenn sie nur das Wort in kräftige Anwendung auf die jungen Seelen setzten: „Er war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen."

Vergib mir, mein lieber Adolf, daß ich dich da zuerst mit Bleistift vor mich und etwa vor einen nahen Freund und nun auch mit Tinte, ja mit Druckerschwärze vor der Welt hingestellt habe. Wir wissen eben ein und das Andere, ich von dir und du von mir. Es ist aber Einer, der mehr von uns Beiden weiß, als wir selber. Er gedenke unserer nicht nach Dem, was wir sind und waren,

---

*) Wie z. B. die Mischung von trockenem Chlorgas und Wasserstoffgas.

sondern nach Dem, was Er selber für uns war und ist und bleiben wird.

Noch sechs andere junge Kandidaten der Theologie fanden sich zu meiner Zeit in Ludwigslust. Einige von ihnen verstanden meine Sprache nicht, noch ich die ihrige, auch wenn wir allesammt entweder hoch- oder plattdeutsch mit einander sprachen. Andere aber sind mir sehr lieb geworden und namentlich denke ich in herzlicher Liebe an den Bruder meines Freundes Brückner.

So fand sich um mich her mancher ältere und jüngere Baum, in dessen Schatten sich's von Zeit zu Zeit ausruhen ließ. Aber die Saat im Boden, sollte sie aufgehen und erstarken, bedurfte der heißen Tage noch mehr als der kühlenden Schatten. Nun, die Hitze ist nothwendig und gut, ohne sie könnten weder der Obstbaum, noch der Weinstock, noch das Getreide ihre Früchte reifen, nur kann das Alles die Hitze nicht für sich allein verrichten. Diese kann nichts thun, als die Keime, die im Boden liegen, hervortreiben, sowie die Blätterknospen und jungen Fruchtansätze entwickeln. Gibt es dann im Boden der Felder und Gärten neben den guten Pflanzen die Keime und Ansätze von Unkraut und Giftgewächsen, deren Gedeihen durch die trockene Hitze vorzugsweise begünstigt wird, da brechen diese zuerst und in besonderer Kraft hervor, so daß die gute Aussaat fast darunter erstickt und die Menschen wie ihre weidenden Heerden statt der gedeihlichen, gesunden Nahrung nur den Tod in den Töpfen finden; der Wind, statt sich in den grünenden Saaten zu ergehen, rührt ganze Wolken von Staub auf, und schon die erste Frühlingswärme lockt am Weinstocke eine Menge der unfruchtbaren Ranken hervor, welche den fruchtbaren den Saft entziehen. Darum ist neben der Hitze auch das Wasser nöthig, und beiden

muß wohl auch die hülfreiche Hand des Gärtners zu Hülfe kommen. Die Regenwolken, welche in fruchtbaren Jahren öfters mit der Hitze wechseln, reinigen die Luft vom Staube, die Saat, wenn sie in gehöriger Fülle im Erdreiche liegt, wächst allmählig so dicht nnd hoch herauf, daß sie ihre Aehren frei über das niedere Unkraut und Giftgewächs erheben und sie dem vollen Genusse des Lichtes und der Luft zuführen kann. Und wenn der Gärtner die unfruchtbaren Reben am Weinstocke beschnitten und hinweggenommen hat, dann füllt das Wasser, das aus den Wolken kam, die Trauben der fruchtbaren Reben mit Säften, welche die wiederkehrende Sonnenwärme zum guten Weine veredelt.

In meinem inneren Leben hat sich, als die Hitze darüber kam, auch etwas Aehnliches zugetragen, als das ist, was nach der eben beschriebenen Weise bei großer, schnell eintretender Wärme in den Feldern und Gärten geschieht: der Staub ist zuerst aufgestiegen und hat die Luft verfinstert; das böse Unkraut ist neben und über der noch kleinen Saat hervorgetreten; die unfruchtbaren Reben haben sich groß und breit gemacht, bis der wohlthätige Regen, manchmal unter Donner und Blitzen, kam, der mit seinem reinigenden Naß den Staub hinwegspülte, und bis der Gärtner die wilden, nutzlosen Zweige beschnitt. Die Hitze, ehe sie und als sie zu Wasser wurde, hat wehe gethan; die Gewitter, so wie der Schnitt des Gartenmessers auch, aber dieses Alles ist mir recht gut und wohlthätig gewesen.

Und so will ich denn hier den Verlauf der Geschichte meines Lebens und Wirkens in Mecklenburg während der letzten Monate des ersten und in der Zeit des zweiten Jahres meines dortigen Aufenthaltes nicht in ausgeführten Grundlinien, sondern nur durch einige Reihen von Punkten andeuten.

Der Herbst des Jahres 1816 ging ohne besondere Anfechtungen und Veränderungen dahin. Ich führte meinen angefangenen Unterricht bei der jungen Herzogin ruhig fort, theilte dem Prinzen Albrecht aus meinen inneren Vorräthen mit, was ihm genießbar war, und erzählte ihm, in den Stunden des Ausruhens, die schönen Geschichten aus J. M. Arndt's Mährchen, die ihm eine unbeschreibliche Freude machten. An solchen Unterhaltungen nahm auch die liebliche kleine Prinzessin Helene lebhaften Antheil, und wenn dieses merkwürdige Kind, während ich etwa ein Mährchen aus Grimm's Sammlung erzählte, so ernst und sinnend mich ansah, mit seinen Augen, die, wie aus einer großen Tiefe herauf, in die Tiefe des Sprechenden hineinzublicken schienen, da hat mich öfters ein Respekt ergriffen, dergleichen mir nur selten ein Erwachsener, niemals aber ein Kind, eingeflößt hatte. Ja, „ihre Engel sehen allezeit das Angesicht Gottes im Himmel," und wenn sich dann ein Abglanz dieses Anschauens aus solcher Umgebung und Nähe auch im Wesen und Blick eines der Kleinen zeigt, darf es uns nicht verwundern; doch mag es selten so wahrnehmbar und auffallend sein, als es mir dort einem schweigenden Kinde gegenüber gewesen. Von der glücklichen Wahl, die man an der nächsten Umgebung dieses Kindes getroffen, sprach ich schon vorhin (S. 46). So wohlthuend und passend aber, wie diese weibliche Zucht und Pflege, schien mir die nicht, in welcher sich damals noch mein lieber Prinz Albrecht befand. Mir schien es hohe Zeit für ihn, daß sein überaus reizbares Naturell unter eine beständige männliche Aufsicht und Leitung gestellt würde, und dieses ist auch bald nachher in ganz geeigneter Weise geschehen.

D. von Brandenstein, ein Jüngling von edler, guter Zucht an Gesinnung und Sitte, festem Willen und

liebevoll weichem Gemüthe kam als Gouverneur zu dem Prinzen. Wir beide, in unserem gemeinsamen Berufe bedurften keine lange Zeit, um uns gegenseitig bekannt zu werden; ich freute mich von Herzen an dem Gewinne, den diese neue Bekanntschaft mir und vor Allem meinem geliebten Prinzen brachte: aus der Bekanntschaft hat sich allmählig ein Band der Freundschaft und Liebe entsponnen, das treulich fest gehalten hat und festhalten wird.

So sah es in der Werkstätte meines damaligen Lebens aus, diese schien, wie durch ein gutes, haltbares Dach, gegen Regen und Sturm geschützt, es blieb da friedlich still. Und wohl gut, wenn man draußen in der Welt nichts zu thun hatte, denn da war schlimmes Wetter, was auch den Merkur im Wetterglase, obgleich dieses unter dem Schutze des Daches stand, so heftig affizirte, daß derselbe in tiefes Sinken gerieth.

Ich weiß nicht recht, in welcher Weise und aus welcher Weltgegend die Witterungsveränderung heranrückte, ich berichte die Dinge eben so, wie sie mir eines nach dem anderen in die Erinnerung kommen.

Der erste Band meines „Alten und Neuen" war erschienen. Daß dieses kein Buch sei, durch dessen Inhalt und Form ich mich bei Hofe und im Lande empfehlen könne, das wußte ich wohl, doch dachte ich nicht, daß der in den Teich gefallene Stein das Wasser in so weiten Kreisen herum und so stark in Bewegung setzen würde. Man hatte das Buch selbst in Weimar und Jena gelesen, und mein guter, alter Knebel schrieb darüber etwas unmuthig an unsere gemeinsame Freundin, die Caroline von Bose; sagte es unverholen, daß, wenn ich noch weiter fortführe, Bücher der Art zu schreiben, es mit dem guten Rufe und Zutrauen, das ich mir durch meine früheren Schriften erwor-

ben, für immer aus sein werde. Ja, ein Consistorialrath aus Weimar, der mich mehrere Jahre nachher auf seiner Durchreise durch Erlangen besuchte, und den ich früher in Herder's Hause gesehen, sprach sich über das Buch mit einer Erbitterung aus, und in Worten, welche mir an einem Manne von seinem Stande und seiner Bildung eben nicht geziemend erschienen. In Mecklenburg aber schrieb Einer ein Büchlein, darin er mich, der ich nach meiner Stellung kenntlich genug gemacht war, als einen Auswurf bezeichnete, den das sonst respektable, aufgeklärte Sachsen hervorgebracht, und den man durch ein unbegreifliches Versehen nach Mecklenburg geholt habe. Nun, auch bei Hofe nahmen Manche von dieser meiner literarischen Versündigung Notiz, und theilten, was sie davon wußten, auch Anderen mit. Man konnte ja nicht anders, als meiner vor der ganzen gebildeten Welt sich schämen; ich aber schämte mich nicht.

Es kam aber noch etwas Erschrecklicheres hinzu. Mein junger Freund: der vorhin erwähnte Adolf Zahn (S. 159) vorher ein gar entschiedener Rationalist, war eben auch von meinem Pietismus und Mystizismus angesteckt worden. Und zwar so stark, daß er nicht wieder davon hat loskommen können, sondern vielmehr von Jahr zu Jahr tiefer und gründlicher hineingerathen ist. Ich hatte mir von der Raw'schen Buchhandlung unter anderen mehrere gute Bücher von Goßner kommen lassen. Darunter war auch ein in der Welt gar viel verschrieenes und angeschwärztes Büchlein: „das menschliche Herz in Bildern", welches Goßner aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet hatte. Darin sind auch die Leidenschaften und Laster, welche das Menschenherz in's Verderben führen, unter dem Bilde von allerhand unreinen Thieren vorgestellt, z. B. die Völ=

lerei unter der Gestalt eines Schweines. Zahn hatte ein solches Büchlein in seinen Händen; der Text ist voll tiefen Ernstes und wahrhaft ergreifender Innigkeit, er gibt den Bildern ihre Bedeutung. Der junge, unbefangene Lehrer „las eifrig darin mit den beiden Kindern, die er zu unterrichten hatte. So kam das Büchlein unter die Hofleute. Man präsentirte es beim Thee. Selbst der alte Herr Großherzog nahm im Vorbeigehen eine Notiz davon. Hatte freilich wohl die Sache nicht recht angesehen und verstanden, denn als er einige Tage nachher im Vorbeireiten einen seiner begünstigten Bekannten am Fenster sah, rief er hinauf: „Hören Sie * * *, der große Doktor und Professor: der Herrnhuter, verbreitet Bücher, worin ein Schwein verklärt wird.“ Er ritt darauf laut lachend weiter, hat nach seiner Art die Sache wohl auch bald wieder vergessen, Andere aber nicht so leicht und bald, denn solche Gethiere wie in den Bildern dargestellt waren, konnten und wollten die Leute nicht in ihren Herzen sehen. Doch äußerte eine Dame: der Text im Buche sei schon zu gebrauchen, die Bilder aber gar zu roh*)“.

So hing mir nun die schwarze Note eines Mystikers und Pietisten vor den Augen aller Leute an, und nur wenige Freunde ließen sich davon nicht irre machen. Freilich konnte man es den Leuten auch nicht so sehr verargen, wenn sie sich unter der schwarzen Note, womit man mich bezeichnet hatte, allerhand wunderliche und gräuliche Dinge dachten. Abgesehen von Dem, was die „Sachkundigen“: die Herren Theologen und andere Männer von gelehrter Bildung über den Pietismus und Mystizismus aussagten,

*) Die vorstehende Stelle enthält nicht meine Worte, sondern die eines genau unterrichteten Freundes.

brachte man auch unter diesem Titel gar vielerlei Dinge an, welche mit dem Frommsein und mit der Frömmelei nichts zu thun hatten. So erinnere ich mich noch gar wohl der seltsamen Warnung vor naher Todesgefahr, welche mir eine Dame in Ludwigslust wegen meiner Anhänglichkeit an den Pietismus gegeben. Es war länger als ein Jahr nach dem Ausbruche jenes Rumors, welchen die mir zugeschriebene Lehre von der „Verklärung eines Schweines" bei Hofe erregt hatte. Die Ermordung Kotzebue's (am 23. März 1819) war so eben durch die Zeitungen bekannt geworden, da begegnete mir die Dame unter der Lindenallee, welche rechts vom Schlosse nach dem Kirchenplatze hinanführt. Sie war nie meine Freundin gewesen, aber ihr weiches Herz ließ es ihr doch nicht zu, mich so ungewarnt in den Tod gehen zu lassen. Sie trat einige Schritte gegen mich heran, grüßte mich und fragte mich, ob ich denn auch schon von der Ermordung Kotzebue's durch Sand gehört habe? Ich bejahte dieses, denn ich kannte die Zeitungsnachricht. „Man hat", fuhr die Dame fort, „bei dieser Gelegenheit einen großen, geheimen Bund entdeckt, dessen Mitglieder sich verschworen haben, alle Mystiker und Pietisten, ebenso wie den berühmtesten derselben, den Kotzebue, zu ermorden. Das sollten sich doch Alle zur Warnung dienen lassen, welche dem Pietismus huldigen, denn wenn es dem Vornehmsten unter ihnen so erging, was haben die Anderen zu erwarten?" Ich dankte der Dame für ihre Mittheilung, konnte mich aber weder damals, noch späterhin daran erinnern, daß man den H. v. Kotzebue unter die Mystiker und Pietisten gezählt habe.

Noch ein anderer Verdacht war gegen mich aufgekommen, welcher mit der Ansicht, die man von mir als Mystiker hatte, Hand in Hand ging. Man hielt mich für einen

argen heimlichen Revolutionär und Demokraten. Der gute, treugesinnte Prinz Adolf (S. 60), an den ich in herzlicher Liebe denke, hatte diesen Verdacht einmal ganz offen gegen mich ausgesprochen, war jedoch durch Das, was ich ihm darauf erwiderte, wie mir schien, für immer beruhigt worden. Nun muß ich wohl sagen, daß ich, wenn ich jetzt in meinen alten Tagen über mich und mein vergangenes Leben nachdenke, gar Vieles in und an mir sehe und erkenne, das ich bereue, und dessen ich mich von Herzen schäme, aber einen Hang zum Aufruhr und zur Demokratie bin ich unter all' dem Geschmeiß, daß sich in meiner Natur geregt und bewegt hat, niemals gewahr worden. Wird mir auch kein Mensch etwas der Art nachsagen, der meine Natnr einigermaßen kennt, denn diese ist der Stille und der althergebrachten Ordnung zugeneigt, hat für die Politik gar keinen Sinn, ist allem Rumor in der Welt ganz abgeneigt, würde sich viel besser zum Stande eines Fischers oder Bernsteinklaubers in Hiddensee (S. 135) schicken, als zu dem eines hochberedten Mitgliedes im englischen Parlamente.

Ich kann mir aber wohl denken, auf welche Weise ich mir den Ruf eines Demokraten zugezogen hatte. Ein Buch des Fr. v. Meier, den ich sehr hoch hielt, war kurz vor jener Zeit erschienen: eine Uebersetzung aus dem Französischen. Der Uebersetzer selber hatte sich nicht bei seinem Namen, sondern Jaschem genannt; der eigentliche Verfasser aber war ein sehr ernstgesinnter französischer Geistlicher gewesen, welcher die Gräuel der Revolution erlebt hatte. Das Buch enthielt bittere Wahrheiten über den allgemeinen Abfall der Christenheit von dem einigen, festen Grunde ihres Glaubens, über die Verdorbenheit namentlich der höheren Stände und des Lehrstandes. Dabei war es

voll furchtbar lautender Weissagungen von den herannahenden Gerichten Gottes, zunächst über Paris und dann über alle Herrscherſitze des Unglaubens, der Fleischeslust, Augenlust und des hoffärtigen Wesens. Mein Freund Kanne hielt viel von dem Buche, und ich hatte es nicht nur mit großer Aufmerksamkeit gelesen, sondern als ein ganz unbefangener, ungeschickter Prediger in der Wüste sprach ich die Ansichten von der nahe drohenden Zukunft, die ich sehr unreif aus jenem, so wie manchem anderen Buche ähnlichen Inhaltes entnommen hatte, überall, wo ich Gelegenheit dazu fand, ganz unverholen aus. Das hatte mich, wie es so von Mund zu Mund gegangen, in den Verdacht gesetzt, als wolle ich selber mit Hand anlegen, daß der große Brand ausbräche, der alle Herrlichkeit der Welt in Staub und Asche legen sollte. Auch hatte ich den Ernst Moritz Arndt, so wie den Friedrich Ludwig Jahn, den Altmeister der Turnkunst, sehr lebhaft gegen ungerechte Beschuldigungen und Verläumdungen vertheidigt, und hatte dieses einige Male selbst gegen sehr hochstehende Personen oder in ihrer Gegenwart gethan. Darum wird man es den Leuten nicht verdenken, daß sie mich für einen rechten Demokraten hielten, mir aber auch nicht, daß ich mir ihr Dafürhalten nicht sehr zu Herzen nahm.

Zu dem Beinamen „der Herrnhuter", dessen ich mich übrigens gar nicht würde geschämt haben, obgleich ich wirklich keiner war, bin ich in Ludwigslust, wie ich schon vorhin (S. 166) sagte, auch gekommen. Die erste Veranlassung dazu mag wohl das gegeben haben, daß ich an der Bekanntschaft eines Mannes, der einen Handel mit Kunstsachen betrieb, und dadurch selbst in Geschäftsverkehr mit dem Großherzog stand, ein besonderes Wohlgefallen fand.

Der Mann hielt sich dem Namen nach zu der Brüdergemeinde, hatte aber weder äußerlich, noch auch, wie mir schien, innerlich das Wesen eines Herrnhuters an sich, sondern war von sehr humorischem Naturell, hatte viele Reisen gemacht, seltsame Abenteuer bestanden, viele interessante Erfahrungen und Anschauungen gesammelt und konnte so vortrefflich erzählen, daß ich ihm sehr gern zuhörte, auch vieles Lehrreiche aus dem Leben von ihm auffaßte, das mir noch jetzt in der Erinnerung geblieben ist. Er kam in seinem Geschäfte öfters nach Ludwigslust, und ich sah ihn beim Maler Lenthe so wie in meinem Hause.

Außer all' dem eben Erwähnten mag man mir wohl noch sonst Vieles nachgesagt oder von mir ausgesagt haben, was mir entweder gar nicht zu Ohren oder aus dem Gedächtnisse gekommen ist. Doch so viel ist gewiß, daß der Credit und Ruf, darin ich bei der feinen Welt stand, eben kein feiner war. Und dem gegenüber muß man sich meine ganz unhöfische Persönlichkeit denken, die mich selber an jenen Schulmeister erinnert, der vom Lande herein in die Hauptstadt versetzt worden war und dahin seine alte Gewohnheit mit sich genommen hatte, jedem Gönner oder anderen Menschen, mit dem er bekannt geworden war, er sei vornehm oder gering, Herr oder Dame eine Patschhand zu geben, so daß die Leute, wenn sie ihn auf der Straße kommen sahen, lieber in eine Nebengasse einbogen, nur um vor seiner zutraulichen Patschhand-Begrüßung in Sicherheit zu sein. In meiner kindischen Eitelkeit hätte ich gern aller Welt gefallen mögen, weil mir, ohne daß ich dieses erkannte, die Welt selber gefiel. Daß mir dieses nun jenes Mal gar nicht glücken wollte, sondern daß alle Welt, so wie es in der Oper „die Schweizerfamilie“ heißt, welche ich

in Ludwigslust bei Hofe aufführen sah*), gleichsam davon lief, „wenn sie mich nur von Weitem sah", das wollte meinem Naturell gar nicht gefallen, sondern that demselben doch recht wehe. Ich fühlte mich, wie ich schon oben sagte, recht verirrt und verlassen, wie in einer Wüste, wo ich weder Steg noch Weg zum Hinauskommen sah. Denn so viel ich auch über die Zukunft der ganzen europäischen Christenheit schwatzte, hing mir doch vor meiner eigenen Zukunft ein dichter Schleier.

Nun, ich will es kurz mit der Beschreibung meiner damaligen Stimmung und Lage machen: das wahrhaft krankhafte Heimweh meiner lieben Hausfrau war in so gesteigertem Maaße über mich gekommen, daß ich den Ausbruch bei mir nicht mehr verhindern konnte, und ich erinnere mich noch wohl, daß mich der Zorn über mein unbesonnenes Hinweggehen aus Nürnberg einmal in einem solchen an mir sonst wohl selten vorgekommenen Maaße ergriff, daß ich den Hut auf einem Spaziergange heftig zur Erde schleuderte, und die innere Nachwirkung dieser Zornwuth noch lange nachher spüren mußte. Aus dem Zorne wurde eine Wehmuth und Kleinmüthigkeit, die mich fast zur Verzweiflung brachte. In solcher tiefgedrückter Stimmung schrieb ich an meinen theuren Lehrer Schelling und dieser antwortete mir darauf in einem Briefe vom 13. November 1817, aus welchem ich hier einige Stellen heraushebe.

— — „Was soll ich Ihnen über den Inhalt Ihres letzten Schreibens sagen? Zuerst, daß ich Ihnen für die

---

*) Mein Nachbar, ein lustiger Musikant, stellte den Gärtnerburschen vor, der jene Arie sang; Prinz Eduard spielte die Hauptrolle des glücklichen Liebhabers.

treue Darstellung aller Umstände danke. Ich sehe daraus, daß Sie mir so weit vertrauen, als ein Mensch dem anderen vertrauen soll, und Sie haben sich in mir nicht geirrt, wenn Sie auf meine herzliche Theilnahme rechneten. Könnte ich nun nur mehr thun, als blos diese mit Worten beweisen, Ihnen mit Rath, wenn auch nicht mit That, beistehen. Denn daß Sie in der gegenwärtigen Lage in die Länge nicht bleiben können, sehe ich völlig ein. Inzwischen tragen Sie dies Kreuz mit Geduld, unter Glauben und Hoffnung. Es wird gewiß anders werden, wenn wir es auch gleich jetzt nicht einsehen noch begreifen. Wie manche schnelle und unerwartete Veränderung ereignet sich in unseren Tagen. — — — So bleibt denn nichts als das stille Harren, unter der großen Zuversicht, daß, wo die Noth am größten, die Hülfe am nächsten. Der leidigste Umstand ist die Wirkung der dortigen Umgebung und Verhältnisse auf Ihre liebe Frau. Suchen Sie diese also vor allem auf andere Gedanken und ihr Herz wieder in die Höhe zu richten. Dieses ist, was ich Ihnen jetzt schreiben kann — wenig, wenn mit meinem innigen Wunsch verglichen, Ihnen irgend woher Hülfe, oder doch kräftigen Trost zu zeigen. Allein diese gibt nur der innere, weil uns liebende, unsere Schwachheit sanft theilende, aber auch uns vertretende, helfende, rettende Geist. Diesem empfehle ich Sie, und bitte Sie, festzuhalten in der Liebe zum Gemeinsamen, und durch dieses auch zu Dem, der Ihnen hierin verbunden ist und bleibt — — — Ihr treuergebener."

So wenig auch Schelling's Brief mir, was ich wohl gehofft hatte, ein Licht über meine nächste Zukunft, einen Fingerzeig auf einen Ausweg aus meiner damaligen Stellung geben konnte, war er mir dennoch sehr tröstlich und bekräftigend gewesen. Auch hatte er, in einer Stelle des

Briefes, die ich hier weggelassen habe, weil sie auf Verhältnisse sich bezieht, in welche Sch. selber durch die Mißhelligkeiten mit Jacobi getreten war („es ist Alles zerrissen und aus den Fugen") mich ermahnt, dem so wohlwollend gegen mich gesinnten Herrn Minister von Lerchenfeld meine Lage zu eröffnen. Dieser könne für meine Zurückberufung nach Bayern das Beste thun. Wie dieses geschehen und was die Folge davon gewesen, das werde ich nachher sagen.

## 13. Die Kirchthürme am Wege.

Ich habe die Strecke meiner Wanderschaft durch das Leben, die ich so eben kurz beschrieben, mit einer Sandwüste verglichen, über die man gern mit Dampfeseile hinüber kommen möchte. Nun, ich bin wohl einmal in späterer Zeit sechs Wochen lang durch eine wirkliche Wüste gezogen, und zwar nicht auf einem Dampfwagen, sondern auf Kameelen, die Schritt vor Schritt gingen, dennoch ist mir die Zeit keinen Augenblick lang geworden, und ich möchte gleich noch einmal selbst leiblich, wie ich es im Geiste so oft thue, den Weg von der Stätte des alten Memphis nach dem Horeb-Sinai, dem Berge Gottes, und von da nach Hebron machen. In Ludwigslust dagegen ist mir das Stücklein Weges, dahin ich so eben meine Leser mit mir genommen, so blutsauer und bitter langweilig vorgekommen, als ob es hundertmal weiter gewesen wäre, als der Kameelritt vom Nilthal bis nach Hebron, obgleich es nur etwa zwölfmal so lang gedauert hat.

Wenn Einer auf dem Dampfwagen durch eine weite, sandige Ebene fährt, da gehen die ganz hart am Wege stehenden Hütten, Felder und Torfstechereien so schnell an seinem Auge vorüber, daß er sie kaum ordentlich anschauen, noch weniger in seinem Reisetagebuche (wenn er ein solches

führt) aufzeichnen und beschreiben kann; dagegen hat er es mit dem Betrachten der Kirchthürme, Ritterschlösser und Burgen schon leichter, die ihm nicht unmittelbar am Wege, sondern weiter ab davon liegen. Auf diesen kann er sein Auge ruhen lassen und sich daran ergötzen, zur Unterhaltung auf der Fahrt, und so habe ich es auch während der Tage in Ludwigslust gethan, die gerade nicht nach meinem Sinne waren, und so will ich es meinem oben gegebenen Versprechen zu Folge (S. 150) auch meinen Lesern thun, will ihnen die Kirchthürme beschreiben, an deren Anschauen ich mich damals erfreut und mein Herz erhoben habe.

Ein solcher Kirchthurm, und zwar ein recht ansehnlicher, großer, der von weither in's Auge fiel, ist mir der alte, liebe Claus Harms in Kiel gewesen. Auch das Glockengeläute dieses Thurmes und den Ruf des Wächters der auf seiner Zinne stand, hat man weit und breit im Lande gehört, und ich danke Gott dafür, daß ich die Zeit erlebt habe, in welcher ganze Schaaren der Schlafenden ihre Augen und Ohren aufthaten für den Thurm, so wie für sein Geläute und den Wächterruf von seiner Zinne. Wer ein rechtes, treues Bild, wie kein Anderer es entwerfen könnte, von dem natur- so wie gotteskräftigen Claus Harms sehen möchte, der muß die Lebensbeschreibung desselben (Kiel, akademische Buchhandlung 1851) zur Hand nehmen, in welcher sich vorn neben dem Titelblatte das Portrait des guten, redlichen Alten, auf jeder Seite aber das Naturell und die Gesinnung: das Fleisch und der über dasselbe triumphirende Geist recht naturgetreu gezeichnet finden. Wie Harms selber im 16. Kap. seines Buches, S. 170 u. f. bekennt, hat er nur sehr wenige Briefe geschrieben, ich aber habe einen Brief vom 9. März 1818

aus seiner lieben Hand empfangen, den ich als ein theures Kleinod aufbewahre, dessen Inhalt aber öffentlich mitzutheilen ich mich schämen würde, weil der treffliche Mann, auf den ich gern, wie ein Fußgänger an einen Thurm hinanblicke, mit seinem warmen Herzen gar zu viel aus mir und aus meinem Buche: „Altes und Neues“ macht. Einige Worte aber daraus, die sich auf die damalige Zeit beziehen, will ich mittheilen. Nachdem er den Beruf eines christgläubigen Schriftstellers als „hoch und heilig“ gepriesen, sagt er: „Nun, jetzt wäre es die rechte Zeit, mit einzugreifen. Die Erndte ist offenbar weiß und Christus ruft Schnitter herbei. — — Altes und Neues, beides ist dienlich, jetzt besonders; auf daß die Widersacher nicht das Feld behaupten! Sie stampfen furchtbar, wiewohl deren Macht, wie jenes Rosses in der Offenbarung, nur im Munde besteht, den der h. Geist schlagen wird.“

Es mag übrigens ganz dienlich zur Vervollständigung der Schilderung sein, welche ich oben (im 7. Kap. S. 82 u. a. O.) von dem damaligen Zustande der Kirche und der Schulen in Mecklenburg gegeben, wenn ich hier aus Harms' Lebensbeschreibung einige von jenen kräftigen Zügen entnehme, aus denen erkannt wird, daß es um jene Zeit in den Schulen wie in der Kirche des protestantischen Deutschlands auch anderwärts nicht besser aussah. Ich stelle zuerst Das voran, was er aus der Geschichte seines Universitätslebens in Kiel mittheilt, weil man daraus nicht nur die vorherrschende ungesunde Stimmung der Theologie an jener Hochschule, sondern auch die gesunde geistige Natur des redlichen Berichterstatters recht gut kennen lernt. Denn von gesunder Kraft konnte doch selbst die Theologie des alten Professor Geysser nicht sein, der zwar in seinen Vorlesungen über Dogmatik noch so ziemlich orthodox erschien, weil

er diese ganz nach dem Lehrbuche des rechtgläubigen Morus vortrug, der dagegen in seiner Exegese des neuen Testamentes seine rationalistischen Ansichten ganz unverholen zur Schau trug. Und bei Professor Eckermann brauchte man vollends gar nicht nach dem Ja oder Nein seines theologischen Bekenntnisses zu fragen; dieser wollte in keiner Weise vom eigentlichen Christenglauben etwas wissen, sondern nur von der inländischen wie ausländischen europäischen Gelehrsamkeit und Vernunftweisheit; er trieb, wie Harms von ihm sagt, den Rationalismus auf seine äußerste Spitze. Neben diesen so wie anderen Lehrern des Unglaubens stand der alte Kleucker, dessen geistige Richtung eine außereuropäische, dem Glauben zugeneigte war, fast ohne allen Einfluß da; die älteren Studenten, deren Urtheil bei den Jüngeren in großem Ansehen war, riethen diesen ab, bei Kleucker zu hören; seine, von keinen Gaben des Vortrages begünstigte Wirksamkeit als Lehrer war wie gar keine. Die jungen künftigen Theologen mochten von keiner anderen Autorität etwas wissen, als von der einer vermeintlich allgemeinen Stimme der damals herrschenden Schulgelehrsamkeit, welche sich klüger und höher zu sein dünkte als die Weisheit, die von Anfang war und bis an's Ende bleiben wird. Aber wie stand es damals bei unserem Harms? Auf der einen Seite nicht viel, auf der anderen aber dennoch ganz anders als bei der großen Menge seiner Mitstudirenden. Denn er war zwar schon in den Schulen, aus denen er auf die Universität kam, aus der Heimath des kindlich festen Glaubens in die unheimliche Fremde des Rationalismus gerathen, hatte aber dabei immer ein sehnliches Heimweh nach dem geistigen Vaterhause in seinem Herzen behalten, das auch in dem Wesen reiner Gefühlsreligion, welche auf Veredlung des natür-

lichen Menschen ausging, keine Befriedigung fand. Wie aber kam er von den Banden des ihm immerhin imponirenden Rationalismus und der bodenlos in der Luft schwebenden Gefühlsreligion los? Ich muß den trefflichen Mann hier, in seiner unvergleichlichen Weise, selber reden lassen. „Ich bin," so sagt er (a. a. O. S. 67) „des Glaubens, daß Alles von außen hineinkomme, nichts sich im Innern aus sich selber entwickle oder erzeuge (Jac. I, 18 f.). Also geschah auch hier in einer ganz äußerlichen Begebenheit. Das war diese: Ein Freund sagte mir in einem Collegio: Du, Harms, ich habe ein Buch bekommen, das ist eins für Dich. — — Das waren Schleiermacher's Reden über die Religion. Wir gingen nach der Stunde eben am Hause des Freundes vorbei; er holte das Buch aus seiner Stube. — — Es war eben Sonnabend-Mittag. Nachmittag fing ich an, darinnen zu lesen, las tief in die Nacht hinein, brachte es zu Ende, mag darnach wohl ein paar Stunden geschlafen haben, fing Sonntag Morgen wieder von vorn an zu lesen, da ward es mir im Kopfe nicht anders, als würden zwei Schrauben an meine Schläfen gesetzt. Darauf legte ich das Buch hin, ging um den kleinen Kiel, den einsamen Gang, den Gang der Stillen in der Stadt, und auf diesem Gange war's, daß ich, wie mit einem Male, allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und alles Selbstthun in dem Werke des Heils als nichtig und als ein Nichts erkannte, und mir die Nothwendigkeit wie einblitzte, daß unser Heil von anderer Herkunft sein müsse. Ist dieses wem mysteriös, mystisch und diese Erzählung eine Mythe, ein Phantasma, dann nehme er es so; ich kann's nicht deutlicher geben, hab' aber daran, was ich die Geburtsstunde meines höheren Lebens nenne; doch richtiger gesagt, die Todesstunde meines alten Menschen

nach seiner Erkenntniß in göttlichen Dingen, anders gesprochen, wie Stilling gesagt von dem Eindrucke, den Herder auf ihn gemacht habe: ich empfing von diesem Buche den Stoß zu einer ewigen Bewegung. Was war aber gewonnen? O sterben wir erst, so kommt das Leben wie von selbst, denn vor dem Tode können wir nicht leben, das Leben ist ein Hindurchdrang, Joh. 5, 24 und Luther's Katechismus: „wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit"; Vergebung der Sünden aber ist des Todes Tod. Ob ich denn nun das Leben mit vollen Händeu ergriffen habe? — O nein, ich hatte nur den Tod begriffen, das Leben noch nicht, war selbst nur ergriffen in etwas und schien mir selber als gestellt auf einen Boden guten Landes, den ich selber nun anbauen müßte, wie Adam der Garten Eden angewiesen war, daß er ihn bauete und bewahrte. Mehr hatte ich von Schleiermacher nicht, doch dieses hatte ich von ihm, und danke nächst Gott ihm für Das, hab' es gethan und werde es thun, bis zu meiner Zusammenkunft mit ihm, dann erst zum letzten Male."

Bei dieser Stelle aus der Lebensbeschreibung des theuren Vater Harms kann sich der Schreiber dieses Buches nicht enthalten, ein Wörtlein einfließen zu lassen über die Unerkenntlichkeit und den Undank, womit ein jetzt lebendes Geschlecht auf jene vereinzelt dastehende Zeugen für den Glauben hinzublicken pflegt, welche, um den obigen Ausdruck zu wiederholen, ihrer wie zum Tod erstarrten Zeit „den Stoß zu einer ewigen Bewegung" gaben. Es war ein Werk von Gott, daß jene einsam in der Wüste stehenden, und selbst von der Ohnmacht und Starrheit ihrer Zeit ergriffenen Zeugen sich aufraffen und dem herrschenden Sinne ihrer Zeit so muthig die Stirn bieten konnten. Und daß es ein Werk von Gott war, das haben seine Folgen

bewiesen, denn namentlich Schleiermacher hat nicht nur in einer Seele, wie in der unseres Harms das neue Leben aus dem Tode geweckt, sondern in gar Vielen und durch diese noch in viel mehreren anderen. Den Männern aber, durch welche Gott ein Werk seiner Gnade gethan, soll man eben so wie ihres Werkes mit einer Ehrerbietung gedenken, wie ein dankbares Kind des Vaters, der ihn gezeugt hat, auch wenn der Vater so arm war, daß er seinen Kindern nur das Leben und die erste Pflege, nicht die weitere Versorgung geben konnte. So, wie wir dieses Alle thun sollen, gegen unsere geistlichen Väter auch bei dem Erkennen ihrer menschlich vernünftigen Befangenheit und Schwachheit, hat Claus Harms gethan, den ich hier wieder selber reden lasse.

„Nicht lange nach diesen Reden Schleiermacher's erschienen seine Predigten; wie griff ich nach denen, allein wie täuschte ich mich! Der mich gezeugt hatte, der hatte kein Brod für mich. Ich dachte, er würde das Leben, was durch ihn in mir aufgegangen war, hinüber leiten zur Verkündigung, seine Predigten würden seine popularisirten Reden sein; das waren sie aber so wenig, daß sie an Stellen mir als das Gegentheil vorkamen. Ich war auf mich selber gestellt; ich stand mit meinem Christenthum allein, oder wer es hatte, so wohl wie ich, reiner, reicher, wie ich, so habe ich Keinen von ihnen gekannt."

Das neue Leben, welches in dem jugendlich kräftigen Geiste unseres Harms erwacht war, mußte seiner Natur nach sich durch ein Bewegen, auch nach außen kund geben, denn das Wesen des Lebens besteht ja nur in Bewegung und That. Was er hierüber in seiner Lebensbeschreibung sagt, das gibt uns ein treues Bild sowohl von ihm sel-

der, dem kräftigen Erwecker vieler Schlafenden, als von dem großen Haufen all' dieser Schlafenden um ihn her. Er fährt weiter, auf S. 70 in seinem Berichte fort: „Das, was ich mein erstes Thun nach außen nennen möchte, das erste Ansetzen des neuen Spatens, das ist eine Katechisation unter Professor Müller gewesen," der zugleich erster Lehrer am Kieler Schullehrer-Seminar war. Der Professor hatte in seinen Vorlesungen über Katechetik gesagt, besonders schwere Worte, um darüber zu katechisiren, seien: Umstand und Zustand. Harms wählte gerade deshalb zu seinem Thema den Satz aus dem Landeskatechismus: Wir Menschen sind alle Sünder, sowohl in unserem Verhalten als in unserem „Zustande." „Hier war es bei dem Worte Zustand, daß ich sprach aus und nach meinem neugewonnenen Glauben in Gemäßheit des kirchlichen Bekenntnisses. Eine stillere Stille wurde bemerkbar bei einem und anderem Punkte meiner Katechisation. Meine Kommilitonen, die nach gehaltener Katechisation zuerst ihr Urtheil auszusprechen hatten, waren fast sämmtlich schweigend. Darauf faßte mit seinem Urtheil der Professor meine Arbeit an. Zuerst kam meine Begriffsbestimmung des Wortes Zustand vor, mit welcher er nicht zufrieden war. Dann wurde noch Eins und Anderes kritisirt und darnach fing er mit einem fast feierlichrn Aber an: „Aber was hat der Verfasser gethan! Dem alten, morschen Gebäude des Kirchenglaubens hat er einige gute Säulen untergesetzt; was soll das? Weg damit! Dann fällt das alte Gebäude, was doch nicht lange mehr stehen kann und nicht länger mehr stehen darf." Er war im Affekt, das Auditorinm stark betroffen. Ich war verlegen nicht, doch auch nicht volles Muthes, mich wider ihn zu vertheidigen, sagte dies

und das mit Herzenswärme, blieb aber unverstanden bei meinen Kommilitonen. Das Alte vom Neuen wurde verstanden, allein das Neue im Alten nicht."

Harms hatte hier den ersten Anfang im öffentlichen, lauten, treuen Bekenntnisse seines Glaubens gemacht, es blieb aber nicht bei diesem Anfange, sondern so oft sich ihm jetzt Gelegenheit dazu darbot, in Predigten und belehrenden, ernsten Gesprächen, zeugte er von seinem Glauben mit immer freudigerem Aufthun seines Mundes. Denn wie der Flug eines Steines, den man von seinem natürlichen Ruhepunkte: vom Erdboden hinaufgehoben hat in die leichte Luft, darin er nirgends einen Haltpunkt fand, immer eiliger, kräftiger, feuriger wird, je weiter er hinabkommt nach seiner lieben, mütterlichen Ruhestätte, so geht es den treuen Zeugen im Verlaufe ihres öffentlichen Bekenntnisses; durch jedes derselben werden sie muthiger und kräftiger. Das kann man recht in des Claus Harms Leben und Wirken sehen, wenn man die Entwickelungsgeschichte von beiden von ihrem Beginne an bis zu jenem Höhenpunkte begleitet, den sie bei der Veröffentlichung der allbekannten 95 Thesen am Jubelfeste der Reformation im Jahre 1817 erreicht hat. Der freche Unglaube des Rationalismus hatte zu jener Zeit unter der Autorität oder doch in stiller Beistimmung der Schule und Kirche an dem höchsten, heiligsten Gute von beiden nicht nur einen Raub begangen, sondern er hatte dieses Heiligste hinausgeworfen auf die Gasse und dasselbe, erinnernd an die oben Th. I. S. 211 erwähnte That des großen Geistlichen und nachmaligen Polizeimannes Fouché, gleichwie gebunden an den Schwanz eines Esels durch den Koth schleifen lassen. Dieses war mit dem Worte Gottes in der Herausgabe der Altonaer sogenannten Bibel geschehen: einem Buche von jener

Art, welche jeder ästhetisch gebildete Mensch, sei er auch Heide oder Jude, mit Eckel, jeder Christ mit Abscheu betrachten muß. Diese sogenannte Bibel, den rationalistischen Theologen, Schullehrern und allen Leuten ihrer Gesinnung eine gar willkommene Gabe, war fast überall im Lande in Schulen und viele Häuser gekommen. Es hatte denn doch immer noch Einzelne gegeben, welche gegen diesen Gräuel an heiliger Stätte zeugten; man hatte dagegen in öffentlichen Blättern geschrieben, Harms hatte dagegen an die Schleswig-Holsteinische Kanzlei eine dringliche Vorstellung gerichtet, doch Alles war ohne Erfolg geblieben. Dies gab ihm den Gedanken ein, gerade die Zeit des damaligen Reformationsjubiläums und die öffentliche Stimmung bei diesem Feste dazu zu benutzen, um mit seinen Thesen, in denen er außer der Altonaer Bibel auch alle anderen Nothzeichen der vom Glauben abgefallenen Kirche in's Auge faßte, wie er sich ausdrückt „der Zeit auf den Leib zu brennen, ob die Oberen, ob die Prediger, ob alle Rationalisten in und außerhalb des Landes nicht sich entsetzen und anderen Sinnes werden möchten. In der Vorstellung, die ich von der Wirkung meiner Thesen hatte, prüfte ich mich selbst vor Gott, ob auch irgend eine unlautere Absicht, irgend eine selbstsüchtige dabei zu Grunde läge, wie ich im Vorwort gesagt, ich legte ein Vater unser vor." — „Die Jubelfeier trat ein, ich hatte zweimal zu predigen. Wie gehoben war ich in meinem Geiste, als ich diese Predigten hielt. Die Zuhörerzahl war noch größer, als da ich meine Wahlpredigt hielt, und nach Allem, was vorgegangen, und was (durch das Lesen der gedruckten Thesen) vorbereitet war, konnte ich auch annehmen, daß die Erwartung der Zuhörer auch eine so große gewesen sei, eine so gespannte, wie noch niemals, vor wie nach der Rede.

Nicht sowohl nach Dem, was ich selber während des Vortrages empfand, als nach Dem, was ich nachher zu hören bekam über diese Predigten, „war derselben Eingang bei den Zuhörern ein besonders mächtiger gewesen, freilich bei Einigen zur Erweckung des stärksten, grimmigsten Unwillens über sie. Wenige Tage nachher bekam ich schon durch das Stadtkonsistorium den Befehl des Oberkonsistoriums, die Konzepte zu meinen Predigten einzusenden; ich that dieses, zugleich mit der Bemerkung, daß nach wenigen Tagen der Abdruck derselben nachfolgen werde.“ — Die Thesen waren bald in ganz Deutschland verbreitet, wurden allenthalben mit großer Theilnahme für und wider ihren Inhalt gelesen, doch war, wie begreiflich, die Aufregung in Kiel am allerstärksten. Eine Spaltung entstand in der Gemeinde, für und wider ihren Prediger, mit welchem sie bis dahin mehr als zufrieden gewesen war. Diese Spaltung machte sich durch alle Klassen bemerkbar, in dem Kreise der Gelehrten, wie der Ungelehrten, der Vornehmen wie Geringen, selbst zu der Schuljugend drang die Thesensache ein, so daß auch unter den Knaben und Mädchen Partheien der Harmsianer und Antiharmsianer sich bildeten. In ganz besonderer Heftigkeit war bei den Studirenden an der Universität der Partheienstreit entbrannt und selbst der Hausfrieden der Familien blieb davon nicht ungestört, wenn der Mann vielleicht für die Frau gegen die Thesen von Harms, oder umgekehrt, die Hausfrau für, der Hausherr gegen dieselben sich entschied. Und wären auch beide eines Sinnes gewesen, so waren dieses doch die anderen Freunde und Gäste des Hauses nicht, es gehörte deshalb zu einer löblichen Vorsicht, den Harms nirgends mehr zu einer jener Gesellschaften einzuladen, an denen er früher oft Theil genommen hatte. Der Verfasser der Thesen war

vielen seiner Bekannten und Freunde nicht nur wie ein Unbekannter, sondern wie ein Feind geworden, er selbst war Zeuge, wie ein Mann von heftigem Naturell, welcher über seine Berufung nach Kiel Freudenthränen geweint hatte, Thränen des bittersten Unmuthes vergoß, als er sich über die ihm verhaßten Thesen aussprach. Viele entfernt wohnende Freunde, welche früher, wenn sie nach Kiel kamen, Harms besucht hatten, vermieden jetzt sein Haus und ihn.

Das Wort der Wahrheit hatte wie immer, wenn und wo es kräftig und einfältig verkündet wird, einen Rumor gemacht, der nicht nur in Kiel, sondern weit umher im Lande, so wie außerhalb demselben laut wurde. Es erschienen jetzt gleich einem Schwarme der Hornissen und Wespen, deren Nest man zerstören will, die Schriften der erbitterten, „lichtfreundlichen" Gegner der Thesen und ihres Inhaltes. Auch unter diesen Gegnern gab es Leute aus allen Klassen. Einer der unsinnigst lästernden und pöbelhaftesten war ein Schulmeister und Organist in Holstein, der ein ihm bekannt gewordenes Pasquill auf Napoleon: „Ein Dämon ist dem Höllenreich entstiegen" durch die Einmischung seiner eigenen spottschlecht gerathenen Reime in ein Pasquill auf Harms umwandelte und drucken ließ. Der Mann hatte freilich, so wie Viele seines Gleichen nicht den Muth gehabt, sich als Autor zu nennen, aber die Obrigkeit fand ihn auf, während sie gegen Andere, die es zwar eben so gehässig, doch nicht so gar unmanierlich gemacht hatten, auch wenn sie wirklich gewollt, nichts thun konnte. Denn Boysen, der ohnehin Konsistorialrath war, hatte doch dem Harms sein übermüthiges: „komm Knabe und lerne," wenigstens auf lateinisch (Veni puer et disce) zugerufen; Professor Gurlitt lebte in Hamburg

und da ließ sich nichts dagegen sagen, daß er die von seinem Gymnasium nach der Universität Abgehenden in einem Programme warnte, vor dem Harms in Kiel „als vor dem unvernünftigen Vernunfthasser, dem freilich annehmlichen Postillator (Postillenschreiber), der aber ein durchaus ungelehrter Mann sei, dessen 95 Thesen von Dummheit und Anmaßlichkeit strotzten.“ Auch anderen genannten und namentlich den ungenannten, dabei aber doch bekannten Gegenschriftlern, wie z. B. Dem, welcher den Harms in seinen früheren Stand, zu den Mehlsäcken zurückwies, konnte man nicht einmal, wie dem oben erwähnten Pasquillanten, dem Schulmeister, widerfahren war, einen offiziellen Verweis durch ihren Propst zukommen lassen.

Den Schriften der Feinde der Thesen gegenüber erhoben auch die Freunde der Wahrheit ihre Stimme in mehreren Schriften. Diese waren zwar minder zahlreich und von ungleich würdigerer, ruhigerer Haltung als die der leidenschaftlichen Gegner, dafür aber von desto kräftigerer, nachhaltigerer Wirkung. Unter den namhaften Theologen, welche für die Thesen sprachen, war der edle Schleiermacher der Bedeutungsvollste; an die Spitze der Gegner von geistlichem Stande hatte sich der Oberhofprediger Ammon in Dresden gestellt. Es schien jedoch, als wenn die Thesen auch noch in anderer Weise als in jener der literarischen Streitigkeiten, nicht nur, wie ihr Verfasser gesagt hatte, den Rationalisten, sondern ihm selber, persönlich „auf den Leib brennen“ sollten. Solche Stellen in denselben, wie im 14. und 30. Satz: „während keine Wacht in unserer Kirche war“ — wie 64 und 65, darin man eine Anforderung an das Volk zu sehen meinte zur Uebernahme des Richteramtes über seine Prediger und zur Selbsthülfe gegen vermeintliche Irrlehrer, und andere Sätze, darin man

sogar die Absicht erblicken wollte, die ehrwürdigsten Gegenstände zum Gespötte und Gelächter zu machen, waren vom königlichen Oberkonsistorium im schwärzesten Lichte aufgefaßt und in solchem vor den Staatsrath gebracht worden. Man sprach im Kreise der Freunde wie der Feinde die nahe Absetzung des Harms von seinem Amte, als eine wahrscheinlich unvermeidliche Sache aus, und wenn die Konsistorien wie Oberkonsistorien allein freie Hand gehabt, wenn nicht der hierin anders gesinnte König und einige seiner Räthe auch ein Wort dabei zu sprechen gehabt hätten, dann würde es wohl auch dazu gekommen sein. Hatte doch schon ein wohlgesinnter Mann in einem anonymen Briefe dem „ungerecht Verfolgten" für den vielleicht nahen Fall seiner Absetzung eine Stätte zugesichert, dahin er mit Frau und Kindern ziehen und seine Versorgung finden sollte.

Es hat Einer, der mit diesen Wegen wohl bekannt war, gesagt, ein Bekenner der Wahrheit, der noch nicht mit einer ganzen Fluth von Lästerungen von der Welt getauft sei, der sei noch nicht recht getauft. Nun, eine solche rechte Taufe war in der That dem Claus Harms reichlich widerfahren in dieser Zeit, welche er selber die bewegteste nennt, die er erlebt habe, nach innen so sehr, wie nach außen. „Nach außen durch die Arbeiten, zu denen er als Vertheidiger der Wahrheiten, die er in seinen Thesen ausgesprochen, gegen die Feinde und Verdreher seiner Worte genöthigt war, nach innen durch den unablässigen Drang „das hinaus zu beten, was sich auf sein Herz warf, und hinein zu beten, was sein Herz stärkte." Doch bei all' den schweren Erfahrungen, die er machte, stand er, wie er sagt, „so muthig in seinem Kampfe, einige trübe Tage oder Nächte abgerechnet, daß er zum Wohlgefallen kam an den Kränkungen, die man ihm zufügte." Gab es

doch auch mitten in den langanhaltenden trüben Heimsuchungen immer wieder neue Tröstungen. Namentlich gehörte zu diesen Tröstungen, „welche ja alle von oben kommen", die sich immer gleich bleibende, außerordentliche Theilnahme an seinen Predigten. Diese waren allerdings so, wie Harms selber die rechte Predigt: die Glaubenspredigt beschreibt, „gehoben von dem gewaltigen, überweltlichen Flügelschlag des heiligen Geistes, der die Apostel und Propheten getragen hat. Die (rechte) Predigt beruht auf der Gabe der Prophetie, neben der Lehrgabe."

Nun, die Taufe, in welche Harms bei Gelegenheit seiner Thesen genommen worden war, ist nicht umsonst gewesen. „Das weiß ich wohl", so sagt er, „daß meine Thesen allein die große Veränderung nicht hervorgebracht haben, welche seit 1817 im öffentlichen Bekenntniß, namentlich von der Kanzel, vorgegangen ist. Bis dahin waren die Herzogthümer Schleswig-Holstein fast durchaus rationalistisch, seit diesem Jahre und in wenigen Jahren darnach wurden dieselben fast durchaus orthodox, wenigstens was die Prediger anbetrifft." Im Jahre 1819 konnte Harms einem Kirchenpatron, der ihn darum gebeten, nur 3 gläubige Kandidaten des Predigtamtes vorschlagen, im Jahre 1831 konnte er demselben schon 20—30 nennen. Man hörte damals unter den Studirenden öfters die Redensart: „Twesten bekehrt seine Zuhörer und Harms tauft sie alsdann." Selbst manche schon im Amte stehende Prediger wendeten sich in diesen Jahren vom Rationalismus zur Orthodoxie.

Es sei mir übrigens erlaubt, hier auch noch die Worte eines Mannes mitzutheilen, welcher an dem Thesenstreite mit recht jugendlicher Wärme Theil genommen hat: „Ich bereue es nicht" (so schreibt derselbe), „daß ich in den Jahren 1817

und 1818 ein heftiger Vertheidiger der Thesen, ein überaus eifriger Anhänger von Harms gewesen bin. Dieser hat nichts Anderes gelehrt als Das, was mit dem Glauben in vollem Einklange steht. Dennoch habe ich mich darin getäuscht, daß ich meinte, wenn ich nur ein recht ernstlicher Gegner der Antiharmsianer und Anhänger von Harms sei, wäre ich darum auch schon ein vollkommener Christ. Vor jede menschliche Autorität kann man aufrecht hintreten und sich in ihre Dienste begeben, zu Christo dem Herrn kann man aber nur auf den Knieen, durch rechtschaffene Buße kommen. Nun, das ist auch durch Gottes Gnade an mir geschehen, und ich weiß und erkenne gar wohl, was Vater Harms dazu gethan, daß es mit mir so weit kommen konnte."

Die geistige Bewegung in Kiel und in den beiden Herzogthümern stand nicht einzig und allein in ihrer Zeit da. Wie ein Sturmwind, der hier das Meer in Wogen schlägt, anderwärts die Bäume des Waldes erschüttert, oder die Lawine stürzen macht hinunter in's Thal, so ist die Aufregung zu einem neuen, geistigen Leben damals an gar vielen Orten zugleich wahrgenommen worden. Der Stoß der Wellen im Meere ist es nicht gewesen, der die Bäume im Walde so in lautes Rauschen versetzt, oder der die Schneemassen der Lawine zum Herabrollen gebracht hat, sondern es war der Windhauch von oben her, welcher über Meer und Wälder, wie über den Alpenschnee, hinwegzog und sie alle so kräftig anrührte. Es war nur ein Bild im Kleinen von Dem, was damals im Großen geschehen, als in den Völkern, um jene Zeit „da sich in Jerusalem die Stätte bewegte, da sie versammelt waren", in gar vielen Ländern in Norden und Süden, Osten und

Westen die Erwartung erregte von einem Großen, Neuen, das auf Erden geschehen sollte *). Sind doch öfters selbst in der Wissenschaft, wie in der Kunst zu gleicher Zeit, in den weitest von einander entfernten Ländern und Völkern Bewegungen von gleicher Richtung erwacht; Indien hat mit dem christlichen Europa zugleich Meisterwerke der Tempel erbaut; derselbe Frühling der neueren Völkergeschichte, der in Italien die ersten Blüthen der bildenden, christlichen Kunst hervorrief, hat sie auch am Niederrhein und in Deutschland geweckt; nahe um jene Zeit, da der forschende Menschengeist weit über das Meer auf die Entdeckung neuer Länder ausging, da machte er sich auch auf zur Erforschung der Räume des Himmels und ihrer Welten. So haben sich auch zu gleicher Zeit und ganz unabhängig die eine von der anderen im südlichen Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, ja in Rußland Anregungen eines neuen, christlichen Lebens kund gegeben, welche mit jenen, die der Thesenstreit in den Herzogthümern hervorrief, von verwandter Art waren. Ich bin im Verlaufe meiner Pilgerschaft an mehreren solcher Lichtpunkte und Wächterposten der damaligen Zeit vorübergekommen, und werde ihrer auch noch in diesem Buche gedenken, so hell jedoch, so laut über viele Lande hat kaum ein anderes Licht geleuchtet oder eine andere Wächterstimme die Schlafenden gerufen, als dort zu Kiel in wie aus den Thesen von Harms es geschehen. In welcher Freude ich diese Thesen mit Herz und Mund begrüßt habe, das wird mir, so lange ich lebe, in dankbarer Erinnerung bleiben, aber diese Freude kam mir nicht allein, sondern bald noch eine andere dazu.

---

*) M. v. meine Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, zweiter Band, Kap. 9 S. 270 u. f.

Während es nämlich in meiner nächsten Umgebung, wie ich dieses oben S. 164 u. f. beschrieben, ziemlich dunkel und trostlos aussah, kam ein unerwarteter Besuch zu mir, der mir im reichsten Maaße Beides: Licht wie Trost brachte. Dies war der mir unvergeßlich theure Professor August Neander aus Berlin. Was soll ich von diesem außerordentlichen Menschen sagen? —

Eine hehre Erscheinung in den Zeiten des alten Bundes sind die Nasiräer. Sie, die Verlobten Gottes, bezeugten vor den Augen ihres Volkes den Ernst des Gehorsams gegen ein Gesetz, das Gott ihnen gegeben, bezeugten die Furcht vor der Strafe des Ungehorsams durch den Abscheu vor der Gräuelgestalt des Todes, welcher aus der Sünde kam. Nach ihrem menschlichen Maaße sind sie, so wie Joseph, der Nasir unter seinen Brüdern, ein Vorbild Dessen gewesen, der allein den Gehorsam des Gesetzes erfüllt, dem Tode seine Macht genommen und das Leben wiedergebracht hat. Auch die Zeit des neuen Bundes hat ihre Nasiräer, welche nicht durch den richterlichen Ernst des Gesetzes, nicht durch die Schrecken des Todes, sondern durch Gnade dem Herrn verbunden und verlobt sind für Zeit und Ewigkeit. Diese haben nicht nur seine Gebote, sondern Ihn selber, den Herrn, so wie Er ist, vor Augen, denn sie folgen Ihm, wohin Er gehet und wohin Er sie führet. Die Berührung mit dem Todten kann sie nicht mehr beflecken, denn was des Todes war, das ist begraben und zum Leben auferstanden durch den Glauben; Er selber ist es, der in ihnen lebet. Als das Bild eines solchen Nasiräers im Reiche der Gnade, eines solchen Verlobten des Herrn, ist mir der August Neander erschienen. Ein Mensch, in dessen Munde kein Falsch war, der nicht nur den eigenen Willen, sondern Alles, was er hatte und war, geistig wie

leiblich, dahin gegeben hatte in den Dienst des Herrn, so daß von ihm selber Nichts übrig geblieben war für die Augen der Welt, nichts aber auch für ihn von der Welt der Sinne, aus welcher er, als ein im Geiste Gebundener, hinweggerückt und geschieden war. Ich werde des rührenden Eindruckes nie vergessen, den Neander's, „im Geist gebundene“ Persönlichkeit auf mich machte. Er hatte mein Altes und Neues gelesen und war während der Osterferien 1818 zu mir gekommen, um mich zu sehen. Er, welcher in der demüthigen Einfalt und Unschuld des Herzens wie ein Kind geworden war in der Welt, hatte die Reise unter der zärtlichen Obhut und Pflege seiner Schwestern gemacht. Länger noch und öfter sah ich ihn ein Jahr hernach, wo er mich, meist in Begleitung des Baron von Kottwitz, eines Menschen, der schon auf Erden in der Liebe und im beständigen Nahesein des Herrn selig war, an meinem Krankenbette in Berlin öfters besuchte. Die Liebe, davon sein Herz voll war, sprach sich nicht in Worten aus, aber man fühlte ihre Kraft, man empfand ihre Wärme und jedes seiner Worte war durchleuchtet von einer so freudigen Gewißheit des Verständnisses, daß der Geist des Hörers davon lebendig wurde.

Ich habe in meinem Leben, obwohl in vieler Unlauterkeit, manche Menschen geliebt, nur wenige aber so wie den Neander; sein Tod, obgleich es keiner war, hat mich tief bewegt. Hätte man die eigenen, wie ein Geschwätz zugebrachten Jahre den deinigen zulegen können, du theures, fruchtbares Leben; es wäre wohlgethan gewesen; aber es ist nicht das Unsrige, was wir in Hoffnung leben und sind.

Neander ist, seiner Geburt nach, einer der erwählten Erstlinge aus Israel gewesen. Wenn man auf die Zeit

zurückblickt, in welcher der Zug in ihm erwachte, der ihn zu dem Lichte des Lebens führte, für dessen Strahlen sein Volk keine geöffneten Augen hat, dann erkennt man wohl, daß auch bei ihm nicht die fleischlichen Augen es waren, die das Licht mitten in der Finsterniß sahen, das über dem Leben der ungläubigen Christenheit und über dem Geiste lag, welche damals in den Schulen der vorherrschende war. Aber auch die Blinden, die in der Welt leben, können es nicht vermeiden, von dem Lichte zu sprechen, das ihre Augen nicht sehen, und wie der früheste unter den Weisen des Alterthums, die wir kennen, von der Weisheit, die von Anfang war, sagt: „selbst die Verdammniß und der Tod müssen es aussprechen, daß sie mit ihren Ohren ihr Gerücht gehört haben“ (Hiob 28 V. 22). Dem Neander war ein inneres Auge geöffnet, welches in der Finsterniß nur das Licht sah, das hereinstrahlte. Und wie er diesen Strahlen nachzugehen und sie aufzufinden wußte, das bezeugen schon die Schriften seiner frühesten Jugend: sein Kaiser Julian, sein heiliger Bernhard, die er in seinem 23. und 24. Jahre schrieb; seine Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens und die vollendete, gereifte Frucht seines Erkennntnisses, „die allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche.“ Doch ich kann und will hier nicht von den Werken des Mannes reden, der für das Reich der von ihm erkannten Wahrheit unermüdet thätig war, sondern erinnere nur einige der noch lebenden Freunde an die wahrhaft lieblichen Züge aus dem Leben Neander's, während jener Zeit, die er als Privatdozent und Professor in Heidelberg mit den ehrwürdigen Männern: Daub, Kreuzer, Schwarz verlebte, denen er mit kindlich treuer Liebe sich anschloß, so wie in Berlin, dahin ihm bald nachher der Ruf kam,

vor Allen an Schleiermacher. Neander's, des Nasiräers Andenken und Bild lebt fort in dem Herzen und dem Wirken seiner treuen Schüler, die er für das Leben des Geistes ausgeboren hat. Denn ob er gleich schon während seines Erdenlebens ein aus der Welt Abgeschiedener war, so ist er dennoch mit Leib und Seele, von ganzem Herzen und mit allen Kräften des Geistes bei Denen gewesen, die mit ihm die Wahrheit suchten und liebten. Und bei diesen ist er fortlebend geblieben und wird es bleiben, so lange es Ihresgleichen gibt.

Mittelbar, durch Briefe, hatten mich auch der theure Baron von Kottwitz, Fr. v. Meyer, mein alter, lieber Jugendfreund Hartmann, der damals in Hamburg lebte, und noch mehrere andere mit mir durch die gleiche Liebe befreundete Männer, in meiner damaligen trübseligen Verlassenheit besucht und durch ihren freundlichen Zuruf gestärkt. Der Besuch von drei wackeren, wohlgesinnten Kandidaten der Theologie aus Würtemberg that meinem Herzen, das an Heimweh nach dem lieben Süden von Deutschland krank war, sehr wohl und mein werther Namensvetter Schubert, jetzt Pfarer zu Altenkirchen auf Rügen, gab durch seinen Besuch und seine lebendigen Mittheilungen meiner alten, herzlichen Liebe zu dem edlen Volke der Schweden neue Bekräftigung und Nahrung.

Es hat sich zuweilen zugetragen, daß Deutsche, welche in fernen, asiatischen Ländern reisten und an den Hof, etwa des Schachs von Persien oder eines anderen mächtigen Herrschers jener Länder kamen, hier ganz unvermuthet, in der Person eines hochangesehenen Mannes bei Hofe, einen Landsmann auffanden, der sich unter dem orientalischen Kopfputze und dem prächtigen Ehrenkleide seiner fremdartigen hohen Würde die deutsche Gesinnung und ein der

Heimath freundlich zugewendetes Herz erhalten hatte. Man kann sich's wohl denken, welche Freude das für die Reisenden in wildfremdem Lande sein mußte, wenn auf einmal ein so vornehmer, vermeintlicher Perser sie in der Sprache ihrer lieben Heimath anredete und freundlich begrüßte. Eine Freude von ähnlicher Art ward mir zu Theil, als der berühmte Friedrich Karl von Savigny aus Berlin um jene Zeit nach Mecklenburg zum Besuche an den großherzoglichen Hof kam. Welcher gebildete Deutsche sollte nicht diesen Mann aus seinem damals vielverbreiteten Werke: „vom Berufe unserer Zeit, für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" so wie aus den Anfängen seiner „Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter" (Bd. I, 1815) gekannt und ihn geehrt haben als einen hochstehenden Meister der Rechtswissenschaft, als einen Mächtigen des Geistes, der Gedanken und der Sprache. Als einen Solchen betrachtete auch ich Savigny in herzlicher Achtung. Aber wie freudig wurde ich überrascht, als mich dieser große Meister und Lehrer in den Schulen des menschlichen Wissens in der wohlthuenden Sprache eines Jüngers aus der Schule der göttlichen Weisheit anredete. Savigny hat mit der Geschichte des menschlichen Rechtes und seiner Gesetze, die am Sinai ihren Anfang nimmt, zugleich die eines göttlichen Rechtes lebendig erfaßt, welchem auf Golgatha seine vollkräftige Genüge geschehen ist.

Ich weiß Vieles, das ich dem Besuche Savigny's in Mecklenburg zu danken habe, und weiß vielleicht nicht Alles. Die freundliche Beachtung, die er mir bezeugte, ist auf die höheren Kreise meiner Umgebung nicht ohne Einfluß gewesen, sie hat hier das mächtige Vorurtheil, das gegen mich ausgebrochen war, gemildert, und selbst hin

und wieder in günstiger Weise umgestimmt. Ich selber hatte ein solches Vertrauen zu dem Herzen des Mannes gewonnen, daß ich ihm schon mündlich, noch mehr aber in Briefen, unverholen die äußere wie innere Haltlosigkeit meiner damaligen Stellung beschrieb und mein sehnliches Heimweh gegen ihn aussprach, hinwegzukommen von diesem unter mir schwankenden Boden, auf den feststehenden meines eigentlichen natürlichen Berufes. Savigny sprach mir guten Muth ein. Er zweifelte nicht daran, daß sich mir bald ein Ausweg eröffnen werde aus der Irre, in die ich gerathen war, ja er selber, vielvermögend in seiner einflußreichen Stellung, gab mir Hoffnung dazu.

So wie ich oben S. 174 meinen Lesern es versprach, habe ich sie in diesem Kapitel, darin ich eine Strecke meines Pilgerweges beschrieb, welcher durch tiefen Sand ging, nur mit den Kirchthürmen und ansehnlichen Ortschaften bekannt gemacht, die mir damals zu beiden Seiten der Straße vorzugsweise in's Auge gefallen und für meine späteren Wanderungen durch das Leben bedeutend geworden sind.

## 14. Kleinmuth und Hoffnung.

Nur wenige Menschen mögen wohl die Wahrheit des Spruches: daß unser Herz ein trotzig und verzagtes Ding sei, so oft, so lebendig an sich erfahren haben, als ich. Vor Allem ist mir dieses während meines Aufenthaltes in Mecklenburg geschehen. Was waren doch dort die kleinen Anfechtungen, die ich nach Kap. 12 von Andersgesinnten zu erdulden hatte, gegen die Taufe der Feindseligkeiten und öffentlichen Lästerungen, welche über den treuen Harms kam, was waren alle die äußeren Veranlassungen zum Mißmuth und zur Ungeduld, welche mir zustießen,

im Vergleiche mit jenen, welche viele meiner weiter geförderten Freunde getroffen hatten. Und dennoch gab ich mich, wie ich oben S. 171 es beschrieben, einer Verzagtheit und Traurigkeit hin, welche keineswegs jene göttliche war, die zum Leben, sondern die irdische, die zum Tode führt.

Ich hätte die Wahrheit dieses Ausspruches über die Folgen einer Traurigkeit der Welt im wörtlichen Sinne an mir selber wahrnehmen und fühlen können; ich wurde von einem leiblichen Uebel ergriffen, welches sich öfters zu der grämlichen, ärgerlichen Stimmung der Seele zu gesellen pflegt: einem Leberleiden, das zehn Jahre nachher, während einer länger anhaltenden, gleichartigen Stimmung zu einem Gefahr drohenden Ausbruche kam. Da wirkten dann Leib und Seele zusammen. Wenn ich, im Freien gehend oder in meinem Zimmer allein war, so wie in den schlaflosen Nächten, von denen ich öfter heimgesucht wurde, grub ich mich immer tiefer in meinen Kummer hinein, überließ mich ganz der Pein der inneren Vorwürfe darüber, daß ich mich selber, wie ich meinte, durch eigene Wahl und Schuld in meine jetzige Lage hineingebracht habe. Und hierbei habe ich an mir einen Wechsel der Stimmungen erfahren, die mit einander im vollkommensten Widerspruche standen; denn wenn ich unter den nahen Bekannten und Freunden war, vor denen ich das Gewimmel der Sorgen und trübseligen Gedanken in meinem Inneren nicht sehen lassen wollte, da gewährte ich öfters dem Hange meines Naturells zum Scherz und Muthwillen so ungehemmten, freien Lauf, daß ich mich dieser Anwandlungen eben so sehr zu schämen hatte, als der entgegengesetzten zum Kleinmuth und zur Verzagtheit.

Es kam auch noch eine andere schwere Heimsuchung

über mein Haus und mein Herz. Mein einziges Kind, meine Tochter Selma, erkrankte an einem heftigen Nervenfieber, welches damals viele Erwachsene und Kinder der Gegend dem Grabe zuführte. Auch sie schien diesen Weg gehen zu sollen; der Arzt, den ich zu Hülfe gerufen, gab wenig, ja fast keine Hoffnung. Welche Nächte waren das, die ich am Krankenbette des Kindes durchwachte. Und dennoch brach in das innere Dunkel ein Licht der Hoffnung und des Trostes herein, das mir ja niemals ganz verloschen war; das Kind genas zu unserer Freude und lebt noch jetzt als glückliche Gattin, Mutter und Großmutter.

Eine andere Hoffnung noch, welche nicht ohne Erfüllung blieb, ging mir nahe um diese Zeit wie ein Morgenstern auf, der das Nahen eines neuen, heiteren Tages verkündet. Auch Schelling, nach S. 173, hatte mich ermahnt, an den edlen, so wohlwollend gegen mich gesinnten Minister von Lerchenfeld zu schreiben, diesem meine peinliche, unsichere Stellung in Mecklenburg aufrichtig zu schildern und ihn um seine Hülfe zu bitten aus meiner Noth. Ich hatte mich zu diesem Schritte nicht sogleich entschließen können. Eine Scham, zur Unzeit, hielt mich davon ab. Wie hatte sich der für meine Wahl so ernstlich besorgte Lerchenfeld, der die Welt so wie mich besser kannte, als ich, so angelegentlich bemüht, mir von dem Hinaustreten aus meinem angemessenen Berufe abzurathen und mich in Bayern fest zu halten und wie war ich gegen alle seine Vorstellungen und Anerbietungen so taub gewesen, ja, wie ich meinte, in unverzeihlicher Weise gegen alle seine Güte so unerkenntlich und gefühllos. Wie durfte ich es jetzt wagen, mich dem verehrten Manne, wenn auch

reumüthig, mit einer solchen Bitte zu nahen, die mit meinem früheren Benehmen in so grellem Widerspruche stand? Da geschah mir etwas, das ich noch jetzt zu den beachtenswerthen Erfahrungen meines inneren Lebens zähle. In einer meist schlaflos zugebrachten und mit Sorgen durchkämpften Nacht gedachte ich jener Stelle des Propheten Jesaia 49, V. 15, in welcher sich das ewige Erbarmen mit der Liebe einer Mutter vergleicht, die ihres Kindes nie vergessen kann, mit dem trostreichen Schlusse: „und ob sie sein vergäße, will ich doch Deiner nicht vergessen.“ Diese Worte aus dem Munde der Wahrheit ergriffen mich so lebendig und so tief, wie noch niemals. Ich faßte jene ewige Mutterliebe bei ihrem gegebenen Worte, gleichwie bei der Hand an und mir war es in meinem Inneren, als ob mich Jemand versichere: noch heute soll sich dir ein Weg der Rettung aufthun. Mit diesem Gefühle der Hoffnung stand ich auf, wartete mit Ungeduld auf den Postboten, dieser kam wie gewöhnlich am Vormittag, brachte einen Brief aus Nürnberg; ich erkannte die Hand, es war die meines lieben, brüderlichen Freundes Tobias Naumann, Kießling's Neffen. Ich dachte: „Was kann dir dieser liebe Mensch sagen, das eine trostreiche Aussicht auf Rettung aus deiner Lage gäbe,“ las den recht aus warmem Herzen gekommenen Brief selber mit warmem Herzen und fand zwar in seinem Hauptinhalte nichts Anderes, als den theuren lieblichen Nachklang aus dem Zusammenleben mit den Nürnberger Freunden in Geist und Gemüth, an seinem Schlusse aber noch eine dringende Aufforderung im Namen aller dieser Freunde, mich an den Herrn Minister von Lerchenfeld zu wenden, mit der Bitte, mir wieder in Bayern eine Werkstatt und Ruhestätte für mein Leben

zu eröffnen. Da wurde mir es auf einmal zur vollen Gewißheit, daß dieser Schritt nach Gottes Rath und Willen sei: ich schrieb an den vielvermögenden Freund.

Ich läugne nicht, daß mir es ein wenig bange war vor der Antwort. Es war mir zu Muthe, wie einem reumüthigen Knaben, der, seinem Vater unfolgsam, einen ganz anderen Weg gegangen ist, und ein ganz anderes Geschäft verrichtet hat, als das, was der Vater ihm angerathen hatte und welchem es bei diesem Verlaufen aus dem Elternhause gar nicht sonderlich nach Wunsch ergangen ist. Während dieser dem Vater seine Unfolgsamkeit bekennt und ihn um Wiederaufnahme unter das elterliche Dach und in seine Pflege bittet, macht er sich zugleich gefaßt auf einen wohlverdienten väterlichen Verweis. Auch ich dachte es mir nicht anders, als daß Lerchenfeld mich zunächst daran erinnern werde, wie er mir ja Alles, was mich jetzt betroffen, vorausgesagt, und mich vor dem Verlaufen von dem mir angewiesenen Wege so treulich gewarnt habe, ich aber sei hartnäckig auf meinem Plan und Willen bestanden. So aber that mein hochsinniger Freund in seiner zartfühlenden, schonenden Liebe nicht. Ich kann mir es nicht versagen, hier einige Stellen aus seinem Briefe mitzutheilen, den ich nicht erst etwa nach langem Warten und Harren, sondern, wenn man die Entfernung der beiden Orte von einander, an denen wir lebten, und den damaligen Lauf der Posten in Anschlag brachte, in möglichst baldiger Zeit erhielt. Ist doch jener Brief ein Hauptdokument aus der Geschichte meines Lebens und zugleich dazu geeignet, den Leser einen Blick in dieses reine, treue Herz thun zu lassen, das nur von Gott und von den nächsten Freunden ganz gekannt und gewürdigt war.

„Mit inniger Theilnahme habe ich, mein lieber theurer

Schubert, Ihren herzlichen und vertrauensvollen Brief gelesen. Wohl dachte ich mir, daß es einen tiefen Grund haben müsse, warum Sie mir so lange gar keine Nachricht gaben und da ich Sie nicht ohne Besorgniß so fern von Ihren Freunden und von den Ihnen so lieb gewordenen Verhältnissen ziehen sah, so besorgte ich jene düstere, schmerzlich wehmüthige Empfindung, die Ihr lieber Brief dem Freunde darstellt. Ja, mein guter, lieber Schubert, es ist ein ungemein schmerzliches Gefühl, sich in einem Verhältnisse zu finden, das uns eine unser Inneres nicht befriedigende Thätigkeit anweist und wo wir demnach selbst fühlen, daß wir in diesem engen Kreise uns nicht mit der nöthigen Freiheit und Sicherheit bewegen, um ihn ganz auszufüllen und in demselben wenigstens so viel als möglich zu leisten." — — L. spricht hierauf zuerst von meinen literarischen Arbeiten und da ich ihm von dem Wunsche, der schon damals mich erfüllte, ein Werk von dem ohngefähren Inhalte meiner Geschichte der Seele zu schreiben, Einiges gesagt hatte, wünscht er mir die Vollendung desselben in einer heiteren Gemüthsstimmung — — „denn Gott wird auch Ihren innigen Wunsch, jener Wissenschaft, die den Geist erhebt und das Gemüth veredelt, Ihr ganzes Leben, Ihre ganze, ungetheilte Kraft zu weihen, gewiß erfüllen."

Und daß dieses bald geschehen möge, dazu hatte der edle, in seiner treuen Fürsorge unermüdete Freund bereits die Einleitung getroffen. Er hatte sogleich mit jenen anderen Männern im Ministerium gesprochen, welche hierbei von bedeutendstem Einflusse waren und hatte diese sehr geneigt gefunden, mich für Erlangen zu ernennen, sobald die Verhältnisse der dortigen Universität festgestellt seien. Ich solle, nach dem Wunsche des Kultus- und Studienministers, eine Vorstellung übergeben, darin ich, auf meine

früheren Verhältnisse in Bayern mich beziehend, meinen Wunsch ausspräche. „Er schätzt sie sehr und wird mit Freuden dazu mitwirken, Sie Ihrem wahren Berufe wiederzugeben." Er selbst, Lerchenfeld, erbietet sich, meine Vorstellung an die rechte Behörde zu fördern, und verspricht, daß, sobald die Verhältnisse dieses nur immer gestatteten, mein Wunsch erfüllt werden solle. „Und bis dahin, mein guter, lieber Schubert, seien Sie gutes Muthes und machen Sie, daß, wenn Sie den kälteren Norden verlassen, Sie dennoch daselbst ein tiefes Andenken in den Herzen Ihrer Zöglinge zurücklassen, was bei Ihnen zuverlässig der Fall sein wird. Auch bei Hofe wird Ihnen — — — — die gerechte Anerkennung nicht entgehen. Suchen Sie nur selbst alle Schüchternheit zu entfernen, und in ruhiger Bescheidenheit, ungezwungen und natürlich sich in diesem Kreise zu bewegen, indem bescheidene, anspruchslose Menschen zwar nie eine Hauptrolle spielen, aber dennoch oft von allen Theilen zum meisten geehrt sind." Bis Ihr Unterricht bei der Prinzessin geschlossen ist, hoffe ich zuverlässig, daß auch Ihre Anstellung im alten Vaterlande verwirklicht werden kann." Hierauf folgen Nachrichten von meinen Freunden in München: von Schweigger, welcher den thätigen Beruf als Lehrer dem eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften gerne vorgezogen habe und deshalb dem Rufe an die Universität Erlangen gefolgt sei; von unserem gemeinsamen Freunde Emil von Herder; Mittheilungen aus dem lieblichen Kreise seiner eigenen Familie, dann der Schluß: „Nun leben Sie wohl, guter, lieber Schubert! Vertrauen Sie auf Gott, der Sie Ihrer Bestimmung wieder geben wird, behalten Sie guten Muth, heiteren Sinn und den festen Vorsatz, so lange Sie in Ihren Verhältnissen noch bleiben, sich ihnen mit Liebe und herz-

licher Ergebung zu widmen, dann wird Alles recht werden. Schreiben Sie von Zeit zu Zeit Ihrem herzlich ergebenen Lerchenfeld."

Dieser Brief, der so ganz in dem herzlich liebevollen Tone der früheren Briefe war, rührte mich tief und gab mir neuen, frischen Lebensmuth. Ich schrieb sogleich die „Vorstellung" an das königliche Ministerium nieder, zu welcher mein edler Freund mich aufgefordert hatte und gab sie mit meinem Dankschreiben an diesen zur Post. Ich lebte jetzt vergnüglich auf der sonnigen Höhe meiner Hoffnungen, wie das Murmelthier in der reinen Himmelsluft seiner Alpen, hielt mich aber wie dieses gerne vom Geräusch des Tieflandes zurückgezogen, führte im Umgang mit einigen der nächststehenden Freunde ein stilles Leben. Aber die Entscheidung auf mein Bittgesuch, aus München, ließ lange auf sich warten. Der Winter von 1817 auf 18 war vergangen; ich hatte noch keine Antwort. Endlich, im Frühling kam eine, die das große Amtssiegel als Abzeichen an sich trug. Ich erhielt dieses Schreiben am Morgen eines Tages, den wir zum Annahen an den Altar des Herrn, zum Genusse des heiligen Abendmahles bestimmt hatten. Nach der damals in Ludwigslust bestehenden Einrichtung war dieses zwar ein Wochentag, doch hielt ich es für unrecht, seine hehre Feier durch Gedanken an mich selber und an das arme, irdische Leben zu entweihen; ich legte das Schreiben uneröffnet zur Seite. Und es war wohl gut, daß ich mich vorher mit anderer Kraft angethan hatte, als die eigene ist; der Inhalt des Schreibens würde mich sonst in fast zerschmetternder Weise niedergeschlagen haben. Es kam nicht vom k. Ministerium in München, sondern vom akademischen Senat in Erlangen, welchem wahrscheinlich meine Vorstellung vom Ministerium

mit der Weisung zugegangen war, auf mein Bittgesuch möglichste Rücksicht zu nehmen. Der Senat konnte jedoch nichts Anderes thun, als mir mit Bedauern anzeigen, daß keine Stelle an der Universität für mich offen sei, indem auch die zweite, bisher noch freie Stelle der naturgeschichtlichen Lehrfächer durch Nees von Esenbeck besetzt sei.

Welche Nachricht war das für mich! Vorher voll so freudiger Hoffnungen, im Vollgenuß so naher, lieblicher Aussichten; wie ein Wanderer nach den Alpen, der diese, was leider nur ein Vorzeichen des bald ausbrechenden Regenwetters war, ganz nahe vor sich sah, und nun auf einmal ein Dunkel der niederströmenden Wolken, in welchem man kaum 10 Schritte vor sich hinschauen konnte und ein hochangeschwollenes Wasser, das alle Brücken hinweggerissen hatte, zwischen dem Wanderer und dem Ziele seines Weges. Aber, wie ich schon sagte, ich hatte mich mit einer anderen Kraft angethan, als meine eigene war; ich nahm die betrübende Botschaft mit ziemlich stiller Fassung und Ergebung auf. Doch das eigene Wollen und Fühlen trat gar bald wieder hervor und wie Einer, der die Wunden, die er im Kampfe empfangen, im Feuer der Aufregung anfangs nicht empfunden, fühlte ich ihre Schmerzen jetzt in verdoppeltem Maaße. Man fragte mich wohl, warum ich so niedergeschlagen, so traurig sei, ich hatte die Freuden meiner vermeintlich nahen, guten Aussichten mit keiner Seele als mit der meiner treuen Hausfrau getheilt; so that ich auch mit den Schmerzen meiner Enttäuschung.

Doch war meine Stellung, die innere wie die äußere, jetzt bodenloser geworden, denn jemals. Ich hatte mich in der muthigen, ja fast übermüthigen Stimmung, darein ich durch die vermeintlich nahen, guten Aussichten gerathen war, von dem Boden, in welchem ich mich niemals fest ge-

wurzelt fühlte, völlig losgerissen. Ich war fest entschlossen, wieder nach der Heimath all' meiner Neigungen und Wünsche zurückzukehren. Oft fiel mir der Gedanke ein: ach wärest du doch lieber Zeugschmied oder irgend ein anderer Eisenarbeiter geworden, wie du es in deiner Jugend (nach I S. 133) wolltest: das Handwerk hat einen güldenen Boden; der fleißige Arbeiter findet da überall sein Brod und kann als Bürger in der Stille und Zurückgezogenheit leben. Nun wohl, dachte ich weiter, du hast ja auch als Student ein Handwerk erlernt, du bist ja Arzt und promovirter Doktor, als solchem steht dir, zwar nicht, wie es in der (damaligen) Promotionsformel lautete, das ganze h. römische Reich, wohl aber irgend ein Ländchen oder Oertchen offen, wo du für dich und dein Haus dein Brod und wohl auch noch Zeit finden kannst, so wie du gern möchtest, als Schriftsteller zu wirken. — Das letzte der drei Jahre, auf deren Dauer der Unterricht bei meiner hohen, lieben Schülerin vorausbestimmt und berechnet war, hatte jetzt (im Frühling 1818) begonnen, mir schien es unerläßliche Pflicht, meinen Entschluß, die mir übertragene ehrenvolle Stellung zu verlassen, frei gegen meine Herrschaft auszusprechen. Der gegen mich immer so wohlwollende, freundlich gesinnte Hofmarschall von Oertzen fragte mich, wohin ich gehen wolle? Ich konnte das nicht sagen, denn ich wußte es selber nicht; man hielt meine Erklärung für die Eingebung einer vielleicht bald vorübergehenden trüben, hypochondrischen Stimmung, die man aus Nachsicht nicht weiter beachten wollte. Man begriff nicht, aus welchen vernünftigen Gründen ich meine äußerlich so vortheilhafte Stellung aufgeben möchte, und ich selber, wenn ich so nach allen Seiten hin meine Gegenwart und die Zukunft bedachte, der ich entgegengehen wollte, begriff

mich auch nicht. Würde doch auch der Vogel im goldenen Käfig, darin er sein reichliches Futter und die sorgsamste Pflege hat, den Naturdrang nicht begreifen, der ihn, selbst beim Herannahen des Winters, wo es für ihn draußen im Felde nur wenig oder kein Futter gibt, so mächtig hinauszieht in's Freie, und doch ist und bleibt dieser Drang ein unwiderstehlicher.

Bei dieser Gelegenheit mußte ich abermals, mit recht dankbarem Herzen es erkennen, wie beständig mein lieber Herr Erbgroßherzog in seiner wohlwollenden Gesinnung gegen mich geblieben sei. Wohl mag es gerade nicht nach seinem Sinne gewesen sein, daß ich mit, so wie ohne meinen Willen nach so manchen Seiten hin Anstoß gab, auch sah er mich etwas seltener als sonst, aber sein Zutrauen gegen mich als zu einem Menschen, der guten Willen und brauchbare Gaben besitze, hatte sich nicht vermindert. Auch der Großherzog Friedrich Franz gab mir um diese Zeit einen Beweis seines großen Vertrauens und seiner Bereitwilligkeit, mich auf eine Weise zu beschäftigen, die meinem natürlichen Berufe und meinen Neigungen recht zusagen könne. Wie sich dieser Herr während seiner ganzen Regierungszeit als ein sorgsamer Hausvater erwiesen hatte, welcher alle Naturgaben und Kräfte seines Landes wohl zu Rathe halten und für den gemeinsamen Wohlstand benutzen wollte, so war ihm auch, bei dem starken Verbrauche der Kohlen durch die damals eben beginnende Dampfschifffahrt auf der Elbe der Gedanke eingekommen, die Kohlenlager, von denen sich hin und wieder in seinem Lande deutliche Spuren zeigten, bergmännisch genauer untersuchen zu lassen, und sie wo möglich nutzbar zu machen *). Friedrich Franz konnte

*) M. s. über diesen Gegenstand Dr. G. A. Brückner's obenerwähnte Schrift S. 64 u. f.

nie müßig sein, Pläne und Gedanken von solch' landesväterlicher Art griff er nicht nur mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit auf, sondern hielt auch fest an ihrer Ausführnng durch alle dazu nöthigen Mittel. In einer Hügelkette unweit der Elbe hatte man schon seit älterer Zeit Kohlen gefunden, welche zwar, wie die tiefere Untersuchung zeigte, nur zu einem ziemlich weit verbreiteten Braunkohlenlager gehörten, dennoch aber dem Landesherrn einer sorgfältigeren Beachtung werth schienen. Einige Handstücke (angeblich) aus der Gegend von Bockup, welche man zeigte, näherten sich ihrem Aussehen nach sehr der nutzbaren Pechkohle, das unweit von Bockup, bei Karenz zu Tage ausstehende Flötzgebirge, schien einige Hoffnung selbst auf das Vorhandensein von Schwarzkohlen zu geben. Ich ließ mich alsbald und gerne dazu bereit finden, das Geschäft der gründlicheren Erforschung des Bockuper Revieres zu leiten. Einige treffliche Bergleute, namentlich ein sehr verständiger Steiger (Namens Mengebier) wurden von auswärts her berufen und in den Dienst des Landesfürsten genommen. Der Hügel von Bockup wurde durch sorgfältige Bohrversuche bis zu einer nicht unbedeutenden Tiefe erforscht, ein Schurfschacht zu dem Kohlenlager hinabgesenkt. Es traf dieser Versuch freilich in die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Mecklenburg; ich habe seine Beendigung dort nicht erlebt, doch ist wohl derselbe für die genauere Bekanntschaft mit dem Braunkohlenlager jener Gegend nicht ohne Nutzen gewesen*). Mir selber aber hat dieser kleine Streifzug in das Gebiet und die Geschäftigkeit des „Bergbaues" in

*) Ich hatte, in einem schriftlichen Berichte auf die Möglichkeit hingedeutet, daß sich, vielleicht selbst auf Braunkohlenlagern noch ein werthvollerer Gegenstand als die Kohlen sind, finden könne. Hiermit hatte ich aber den Bernstein gemeint, der

meiner damaligen trüben und gedrückten Stimmung ganz überaus wohlgethan; die einzelnen Stunden oder Sonntage, welche ich, zuweilen in Gesellschaft der Meinigen, so wie einiger junger Freunde bei Bockup zubringen durfte, sind mir recht liebliche Ausruhe- und Friedensstunden für Leib und Seele gewesen. Namentlich gedenke ich noch gern des freundlichen Obdaches in einer benachbarten Mühle, welche den langen Namen „Finden wir uns hier" führt, wie man sagt, weil zwei Brüder, die in tödtlichen Haß gegen einander entbrannt waren, hier unvermuthet zum Zweikampf mit blutigem Ausgange sich zusammenfanden. Ich aber und mein lieber, junger Freund Zahn fanden uns hier, so wie in der Kirche des treuen gläubigen Pfarrer Müller in Dömitz nicht zum Kampfe, sondern zum Friedensgenusse zusammen.

Freilich ward dann, wenn ich wieder zurückkam, in mein alltägliches Leben, das Gefühl der Heimathlosigkeit in demselben nur desto peinlicher, und nur in den Stunden, die ich als Lehrer der jungen Herzogin oder als belehrender und erzählender Freund der jüngeren Kinder des Erbgroßherzogs zubringen durfte, vergaß ich mein Heimweh, denn bei diesen jungen Seelen fand ich fortwährend die gleiche Theilnahme und kindliche Anhänglichkeit, die noch jetzt in der Erinnerung ein Trost und eine Freude meines Alters ist.

Der edle v. Savigny hatte meiner, im Drange seiner großen Geschäftigkeit, nicht vergessen, ich erhielt in der Zeit meiner größten inneren Unruhe von ihm einen Brief, der mir mit anderem freundlichen Troste auch die Aussicht

selbst in weiter von der Küste abgelegenen Gegenden von Mecklenburg, obwohl sparsam gefunden wird, keineswegs, wie man mir aufbürden wollte, andere Kostbarkeiten.

auf eine amtliche Anstellung in Preußen eröffnete. Aber ich hatte mehr denn jemals, seit meiner Verirrung von dem Wege des inneren wie äußeren Berufes, der mir durch angeborenen Trieb, so wie durch die Führungen meines Lebens angewiesen war, diesen Beruf lieb gewonnen und schätzen gelernt; ich wollte, sei es auf welche Weise? im Dienste der Naturwissenschaften bleiben; die mir so wohlwollend angetragene Stelle hätte mir zwar Brod und Ehre gegeben, was ich ja beides auch in Mecklenburg genoß, zugleich aber hätte sie mir für meinen eigentlichen Beruf weder Zeit noch Kräfte übrig gelassen. Dieses schrieb ich dem so gütig für mich besorgten Freunde in meiner dankbar ablehnenden Antwort.

Ich habe es in meinem Leben nicht nur einmal, sondern öfters erfahren, daß irgend ein sehnlicher Wunsch, irgend eine scheinbar sichere Hoffnung meines Herzens so lange unerfüllt blieben, bis die leidenschaftliche Heftigkeit und Unruhe, welche ich dabei fühlte, mir vergangen waren. Wenn ich dann kaum mehr an die Gewährung meines Verlangens dachte, wenn ich die liebe, schöne Hoffnung ganz aufgegeben hatte, dann auf einmal fiel mir ohne mein Bemühen und Suchen die Erfüllung, wie eine Gabe von oben in den Schooß, ja sie ward mir wie im Schlafe gegeben. So ist mir es auch mit meinem Wunsche ergangen, zurück nach Erlangen zu meinen Freunden und auf die verlassene Bahn meines Berufes zu kommen. Die Erfüllung schien Anfangs so sicher und so nahe, unversehens war sie in meinen Augen unmöglich geworden. Ich hatte mich jetzt in diesen Wechsel ergeben, ich war darüber in meinem Herzen still und ruhig geworden, ich hatte ein anderes „Stillesein und Hoffen“ gelernt, das nicht auf einem Rufe nach Erlangen oder anderswo beruhte, son-

dern auf einem allgemeineren, festeren Grunde, und dieses gerade war es, was ich erst noch lernen sollte, ehe mein Führer mich weiter fortschreiten ließ auf meinem Wege. Ehe ich hier von meiner ganz unverhofften Berufung an die Lehrstelle der Naturgeschichte in Erlangen rede, muß ich zuerst einen Blick auf diesen mir so lieb gewordenen Ort und auf die Freunde richten, mit denen ich mich dort wieder zusammenfand.

Ich habe schon im vorhergehenden Bande dieses Buches, in der Geschichte meines Lebens und Wirkens in Nürnberg, mehrmals der glücklichen Führung erwähnt, welche namentlich uns vier nahe befreundete Männer: Schweigger, Pfaff, Kanne und mich als Lehrer am Realinstitute zusammengesellte. In dem Berichte über meinen Abschied aus dem lieben Nürnberg (Bd. II S. 517) erwähnte ich auch bereits vorläufig, daß wir nach Verlauf von drei Jahren uns alle vier in Erlangen wieder zusammenfanden. Ehe jedoch dieses geschah, waren wir in ganz wunderlicher Weise so nach Süd, Nord und West auseinandergestreut worden, daß Keiner von uns an ein neues Zusammentreffen an gemeinsamem Wohnorte denken konnte. Denn Schweigger war als Mitglied an die Akademie nach München gekommen, ich nach Mecklenburg, unseren Freund Pfaff hatte man vorerst an die Universität nach Würzburg versetzt, Kanne zögerte noch in Nürnberg. Da machte sich zuerst Schweigger (nach S. 201) wieder aus München los und trat, seiner vorwiegenden Neigung folgend, in das Lehramt an der Universität Erlangen ein, dann folgte Kanne und jetzt kam auch die Reihe an mich. In der That, unser Zusammensein mußte in einem providentiellen Rathe vorausbedacht und beschlossen sein!

Es war an einem schönen, heiteren Herbsttage, gegen

Ende des Septembers 1818, da befand ich mich, ausruhend von den Geschäften des Tages, mit den Meinigen in unserem Feldstücke, das außer dem Städtchen lag. Ich hatte mich an den Boden gelehnt, sah dem Zuge der Wolken zu, welche der Wind aus Nord nach Süden führte, hörte die Töne der Wandervögel, die desselben Weges mit den Wolken flogen. Mir war dabei recht wehmüthig wohl zu Muthe und ich mochte wohl an die Worte aus dem guten Liede des Paul Gerhard denken: „Der Wolken, Luft und Winden bestimmet ihre Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Nun, ich weiß eben nur, daß ich recht wohlgemuth wurde und in solcher Stimmung am Abende nach Hause ging. Da erhielt ich einige Tage nachher einen Brief von meinem lieben, treuen Schweigger in Erlangen vom 28. September. Ich habe aus dieser Freundeshand, namentlich während meines Aufenthaltes in Mecklenburg, manchen Brief voll warmer Liebe und Tröstungen erhalten, davon ich keinen ohne Rührung lesen kann; solche unerwartete Freude brachte mir aber keiner, wie der vom 28. September. Schweigger schrieb mir, daß er, von Karlsbad zurückkehrend, von meinem mir eben so herzlich treugesinnten Emil v. Herder in einem Briefe dringend ermahnt worden sei, doch einen kräftigen Schritt dafür zu thun, daß ich zu einer Professur an die Universität Erlangen vorgeschlagen werde, welcher so eben von der königl. Regierung ein jährlicher Zuschuß von 15000 fl. bewilligt worden war. Mein guter Schweigger hatte sogleich sich bemüht, den einflußreichsten Männern im akademischen Senate mich für die bis dahin vernachlässigte Lehrstelle der Anthropologie (und Psychologie) zu empfehlen, als einen solchen, welcher die hiezu nöthigen philosophischen, physikalischen und medizinischen Einsichten in sich vereine, hatte

auch die Theologen der Hochschule darauf hingewiesen, daß wohl gerade ich der geeignete Mann sein möchte, Religionsphilosophie und Ethik in christlichem Sinne zu lesen. Er fährt hierauf in seinem Briefe, darin er mir von diesem seinem Bemühen erzählt, so fort:

„Aber sieh nur, sogleich am folgenden Tage bietet sich eine weit bestimmtere Aussicht dar, Dich bei uns zu sehen. Unser Dr. Goldfuß hat den Ruf als Professor der Naturwissenschaft nach Bonn erhalten. Er geht in wenigen Wochen ab. Eben hat er seine Entlassung verlangt. Sogleich ging ich nun zu unserem Prorektor Mehmel, welcher sich wirklich bisher sehr thätig der Universität annahm und einen sehr großen Einfluß gewonnen hat. Dieser, welcher Dich vielleicht weniger gern als Lehrer eines eigenen philosophischen Faches*) hier gesehen hätte, versprach, Alles zu thun mit dem größten Eifer, damit Du als Professor der Mineralogie und Zoologie hier angestellt werdest. Ueberhaupt ist der Wunsch, daß Du hieher kommen mögest, allgemein unter den hiesigen Professoren." — —

„Am Abende desselben Tages, wo alles dieses so frohe Aussichten und Hoffnungen für mich Erregende eingeleitet ward, erhalte ich einen Brief von unserem vortrefflichen Minister von Lerchenfeld." — — Schw. theilt mir hierauf eine Stelle aus diesem Briefe mit, welche auf mich sich bezog und deren Inhalt sich aus S. 201 errathen läßt und fährt dann weiter fort: „Ich gestehe Dir, daß mich diese Gesinnung unseres trefflichen Minister von Lerchenfeld ungemein freute; besonders in den gegenwärtigen Augenblicken mir doppelt willkommen war u. s. w."

Ich war bei dem Lesen dieses Briefes nicht, wie man

*) Mehmel war selbst Lehrer der Philosophie.

zu sagen pflegt, „wie aus den Wolken gefallen", sondern wie in, ja über die Wolken gehoben, und meiner lieben Frau ging es ebenso. Sogar den beiden Kindern theilte ich es ganz geheimnißvoll mit, daß wir vielleicht bald wieder einmal eine Reise nach dem lieben Nürnberg machen würden und der Mund der beiden Mägdlein war voll Jauchzens. Sonst erfuhren nur einige der nächsten Freunde etwas von der Sache; wir warteten in der Stille den weiteren Verlauf ab. Und dieser kam denn auch wenig Wochen nachher zu seinem erwünschten Ende. Schweigger schrieb mir am 20. Oktober: „So eben war H. Prorektor Mehmel bei mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß deine Vokation gekommen sei. Du wurdest nicht blos einstimmig, sondern einzig (nicht wie gewöhnlich mit noch zwei anderen wählbaren) vom Senate bei der königl. Regierung in Vorschlag gebracht. Dein Dekret ist schon von Sr. Majestät dem König unterzeichnet." Der liebe, auch für meine äußere Stellung sehr besorgte Freund gibt mir dann in diesem Briefe noch allerhand Ermahnungen darüber, daß ich nicht so, wie ich ihm geschrieben, mit allen Bedingungen zufrieden sein, sondern nur getrost Das fordern sollte, dessen Gewährung nicht mehr denn recht und billig sei. „Denn", so schreibt er mir, „da wir einmal gefallen sind auf diese Erde, dürfen wir über dem Geistigen und Höheren auch des Gemeinen und Alltäglichen nicht vergessen, besonders darf dieses ein Familienvater nicht." Bald darauf meldete er mir denn auch Pfaff's Einberufung aus Würzburg nach Erlangen und in einem noch späteren Briefe schreibt er mir: „Gestern am Abend kam Dein Brief, unmittelbar nachdem unser Pfaff hier eingetroffen war. So sollen wir denn, durch eine höhere Nothwendigkeit geführt, wie es scheint, wieder zusammenkommen. Aus den ver-

schiedensten Richtungen hatte man uns hingezogen nach Nürnberg, wir fanden uns in der ersten Viertelstunde zusammen, wie alte Bekannte, obwohl wir uns nie zuvor gesehen hatten, und verlebten dann Jahre in derselben ungestörten Eintracht und glücklichen Zusammenstimmung. Ich flog zuerst aus unter Euch, in so ferne wenigstens meine Reiseangelegenheit und mein Ruf nach München zuerst entschieden waren; ich mußte auch zuerst wieder zurück; dann kam Kanne, fast mit Gewalt hieher gedrängt, jetzt unser Pfaff und bald auch Du. Nochmals werden wir aus den verschiedensten Richtungen zusammengeführt durch ein wirklich eigenthümliches Geschick, und gebe Gott, daß diese zweite Auflage unseres Zusammentreffens der ersten wenigstens nicht nachstehe, vielmehr eine vollkommenere und vermehrte Edition sei. Pfaff war gestern nach seiner Ankunft, so dunkel und regnigt es auch war, doch in der ersten Vierstunde bei mir; Kanne, der in meiner Nachbarschaft wohnt, fand sich von selbst sogleich dazu. Dieser, welcher bisher immer hinwegtrachtete vom Universitätsleben, obwohl ihn die Studenten recht gern und fleißig hören, erkennt nun, nicht blos hingebend und folgsam, sondern auch werkthätig und freudig, die höhere Führung an. Und so, mein lieber Schubert, komme denn auch Du, recht eigentlich zur Vollendung des Ganzen, in unseren Kreis wieder zurück, nicht eigenwillig, sondern, ich wag' es mit Vertrauen zu hoffen, einem höheren Willen folgend" u. s. f. In einem noch späteren Briefe, dem letzten, den er mir über die Angelegenheit meiner Uebersiedelung aus Mecklenburg nach Erlangen schrieb, meldet mir mein für mich so viel bemühter Freund, daß auch Nees von Esenbeck dem Rufe von Erlangen nach Bonn gefolgt sei; Wilbrand in Gießen, welcher eingeladen war, seine erledigte Stelle anzunehmen,

habe den Ruf nicht angenommen, und so wünsche man, daß ich zu den beiden anderen Lehrfächern der Naturgeschichte vorläufig wenigstens auch noch das dritte, die Botanik, übernehmen möge.

Die Forderungen, die man in Erlangen an mich machte, waren, wie man hieraus ersehen wird, gerade nicht gering, die äußeren Vortheile aber, die man mir dagegen versprach, waren eben auch nicht groß. Ueberhaupt waren dieses damals die Besoldungen der jüngeren Professoren in Erlangen nicht. Mein Vorgänger Goldfuß hatte für seine zwei Lehrfächer (Mineralogie und Zoologie) 800 fl. jährlich bekommen, Nees von Esenbeck, der nach Bonn mit 1500 Thaler Preuß. berufen ward, gewiß nur wenig mehr. Die alten Herren standen sich freilich zum Theil etwas besser, so daß man ihnen wohl manchmal mit Falstaff hätte zurufen mögen: junge Leute wollen auch leben. Mich schien man auch zu den jüngeren zu rechnen, denn der Senat hatte mich mit einer ziemlich jungen Besoldung in Vorschlag gebracht. Nun hatte mich zwar Schweigger dringend ermahnt, ich möge, wie einige andere von auswärts hereinberufene Lehrer, eine höhere Forderung stellen, ich konnte mich aber dazu nicht entschließen, denn ich war gar zu froh, daß ich wieder nach meinem lieben Bayern und zum Lehramte der Naturgeschichte kam. Ich schrieb deshalb an den Senat, er solle mir wenigstens halb so viel geben als ich, wenn ich Alles zusammenrechnete, in Mecklenburg hatte, und dieses ist mir auch gewährt worden, ich bin im zweiten Jahre nach meiner Vokation mit einer etwas höheren Summe in den Etat gekommen, als in meinem Einberufungsdekrete stand. Nun, ich habe eben immer gedacht, auf's Geld kommt nicht so gar viel an, ich bin ausgekommen, als ich gar nichts hatte, bin ausgekom-

men, da ich etwas Weniges hatte, und auch in Mecklenburg, wo ich recht sehr viel hatte, bin ich so eben ausgekommen. Es kommt hierbei am Ende Alles nur darauf an, daß man glücklich und in Frieden, so wie mit Ehren aus der Welt hinauskommt, herein wird man, wenn man einen guten Abschied genommen hat, ohnehin nicht mehr mögen.

## 15. Ein erschwertes Scheiden.

Während ich (nach Kap. 14) mit mir selber und mit den Gedanken an meine Zukunft beschäftigt, um mich her nur lauter Dunkel sah und in weiter, unsicherer Ferne nach einem Lichtstrahle hinausblickte, dämmerte schon ganz in meiner Nähe, von meinen Augen unbemerkt, ein Morgen auf, der nach gar vielen Seiten hin ein neues Leben weckte. Daß es mit diesem Wecken und Aufwachen lange Zeit so still und von Menschenaugen unvermerkt herging, das hatte seinen guten Grund in der Natur des Vorganges selber. Die Flamme eines brennenden Körpers leuchtet freilich so hell, daß sie alsbald nach ihrem Hervorbrechen weithin gesehen wird; sie kann wohl auch durch ihr Licht und ihre Wärme eine Bewegung des Lebens wecken, aber sie verlischt, wenn der auflodernde Holzstoß zur Asche wird. Das Leben dagegen, das der Tag mit seiner Helle von obenher weckt, keimt Anfangs unbemerkbar unter der Decke des Bodens auf, tritt, nur für ein nahe stehendes Auge sichtbar, aus der Decke hervor, und wird erst im allmähligen Fortgange der Entwickelung zum hochwüchsigen Stamme, der seine Früchte trägt. Der Lebenskeim, den ich hier meine, war schon im Frühling 1818 in den Boden des Landes gelegt, als nach ihrer Vermählung mit dem all' den Seinigen theuren, lieben H. Erbgroßherzog

Friedrich Ludwig die Prinzessin Auguste Friederike von Hessen-Homburg zu uns nach Mecklenburg kam.

Ich möchte wohl gern selber und in meinem Sinne von den gesegneten Folgen dieses Ereignisses reden; ich darf dieses aber nur in dem Sinne einer anderen Seele thun, der mir höher steht als mein eigener. Und in diesem Sinne möchte Das, was hier zu sagen wäre, etwa so lauten: „Gott kann alle seine Kreaturen: die Winde, die Feuerflammen, wie das Gewächs, das Thier und den Menschen zu willenlosen Werkzeugen seiner Thaten und seiner Erbarmungen machen. Sie wissen nicht, was sie thun, nur Er weiß es; Ihm allein gebührt die Ehre. Wenn er aber den Menschen schon auf Erden so selig macht, daß dieser, nach dem Maaße seiner Kräfte von Herzen sagen kann: „Gott, deinen Willen thue ich gern“, und daß er, wenn auch immer nur als unnützer Knecht, mit Freuden vollbringt, was ihm befohlen ist, wer soll dafür das Lob und den Dank haben? Nur der Geber, nicht der Empfänger solcher Freuden, welcher nicht einmal in seiner Ohnmacht so loben und danken kann, wie er gern möchte. Aber wir sind bald, wir sind nach wenig Erdentagen daheim und der Ohnmacht los, dann werden wir das Loben und Danken besser verstehen.“ —

Mag uns die Aeolsharfe in ihrem Maaße ein Abbild sein von dem Wesen und Wirken mancher Seelen, die im lauten Verkehre der Welt und im Getümmel ihrer Gassen nicht daheim sind. Das Ohr vernimmt die harmonischen Laute einer Harfe, das Auge sieht keine Hand, welche die Saiten rührt. Aber je länger man das Tönen hört, je näher und tiefer man in das Bewegen seiner Wellen tritt, desto bewegter und verlangender schaut man nach oben, von woher das Tönen zu kommen schien. Das Auge sieht

da nichts. Und dennoch war es so: Das, was die Harmonie erweckte, das ging nicht von unten, vom Grund und Boden der Erde aus, sondern es war ein lebendiger Hauch, der von obenher kam.

Daß etwas Neues, daß etwas Gutes im Fürstenhause vorgegangen sei, das konnte man zuerst an den Kindern des Erbgroßherzogs, an den Kleinsten am meisten, bemerken. Da war ein kindlich liebliches Frohsein, das unter einer liebend ernsten Zucht stand; man sah den Stab des Hirten nicht, der die Lämmer auf ihre frische Weide führte, aber sein Leiten und Regieren bemerkte man wohl. Und dem ganzen geistigen Haushalte war, wie jenem der Bienen durch ihre Königin Mutter, eine ordnende Seele gekommen, welche, ohne dieses zu suchen und durch äußere Macht zu gebieten, die Achtung empfing, welche ihr gebührte.

Ich kann nicht beschreiben und will es auch nicht, was in mir vorging, als ich der Veränderung inne wurde, die in meiner nächsten Umgebung sich zugetragen hatte. Mein Kleinmuth ward auf's Tiefste beschämt; da, wo ich rings um mich her nichts gesehen als Fels und dürre Wüste, der es überall an Wasser fehlt, war auf einmal ein reicher Quell, aus dem harten Felsen selber hervorgebrochen, der sich über das ganze Land umher ergoß. Da konnten nun freilich Bäume des Lebens aufgrünen, unter deren Schatten sich's gut wohnen ließ. Mir aber sollte dieser Schatten keine Erquickung mehr bringen. Mein Wanderzelt war bereits abgebrochen, ich hatte mein Reisegeräthe vor Aller Augen herausgetragen auf die Gasse, wie Einer, der, wenn der Morgen kommt, von hinnen gehen soll.

Dennoch gab es der inneren wie der äußeren Widersprüche noch gar viele, welche meinem Wege entgegenstanden und die, ehe ich den Fuß weiter setzte, noch be-

seitigt werden mußten. Ich hatte jetzt dringender und deutlicher denn jemals es erkannt, was mein noch künftiger Beruf im Leben sei; die Wissenschaft, die ich verlassen, war nicht nur ein Gewand, das man ablegen kann, wie und wenn man will; sie war ein Glied meines Wesens selber, das durch den Gebrauch für seine eigentliche Bestimmung erstarkt, ohne ihn aber verkümmert. Ich erkannte wohl, was die Aufgabe des ernsteren Forschers in der Geschichte der Natur und des menschlichen Wesens gegenüber dem mächtig hereinbrechenden Materialismus der Zeit sein solle. Das Buch der Werke und das der Offenbarungen Gottes haben beide denselben einigen Geist zu ihrem Urheber; es kann kein Widerspruch in ihrem Inhalte sein. Dies müsse sich, wenn man beide recht verstehen lerne und lehre, vor Augen stellen und erweisen lassen. Darum hieß es in meinem Innern: mache dich auf, du Fauler, du Träumer! und lege deine Hand an das Werk.

Was mir auf der einen Seite mein Hinweggehen von meinem Posten schwer machte, und mich dabei beunruhigte, das konnte mir auch von der anderen Seite zur Beruhigung und zur Bestärkung dienen. Was hatte ich zu dem Werke, das mir am meisten am Herzen lag, während der Jahre meines Hierseins in Mecklenburg eigentlich gethan? Ich hatte, wie der Gehülfe an einem Musikchor, den Versuch gemacht, die Instrumente zu stimmen, und war bei meinem schlechten musikalischen Gehöre in diesem Geschäfte nur wenig vorwärts gekommen; jetzt war eine Hand da, welche nicht nur in kurzer Zeit den Saiten ihre wohllautende Stimmung gab, sondern sie auch in meisterhafter Weise in harmonische Bewegung setzte. Mein Unterricht bei der an Geist und Gemüth freudig heranreifenden jungen Herzogin ging nach dem zu Grunde gelegten Lehrplane mit dem dritten Jahre zu Ende. Mit welcher mütterlichen Treue,

mit welcher Umsicht, die das wesentlich Beste bedenkt, für den Unterricht der beiden jüngeren fürstlichen Kinder nach meinem Hinweggehen gesorgt sein werde, das war leicht vorauszusehen. Und das ist auch geschehen durch die Berufung der beiden theuren Männer: Koch aus Bellahn, Sohn des oben (S. 83) erwähnten alten Pfarrer Koch, dieses treuen Zeugen und Bekenners der ewig alten und neuen Wahrheit, und des reichbegabten Rennecke, denen beiden ich, wie ich später berichten werde, noch einmal auf meinem Lebenswege begegnet bin. Jener ward Lehrer bei dem Prinzen Albrecht, dieser bei der Prinzessin Helene.

Der Vorsatz, zurückzukehren in meine vorige Heimath und in mein mir angewiesenes geistiges Lebenselement mußte dennoch, so sehr ich mich auch zu seiner Ausführung innerlich frei fühlte, von außenher noch manche Probe und Versuchung bestehen, darin er zeigen konnte, ob er auch fest und beständig sei. Die guten, wohlwollenden Herrschaften, obgleich sie jetzt Zeit und Gelegenheit genug gehabt hatten, zu sehen, was sie eigentlich an mir hätten, wollten mich dennoch nicht gern aus ihrem Dienste entlassen, sondern darin fest halten. Sie hätten keinen kräftigeren, geschickteren und in jeder Hinsicht besseren Vertreter ihres so wohlgemeinten Wunsches für mich finden können, als den edlen, eben so hochsinnigen als vertraulich sich herablassenden Minister von Plessen. Dieser hatte, als Gesandter an verschiedenen Höfen, mitten in den Stürmen der damaligen Zeit die gerechten Ansprüche sowohl als Wünsche seines Fürstenhauses und Vaterlandes mit siegreicher Beredtsamkeit und Einsicht vertreten, er that dieses jetzt einem Menschen gegenüber, von welchem man wohl meinen konnte, er wisse selbst nicht recht, was er eigentlich wolle. Was die verstorbene, geistreiche Frau Ergroßher-

zogin Caroline Luise, welche die Welt und die Menschen mit einem Blicke von seltener Klarheit und Schärfe durchschaute, von diesem Manne geurtheilt hatte, das erwähnte ich schon oben (S. 61). Ich habe nicht viele Herren dieses Standes kennen gelernt, meine aber auch, der Minister von Plessen sei ein Mann gewesen, der das Recht und die Wahrheit immer auf seiner Seite hatte, weil er nichts wollte, als das gute Recht und die lautere Wahrheit; Begleiter, mit denen man der Welt immer offen und muthig entgegentreten kann. Eine liebenswürdige, äußere Persönlichkeit, kräftig und wohlgebildet, das Siegel des Verstandes und der Klugheit auf seiner Stirne, das der Herzensgüte und des Wohlwollens auf seinem ganzen Angesichte. Er war in der Zeit meines Aufenthaltes in Ludwigsluft fast immer, in Geschäften seines Hofes, abwesend gewesen, so daß ich ihn nur einige Male, wie im Vorübergehen gesehen hatte, jetzt, vom Bundestag in Frankfurt a. M., wohin auch seine Familie ihm gefolgt war, verweilte er einmal länger bei uns. Es bedurfte keiner langen Zeit, um uns beide mit einander bekannt zu machen; er sah bald, was in meiner Gesinnung mit der seinigen befreundet sein mochte, und hierbei faßte er mich so an, daß ich mich mit vollem Vertrauen ihm hingab. Er nahm mich mit sich in die Schule seiner Erfahrungen und Weltkenntnisse, fragte mich aus über Das, was ich in Erlangen an äußeren Vortheilen zu erwarten habe, die doch auch zum Haushalte nöthig und der Berücksichtigung werth seien. Ich sagte ihm aufrichtig, wie diese Sache (nach S. 214) stünde, sprach es aber auch zugleich aus, daß weder ein äußerer Vortheil noch Nachtheil mich bestimmt habe oder bestimmen könne, einen anderen Weg zu gehen als den, welchen ich für meinen natürlichen, mir von Gott ange-

wiesenen erkannt habe. Mit ungemeiner Zartheit wies er mich dann auf Das hin, was ich in Mecklenburg hatte und wenn ich da bleiben wolle, für mich und meine Familie, so lange diese es bedürfe, behalten werde; fragte mich, ob ich ich denn das Vertrauen und die Liebe eines edlen, wohlwollenden Fürstenhauses und seiner Kinder, das mich hiehergezogen und gern mich behalten möge, nicht auch für einen Beruf von Gott halte? Ich dürfe ja nur sagen, was ich etwa anders wünschte und begehre, ich dürfe mir eine meinen inneren Neigungen zusagende Stellung wählen. Ich läugne nicht, daß mir es bei dieser so tief eingehenden Prüfung meiner Gedanken und Neigungen sehr heiß und wunderlich zu Muthe wurde. Ich fühlte mich ungeschickt, auf die Fragen eines so hochverständigen Examinators in recht verständiger Weise zu antworten, obgleich er mir zum Bedenken Zeit genug ließ, denn er nahm mich nicht nur einmal, sondern öfters in diese Prüfung. Es war ja wirklich so, wie er in schonender Weise mir andeutete: ich war mir selber nicht klar genug über Das, was ich eigentlich mit meiner zukünftigen Wirksamkeit als Lehrer der Jugend und als Schriftsteller vorhabe und von ihr erwarte; es war mir wie einem Boten, welchen sein Herr, dem er gehorchen muß, mit einem versiegelten Briefe an einen fernen Ort sendet und ihm sagt: dort, wo man den Brief eröffnet, wird man dir anzeigen, was du weiter thun sollst. Wo mein eigener Verstand, dem fremden gegenüber, nicht mehr ausreichte, da mußte das feste Beharren bei dem einmal gefaßten Vorsatze, auch ohne weitere verständige Gründe mir helfen; ich hatte bereits den Ruf nach Erlangen angenommen, hatte die Zusage gegeben, schon an Ostern in mein Amt einzutreten; man hätte meiner schon in dem Winterhalbjahre bedurft, es war eine

besondere Vergünstigung, daß man mir die freilich unvermeidliche Verzögerung nachsah. Mein damaliges Benehmen gegen den trefflichen Minister kommt mir jetzt selber unzart und roh vor, doch ich bin es von seiner Gesinnung überzeugt, daß, wenn er noch lebte, die innere Nothwendigkeit, welcher ich gehorchte, ihm ganz verständlich sein würde und Anderen, die noch leben, und welche um die Sache wissen, wird sie dies auch sein. Denn der verschlossene Brief ist im weiteren Verlaufe meiner inneren Entwicklungsgeschichte aufgethan worden, und ich bin nach Kräften den Weisungen gefolgt, die sein Inhalt mir gab.

## 16. Die Reise nach Hamburg und Lübeck.

Von meinem lieben Jugendfreunde: dem trefflichen Hartmann aus Bautzen, habe ich lange nicht gesprochen. Er war von Wien, ohne sein Zuthun, nach Hamburg gezogen worden, wo man ihm die Redaktion eines vielgelesenen Tagblattes und zugleich die Lehrstelle der Geschichte am Johanneum übertragen hatte. Da stand er denn in Achtung und Ehren, glücklich in dem Frieden, den er in seinem Hause und mit all' seinen besseren, achtungswertheren Mitbürgern gefunden. Er war nicht sehr lange vor mir aus dem Süden des deutschen Vaterlandes hieher in den Norden gekommen; hatte sich meiner Nachbarschaft herzlich erfreut, und war mit mir in einen beständigen lebhaften Verkehr durch Briefe getreten. Wir Beide waren durch unsere amtlichen Verhältnisse an unseren Ort gebunden; er, durch die alltägliche Last, die ihm die Redaktion seines Blattes aufbürdete, noch mehr als ich. Seine dringende Einladung, ihn zu besuchen, damit wir noch einmal im Leben uns sähen, wäre mir schon allein ein kräftiger Antrieb zu der Reise nach Hamburg gewesen, wenn auch dazu

nicht noch ein anderer gekommen wäre: der Wunsch, den ich seit langer Zeit in mir bewegt hatte, die altehrwürdige Stadt zu besuchen, die einst eine so mächtige Fürstin unter den Hansestädten war, und noch jetzt als eine wohlhabende Erbin des Nachlasses ihrer Vorzeit in hoher Achtung dasteht.

Die drei Hauptstände der Gesellschaft: der Wehr-, der Nähr- und der Lehrstand sind alle drei bei dem deutschen Volke als ansehnliche Mächte aufgetreten, deren jede ihre eigene Zeit der Blüthe, ihre eigene Geschichte hat. Welches andere Volk der neuen Zeit hat mit Wehr und Waffen ritterlichere Thaten gethan, als das unsrige in den abwehrenden und siegreichen Kämpfen seiner alten Herrscher und Helden gegen den übermächtigen Andrang der Feinde des Kreuzes aus Süden, aus Osten und Westen! Zu welcher Kraft und Herrlichkeit war der ritterliche Wehrstand der Deutschen unter den ersten sächsischen Kaisern, so wie unter den Hohenstaufen erstarkt! Er blieb dieses noch in späterer Zeit, doch nicht mehr vorherrschend im Dienste des allgemeinen Wohles, sondern mehr noch zum gewaltthätigen Mißbrauche der Macht und Habgier des Einzelnen. Neben dem Wehrstande in den alten Ritterburgen war auch der bürgerliche Nährstand hinter den Mauern der Städte herangewachsen, er erstarkte im Kampfe mit jenem, so wie mit den äußeren Feinden seiner Sicherheit und seines Wohlstandes zu einer Macht, welche den Fürsten und Völkern Achtung gebot. Auch dieser Stand hatte anfangs die Waffen nur zur Abwehr ergriffen, als in den Zeiten des Faustrechtes die Fürsten der einzelnen Länder, durch welche die Kaufleute und friedlichen Bürger zogen, nur noch Abgaben für den Schutz der Unbewaffneten erhoben, ohne ihnen diesen theuer bezahlten Schutz zu gewähren. Damals, noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, schloß

zuerst Hamburg mit den nächsten Nachbarn an den Ufern der Elbe, dann mit Lübeck ein Schutz= und Trutzbündniß gegen den gemeinsamen Feind, den Dänenkönig Waldemar III. Bald traten diesem Bunde, deren Haupt Lübeck war, nicht nur die deutschen Seestädte an der Nord= und Ostsee bei, sondern auch eine Menge der Städte des nördlichen Deutschlands, welche durch ihre Lage an schiffbaren Flüssen entweder unmittelbar oder auch mittelbar an dem Seehandel Theil nahmen, so daß die Zahl der verbündeten Städte öfters mehr denn 50, ja zu einer Zeit über 80 betrug. Doch ich würde allen meinen Lesern nur das Bekannte wiederholen, wenn ich ausführlicher an das Ansehen der Hansa nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und den nordischen Reichen erinnern, wenn ich von der Macht ihrer Flotten, von den dritthalbhundert ihrer Schiffe vor Kopenhagen, von ihrem Einflusse selbst auf die Besetzung und den Verlust der Fürstenthrone reden wollte. Denn dieser Bund der Städte und Flotten, so wie ihres Geldes und ihrer Güter zu einem gemeinsamen Zwecke stand nicht blos in selbstständiger Unabhängigkeit neben der Macht der Könige und Fürsten, sondern über dieser da. Doch auch er ging seiner Ohnmacht und Auflösung entgegen, als die Feststellung des allgemeinen Landfriedens den Kampf und die Nothwehr unnöthig machte und der europäische Handel auf dem neu aufgefundenen Seewege nach Ostindien und Amerika eine andere Richtung durch die Völker und Länder nahm. Dennoch hat sich Hamburg bis zu unseren Zeiten als Handelsstadt auf einer Höhe des Ranges und des inneren Wohlstandes erhalten, welche zwar nicht der von London und Liverpool, so wie von Neuyork gleichkommt, sonst aber keiner anderen Handelsstadt des europäischen Festlandes im Range nachsteht.

Ich habe Hamburg im Jahre 1819, noch vor seinem großen Brande, in seiner alterthümlichen Gestalt gesehen und freue mich dessen. Der erste Eindruck, den ich beim Hineintreten in die merkwürdige Stadt empfing, war ein Achtung und Aufmerken gebietender. Wir kamen am anderen Tage nach unserer Abreise aus Ludwigslust, Mittwochs vor Ostern, am 7. April, einige Stunden vor Mittag, in der Stadt an, stiegen in einem Gasthofe ab, der am Alsterkanale lag. War es doch hier zum ersten Male in meinem Leben, daß ich den Wechsel zwischen Ebbe und Fluth des Meeres mit eigenen Augen sah. Auf dem gepflasterten Boden des Alsterkanales hatten, als wir dort ankamen, die Verkäufer mehrerer Arten von Eßwaren und Früchten ihre Tische aufgeschlagen und es war da für die Käufer und Verkäufer trockener Boden; die Räder einiger benachbarten Mühlen oder anderer Wasserwerke standen hoch über dem Wasser des Kanales in der Luft. Da auf einmal, als wir so eben bei Tische saßen, hörten wir das Klappern der Räder, die Buden der Obstverkäufer waren hinweg, der Kanal bis hoch hinauf zu seinem Rande, so wie es in den Zeiten des Vollmondes zu geschehen pflegt, mit Wasser gefüllt. Außer der Stadt auf einer Anhöhe des Elbufers sahen wir die Niederung zwischen Hamburg und Harburg in einen See verwandelt. So bezeugt schon hierdurch die Lage von Hamburg, daß sie nicht allein zur Herrschaft über die Schifffahrt des Flusses, sondern über die des Meeres gemacht ist.

Unser lieber Freund Hartmann fand sich schon in der ersten Viertelstunde, durch einen Brief von mir gerufen, bei uns im Wirthshause ein und blieb, während der Tage unseres Besuches in Hamburg, unser beständiger Führer und Begleiter. Mir war hier Alles neu; Nürnberg ist

auch eine alte, ehrenwerthe Stadt und hat, was die äußere Gestalt betrifft, eben so seine eigenthümlichen Vorzüge vor dem alten Hamburg als dieses vor der ehrenwerthen süddeutschen Reichsstadt. Man merkt aber dennoch gleich nach dem ersten Ueberblicke, daß hier ein anderer Geist den Bauplan der Stadt gemacht und im Verlaufe vieler Menschenalter ausgeführt hat, als in Nürnberg (II S. 273). In Hamburg, der Weltstadt, der Genossin des Handels und geschäftigen Verkehres mit allen Völkern und Reichen der Erde, hat nicht wie in Nürnberg der volksthümliche deutsche, sondern mehr ein weltbürgerlicher Geist geschaffen und gebaut, dessen vorsorgender Blick weit hinaus auf die Erhaltung und Sicherung des mächtigen Geschäftsverkehres nach außen, so wie der bürgerlichen Ordnung nach innen gerichtet war. Wie ansehnlich fielen uns die Gebäude der Börsenhalle, des Rathhauses, des Kommerziums, das Einbeckische, so wie das Stadthaus in die Augen; wie beachtenswerth erschienen das Waisen-, wie das Krankenhaus. Und dabei das rege Leben und Bewegen der Volkshaufen, die sich an einigen der öffentlichen Plätze zusammenfanden und durch die engen Gassen sich ausstreuten. Da begegneten uns Männer aus den verschiedenen hohen Kollegien oder regierenden Behörden der Stadt, in ihrem althergebrachten Ornate, da sah und hörte man unter den Deutschen aus allen Gegenden Engländer, Schweden, Franzosen, auch wohl Spanier und Portugiesen. Wenige von ihnen nur als müßige Zuschauer, fast alle im Drange und der Eile einer Geschäftigkeit, welche gerade jetzt, unmittelbar vor den Osterfesttagen, in lebhaftestem Gange war. Und lauter als die Stimmen der sprechenden Menschen sang oben vom Thurme herab das bewundernswerthe Glockenspiel seinen ernsten Choral.

Mehr noch als in der Stadt selber konnte man außen am Landungsplatze der Fahrzeuge und Schiffe Hamburgs Bedeutung für den Welthandel erkennen. Dort sah man nicht nur die Flaggen und Abzeichen aller handeltreibenden Nationen von Europa, sondern da schafften Amerikaner ihre Waarenballen und Fässer an's Land, aus Madeira und Teneriffa gab es Seefahrer und Verkäufer des Weines sowie südlicher Früchte, selbst Chinesen, wenn auch nicht Besitzer, doch dienende Mannschaft eines Schiffes, das aus dem östlichsten Asien kam, gaben uns hier durch ihr persönliches Erscheinen ein seltenes Schauspiel. Fast eben so augenfällig, so wie hin und wieder lauter noch als am Tage war das Getümmel des Volkslebens am Abende und bis spät in die Nacht hinein. Es war jetzt in mehr als einem Sinne vorzugsweise in die tieferen Regionen herabgedrungen, nur wenige noch von den handeltreibenden Herren, sondern mehr nur ihre Diener, nicht sowohl die Offiziere der Schiffe, als die Matrosen derselben gingen jetzt nach Beendigung des Tagesgeschäftes ihrem Vergnügen nach. Aus den geöffneten Kellern unter den Häusern schienen die Lichter, tönte die Musik, schallte der Lärmen der Versammelten herauf; es waren dieses keine Sinneseindrücke, die zur Stimmung der stillen Woche vor Ostern sich schicken wollten. Wir aber brachten schon den ersten Abend im Familienkreise unseres Freundes Hartmann, im Hause seiner Schwiegereltern zu, wo die gesellige Stimmung eine solche war, daß sie eben so mit der kindlich frohen eines Weihnachtsabends als mit der feierlich erhebenden eines Ostermorgens in Einklang stehen konnte. Ich durfte meinen Jugendfreund vor manchen meiner Bekannten und Jugendgenossen glücklich preisen, daß er eine Lebensgefährtin gefunden, die mit der äußeren Gabe einer

seltenen Anmuth und Lieblichkeit zugleich die innere der Demuth und Sanftmuth, so wie eines Herzens voll Liebe empfangen und bei dem Reichsein an mancherlei irdischen Gütern jenes Armsein am Geiste sich erhalten hatte, auf welchem ein höherer Segen ruht als der irdische ist.

Der bürgerliche Mittelstand in Hamburg machte auf mich durch sein Leben und Wesen, so weit ich ihn kennen lernte, im Einzelnen und Besonderen denselben Eindruck, der mir von der Gesammtheit ihrer Stadt geblieben ist. Eine Bekanntschaft mit der Geschichte der Gegenwart, die nicht in die Gränzen der nächsten Nachbarschaft beschlossen ist, sondern weit über die Länder und Meere hinüber geht, schien sich da bei den ehrbaren Bürgern in großer Allgemeinheit zu finden; ein Urtheil über die Angelegenheiten und Dinge dieser Gegenwart, das nicht aus den Zeitungsblättern entnommen ist, sondern auf die im Verkehre mit der Nähe und Ferne gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen sich gründet. Denn diese Leute, auch wenn sie selber weder in Handelsverbindungen noch in anderem Verkehre mit den Bewohnern der entfernteren Gegenden standen, wußten um Das, was manche an ihrem Orte angesehene Häuser in Leipzig, in Dresden, während der letztvergangenen Kriegsjahre betroffen, besseren Bescheid als die Mehrzahl der Bürger der sächsischen Städte selber; sie waren mit den bürgerlichen Verhältnissen in Augsburg und München besser bekannt, als ich, in Nürnberg wohnend, dieses jemals geworden war. Freilich hatte auch diese Bekanntschaft ihre Begränzung; sie ging nur selten über den Ruf der Gewerbthätigkeit und über jenen ökonomischen so wie sittlichen Credit hinaus, den sich der einzelne Bürger so wie ganze Gemeinschaften seines Standes erworben hatten; wäre ich aber ein Reisender gewesen, den sein Geschäft nach Amster=

dam, nach London, nach Neuyork oder Philadelphia geführt hätte, dann würde mancher der Hamburger Bürger mir bessere Weisung und Rath über die Wahl des Unterkommens und der geselligen Verbindungen ertheilt haben, als kaum einer der gepriesensten Reisebeschreiber. Und mit seiner weltbürgerlichen Einsicht verbindet der gebildetere Mittelstand in Hamburg, der hierin wie ein erfahrener Mann neben der unerfahrenen Kindlichkeit des Bürgers einer süddeutschen Reichsstadt dasteht, insgemein eine gewisse politische Unpartheilichkeit in seinem Urtheile, welche man bei den Bewohnern der deutschen Herrscherländer: Preußen und Oesterreich, Bayern und Baden u. s. w. öfters sehr schmerzlich vermißt. Das vereinzelte Interesse, welches diese trennt und entzweit, ist nicht das des Hamburger Bürgerstandes, seine Politik ist nicht die der Kabinete und ihrer sich gegenseitig hemmenden Geschäftigkeit, sondern die des Handels und seiner mehr oder minder bedeutenden Vortheile. An diesen Vortheilen sucht der ehrbare Bürger der Stadt durch fleißige Benutzung seiner Kräfte und Mittel Theil zu haben und weiß das Gewonnene zu vermehren, so wie mit Anstand zu genießen.

Der Bürger aber, zu welchem mich am Tage nach unserer Ankunft Freund Hartmann hinführte, stellte doch wieder mitten im Bürgerstande seiner Stadt einen ganz besonders ehrenhaften Stand vor, dessen Genossen zwar an vielen verschiedenen Orten der Erde gefunden werden, nirgends aber in großen Haufen, sondern immer nur als vereinzelte Seltenheiten. Es war der edle Buchhändler Friedrich Perthes, eine Persönlichkeit, deren Bekanntschaft nicht nur einer Reise, sei sie noch so fern aus Deutschland her, nach Hamburg an der Elbe, sondern nach dem Hamburg, das in den blauen Bergen von Pensylvanien,

wie nach dem, das in Südcarolina am Savannah liegt, werth gewesen wäre, und der selbst das Hamburg im Ohiostaate, trotz seiner Nachbarschaft an der Unionsniederlassung der seltsamen Shakers, zu Ehren gebracht hätte. Denn bei ihm fand man eine Gemeinschaft, nicht der irdischen und vergänglichen Güter, wie bei den Shakers in Union, sondern der geistigen und unvergänglichen, in welche man gern und mit Herzenslust eintrat. Es wäre ein überflüssiges Bemühen, wenn ich es versuchen wollte, ein Lebensbild von diesem mir lieben, werthen Manne zu geben, denn ein solches, nicht als Silhouette oder in Miniatur, sondern meisterhaft in Lebensgröße ausgeführt findet sich in einem Werke (Friedrich Perthes' Leben, von seinem Sohne Clem. Th. Perthes), das ich allen guten Deutschen als ein Buch für Haus und Herz empfehlen möchte. Denn der Inhalt desselben ist nicht blos das Portrait eines einzelnen, bedeutungsvollen Zeitgenossen, sondern ein treues, wohlgelungenes historisches Gemälde seiner ganzen Zeit, in ihren politischen sowie religiösen Kämpfen und Stellungen. Der Fr. Perthes war ein Mann, der mitten in den wirbelnden Bewegungen seiner Außenweit unbeweglich fest stand, auf einem guten Grunde, der niemals wankt; verständig und treu in seinem Thun als Hausvater, als Bürger und als Christ. Bei dem Lesen der Geschichte seines Lebens, das in Schwarzburg-Rudolstadt seinen Anfang genommen, ist es mir gleich beim Eingange so gemüthlich wohl zu Muthe geworden als da, wo ich in meiner Jugend zuerst in das wunderschöne Waldthal von Schwarzburg eintrat, auf dessen tiefem Grunde die Schwarza rauscht, so wohl wie auf der Heideckburg zu Rudolstadt, wo ich in späterem Alter bei einem Kleeblatt fürstlicher Schwestern Stunden verlebte, deren Erinnerung wie das immer ab- und

nen wieder zufließende Wasser der Schwarza und der Saale unversiegbar durch die Seele rinnt. Und welche Scene eines steifledern ehrbaren Bürgerthumes thut sich dem Sinne des Lesers auf in der Beschreibung der Lehrjahre bei dem Buchhändler Böhme in Leipzig; wie hebt sich das Leben des Jünglings, gleich dem Goldkäfer aus seiner im Ameisenhaufen begrabenen festen Puppe, auf einmal bei seinem Eintritte in die neue geistige Vaterstadt Hamburg so frei hervor; findet, wie der ausgeflogene Goldkäfer, seine Rosen in der Bekanntschaft der Heroëngeister jener Zeit: eines Fr. Jacobi, Klopstock, Claudius und im Hause des Wandsbecker Boten eine so kostbare Centifolie, daß er gar nicht von ihr lassen kann: die Tochter Caroline Claudius, seine nachmalige Frau, mehr aber noch als die Rose selber: den Balsam aus Gilead, den Thau vom Hermon: den Glauben, der das Leben der Ewigkeit zum Wachen bringt und ernährt.

Doch ich will nicht weiter von dem Buche reden, das ein treues Seelenportrait meines lieben Perthes und zugleich ein historisches Tableau von meinen und seinen Lebenstagen in sich faßt. Es soll und wird von Vielen eben so gern gelesen werden als von mir, der ich darin wie in wenig anderen Büchern unserer Zeit Belehrung, anmuthige Unterhaltung und geistige Bekräftigung gefunden und manche klarere Ansicht über die Geschichte meiner Zeit gewonnen habe. — Ich gehe weiter im Berichte über meinen Besuch in Hamburg.

Der dritte Tag unseres Aufenthaltes in Hamburg war der Charfreitag. Ich entnehme einen Theil der Erinnerungen an die Vormittagsstunden dieses Tages der schriftlichen Mittheilung meines brüderlichen Freundes Adolf

Zahn, welcher mein Begleiter auf der Reise und treuer Theilnehmer an ihren Genüssen war. Auffallend und erfreulich war uns der Ernst und die äußere Andacht, mit welcher dieser ernsteste Tag des christlichen Kirchenjahres in einer Stadt gefeiert wurde, von welcher es scheinen konnte, als ob sie nur für materielle Interessen lebe. Einige Kirchen, in welche uns Hartmann und seine Frau führten, waren dicht vollgedrängt von den Schaaren einer andächtig erscheinenden Gemeinde. Wir hörten aber damals in keiner derselben ein Wort, das in die göttlich große Geschichte und Bedeutung dieses Tages und hiermit zugleich in die Tiefe der Herzen einging, und dennoch sehnten wir uns nach einem solchen Worte. Da führte uns Hartmann in die kleine französisch-reformirte Kirche. „So eben las hier der Vorleser seinen heutigen, biblischen Abschnitt und dann schritt der jugendlich kräftige, in Gestalt und äußerer Haltung würdevolle Merle d'Aubigny herein und mit einem Feuer der Begeisterung, dessen Wärme und Licht nicht aus dem Fleisch und Blute kamen, verkündete er nach 2. Kor. 5. V. 19 u. f. die große, einzige That Gottes, die sündige Welt zu versöhnen. So, in fremder Zunge, wurde uns der Segen des Tages dargeboten. Wir waren befriedigt."

Es war, obgleich erst der 9. April, ein lieblich milder, heiterer Frühlingstag. Wir gaben uns ganz der Führung unserer Freunde hin, zogen mit ihnen — die Männer zu Fuße, die Frauen im Wagen — hinaus vor die Stadt, besuchten auf dem Kirchhofe zu Ottensen das Grab des Fr. Gottl. Klopstock, dieses geistig hochadeligsten Dichters des vergangenen Jahrhunderts und des deutschen Volkes, freuten uns dann an der für uns hier ganz

unerwartet schönen Gegend von Bergedorf und an seinen Anlagen*). Auf dem Rückwege besuchten wir Männer noch den ehrwürdigen, lieben Gilbert van der Smissen in Altona, den vieljährigen Freund des Tobias Kießling und anderer Nürnberger Freunde. Den Abend brachten wir noch mit Hartmann und Jahn in dem Familienkreise des edlen F. Perthes zu, dieses Musterbildes eines deutschen Mannes. Mein Freund Jahn hat aus den Gesprächen jenes Abends etwas aufbehalten, das mir aus der Erinnerung geschwunden war, und doch der Erwähnung werth scheint. Perthes in seiner kräftig lebhaften Weise sprach mit Mißbilligung von der damals überhand nehmenden Verdrängung der bisher in Hamburg bestandenen naturgemäßeren Tagesordnung durch eine andere, bei welcher man die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht machen wollte. „Man möchte", so sagte er, „lieber ein Stückchen Religion missen als die Ordnung". Seine stille, sinnige Hausfrau, die Tochter des Matthias Claudius, welche lauschend unter den Männern saß, fiel ihm in's Wort und fragte: „Nun, lieber Perthes, sag' mal, welch' Stück unserer Religion möchtest du dran geben?" Schweigend und wie beschämt nickte ihr Perthes Beifall zu; die Klage über die Veränderung der altgewohnten Ordnung war verstummt und es war hier, wo uns Alles an den theuren Wandsbecker Boten erinnerte, wo mir Perthes sein neben der Wohnstube ge-

*) Der Reisende aus Süddeutschland, der vielleicht hier nur Ebene zu finden meinte, wird durch den Anblick der Bergedorfer Höhen angenehm überrascht, so wie durch die Anhöhen in der Nachbarschaft der Odermündungen im Barnimschen Kreise und noch mehr durch die wahrhaft ansehnlichen Schönberger Berge in der Nähe der Weichselmündung.

legenes Zimmer und darin sein Bette gezeigt hatte, nur von diesem lieben Vater die Rede, von der kindlichen Einfalt und dem Gottesfrieden seines Wesens und Lebens von Jugend an, so wie von seinem in Hoffnung seligen Ende. War es uns doch zu Muthe, als ob er bei uns säße, uns hörte und väterlich segnete.

Meine Zeit war mir knapp zugemessen; schon am Osterheiligabend, den 10. April, mußte ich von dem lieben Hamburg Abschied nehmen. Wie Vieles gab es schon damals und wie viel mehr dazu gibt es jetzt in der großen, deutschen Weltstadt, das mein Herz anzieht und fest hält. Dort, mein theurer Wichern in seinem segensreichen Werke; die treuen Zeugen und Bekenner, die sich in der Kirche und in den Schulen zu ihm gesellt haben; die edlen Männer und Frauen, (die S. und die J. wissen es, daß ihnen der Gruß ganz besonders gilt), welche durch Wort und That, mitten in der Weltstadt, Diener und Genossen eines Reiches sind, das nicht von der Welt ist. Segne euch Gott, ihr lieben Stillen und dennoch Lautzeugenden im Lande eurer Wallfahrt und Er gebe uns Allen eine selige Heimkehr.

Es war auch heute ein herrlicher Frühlingstag; die ersten Schwalben zogen munter über uns hin. Wir traten in Wandsbeck in das Wohnhaus des Matthias Claudius, zu seiner Wittwe, der ehrwürdigen Mutter Rebecka, hinein, reichten ihr in kindlicher Liebe und Ehrerbietung die Hand, — der seltenen Frau, einfach und lauter wie gediegenes Gold; kräftig fest so wie innig. Wir standen da in dem Zimmer, darin Claudius gewohnt, und seinen Wandsbecker Boten, so wie viele andere seiner segensreichen Bücher geschrieben hatte, setzten uns in den Großvaterstuhl, darin er nach der Arbeit zu ruhen und mit seinen Kindern

und Enkeln sich zu vergnügen pflegte, und schieden bewegt, mit einem Segen im Herzen, von dieser guten Stätte.

Da im Vorüberfluge an dem lieben, werthen Holstein, das unser Weg an seinem Saume streifte, wandelte mich ein Gefühl an, wie das eines Liebenden, der bei Nacht und Nebel am Hause der Geliebten vorbei muß. Lebten doch schon damals im Lande gar Viele, zu denen mich ein Verlangen der Liebe hinzog, und später hat es noch Mehrere darin gegeben. Wir kamen am Abende nach Lübeck; hier wollten wir unseren Ostertag feiern.

Früh mit dem Tage waren wir am Ostermorgen auf und sahen die ehrwürdige Stadt, die mich viel mehr als Hamburg an mein liebes Nürnberg erinnerte. Welch' alterthümlich prächtige Kirchen, welch' ehrenfest, stattlicher Bau der Häuser! Wird aber auch in einer dieser Kirchen, so fragte ich meinen Freund Zahn, ein Mann im Geiste von Harms oder des Merle d'Aubigny, oder meines alten Vater Schöner uns ein Wort sagen, das dem heutigen Festtage sich geziemt? Mag es wohl da einen Verkündiger der seligen Botschaft geben, der im Geiste mit Christo auferweckt und auferstanden ist? Ich lasse auf diese Frage den Freund Zahn selber antworten aus seinen schriftlichen Mittheilungen über unser Zusammenleben in Mecklenburg und über die damalige Reise.

„Die lutherische Kirche (in der Betäubung des Rationalismus ihrer Prediger), schlief damals (1819) in Lübeck. Was Harms für Kiel, das war der reformirte Pfarrer Johannes Geibel für Lübeck. Um ihn sammelten sich aus allen Ständen die zum Glauben erwachten Seelen, für deren höhere Kreise Oberbeck, der Vater des frommen Maler Oberbeck in Rom, der russische Konsul, Baron von Abercaß, der recht würdige Rechtsgelehrte Pauli, so wie

für die Frauen eine Tochter von Claudius im Vereine mit Geibel's Hausfrau, die zusammenhaltenden Mittelpunkte bildeten. Auch wir sammelten uns am Vormittage in der reformirten Kirche um den mit Geist und Kraft angethanen Johannes Geibel. Er legte da über 1. Kor. 15 in seiner tief und mächtig nach Wahrheit ringenden biblisch demonstrirenden Weise ein herrliches Bekenntniß ab."

Der Wirth in unserem Gasthause, der sich auch zu Geibel's Kirche hielt und uns manche Freundlichkeit erwies, zeigte uns das merkwürdige Innere der schönen, alten Kirchengebäude und manches Andere, das des Besehens werth war, lud uns dann ein, mit ihm am Nachmittage ein englisches Schiff zu besuchen, das auf der Rhede von Travemünde vor Anker lag. Wir folgten dieser Einladung gern, fuhren in einem Nachen hinüber nach dem ziemlich tief im Wasser gehenden und deshalb etwas fern von der Küste vor Anker liegenden Schiffe. Der Kapitän desselben war ein vieljähriger, naher Bekannter unseres Wirthes; wir fanden bei ihm die freundlichste Aufnahme, freuten uns an der großen Sauberkeit, Ordnung und sonntäglichen Stimmung, die auf dem Schiffe herrschte, wurden von dem Kapitän in seiner schön ausgestatteten, wohl eingerichteten Kajüte in seemännischer Weise mit starkem englischem Biere, Schiffszwieback und Käse reichlich bewirthet und kehrten vergnügt am Abende nach der Stadt zurück.

Hier führte uns eine Einladung näher als dies am Vormittag nach seiner Predigt geschehen, mit Geibel zusammen, diesem treuen Haushalter im Hause Gottes, das er aus den lebendigen Steinen seiner Gemeinde, seinem Herrn zu Ehren in Lübeck erbaut hatte. Es waren da wieder mehrere dieser lebendigen Bausteine um ihn versammelt; außer dem Baron Abercaß, welcher den Wirth

machte, der mir theuer werthe Pauli, eine Frau von Platzmann, so wie die edle Claudiustochter aus Wandsbeck. Auch mein Freund Zahn war mit zu der Gesellschaft geladen, von welcher ich hier, weil mich die sichere Erinnerung daran verlassen, nicht alle Namen nennen konnte. Einer aber der Gäste mit Namen, Gestalt und ganzem Wesen, ist mir so fest in der Erinnerung geblieben, daß ich, wenn ich ein Maler wäre, sein leibliches Bild malen wollte, so wie ich dies an einem anderen Orte mit seinem geistigen zu thun gedenke. Dieses war der höchst originelle Johannes Menge, seiner wissenschaftlichen Profession nach Mineralog, dabei nicht nur ein Jünger, sondern ein Meister in der Erkenntniß göttlicher Dinge; der ganzen That seines Lebens nach, wie Zahn mit Recht von ihm sagt: ein glaubensstarker, inniger Christ. Dieser wunderseltsam geartete Mensch, dem der geniale Geibel, wenn er ihm zuweilen auf seinen kühnen Phantasieflügen nicht folgen konnte oder wollte, in scherzhaftem Unmuthe zurief: „du bist ein geistiges Ungeheuer", konnte es nicht lassen, jene Flüge durch „Sonne, Mond und Sterne, ja zu den Thronen der Mächte der Geisterwelt", schon im Voraus, bei Leibesleben, statt mit den Flügeln des Geistes, die ihm noch nicht gewachsen waren, in den Bewegungen der Hände und Füße zu antizipiren. Er wird wohl jetzt noch, als „Vater Menge" allen dort lebenden Deutschen bekannt, auf Australiens Continent umherwandeln, wohin er vor mehreren Jahren, um auch dieses fünfte Rad am Wagen der Erdtheile zu sehen, geschifft ist. Damals stand er so eben im Begriffe, nach Island zu reisen, um daselbst der vulkanischen Gestaltung der Felsenberge und Jökuls nachzuspüren. Seine originellen Ansichten, die er zunächst nur aus jenem Lichte gewonnen, welches ihm das tägliche Forschen in der

Bibel über sein eigenes Wesen, so wie über die Natur der sichtbaren Dinge, und selbst des Steinreiches gegeben: Ansichten, mit denen er das All der geschaffenen leiblichen wie geistigen Weiten zu umfassen strebte, würden wohl den meisten Lesern dieses Buches nicht nur neu, sondern unverständlich sein. Ich hoffe sie jedoch durch die Züge aus der Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes, die ich noch anderswo mitzutheilen gedenke, Vielen verständlich zu machen.

Hätten an diesem Abende Geibel und abwechselnd mit ihm Menge das Wort geführt, dann wäre dieses für mich und die anderen Gäste gar wohlgethan gewesen. Geibel aber war nicht nur nach oben hin ein Diener des Wortes, dessen Weihe und Salbung er in reichem Maaße empfangen hatte, sondern auch zugleich ein Selbstherrscher des eigenen Wortes; dieses, wie das Tönen der Memnonssäule, wurde bei solcher Gelegenheit, wie die heutige war, nur laut, wenn mit dem Strahle der aufgehenden Sonne der Wind von Osten her ihn anrührte. Bei Menge dagegen verlief sich die gehaltvolle Rede wie eine schüchterne Heerde, die ohne Hirten zerstreut war, bald wieder in das Dickicht, das sie verbarg. So kam es, daß ich vor den Anderen das Wort führte, sei es nun, daß ich von außen oder von innen, durch den Drang der lieben Eitelkeit dazu verführt war. Ich weiß nicht mehr, was ich Alles gesagt, aber ein dunkles Gefühl, das bei der Erinnerung an jenen Abend geblieben ist, läßt mich vermuthen, daß meine, wenn auch gutgemeinten Erzählungen und Gespräche eines solchen Kreises der Zuhörer nicht würdig waren. Doch die lieben Mitgenossen jenes Abends, welche noch leben, haben wohl, so wie ich, des Gespräches vergessen, haben aber, so wie ich sie, den Sprecher in freundlichem Andenken behalten.

War mir es doch auf der Heimreise von Lübeck nach Ludwigslust, als sollte sich mir das gute Mecklenburg zum Abschiede noch einmal in seiner anmuthigsten Gestalt und Geberde zeigen. Wir machten uns am zweiten Ostertage frühe auf den Weg, der uns an den schön gelegenen Landseen bei Ratzeburg vorbeiführte. Selbst der dürre Sand hatte sich mit einem Gewande angethan, das wie von Gold durchwirkt war, denn allenthalben prangte da das niedrige Gesträuch des europäischen Heckfamens (Ulex europaeus) mit seinen großen, goldgelben Blüthen, und der ungewöhnlich zeitige Frühling hatte mit den Lerchen und Finken zugleich auch andere Singvögel zur Vorfeier der Maientage herbeigezogen.

Ein bleibender Gewinn meiner ganzen damaligen Reise ist mir das vertrauliche Zusammensein mit meinem theuren jungen Freunde A. Jahn gewesen. Ich habe von der neuen Richtung, welche dieser liebe Jüngling in Mecklenburg genommen, schon oben (S. 165) gesprochen. Er hatte, wie er sich später darüber schriftlich aussprach, für die große Frage, welche um jene Zeit wieder mächtig laut wurde: „Was dünket euch von Christo, wes Sohn ist er?“ die rechte, sichere Antwort in seinem Inneren gefunden, hatte erkannt, daß der Mittelpunkt der falschen Lehren des Rationalismus, dem er vorhin zugethan gewesen, die Verkennung Christi in seiner göttlichen Natur sei. Vor Allem zwar das lautere Wort der Offenbarung selber, darin er jetzt eifrig forschte und las, daneben aber auch manches gute Wort, das er von Menschen hörte oder in ihren Schriften fand, bekräftigte und entwickelte in ihm den Keim der neugewonnenen Erkenntniß. „Aber“ (so fährt er fort) fast keine Schrift hat mich mehr gefördert in der Erkenntniß Christi als das liebe Buch von J. M. Sailer „Fen-

neberg's Leben" namentlich in der Stelle von S. 107—133, wo in dem fingirten Gespräche zwischen Fenelon und Fenneberg von Christo dem lebendigen Gotte die Rede ist. Die Worte Joh. 14 V. 9: Philippe, wer mich sieht, der siehet den Vater, schlugen wie ein Blitz in mein Inneres." Seit dieser Zeit ward ihm die Bibel so ganz und gar das Wort des lebendigen Gottes und ist ihm kein Zweifel mehr darüber gekommen. Und dennoch fehlte ihm bei all' dieser Erkenntniß Christi die Einsicht in das Kleinod der Lehre der evangelischen Kirche: die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben. „Einer ziemlich vorherrschenden Richtung der Erweckten jener Zeit war die Lehre verschlossen geblieben, daß Röm. 7 von den Wiedergeborenen handle, wie das längst vor Luther und Calvin der Vater der Kirche Augustin klar aussprach und für unsere Zeit Dr. Kohlbrügge der Holländer in seiner Paraphrase so tief in des Augustin Sinne erfaßte. Man ging häufig den mystischen Weg, welcher den alten Menschen heilig sprechen will, indem er ihn immer als mit Christo begraben ansieht."

Das waren uns recht vergnügliche Abschiedsstunden, als wir so ungestört und aus treuem Herzen uns noch einmal gegenseitig gaben, was wir hatten und Das betrachteten und erwogen, was uns früher gefehlt und auch jetzt noch abging. Wir saßen beide noch auf den Schulbänken der ewigen Weisheit, um das rechte Aufmerken auf's Wort zu lernen und wollen auch jetzt noch, wo uns das Aufmerken nicht mehr so schwer ankommt, gern darauf sitzen bleiben, um dasselbe immer besser zu lernen. Noch einmal, nach meinem Abgange aus Mecklenburg, hat mich mein lieber Zahn, damals aus Pommern, besucht und ein längeres, bleibendes Wiederfinden ist uns ja beiden gewiß.

Fast nur noch wie ein vorüberreisender Fremdling — denn unser ganzes, zum Haushalt gehöriges Eigenthum war uns schon voraus, den Weg nach Süden gegangen — kamen wir nach dem lieben Ludwigslust zurück, wohin ich meine Leser auch zum Abschiede mit mir nehme.

## 17. Der Abschied.

Das Wetter war noch eben so schön geblieben, als es auf unserer Reise nach Hamburg und Lübeck gewesen, und dennoch kamen mir die letzten zwei Tage in Ludwigslust trübe und dunkel vor. Dieses lag aber nicht an dem Himmel, denn der war klar und hell, sondern an meinem Auge, welches trübe war und das Herz war es auch. Ich gedachte an Das, was während der drei Jahre in Ludwigslust an mir und für mich geschehen war und wie wenig, ja wie gar nichts ich dagegen gethan. Es bedurfte der feurigen Kohlen nicht, welche meine hochsinnige Herrschaft in ihrer weit über die Gränzen des Gewöhnlichen gehenden Güte durch Gaben, die ich nie verdient hatte, auf mein Haupt sammelte, um mir den inneren Vorwurf, den ich im Herzen fühlte, recht glühend heiß zu machen. Der Naturtrieb in mir, welcher mich hinwegzog, war auf einige Zeit gleichwie entschlafen; während er schwieg, hörte ich nur, so oft ich mit mir allein war, die Stimme des Rufers in meinem Inneren, die mich an meine Schuld gegen Gott und Menschen mahnte. Hast du nicht, so hieß es in mir, der Taufe, des leicht an dir vorübergehenden Ungewitters (m. v. S. 186) nur entlaufen wollen, als du von deinem hiesigen Posten so hinwegstrebtest? Kann und wird diese nicht anderwärts noch stärker über dich kommen, als du sie hier erfahren? Was kannst du antworten auf die Anforderung: thue Rechnung von deinem

Haushalten? Welche Last des Undankes für so viele hier empfangene Wohlthaten nimmst du mit dir hinweg; wie kalt und roh hast du dich losgerissen von dem gastlichen Heerde, wo man dich mit nachsichtsvoller Liebe aufgenommen und gepflegt hat, und mit immer neuen und größeren Wohlthaten fest halten wollte.

Ich konnte dem Wächter in meinem Inneren auf Tausend nicht Eines antworten; wie ein Geschlagener und Träumender ging ich umher, um noch die Freunde zu sehen und zu segnen und dankbaren Abschied zu nehmen von Freunden und Bekannten. Was ich da gesprochen, das weiß ich nicht mehr, es mag aber wohl aus bewegtem Herzen gekommen sein. Hätte ich jemals daran zweifeln können, so würde ich jetzt es erkannt haben, wie sogar liebevoll und gut die theuren Kinder des Herrn Erbgroßherzogs gegen mich gesinnt waren, und wie vor Allen der Prinz Albrecht recht an mir hing. Doch es gab da eine Mutterliebe und weise mütterliche Obhut, in deren Hände man die Sorgen des Abschiedes nicht zu legen brauchte, denn sie lagen besser, lauterer und treuer darin, als man selber sie empfunden. — Was soll man von einem solchen Abschiede sagen, welcher die erhebenden Kräfte eines Grußes beim Wiedersehen in der seligen Ewigkeit in sich trägt. Das ist ein Vorschmack der Lust der Ernte mitten unter der Last und Mühe der Aussaat. Ja, die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. Friede sei über Israel.

Mein theurer, lieber Erbgroßherzog, welcher weicher von Herzen war, als die Welt es wußte, schien das Abschiednehmen von mir ganz vermeiden zu wollen, es war seine Absicht, früh am Morgen des letzten Tages meines

Dortseins von Ludwigslust zu verreisen. Als ich dieses noch am Abende vorher erfuhr, da konnte ich dem Drange nicht widerstehen, ihn noch einmal zu sehen, noch einmal ihm für all' seine Güte und Liebe zu danken. Und wie trat doch selbst in dieser letzten Stunde neben dem Danke ein Schein des Undankes an mir hervor, als der gütige Fürst, noch einmal in wahrhaft herzlicher Weise bedauernd, daß ich sein Haus verlassen wolle, mir beim Abschied die Hand reichte und mich zu dem Versprechen aufforderte, daß ich, wenn er einmal zur Regierung käme, wieder zu ihm zurückkehren wolle. Es ist mir noch jetzt ein Schmerz und wird mir dieses fortwährend ein solcher bleiben, daß ich mich unvermögend fühlte, dieses Versprechen zu geben. Ich schied schwer von dem theuren Fürsten.

Ich erwähne der übrigen letzten Besuche bei den Freunden nicht. Mehrere von ihnen, wie Caroline von Bose, wie die Frau Lenthe, wie der gütige, treugesinnte Hofmarschall von Oertzen, sind bald nachher zu ihrer Ruhe eingegangen und noch vor ihnen hat der edle Erbgroßherzog Friedrich Ludwig seinen so oft mühselig dunklen Erdenlauf beendigt; Minister von Plessen war wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, wo ich ihn im Herbste des nächsten Jahres zum letzten Male im Leben sah. Gesegnet sei mir dein Andenken, du Stätte meiner Heimsuchungen und Tröstungen. Gesegnet, du liebes, theures Land, über welches in den Jahren und Jahrhunderten der äußeren wie inneren Kämpfe so viele Wetter gegangen sind. Die Feinde deines geistigen wie leiblichen Wohles haben dich oft gedrängt, aber sie haben dich nicht übermocht. Und wenn ich das bedenke, was ich zu meiner Zeit mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört habe, und das Werk betrachte, welches jetzt in deiner Mitte begonnen hat, dann

freue ich mich als ein alter Mitbürger mit deinen Treuen im Lande und rühme mit ihnen: der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Denn deine Lehrer, die dich Gerechtigkeit lehren (Joel 2, V. 23) werden mit vielem Segen geschmückt, deine Fürsten haben fürstliche Gedanken. Ja, wir wünschen dir Glück, es müsse wohl gehen Denen, die dich lieben!

## 18. Die Rückreise von Ludwigslust nach Erlangen.

Der treue Freund Lenthe begleitete uns nach Berlin. Der letzte Tag in Ludwigslust war ein warmer Frühlingstag, mir aber durch die große äußere wie innere Bewegung, in der ich mich vom Morgengrauen an befunden, war er nicht nur ein warmer, sondern ein sehr heißer gewesen. Wir fuhren mit der Post; schon am Abende wehte uns ein kühler, bei Nacht ein kalter Ostwind an. Ich saß ohne Reisemantel vorne, wo die freie Aussicht ist, im Wagen, denn meinen Mantel hatte mir am letzten Tage, als man ihn heraus an die Luft gehangen, Einer entwendet, der ihn vielleicht noch mehr bedurft hatte, als ich. Da meldete sich bei mir ein rheumatischer Schmerz, welcher dann abwechselnd bald mehr, bald minder heftig mich bis Erlangen begleitet hat. Als die Morgensonne uns wieder schien, da fühlte ich mich erleichtert und schon lag das mächtig große Berlin vor mir. Mitten in der weit ausgedehnten Häusermasse, so wie hinter und neben ihr suchte ich nach der eigentlichen Stadt, denn ich hatte bis dahin die großen Städte alle an ihren hohen Thürmen und Kirchen schon von weitem erkannt. Doch tröstete ich mich und meine kleine Reisegesellschaft bald mit dem Gedanken, daß da drinnen in der Stadt eines so großen Königs zwar keine solchen Kirchen ständen, welche, wie in Bamberg,

Regensburg, Nürnberg, Wien und Lübeck die Augen durch hohe Thürme anzögen, wohl aber möge es solche geben, welche Geist und Herz durch mächtigere Töne als die der Nürnberger Glocken in ihr Inneres hineinzögen. Und Gott erhalte und mehre das, denn die Thürme und Glocken sind gerade nicht das Höchste und Beste, was man an und in den Kirchen sucht.

Eine Stunde ohngefähr bin ich doch in der prächtigen Stadt herumgegangen, habe mir ihre Paläste betrachtet und bald da bald dort in ihre langen schnurgeraden Gassen hineingeschaut, die wohl ein Gesunder zu Fuß durchmessen kann, ein Kranker aber nicht. Und ein solcher war ich, denn mein Schmerz griff mich alsbald wieder so gewaltig an Haupt und Gliedern an, daß er mich aus der großen, weiten Stadt hineintrieb in das kleine Zimmer und das enge Bett, die für einige Tage unser gemiethetes Eigenthum waren. So kann ich wohl sagen, ich bin zwar auch in Berlin gewesen, habe dort etliche Tage gelebt, kaum aber es nur gesehen.

Ich hatte einen Brief aus Lübeck von der Schwester an den jungen Claudius aus Wandsbeck, welcher damals in Berlin Theologie studirte. Wenn er hier diese Zeilen lesen sollte, dann grüße ich ihn darin und sage ihm, daß mir sein liebes Bild nicht nur noch immer, in diesen meinen alten Tagen, hell vor Augen, sondern warm im Herzen geblieben ist. Denn er war schon damals ein gar wackerer Junge, dem das treue Herz aus den Augen herausschaute und der in Wort und Wesen nicht nur die leibliche Abstammung von dem Vater Claudius in Wandsbeck kund gab, sondern auch zu einem anderen, geistigen Geschlechte und Stamme sich bekannte, zu dem ich auch gern gehören möchte. Ich sandte ihm das Brieflein von seiner

Schwester und meinte, er könne dasselbe noch kaum gelesen haben, da war er schon bei mir an meinem Krankenbette, darin ich, in ziemlichem Einverständnisse mit meinen Schmerzen, mir so eben das Stillsein und Ruhen gefallen ließ. Arzneien mochte ich nicht nehmen, mein junger Freund Claudius brachte mir aber bessere und kräftigere schmerzstillende Mittel als der Apotheker geben kann, er führte mir den theuren August Neander und den Vater von Kottwitz zu. Diese treuen Freunde und Tröster der Kranken an Seele und Leib kamen während der Tage meines Aufenthaltes in Berlin gar oft zu mir an mein Krankenlager, zugleich mit einander oder auch abwechselnd jetzt nur der eine, dann der andere, nicht um mir die Zeit zu vertreiben, sondern um mir dieselbe zum bleibenden Segen zu machen.

Ich wünschte sehr, daß ich all' die Gespräche in fester Erinnerung behalten hätte, darin wir unsere Herzen gegen einander aufschlossen und an der Gemeinschaft des Geistes uns erfreuten, die uns geschenkt war. Nur von Etwas will ich reden, was wohl ein mehrmals wiederkehrender Gegenstand dieser Gespräche mag gewesen sein. Es war dieses eine Selbsttäuschung des geistigen Blickes in die nahe Zukunft unserer Zeit, daran vornämlich ich damals litt.

Eine nach ihrem Maaße ähnliche Selbsttäuschung des leiblichen Blickes begegnet uns wohl im kindlichen Alter, wenn wir das Abendroth der Wolken für so nahe am Boden stehend halten, daß man dort auf dem Hügel in dasselbe hineinsteigen könne, und selbst den Mond und die Sonne für nicht viel weiter von uns entfernt, als das Gebirge, hinter welchem sie uns heraufkommen oder niedersinken. Der Eindruck, den der Purpurglanz der Abendröthe, oder das Licht der Gestirne auf das leibliche Auge macht, ist ein so kräftig naher, daß man den Irrthum des

Kindes leicht begreiflich finden muß und so vielleicht nicht minder jenen, darin Manche unter uns in der damaligen Zeit befangen waren. Ich meine hiermit die Erwartung von einem ganz nahen, goldenen Zeitalter in der Welt des Geistes, von einem allgemeineren Aufleben des Glaubens in der Gesammtmasse des christlichen Volkes. Vor Allem aber die Erwartung von einem Reiche des Friedens und der brüderlichen Einigung zwischen allen innig und rechtgläubigen Christen der verschiedenen Confessionen; eines Sieges des Lichtes der göttlichen Wahrheit über das Dunkel, in welchem man sich gegenseitig verkannt und angefeindet hatte. „So werde das Volk des Herrn gemeinsam den schweren Kämpfen wohlgerüstet entgegen gehen können, die da kommen sollten.“ — —

Allerdings durfte die damalige Zeit mehr denn manche ihr vorhergehende mit Freudigkeit den Zuruf des Propheten auf sich anwenden: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir“ (Jesaias 60 V. 1). Doch hätte sie nicht vergessen sollen, daß bei jeder neuen Schöpfung, auch im Geistigen, sich der Verlauf der anfänglichen Schöpfungsgeschichte wiederholen müsse. Diese begann mit dem Worte des Schöpfers: „es werde Licht.“ Ja, schon das Werk des ersten Tages war so herrlich und göttlich groß, daß die Vorsänger des Sabbaths ihre Stimmen erhoben, als Ihn, wie das Buch sagt, die Morgensterne mit einander lobeten und zujauchzten die Kinder Gottes (Hiob 38 V. 7). Aber die Feier der Sabbathsruhe war noch fern, denn es folgten dem Werke des ersten Tages, welcher der Welt das Licht gab, zuerst die Werke der Scheidung der oberen und unteren Wasser, dann die der unteren Wasser und ihrer Meere vom trockenen, festen Lande mit seinen Welttheilen und Inseln, auf

deren Boden die Kraft des Lebens in der Mannigfaltigkeit der unzählbaren Gestalten aufgrünte, blühte, und ihren Samen trug. Aber selbst die Macht des allgemeinen Lichtes schied sich in die Besonderheit der einzelnen Lichtträger und im Strahle der Sonne wachte jetzt ein neues sich selbst fühlendes und bewegendes Leben (der Thierwelt), abermals zuerst in der Mannigfaltigkeit der unzählbaren, scharf von einander geschiedenen Formen auf, bis die Vielheit ihrer Kräfte in dem Werke des sabbathlichen Vorabends am Menschen zur Einheit wurde und über Ihm, dem Gott erkennenden Menschen, der Sabbath anbrach. Mag die Welt des Unglaubens, wenn sie von der des Glaubens durch die Kraft des Lichtes sich scheidet, übermächtiger noch an Umfang und Masse gegen diese dastehen, als das Gewässer der Erde mit seinen Meeren gegen das trockene Land; immerhin bleibt dieses der feste Grund, darauf der Fuß sicher stehen und wandeln kann. Und die Inseln, auf denen ein sicher wohnendes Volk im steten Verkehre und Kampfe mit dem übermächtigen Elemente seine Kräfte stählt, erinnern an jene von Mauern umschlossenen Städte, darin Kaiser Heinrich I. das Volk des offenen, schutzlosen Landes vertheilte, damit es hier gegen den Einbruch des Feindes sicher wohnen und sich rüsten, in der Stunde aber des entscheidenden Kampfes gemeinsam und siegreich ihm begegnen könne. Denn in solch' entscheidenden Stunden ruhet der kleinliche Zwiespalt zwischen der einen Stadt und der anderen; der Feind ist da; das Loosungswort für Alle ist: Wahrheit, die Allen gilt, oder Lüge; dort Leben, hier Tod. Auf das Waffengetümmel und die Mühen der Werktage wird endlich doch eine Stille des Vorabends und auf diese der ewige Friede des Sabbaths folgen.

Es ist eine herrliche Sache um die vielfache Nutzbar-

keit des reinen Glases. Als Fensterscheibe läßt es das Licht herein und hält Wind und Wetter von unserer Wohnung ab; als Brillenglas gibt es dem Auge des Greises eine verjüngte Sehkraft. Aber nicht nur das Dunkel unseres Haushaltes und sein tägliches Geschäft sollte das Glas uns erhellen und erleuchten, es sollte das Licht einer Welt in unsere Sinne hereinlassen, die für unser natürliches Auge unsichtbar ist. Wie wunderbar sind die Leistungen des Glases in einem Fernrohre. Da finden sich etwa außer dem großen Objektivglase am Ende des Rohres und dem kleinen Okularglase noch mehrere (Collectiv=) Gläser, die in wohlgemessenem Abstande von einander alle das Licht von außen aufnehmen und hindurch lassen, und wenn wir durch ihre festgestellte Reihe hindurch sehen, da thut sich unserem Blicke die Pforte der Nacht oder der dunklen Ferne auf; die verborgene Tiefe des Sternenhimmels mit ihren Welten, wie die vorhin unsichtbare Welt des irdisch Kleinsten wird uns sichtbar, das unverkennbar Ferne wird uns zum deutlich Nahen. Auf die Größe und Brennweite des Objektivglases kommt bei dieser Wirkung der Teleskope freilich gar viel an, eine einzige mächtig große Glaslinse leistet da überaus viel mehr, als eine ganze Anzahl kleiner Linsen. Wer aber die kleinen Gläser durch Klopfen und Hämmern zu einem großen machen und uniren wollte, der würde bald nur scharfe Splitter unter der Hand haben. Die Glasmasse war theilbar und ließ sich auf verschiedene Weise formen, als der Schmelzer sie im Feuer seines Ofens flüssig gemacht hatte; die beim Erkalten fest und spröde gewordenen Stücke werden sich aber nur wieder zu einem Stücke vereinen lassen, wenn der Meister im Feuer seines Ofens sie wieder flüssig macht und zusammen schmilzt. —

So wohl mir auch das öftere Sehen und Sprechen

der drei Freunde that, die sich in Berlin zu mir gefunden, konnte ich dennoch nach etlichen Tagen dem Verlangen nicht mehr widerstehen, aus der Gefangenschaft des Krankenzimmers herauszubrechen. Zum letzten Male auf Erden drückte ich dem treuen Lenthe seine brüderliche Hand, auch den theuren Baron von Kottwitz sah ich nicht mehr, Neander nur noch einmal im Leben, der junge Freund Claudius hat mir seinen Besuch versprochen und ich warte noch mit Verlangen auf die Erfüllung seines Versprechens, obgleich schon 37 Jahre vergangen sind seit den Tagen unseres Zusammenseins in Berlin.

Es war wieder ein schöner, milder Frühlingsmorgen, als wir außen vor der großen Königsstadt zwischen den Gärten hinfuhren, deren Beete voll blühender Hyazinthen standen. Wären nur die kühlen Nächte nicht gewesen, oder hätte man ihnen, so wie dieses jetzt möglich ist, mit Dampfeseile entgehen können! Aber auch auf dem Wege nach Dresden mußte ich nach dem damaligen Laufe der Posten, der über die weiten Flächen des Sandes hin kein sehr schneller sein konnte, die schmerzhafte Geduldprobe durch eine ziemlich kalte, regnige Nacht bestehen. Doch der Gewitterregen war bald vorüber, das Wetter wurde wieder heiter und meine Stimmung wurde das nicht minder, denn ich fühlte bei dem Wiedersehen der lieben Freunde in Dresden keinen Schmerz mehr.

Wir hatten uns viel zu erzählen und zu sagen, Kügelgens und wir beide. Mit ihm traf ich nur noch einmal, in Freiberg, wohin wir uns bestellt hatten, zusammen; sie, die schwesterliche Freundin, sah ich zum letzten Male bei einem späteren Besuche in Dresden. Das Vaterhaus des Theodor Körner, sonst so belebt, fand ich ausgestorben und von all' seinen mir bekannten Bewohnern verlas=

sen. Dem Bruder war die Schwester bald in das Heldengrab unter der alten Eiche im fern abgelegenen Mecklenburg gefolgt (II S. 236), der Vater war von Dresden, welches ihm nach dem Tode der Seinen zur Fremde geworden, nach Berlin gezogen. Bei meinem Freunde Friedrich ging das Leben noch in seinem alten Geleise. Sein guter Humor lebte so frisch auf als sonst, da er mich wiedersah; er freute sich, daß wenigstens die Franzosen aus dem Lande hinaus waren, wenn auch noch sonst Vieles darin geblieben, das man ihnen gern nachschicken möchte, über und noch lieber unter den Rhein. Der liebe, geistreiche Theodor Hell wirkte freudigen Sinnes noch fort, in seiner gewohnten Weise, den alltäglichen Gang des Lebens und seiner Ereignisse mit anmuthigen „Lyratönen" begleitend *).

Auch einige neue Bekanntschaften machte ich schon dießmal und noch mehr bei einem späteren Besuche in Dresden. Zu dem ernst und wohlgesinnten Minister, dem Grafen von Einsiedel, zog mich eine herzliche Ehrerbietung hin. Er hatte sich dem herrschenden Geiste seiner Zeit und den Wortführern desselben gegenüber, durch Wort und That zu dem Christenglauben bekannt und darum ist über ihn an seinem Orte eine ähnliche, ja noch heftiger fluthende Taufe der Lästerungen gekommen als über Harms, in der Zeit des Thesenstreites (S. 184). Er aber ist in diesen Stürmen unerschüttert geblieben, denn seine Wurzel stand und steht noch jetzt fest in dem felsigen Grunde, welcher Das, was er trägt und hält, nicht fallen läßt. Die Stunden,

*) Er war damals fleißig mit der Vollendung seiner „Lyratöne" beschäftigt, die bald hernach in Braunschweig gedruckt erschienen.

welche ich in der gräflich Dohna'schen Familie zu Lausa zubrachte, haben mir eine Erinnerung zurückgelassen, an der ich noch jetzt zur Bekräftigung und Ermunterung auf meinem Wege gern ausruhe. Bei diesen Seelen, das fühlte man, war gut wohnen, da hätte man gern sich mögen eine Hütte bauen. Und dieses hatte auch ein Mann gethan, dessen Andenken mir zu den „feurigen Steinen" gehört, unter denen mein Herz gerne wandeln geht. Ich meine hier den David Samuel Roller, den Pfarrer zu Lausa. Ein ehrenwerther Freund, dem wir Alle dafür herzlich dankbar sind, hat uns eine treffliche Lebensbeschreibung des Pfarrer Roller gegeben*), er aber selber, dieser Mann, hat sich in die Seelen Aller, die ihm geistig näher kamen, hineingelebt und wird in ihnen fortleben.

Wir lesen (1. Petr. 2, 9) von einem königlichen Priesterthum, zu dessen Würde der Glaube auch solche erheben kann, deren irdisches Reich noch im Entferntesten auch jenem nicht gleichkommt, das Arnan Arafna, der König der Jebusiter, beherrschte, dem die Tenne auf einem der Hügel von Jerusalem gehörte, sammt etwa einem Stücke Feldes und etlichen Ochsen (2. Sam. 24 V. 16—24). Das Siegel dieser königlichen Würde war dem Pfarrer zu Lausa, dem Dav. Sam. Roller, in seinem ganzen äußeren wie inneren Wesen so deutlich aufgeprägt, als ich es nur selten gesehen habe. Schon die Bauern seiner Gemeinde, ob gern oder ungern, erkannten die Achtung und anständige Ordnung gebietende Macht an, die in der ganzen Persönlichkeit des Mannes lag, so daß, wenn einer zum Pfarrer hinging, er zuerst vor der Thüre seines Zimmers das Haar

*) Roller's Leben und Wirken von Magnus Adolph Blüher, Dresden bei Naumann 1852.

mit dem damals gewöhnlichen, das Hinterhaupt umfassenden Kamme sich ordnete, dann sich niederbückend, nicht oben oder in der Mitte, sondern ganz unten an der Stubenthüre anklopfte, als ob er, wie die Freundin von Kügelgen sich ausdrückte, welche es öfter gesehen, ein Mäuschen wäre, das von unten her zum Pfarrer hineinwollte. Aber dieser Eindruck einer seltenen Mannhaftigkeit, den Roller auf alle Menschen machte, welche eines Gefühles der Achtung vor Anderen noch fähig sind, kam nicht von dem äußeren Stande, sondern von dem inneren Zustande des Mannes her, er war deshalb nicht auf den Kreis seiner nächsten Umgebung beschränkt, sondern ein allgemeiner, den jeder von auswärts her Kommende gemeinsam mit den Bauern des Dorfes empfand. Ich habe bei späterer Gelegenheit eine Erntepredigt von ihm gehört, deren Inhalt voll tiefen, mächtigen Ernstes, im Tone des Mannes, der allein auf Sinai dem Herrn nahete, Segen verkündend dem Gehorsam und Fluch dem Ungehorsam mir unvergeßlich geblieben ist*). Roller durfte mit solchem unerschütterlichen Ernste zu seiner Gemeinde sprechen, denn sein Allen vor Augen liegendes Leben und Thun bezeugte es, daß er diesen Ernst zunächst und am meisten an sich selber übte. Damals, als ich ihn zum ersten Male im Zimmer der Gräfin Dohna sah, kam er von dem Sterbebette einer frommen, alten Mutter aus der Gemeinde, mit welcher er bis zu ihrem letzten Augenblicke gebetet und die Sterbende eingesegnet hatte zu ihrem friedlich seligen Heimgange. Er las uns das Lied des alten Cantors in Joachimsthal, des

*) Er rügte die Entheiligung des Sabbaths, zu der sich wohl manche Mitglieder seiner Gemeinde durch zaghaften Unglauben während der Ernte hatten verleiten lassen.

Nikolaus Hermann: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist," dessen Inhalt und Worte der Dahingeschiedenen noch ein recht kräftiger Trost auf ihrer Heimfahrt gewesen waren; erzählte von ihren letzten Worten. Der Mann verstand es, von Tod und Ewigkeit in gebührender Weise zu reden. Uns Allen war es, als vernähmen wir Botschaft aus einem uns Allen nahen und doch ungesehenen ernsten Jenseits, tröstend und heilsame Furcht erweckend zugleich.

Von ganz anderer Art als der Eindruck, den Roller's Bekanntschaft mir für immer hinterließ, war jener, den ein damals vielgenannter Prediger in Dresden, Stephan, auf mich machte. Ich hatte, wenn anderwärts von diesem strengen Prediger die Rede war, ihn zuweilen lebhaft in Schutz genommen, weil ich, und nicht ganz mit Unrecht, die Feindschaft gegen ihn der vorherrschenderen feindseligen Gesinnung gegen das Christenthum und sein lautes Bekenntniß zuschrieb. Ich kam deshalb gewiß mit dem günstigsten Vorurtheile für ihn in seine Kirche. Ich getraute mich selbst nicht gegen Andere Das auszusprechen, was ich da empfunden, aus Furcht, dem Manne in meinem Urtheile unrecht zu thun. Ein Freund führte mich nach der Predigt zu Stephan hin. Schon in den scharf eingeschnittenen Zügen seines Angesichtes, in Mienen und Blick, denen das Wehethun mehr zur Uebung geworden schien als das Wohlthun, lag etwas, dem ich mich niemals mit Vertrauen und Liebe hätte nahen können. Roller, so wie die treuen Väter von Schöner's, Kießling's, Burger's und des Pfarrer Koch's (S. 83) Art, machten keine solche Mienen, blickten andere Menschen nicht so an. Seine Predigt hatte mich kalt und innerlich unberührt gelassen. Mag der Ernst des Gesetzes immerhin Zorn an=

richten, er bringt dennoch zugleich auch seinen Segen und Frieden. Die herbe Härte jedoch, im Heiligenscheine und Gewande des Gesetzes, geht selber aus einer inneren, bitteren Wurzel der Feindseligkeit hervor und erzeugt um sich her eine Feindseligkeit, welche der Versöhnung vielleicht für immer fern und fremd bleibt. Damals schon machte mich das so bedenklich, was ich von der fanatischen Gehässigkeit gegen die Brüdergemeinde und zugleich von den fast zuchtlosen Abweichungen von äußerer Sitte und Ordnung hörte, welche sich St. durch seine nächtlichen Erbauungsgesellschaften in Wäldern erlaubte. Denn Gott ist ein Gott der Ordnung, zu welcher auch die Beachtung der äußeren Sitte gehört. Was ich jedoch auch noch später durch einen nahe Bekannten seines Hauses von solchen Zügen aus Stephan's Leben vernahm, welche einen Hang zur rohen, fleischlichen Lust verriethen, das hielt ich Anfangs für Uebertreibung, ja für grundlose Verläumdung, bis das innere Verderben an ihm zum offenkundigen Ausbruche kam. Doch der Mann steht vor seinem Richter; wir dürfen nur beklagen, daß er mit den Gaben, die ihm verliehen waren, so viel Schaden gethan, so viel Aergerniß erregt hat. Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. Dieses Falles Anfang ist überall der Hochmuth, je höher dieser gestiegen, desto tiefer ist sein Sturz zum Abgrunde. Von dem Ende des unglückseligen Mannes weiß ich übrigens nichts.

Von Dresden hinweg, wo ich mich bei dem milden Frühlingswetter von meinem Fieber fast ganz für genesen hielt, reisten wir in möglichster Eile zuerst zu den Geschwistern und Verwandten in Chemnitz, wo wir auch die Schwester aus Hohenstein trafen, dann über Lößnitz nach Bärenwalde. Hier war indessen der theure Vater und

Großvater Martin in kindlich gläubiger Fassung zu seiner ewigen Ruhe eingegangen. Die Mutter Martin, als eine von jenen Wittwen, welche der Apostel (1 Timoth. 5, V. 5, 6) als die rechten Wittwen beschreibt, bewohnte mit einer treugesinnten Enkelin einsam das Haus. Auch die beiden Schwestern meiner lieben Frau hatten sich indeß verheirathet, die eine im Orte selber, die andere mit meinem lieben Vetter, Ferdinand Werner, vermählt*), in einer etliche Stunden entfernten Stadt. Jene, die zweite Tochter des Mühlmann'schen Hauses, war damals ihrer Entbindung und dem Genusse der Mutterfreuden nahe, es geschah jedoch etwas Anderes, als wir gehofft und erwartet hatten: sie selber in der Stunde der Geburt ihres Kindes wurde ausgeboren zum Genusse anderer Freuden, als die der Mutter sind. Es war eine fromme, an Demuth, Sanftmuth und Liebe reiche Seele.

Während unseres kurzen Aufenthaltes in Bärenwalde hatte sich, nach der frühzeitigen Wärme und nach der Entladung eines starken Gewitters wieder ein Nachwinter und mit ihm zugleich mein schmerzliches Uebel eingestellt, das mich erst mehrere Wochen nach der Ankunft in Erlangen und nach dem Beginne meiner dortigen Amtsgeschäfte bis auf die letzte Spur verließ.

*) Wie ich von mütterlicher, so er von väterlicher Seite her ein Enkel des alten Pfarrer Gotthilf Werner in Hohenstein (m. v. Bd. I S. 72).

# Der Erwerb
# aus einem vergangenen
# und
# die Erwartungen
# von einem zukünftigen Leben.

---

## Eine Selbstbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.



Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

# Vorrede.

So gebe ich denn hier den letzten Band meiner Selbstbiographie. An seinem Inhalte wie an seinem Umfange wird mehr als in den vorhergehenden Bänden Das in die Augen fallen, was mit Recht oder auch scheinbar Tadel verdient. Wie der Reisende auf einem Segelschiffe, welches nicht durch die eigene Kraft noch Kunst der Menschenarme, sondern durch den Wind bewegt wird, welcher den Fortgang fördert oder hemmt, sieht sich hier der Leser, der mich auf meinem Lebenswege begleitet, bald in Eile vorübergeführt an den Küsten des Festlandes und den Inseln, bei denen er längeres Verweilen erwartete, bald wieder festgehalten an Stellen, da für ihn wenig Unterhaltung zu finden ist. Selbst der Steuermann hätte das anders gewünscht, aber der Wind, der ihn führte, wehete, wann und wie es ihn ankam.

Vor Allem bin ich in jenes Vorübereilen gerathen, wo mir auf der letzten Strecke der Hafen schon vor Augen lag, nach dessen Ruhe mich verlangte. Es war aber nicht das Sehnen nach ihm, das meinen Lauf beflügelte, sondern mehr noch eine Gebrechlichkeit des vorgerückten Alters. Die Wirkung des Stromes der Vergessenheit, aus welchem nach der sinnvollen Dichtung des Alterthumes die Seelen, scheidend aus dem Leben der Eitelkeit, trinken, gibt sich öfters schon an dem Greisenalter kund. Die Alten gedenken wohl noch in frischer Lebendigkeit der Tage ihrer Kindheit und Jugend, während ihnen die Geschichten ihrer späteren Jahre gleich Wolkengebilden im Abendrothe verglühen. So möge man es dem Verfasser dieser Selbstbiographie nicht zu hoch anrechnen, wenn die Züge des Kreises seiner Mittheilungen, da, wo er sie auf den festeren Grund seiner frühesten Erinnerungen und selbst auf dem sandigen Boden der Erinnerungen aus den mittleren Jahren hinzeichnete, deutlicher erscheinen, als die aus der späteren Zeit, welche sein Stab öfters nur in den vorbeiwandelnden Lethestrom schreiben konnte. Dennoch ist auch in diesem Gewässer ein Grund, welcher für ein tiefer hineinschauendes Auge die Züge der Schrift bewahrt. Undank aber war es bei ihm

nicht, wenn der Kreis so vieler einzelner Gaben, die ihm auf der letzten Strecke seines Lebens geworden, nicht gedenkt, und wenn er, selbst ohne die Namen zu nennen, vorübergeht an Vielen der Mitgenossen seiner Zeit, die ihm zu seiner Freude, zur Stärkung und zum Segen auf seinem Wege begegneten. War es doch dem Wanderer, als seien das nur Begrüßungen und eilige Verabredungen für ein Wiedersehen nach wenig Tagen.

Möchten übrigens der inneren Gebrechen meines Buches: der Fehler meines oft irrenden Urtheils über Andere, wie des leichtsinnigen Beachtens meines eigenen Thuns nicht noch viel mehrere sein, als der angefügten Druckfehler, welche nicht mein eigenes, alterndes Auge, sondern das jüngere eines Freundes in den 11 ersten Bogen mir bemerklich machte; Druckfehler, unter denen freilich solche mir unbegreiflich vorkommen, wie der in dem Namen eines meiner liebsten, bekanntesten Freunde (430, 446, 448, 450).

Noch erwähne ich, daß ich einige biographische Schilderungen, so wie kleinere Lebensbilder aus der Reihe meiner Freunde und näheren Bekannten, die schon eingingen zu ihrer Ruhe, für ein Bändchen meiner vermischten Schriften aufbehalten habe, das,

wenn mir Gott Leben und Kraft dazu schenkt, in dem gleichen Verlage erscheinen soll. Dort werde ich auch noch einzelne Lücken dieses vorliegenden Buches zu ergänzen suchen.

Pähl im bayerischen Ammergrunde, 8. Okt. 1856.

Der Verfasser.

# Inhalt.

# Die Rückkehr nach dem Süden.

---

## 19. Erlangen.

Da waren wir denn in Erlangen und der Frühling mit seinen blühenden Bäumen war auch wieder da. Nun ist zwar die Universitätsstadt Erlangen mit ihrer Nachbarschaft uns Allen, die wir in Bayern wohnen, gar wohl bekannt, mein Buch aber könnte ja wohl auch außer Bayern Leser finden, diesen will ich die neue Station beschreiben, in welche ich jetzt einrückte, und darauf ich acht Jahre die äußerlich glücklichsten, fröhlichsten meines Lebens zubrachte.

Erlangen ist schon durch seine natürliche Lage sehr gut dazu geeignet, eine Niederlassung oder selbst nach ihrem Maaße eine Residenzstadt der Wissenschaft zu werden, deren vermittelnde Stellung zwischen dem Norden und dem Süden von Deutschland den geistigen Verkehr zwischen beiden begünstigt, und dort auf dem Berge, nach dessen Fuße die Häuser der Stadt sich hinziehen, über dessen Abhang ihre Gärten sich ausbreiten, schaut man vor sich im Süden weit über die Ebene hinaus, auf der sich Nürnberg mit seiner alten Burg und seinen Thürmen erhebt, so wie gegen Norden hin in das fränkische Gebirge und in das reich gesegnete Thal, durch welches die Rednitz dem Main zu-

strömt. Der Nachbarberg der Stadt, der Rathsberg genannt, steht an der äußersten Vorhut des Bergzuges, der den Main auf seinem Laufe durch Franken begleitet. Nicht nur sein Abhang gegen die Stadt hin bildet eine fortlaufende Reihe von Gärten, sondern seine Höhe selber ist durch den Fleiß der Bewohner in einen großen Garten umgewandelt, welcher durch die Tausende seiner Kirschenbäume der Blüthenzeit des Frühlings, so wie dem Sommer, der die Früchte reift, einen besonderen Reiz gibt. Zwischen beiden, dem Zuge der Gärten am tieferen Abhange und dem großen Gartenlande des oberen Rückens, erhebt sich ein Laubwald mit hochwüchsigen Bäumen, welcher den Berg auch gegen Norden umgürtet.

Eine Zugabe von ganz besonders hohem Werthe gewährt zu der Naturfülle der nächsten Umgebung die weit ausgedehnte Nachbarschaft der herrlichen Thäler und Berge bei Streitberg und Muggendorf, so wie am ganzen Verlaufe der Wiesent hin. Ich habe es schon bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen und wiederhole es hier, daß diese Gegend in der Form ihrer Berge und ihrer Thäler eine Aehnlichkeit hat mit dem südlichen Berglande von Palästina, die ich sonst nirgends auf meinen Reisen gefunden. Der Vergleich mit vielen anderen, in späterer Zeit von mir durchwandelten Gebirgsgegenden, die zum Theil berühmte Namen tragen, schien mir ungleich näher zu liegen, als der mit den Thälern von Muggendorf, die ich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr besucht hatte; dennoch konnte ich mich bei dem Anblicke der Berge und Felsen, an denen wir vor Hebron oder auf dem Wege von Bethlehem nach St. Philipp vorüberkamen, des Ausrufes nicht enthalten: hier ist man ja in ganz bekannter Gegend, denn das sind die Thäler und zackigen, höhlenreichen Berge von

Muggendorf und Gößweinstein. Freilich sind die Waldbäume und Gebüsche im gelobten Lande von anderer Art, als die im Thale der Wiesent. Statt der Buche der prächtige Erdbeerbaum, statt der Fichten die Cypressen, statt der Edelesche der Azedarachbaum, statt des Haselnußstrauches der Storaxbaum. Auch erinnern die vielen Stacheln des kampflustigen Stachelschweines, die am Boden der Engthäler umhergestreut liegen, an einen anderen Stamm der lebendigen Bewohner der kleinen Felsenhöhlen als die bei uns einheimischen sind und dem Gesange der Vögel liegt eine andere Komposition zu Grunde, als dem unserer einheimischen Sänger. Als ich aber bei dem nur von orientalischen Christen bewohnten Dorfe Beit-Dschala und bei vielen anderen im Gebirge gelegenen Ortschaften die Frauen und Mädchen das Wasser aus dem tief im Thale gelegenen Brunnen schöpfen und mühsam den steinigen Bergabhang hinauftragen sah, da glaubte ich die geschäftigen, rüstigen Frauen von Gößweinstein und bei der Riesenburg nur in anderer Kleidung wieder zu sehen, welche das Wasser für den Haushalt in ähnlicher Weise aus dem Thale heraufholen nach ihrer hochgelegenen Ortschaft.

Die vielen Höhlen, welche in Palästina für die Heerden des zahmen Viehes zu Ställen und Zufluchtsorten bei Ungewitter und Regen dienen, haben bei uns in uralter Zeit den Schaaren anderer Thiere eine Bergungs- oder eine Grabstätte gewährt; Thieren von eben so unzähmbar wilder Natur als die Elemente, welche in der Zeit der großen Fluth hier zum Kampfe mit dem feststehenden Grunde und mit seinen lebenden Bewohnern sich vereinten. Denn während die Muggendorfer Felsen an den Resten einer Thierwelt reich sind, welche in vorgeschichtlicher Zeit ein hier fluthendes Meer bewohnte, sind ihre Höhlen ein Beinhaus

der Bären, so wie der fleischfressenden Thiere aus den Geschlechtern der Katzen, Hunde und Hyänen gewesen. Der Naturforscher findet hier ein Archiv der Felsengesteine, dessen Urkunden nicht in einer schwer zu entziffernden Schrift, wie die Gedenktafel an den Heereszug des Sanherib in Lydien, sondern in der Zeichensprache der riesenhaften Reste und Ruinen einer längst zerstörten Welt abgefaßt sind. Näher noch als die Gegend von Muggendorf lag mir die reiche Flora des Hezles, so wie des Walpurgisberges, dahin ich bei meiner damaligen Lust an rüstigen Fußwanderungen an freien Tagen und Nachmittagen öfters mit meinen Zuhörern oder auch allein in die Schule ging. Denn eine Schule guter Uebungen für das Auge wie für den tiefer forschenden Sinn war mir selber das Land, noch mehr aber wurden mir dies für Geist und Gemüth die Leute, welche dasselbe bewohnten.

Diese Leute nun, ihrem äußeren wie inneren Wesen nach, waren (und sind wohl noch) in Erlangen und seiner Umgegend von sehr mannigfacher Art. Freilich sind sie das anderwärts auch, doch scheint mir, daß nur selten auf einem Landstriche von wenig Quadratmeilen solche auffallend verschiedene nicht nur einzelne Persönlichkeiten der Menschen, sondern ganze Gruppen und Gemeinden derselben neben so wie unter einander gestreut und gemischt vorkommen können, als in dem kleinen Winkel der vormaligen Markgrafschaft Ansbach, darin die Universitätsstadt gelegen ist. Ich will zuerst von dem äußeren, alsbald in's Auge und Ohr fallenden Unterschiede der Landsmannschaften reden, welche da beisammen wohnen.

Wer im Thüringerwalde und mit den Bewohnern desselben bekannt ist, dem wird alsbald die Aehnlichkeit in Gestalt, Sprache und Sitte auffallen, welche das Volk

des Wiesentthales, bei Muggendorf, Gößweinstein, Weischenfeld mit dem dortigen hat. Es scheint derselbe Volksstamm zu sein, der sich von Thüringen her nach dem Main in das Bamberger Gebiet ausgebreitet und an der Rednitz herauf, südwärts bis über Forchheim, westwärts noch etwas weiter, ostwärts aber über das Wiesentthal und noch jenseits desselben hingezogen hat. Ein kräftiger, in seinen Sitten derber Menschenschlag, welcher fleißig am Anbau des Landes, der stillsitzenden Lebensweise und Handthierung nicht sehr zugethan ist; den selbstständigen Besitz des Bodens und seines Ertrages dem unsicheren Erwerb des Handels vorzieht; an der althergebrachten väterlichen Sitte festhält; den reichlichen Genuß der Naturgaben liebt, die sein Land ihm darbeut. Dem christlichen Bekenntnisse nach sind die Gemeinden dieses Stammes vorherrschend römisch-katholisch, nur wenige von ihnen, wie Muggendorf, evangelisch.

Da, wo man im Rednitzthale hinaufgehend bei Baiersdorf hereintritt in die Gränzen des vormaligen Markgrafthums, wird das Volk ein ganz anderes. Baiersdorf selber hat unter seinen Bewohnern viele israelitische Familien. Ehe wir jedoch all' die näheren Verwandten der Erlanger Bürgerschaft beschreiben, wenden wir uns zuerst nach der südlichen Nachbarschaft der Universitätsstadt, wo uns ein eben so selbstständig fest abgeschlossenes Volksleben entgegentritt, als, im Vergleiche mit dem in Erlangen, jenes des nördlichen Landstriches ist. Da findet sich die alte Reichsstadt Nürnberg, von welcher ich, so wie von ihren Bewohnern in dem vorhergehenden Bande dieses Buches ausführlich gesprochen habe. Man will in der Sprache und in dem äußeren Wesen des Nürnberger Volkes einige Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Oberpfalz gefunden haben und vielleicht deutet dieses auf die gleiche Abstammung Beider

hin. Doch es ist vor Allem der Gemeingeist, der Verein der Kräfte und Gesinnung aller Einzelnen zu einem ehrenwerthen, ordnungsgemäßen Bestande nach außen wie nach innen gewesen, der dem Volke jener Reichsstadt seine eigenthümliche Stammesform gegeben hat.

Eine solche könnte man freilich in Erlangen nicht so leicht auffinden. Die Stadt mit ihrem vor seinem verheerenden Brande sehr stattlichen Schlosse war der Lieblingssitz eines kleinen Fürstenhofes gewesen, welcher rings um sich her mehr die erschlaffende Wärme eines Südwestwindes oder Fehn verbreitete als die kräftig belebende der Sonne, oder der auch zu anderer Zeit das blendende Licht eines Kunstfeuers ausstrahlte, welches keine Wärme gab. Die Bewohner der Stadt, Abkömmlinge zum Theil der französischen Emigranten oder anderer von Westen her gekommener Ansiedler, unter ihnen zwar viele ehrenwerthe Familien und wackere Bürger, leben hier mit einer Mehrzahl der ärmeren Mitbürger zusammen, welche mit dem mühsamen Geschäfte des Strumpfwirkens kaum den nothdürftigen Unterhalt gewinnen. Der religiöse Sinn, welcher damals bei aller äußeren Noth die Masse dieses seltsam zusammengewebten und gewirkten Volkes beherrschte, war weder ein christlicher, noch ein jüdischer und türkischer, sondern wie mein Freund Spleiß, der Schaffhauser, das Wesen solcher Art bezeichnete, ein „europäischer.“ So war es auch der Anflug von Bildung, auf den sich jene Masse viel zu Gute that, weil er ihr von dem Gelehrtenstande ihrer Stadt, so wie von dem kleinen Fürstenhofe zugekommen war, der sich in ihr groß machte. Wenn zu einer unerfreulichen Gegenwart, zu einem Mangel an der Sicherheit des äußeren wie inneren Wohlstandes die leichtsinnige Vergnügungssucht sich gesellt, wenn der innere Unfrieden

nirgends einen Keim der freudigen Hoffnung aufkommen läßt, da bricht wohl aus der inneren Unruhe und Unordnung gar leicht der Hang zur äußeren hervor. In solchem Zwiespalt der Gesinnung und Sitte schien sich, als ich in seinen Kreis eintrat, der eine Theil der Volksmasse der Universitätsstadt mit dem anderen zu befinden. Von diesem anderen, der freilich auch in sich selber sehr verschieden war, werde ich nachher noch ein Bild geben, denn mit ihm kam ich zunächst in Verkehr.

Das damalige Nürnberg, so manches fremdartige Element auch schon in seiner Volksmasse liegen mochte, bildete allerdings zu unserer Universitätsstadt in jeder Hinsicht einen sehr auffallenden Gegensatz. In ihm hatte sich und hat sich ja noch fortwährend jener äußere wie innere Ruhestand erhalten, der auf gutem altem Grunde der Gesinnung so wie der bürgerlichen Zucht und Sitte feststeht. Darum war Nürnberg für mich und mehrere meiner gleichgestimmten Freunde ein Ort des Ausruhens, da man gern, wenn auch nur auf einzelne Stunden, sich recht heimathlich wohl sein ließ.

Mein Freund Schweigger, welcher in Erlangen selber geboren und erzogen war, beschrieb mir in einem seiner Briefe, den ich noch in Ludwigslust erhielt, den geistigen Abstand der beiden Nachbarstädte Nürnberg und Erlangen in folgenden Worten: „Erwarte ja nicht, daß auch nur der leiseste Nachklang der schönen 9 Uhr=Abendglocke zu Nürnberg hier zu hören sei in Erlangen. Neulich fuhr ich mit unserem Kanne nach Nürnberg; als wir aus dem Wagen stiegen, sprang der alte Junge ganz lustig umher, wie von neuem Leben erfüllt. Nun sind wir, rief er, doch einmal wieder zu Hause. Und so war es auch; ich mußte es ihm offen zugestehen, daß es mir in Erlangen noch immer ist, als wäre ich blos auf der Reise begriffen und

hätte hier einige Geschäfte abzuthun. Unser Leben in Nürnberg war auch darum so glücklich, weil wir mit und in der alten schönen Zeit lebten und diese lebendig in uns aufzunehmen überall Veranlassung und Gelegenheit fanden. Wie unwiderstehlich die Reize und die Herrlichkeit seien, die ein großes, ruhmvolles Alterthum einer Stadt gibt, fühlte ich erst neulich wieder in dem schönen, alten Prag. Auch dort könnte ich nicht lange leben, ohne bei der Trennung davon Heimweh zu bekommen, so wie es allen mit Nürnberg ging. In der That fürchte ich, daß, wenn auch der Kreis Deiner alten Freunde Dir hier ein freundliches Willkommen bereiten, Du dich dennoch ein wenig unheimlich finden wirst in dem modernen Erlangen, dessen Bewohner keine Spur von dem alterthümlichen, religiösen Sinne der Nürnberger haben, sondern, verführt auf der einen Seite durch klägliche Armuth, auf der anderen durch das leidige Studentenwesen Dir eben nicht zu den erfreulichsten Betrachtungen Veranlassung geben werden." —

So viel Wahres auch in diesen Worten des Freundes enthalten war und so sehr ich dasselbe an mir erfuhr, was unseren Kanne anwandelte, wenn er, wie Schweigger dieses beschrieb, von Erlangen her wieder einmal in sein altes, liebes Nürnberg kam, ließ ich mich dennoch dadurch in meinem Vergnügtsein mit der neuen Lage nicht stören und in der Freude an meinem längst ersehnten Berufe, der mir als ein so naturgemäßer mit Recht erschien, nicht irre machen. Mit den „Europäern" in Erlangen, Alt und Jung, lebte ich in Frieden, weil ich ihnen durch keinerlei Berührung Gelegenheit zum Kriege darbot, und außer ihnen gab es da, Gott Lob, auch noch gar manche andere Leute, welche mehr und noch etwas ganz Anderes waren als bloße Europäer. Mit diesen war es ein Leichtes, in

Frieden und Liebe zusammen zu leben, weil sie den Frieden und die Liebe selber dem neuen Ankömmlinge nicht nur gleich zum Willkommen entgegen brachten, sondern beide so wohlverwahrt in ihrem Herzen trugen, daß man, auch wenn man gewollt hätte, nicht in Unfrieden mit ihnen gerathen konnte. Ueberdieß war es mir in Erlangen und in meinem dortigen Berufe so wohlbehaglich zu Muthe, wie es uns und allen lebenden Kreaturen auf leibliche Weise ergeht, wenn unser Hunger durch eine gute, naturgemäße Speise gelabt wird. Denn da fühlen wir die Wahrheit des Spruches: Du thust deine milde Hand auf und erfüllest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Ja, diese Ströme von Wohlgefallen durchdrangen mich, so möchte ich sagen, bis auf Mark und Gebein, als ich nach langem Schmachten darnach wieder auf dem Wege meines naturgemäßen Strebens und in dem Elemente meiner wissenschaftlichen Bestimmung und Wirksamkeit mich fortbewegen durfte.

## 20. Die alten Freunde.

Da waren doch wenigstens vier der alten Genossen unseres friedlichen Vereines am Realinstitute zu Nürnberg wieder beisammen und der fünfte (Erhardt) kam auch, zwar nicht in Person, doch in einem Briefe zu dem Willkommenheißen herbei.

Schweigger war der erste, der uns die Hand reichte. Hatte uns doch der liebevoll besorgte Freund durch seine gute Schwester ein vorläufiges Absteigequartier, ganz in der Nähe seiner Wohnung, bestellt, welches das freundliche Geschwisterpaar mit all' den Geräthschaften und Vorräthen ausgestattet hatte, die für die ersten Tage nach unserem Einzuge ausreichend waren. Schweigger führte mich so-

gleich weiter zu Kanne. Dieser, der sich, wie ich oben erwähnte, von Anfang an in Erlangen wie ein Abgeschiedener aus dem Leben gefühlt hatte, das ihm in Nürnberg zur lieben Gewohnheit geworden war und dieses Gefühl seit seinem Aufenthalte in der Universitätsstadt noch nicht ganz hatte loswerden können, bewillkommte mich zwar mit herzlicher Liebe, zugleich aber mit einer Art von Mitleid. Wären wir Helden gewesen, dann hätte ich dieses Willkommenheißen mit dem Wiedersehen zweier homerischer Helden unten im Hades vergleichen mögen, denn aus dem Blicke, mit dem er mich, den neu angehenden Universitätsprofessor, ansah, als ich ihm Glück zu seiner neuen, einflußreichen Stellung und ehrenhaft anerkannten Wirksamkeit wünschte, sprach sich etwas Aehnliches aus, als Das, was der Schatten des äakidischen Renners dem Odysseus auf seinen sein Loos preisenden Gruß erwiderte:

Nicht ja rede mir ein Trostwort — — — —
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohne Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Der liebe Freund hatte wirklich sein Herz in Nürnberg und noch mehr in jenem Genusse gelassen, den ihm dort das Alleinsein mit sich und mit einigen ihm innerlich ganz nahe verwandten Freunden gewährte. Ein Mitgefühl mit dieser inneren friedlichen Stille und kindlich glückseligen Stimmung, in der sich Kanne während seines Ruhestandes in Nürnberg befand, wird wohl in jedem dafür empfänglichen Gemüthe bei dem Lesen der wahrhaft lieblichen christlichen Romane erwachen, die er in jener Zeit schrieb. Es fällt mir übrigens bei der Erwähnung dieses Buches eine Aeußerung über dasselbe ein, welche unser ehrwürdiger Freund, der Kirchenrath Vogel, selber aus Kan=

ne's Munde vernahm. Vogel fragte ihn: wie kommen Sie aber dazu, Romane zu schreiben? Die Leute, so antwortete Kanne, wollen heut zu Tage die lautere Milch des göttlichen Wortes nicht mehr zu sich nehmen, da muß man denn Käse daraus machen, um es ihnen beizubringen.

Der liebe Bruder! Hätte er doch in seinem seligen Ruhestande bleiben dürfen. Mir ist seine Abneigung gegen die gelehrte Laufbahn, in die man ihn wieder hereingerufen hatte, und in welche er nach starkem Widerstreben eingetreten war, sehr wohl begreiflich, denn ich kenne den Grund davon aus eigener Erfahrung und halte es für gut, einige Worte darüber zu sagen. Ich will hier, das, was ich meine, zuerst durch ein sinnliches Beispiel andeuten.

Eine Gewohnheitssünde fleischlich gesinnter Menschen steht uns leider in vielen Beispielen vor Augen: ich meine die der bald gröberen, bald feineren Räuschesucht. Der Orientale sucht sich durch den Genuß von Opium oder der aus dem Hanfsafte bereiteten Fröhlichkeitspillen, der Europäer durch starke Getränke und andere Künsteleien in einen Zustand der Aufregung der Lebenskräfte zu versetzen, worin es ihm sehr wohlbehaglich zu Muthe ist. Aber es gibt auch andere Mittel, die nicht von sinnlich warnehmbarem Stoffe sind, und welche ihren Weg nicht erst durch den Magen nach dem innersten Heerde der Lebenskräfte nehmen müssen, sondern unmittelbar auf diesem zu einer Flamme werden, welche durch ihre Wärme und ihr Licht alle Gefühle der Freude und des Wohlbehagens aufweckt. Zu diesen Mitteln gehört namentlich jede Beschäftigung der Seele, welche dem natürlichen Triebe derselben in besonderer Weise zusagt. Was für den Leib die gesunde Bewegung der Glieder, das ist für die Seele die Uebung ihrer Kräfte im Aufnehmen und Kundgeben der Gedanken durch Wort

und Schrift. Die Freude an dem Gelingen einer geistigen Arbeit, ja schon an der Beschäftigung mit einer solchen ist von ungleich wohlthuenderer, belebenderer Art als jene, die der Genuß des herzerfreuenden Weines gewährt; sie hat für die Seele etwas so Reizendes und Anziehendes, daß dieselbe, wenn sie solches Vergnügen nur einmal recht gekostet hat, demselben nachgeht, so oft sie es vermag. Ich habe die Wirkung dieses Freudenrausches der Arbeit oft an mir erfahren und weiß es, daß man, wenn man seine Lust erst recht kennen gelernt hat, fast eben so sehr ein Gebundener, ein Sklave derselben werden kann, als der Trinker ein Sklave seiner sinnlichen Genußsucht. Aber diese innere Knechtschaft der Arbeitslust kann sehr verschiedene Grade ihrer Härte und Schwere haben, je nachdem die Art der Arbeit selber ist. Diese kann eine solche sein, daß die Gebundenheit an dieselbe eine selige genannt werden darf, denn sie besteht in einem Vereine des menschlich eigenen Willens mit einem höheren, göttlichen; die Arbeit selber wird da zu einem Ausruhen des Geistes, zu einer unaufhörlichen Sabbathsfeier. Abgesehen von dieser reinsten, höchsten, und selbst von jenen schon alltäglicheren Fällen, in denen das Beten und Arbeiten noch immer Hand in Hand gehen können, gibt es auch gar viele Arbeitsgelüste, die nicht mit der stillen Freude an dem Herrn, sondern nur mit der Freude an dem Eitlen, in den Augen der Welt Großgeachteten bestehen können. Diese führen die Seelen in eine gar harte Knechtschaft hinein, jener vergleichbar, in welcher sich die Kinder Israel unter der tyrannischen Gewalt des Pharao befanden, als sie das Wort des Trostes, das Gott ihnen durch Moses sagen ließ, nicht hören mochten, vor Seufzen und Angst und vor harter Arbeit. In solcher Knechtschaft hatte sich mein Freund Kanne befunden,

so lange er mit einem wahrhaft bewunderswerthen Fleiße seine vielen wissenschaftlichen und belletristischen Werke schrieb. Sein Geist konnte dabei gar nicht zu Athem kommen. Als er aber, nach dem Hinwegwerfen der unnatürlichen Last nur einmal recht Luft geschöpft hatte, da erging es ihm wie einem neugeborenen Kinde, welches, sobald es einmal auf die Welt gekommen und Luft eingeathmet hat, diese nicht mehr, ohne Gefahr des Erstickens entbehren kann. Kanne hatte in Nürnberg in einer ihm gesunden geistigen Luft geathmet; er war durch die Last seiner ihm in Erlangen wieder neu verliehenen wissenschaftlichen Beschäftigung in eine Atmosphäre gekommen, darin er zwar nicht sogleich ersticken mußte, wohl aber sich krankhaft beengt fühlte und in allmähligem Siechthum verzehrte. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht vertragen, wie ein Mensch von unserer Gesinnung in einer solchen geistigen Luft leben und sich wohlbefinden könne, wenn nicht noch etwas von der Natur der jungen Krokodile oder der Schlangen in ihm stecke, welche bekanntlich in einer Luft ausdauern, die ein anderes Thier nicht athmen könnte, sondern in der dasselbe gar bald sterben würde.

Von Kanne ging ich zu meinem alten, lieben Pfaff, um auch ihn zu begrüßen. In der lebhaften Natur dieses unvergleichlichen Menschen jubelte die Freude laut auf, als er mich wieder sah. Ich wollte, ich hätte die ganze Tonleiter der Ausdrücke seines innerlichen Vergnügens an der Freude unseres Wiedervereines noch in der Erinnerung behalten, aber das möchte schwer sein, denn dieser schöpferische Geist in der Fülle seiner Gedanken und Gefühle nahm in unerreichbarer Schnelle seinen Lauf durch alle Verwandlungen eines geistigen Proteus; mitten im Strome

seines freudigen Willkomms erfuhr ich in wenig Minuten, so wie in wenigen Worten, begleitet von ausdrucksvollen Geberden und Mienen Alles, was ihm in den drei Jahren unseres Getrenntseins geschehen sei. Er erwähnte des Todes seiner ersten Gemahlin, — den wir noch in Nürnberg mit ihm erlebt hatten, — sprach dann von seiner Verbindung mit einer Geliebten aus der Jugendzeit, welche eben so wie er, auch schon vermählt und fast zu gleicher Zeit Wittwe, als er Wittwer geworden war. Nun, diese prächtige, gute Frau, eine ächte, auserlesene Schwabennatur, welcher der Geist des herzlichen Wohlwollens und eines seltenen, immer freudigen Humors aus Angesicht und Augen strahlte, lernte ich da auch gleich kennen und einen kleinen, eben so prächtigen Buben dazu, der zwar noch nicht gehen konnte, wohl aber mit beiden Händen und Armen sich an einem etwas herausgezogenen Kommodekasten steif und fest aufrecht hielt. Dazu kam noch die Schwester der lieben Frau, die Jungfrau Adelheid, welche in allen Gaben des edlen, fröhlichen Schwabenthums mit der Schwester in gar anmuthiger Weise wetteiferte. Ich kann gar nicht sagen, wie gut sich mein lieber Pfaff neben diesen seinen Leuten ausnahm; wie das Alles so schön zu einander paßte und wie ich mich, so lange ich in Erlangen war, des täglichen Anblickes solcher Nachbarsleute erfreut habe. Stärker als in Pfaff's Hause und Familienkreise hätte mir der Gegensatz zwischen den Grundzügen der norddeutschen und süddeutschen Volksthümlichkeit nicht vor Augen kommen können. Nun, mein Naturell fühlte sich wohl, der einen mehr als der anderen befreundet, Das aber, was die Neigung eigentlich fest bindet, ist doch nicht die äußere, volksthümliche Weise, sondern etwas Anderes,

das mir das Dorf Hermannsburg in der Lüneburger Haide eben so zur süßen Heimath machen könnte als das liebe Schwaben- und Frankenland.

So hatte ich die Runde bei den leiblich anwesenden Mitgliedern unserer Nürnberger Genossenschaft gemacht, es gehörte aber noch einer dazu, welcher tiefer als wir in Süddeutschland, damals noch bei dem herrlichen Domgebäude zu Freiburg im Breisgau wohnte, und dieser ließ sich alsbald, als hätten wir an sein Fenster geklopft und ihn dazu gerufen, auch dabei vernehmen. „Gott zum Gruß und herzlichen Willkommen im lieben Frankenland, lieber Schubert", so schrieb der treue vormalige Nürnberger Kollege Erhardt. „Ich reiche Dir die Hand aus der Ferne, obgleich mir es ist, als wärest Du mir schon um so vieles näher, so daß doch, obgleich noch mancher Berg zwischen uns liegt, ein Wiedersehen um Vieles möglicher gemacht ist. Ich war (nach der Auflösung unseres Realinstitutes) der Erste von Euch in Erlangen, und kaum dort eingezogen, erhielt ich eine Anfrage, ob ich nach Freiburg gehen würde? Wahrlich, hätte ich gewußt, daß ihr alle, Schweigger, Kanne, Pfaff, dann Du noch folgen würdet, wir uns alle in Erlangen wieder beisammen sehen sollten, vereint zu so schönem Wirkungskreise, ich hätte nein gesagt. Doch nun bin ich allein der Entfernte, der Zerstreute, — sei es! Ich bin hier im Ganzen genommen gut gestellt, nur habe ich wenig Bekannte, Freunde, Vertraute" u. s. w. — — —

So zeigte sich bei jeder Gelegenheit, daß das Band der Liebe, welches uns in Nürnberg am Realinstitute vereint hatte, von festem, gutem Stoffe gewesen sei, und daß noch eine höhere Hand, als die menschlichen sind, bei seinem Zusammenfügen mit am Webestuhle gesessen sei. Den geliebten Freund Erhardt habe ich leider im Leben nicht

gesehen, obgleich er nur kurze Zeit in Freiburg blieb und dann nach Heidelberg kam, das ich noch vorher besuchte, ehe er da eingezogen war.

Gleich am ersten Abende nach unserer Ankunft in Erlangen, als wir schon im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, hörten wir eine wohlbekannte, starke Stimme auf der Treppe, die nach unserem Zimmer führte. Es stolperte da Einer herauf, welcher rief, man solle ihm leuchten. Wer konnte das anders sein, als unser guter Heller (Bd. II S. 318), dessen Art es ja war, auch zur ungewohnten Zeit noch einen Gruß in das Zimmer der Freunde hereinzurufen und gewöhnlich eben so eilig sich wieder zu entfernen als er gekommen. Und Heller war es auch, der mit lautem Lachen und scherzhaftem Schelten über die unziemliche Dunkelheit unserer Treppe, hereintrat, und dann uns alle mit treuherzigem Händeschlag bewillkommte. Auch er war, bald nach Hegel's Abgang vom Gymnasium hieher nach Erlangen versetzt worden, freute sich, daß er wieder mit den vier „seltsamen Hauptkäuzen vom Nürnberger Realinstitute“ (Th. II S. 320) an einem Fleck zusammengetroffen sei, und triumphirte nicht wenig darüber, daß ich so bald von dem Sammetstuhle meines Hoflebens herabgekommen sei auf die hölzerne Hitsche des Professorenstandes. „Ich hätte Dir das voraussagen wollen“, fügte er hinzu, „denn das Sitzen auf der Hitsche steht Dir besser an, als das auf dem Sammetstuhle.“ Sah darauf nach der Uhr, entschuldigte sich, daß er so spät käme, er sei heute in Nürnberg gewesen und so eben aus dem Wagen gestiegen, habe aber doch den neuangekommenen Kauz noch sehen wollen. Ohne sich weiter halten zu lassen, ohne sich nur niederzusetzen, lief er wieder davon.

Dieser alte Freund ist mir für meine neue Stellung

in Erlangen ganz überaus wichtig und förderlich gewesen. Er, in dessen leichtbeweglichem Naturell das Bedürfniß des Alleinseins mit dem der mannigfaltigsten geselligen Berührungen auf seltsame Weise verschmolzen war, hatte sich nicht nur in der älteren, hochstudirten, sondern auch in der jungen, studirenden Welt der Universitätsstadt fleißig umgesehen, und hatte mit einem Kreise derselben, der ihm am meisten zusagte, genaue Bekanntschaft geschlossen. Sein Geschmack war im Ganzen auch der meinige, und ich werde noch berichten, in welche mir werthe Bekanntschaften auch ich, schon nach den ersten Tagen meines neuen Universitätslebens, eingeführt wurde.

Die alten Bekannten, nach deren Wiedersehen mich herzlich verlangt hatte, lebten aber nicht allein in Erlangen, und es war nicht das Geläute der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) das mich nach Nürnberg hinlockte, sondern ein Heimweh nach dem Kreise der dort lebenden väterlichen und brüderlichen Freunde. Nicht sogleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr in die Nachbarschaft der alten, lieben Heimath, sondern erst nachdem ich die Geschäfte meines Amtes begonnen und einen freien Tag herausgefunden hatte, machte ich mich auf den Weg nach Nürnberg. Ich kam zum Vestnerthor hinein, als der Tag sich schon geneigt hatte und noch im Vorbeigehen bei Freund Dallinger's (des Graveurs) Hause, sprach ich bei diesem zu. Hier aber war an kein Fortkommen mehr für diesen Abend und die darauf folgende Nacht zu denken; man umstrickte mich mit den Banden der gastfreundlichen Liebe, ich mußte da bleiben bis zum anderen Tage. Dallinger erzählte mir Alles, was seit meinem Abgange nach Mecklenburg in dem Kreise unserer Freunde sich zugetragen hatte. Der Vater Schöner hatte sein müdes, graues Haupt

zur Ruhe gelegt, war nach so manchem Leid des Erdenlebens zu seiner Freude eingegangen. Er hatte noch im Sarge, auf dem Kirchhofe, vor einer großen Versammlung der um ihn trauernden, so wie nicht trauernden Mitbürger ein herzliches, kräftiges Bekenntniß seines Glaubens abgelegt in der Leichenrede und in dem kurzen Berichte über die Geschichte seines inneren Lebens, die von ihm mit eigener Hand geschrieben, und nach seinem letzten Willen statt des sonst üblichen Lebenslaufes vor dem Grabe war verlesen worden*). Mein alter Rosenbäcker Burger sei zwar im Geiste noch eben so freudig und kräftig wie sonst, doch wolle es mit dem Leibe nicht recht fort. Er spräche weniger als sonst, was er aber sage, das habe Salz und Kraft bei sich, wie die Worte eines alten Propheten. Vater Tobias Kießling könne das Krankenzimmer, gelähmt an den Gliedern und schwach, nicht mehr verlassen, dabei aber sei er so fröhlichen Muthes, wie ein gutes, frommes Kind. Seine Nichte, die Lucie Naumann, eine Seele, welche Gott von Kindheit auf zu sich gezogen und in der Treue seines Bundes fest erhalten habe, sei bisher die Pflegerin des alten Tobias gewesen, liege aber nun selber in stiller Erwartung ihrer baldigen Auflösung auf dem Krankenbette. Außer Schöner waren auch noch mehrere andere Freunde aus dem vertrautesten Kreise unserer Bekannten dahin gegangen, wo ihr Herz schon längst war.

Nun, mit diesen unseren Gesprächen stand der feierliche Laut der Neunuhr-Abendglocken von dem St. Lorenzer- und dem Sebaldusthurme her in gar gutem Einklange, und die Ruhe der Nacht, zu welcher der Laut uns einlud, war für mich noch eine ganz andere und erquicklichere als

*) M. s. mein Altes und Neues II. 188 (unter der Ueberschrift: der Prediger aus dem Sarge).

das Ausruhen des Leibes; ich ließ mir es in der geistigen Heimath der Erinnerungen an die gesegneten Jahre meines Lebens in Nürnberg gar wohl sein.

Schon zeitig am anderen Morgen führte mich Freund Dallinger zu dem Vater Tobias Kießling. Dieser, nach dem Verluste fast seines ganzen Vermögens, durch den Mißbrauch seines Vertrauens in andere, redlich scheinende Menschen, hatte sich ganz von seinem früheren Geschäfte zurückgezogen, wohnte in einem stillen Zimmer, das im Hause seiner Väter von der Straße abwärts nach dem Hofe zu lag. Er schrieb auch keine Briefe mehr an die lieben, auswärts wohnenden Freunde und Brüder, sondern ließ diese seinem Neffen und treuen geistigen Sohne: den Tobias Naumann schreiben, er aber saß ruhend in seinem Lehnstuhle; dachte immer, das erkannte man aus seinen fröhlichen Mienen und aus jedem Worte, das er mit den besuchenden Freunden sprach, nur an Ihn, den seine Seele liebte, und der ihn zuerst geliebt und zu sich gezogen hatte, aus lauter Liebe; wünschte bei Ihm daheim zu sein und dort seinen Sabbath zu feiern. Und es war bei ihm schon der Vorabend vor diesem Sabbath angebrochen. „Ein Vorabend vor dem Sabbath eines solchen Lebens muß ja wohl schön und lieblich sein. Denn siehe, es ist so, als ob ein Schiff bei stiller Nacht dem gelobten Lande der seligen Heimath schon ganz nahe sei, obgleich das Auge das Land noch nicht sehen kann. Die aber wach sind, die hören aus dem lieben, seligen Lande schon Stimmen herüberschallen, welche die müden Pilger nach Hause rufen: Stimmen, welche den Fürsten und Herrn dieser ewigen Heimath preisen und besingen; und zugleich duften die Gerüche herüber von allen den Lebensbäumen, die dort blühen, und es ist, als fühlte man das Wehen des Kusses

der Friedensboten von da drüben schon an seinen Wangen. Ja, die Heimath muß nahe sein; uns ist hier sehr wohl und friedlich still zu Muthe: denn siehe, hier sind die Auen, auf denen uns nimmer hungern noch dürsten wird, denn Du bist bei uns, näher als Du uns jemals warest, und der Morgen kommt nun bald, an dem wir die liebe Heimath sehen und Dich*). Die Boten des Friedens dort aus dem seligen Lande waren bald nach jener Zeit, in welcher ich den Vater Kießling in der hier angedeuteten inneren Stimmung wiedersah, herübergekommen, und hatten (wie mitten in der Nacht) seine Nichte, die Himmelsjungfrau Lucie abgeholt, welche der Greis wie sein eigenes Kind liebte. Die Freunde weinten sehr um Lucien's frühes Dahinscheiden, Tobias Kießling war still und lächelte heiter: „Gönnt ihr doch", so sagte er, „die Freude, als Braut unseres Herrn daheim bei ihm zu sein."

Zwar lebte der alte Pilgrim von der Zeit an, wo die liebe Tochter Lucie starb, noch zwei Jahre, — bis in sein 82. Jahr, dennoch war schon damals, wo ich ihn nach meiner Rückkehr aus Mecklenburg zum ersten Male wiedersah, der Zustand jener seligen Selbstvergessenheit bei ihm eingetreten, der nicht ganz selten an frommen Greisen beobachtet worden ist. Ich gebe die Beschreibung hier in denselben Worten wieder, darin ich sie in Kießling's Leben (a. a. O. S. 199) gegeben habe, weil ich in den späteren Blättern dieses Buches auf sie hinweisen werde.

„Was seines Herrn war, das verstand er wohl, und davon gingen Herz und Mund noch immer klar und freudig über; was aber der Welt war und äußerliches Menschenschicksal, das verstand er meist gar nicht mehr, oder auf

*) Stelle aus Kießling's Leben in m. Alten u. Neuen II. Kap. 32 unter der Ueberschrift: Die größte Lust.

ganz andere Weise, als wir Menschen gewöhnlich es verstehen. So kam etliche Wochen vor seinem Tode die Nachricht, daß einer seiner liebsten, vieljährigen Freunde im nördlichen Deutschland, welcher ein eben so ernster, treuer Kaufmann um die köstliche Perle (Matth. 13, 45) war als Kießling, sein ganzes, großes Vermögen durch mannichfache, fremde Unglücksfälle verloren habe. Der alte Tobias hörte das wohl mit an, schien es aber gar nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, denn gleich darauf rief er, statt einer Aeußerung der Betrübniß oder des Bedauerns, mit freudig aufgehobenen Händen die Worte:

Freude, Freude über Freude!
Christus wehret allem Leide,
Wonne, Wonne über Wonne!
Christus ist die Gnadensonne!

Und dabei sah der Alte gerade so aus, als ob ihn die Sonne eines neuen Lebens schon bestrahlt und das greise Angesicht in ihrer ganzen Majestät schon erleuchtet hätte. Ebenso machte er — so sehr war er aus dem bedauernden Tone der Welt herausgekommen — eine gar fröhliche Miene, als ihm am letzten Tage seines Lebens die Nachricht gebracht wurde, sein alter Freund, der Pfarrer Buchrucker in Kleinweisach, sei vor schon etlichen Tagen gestorben."

„Aber der selige Greis hatte nicht blos die Welt außer sich, sondern noch vielmehr sich selbst, den Johann Tobias Kießling, ganz vergessen über Dem, der jetzt in diesem lebte. Dies bezeugte er nicht blos durch sein Benehmen in den körperlichen Schmerzen, sondern auch in allen solchen Fällen, darin bei Anderen von ihm die Rede war. Wenn zuweilen der rührende Eindruck, welchen die Worte dieses greisen Johannes auf Andere machten, etwa

äußerlich merklich wurde, da konnte er den Grund einer solchen Rührung nicht begreifen. Er sah die Leute verwundert und wie verlegen an. Noch weniger schien er die Ausdrücke von lobendem Sinne zu verstehen, in denen minder zartfühlende Leute mit ihm sprachen. Was dagegen nicht sein, sondern blos seines Herrn war, das verstand, wie gesagt, der alte treue Knecht noch vollkommen. Da war ihm auch sein Gedächtniß noch ganz bewunderns-würdig treu, und es zeigte sich bei ihm in recht augenfälliger Weise, welch' fester, sicherer Schatz Das sei, was man dem Gedächtnisse und dem theilnehmenden Gemüthe in früher Kindheit einprägt. Denn wenn ihm in der letzten Zeit einmal die leiblichen Schmerzen sehr zusetzten, dann betete er schöne Verse aus Passionsliedern oder recht kräftige Kernsprüche aus der heiligen Schrift, und das half immer. Wollten ihn zuweilen Andere durch solche Liederverse trösten und ihr Gedächtniß reichte dabei nicht aus, dann half er ihnen ein, oder fuhr da fort, wo seine Freunde stehen geblieben waren."

So blieb es bei ihm bis in jene letzten Stunden seines Lebens, in denen die selige Selbstvergessenheit bei ihm ihren höchsten Grad erreicht zu haben schien. Denn im geistigen wie leiblichen Kampfe mit der Schwäche des nahenden Todes sprach er nicht nur seinem Neffen, dem Tobias Naumann, den Spruch nach: „Dennoch bleibe ich stets an Dir, denn Du hältst mich mit Deiner rechten Hand. Und wenn mir gleich Leib und Leben verschmachtete, so bist Du doch, Gott, ewiglich meines Herzens Trost und mein Theil", sondern, gleich einem sterbenden Schwan nach der alten, schönen Sage, erhob er seine Stimme zum Gesange des Liedes „Jesu, der du meine Seele", dessen letzter Vers wohl am tiefsten seine damalige Stimmung ausdrückte, wel-

cher anfängt: „Herr, ich glaube! hilf mir Schwachen, laß mich ja verzagen nicht" u. s. f.

Ich ging jetzt hinüber zu meinem alten, lieben Burger. Er saß zwischen seinen Büchern, las in seiner großen Bibel mit grobem Drucke. „Denn", wie er nach dem Gruße und herzlichen Händedrucke sagte, „die Schrift fast in allen meinen anderen vielen Büchern wird mir zu fein für das Auge und zu klein für das Herz. Da, im Buche der Bücher steht Das mit großen Buchstaben geschrieben, was ich mein' Lebtage am liebsten habe lesen und hören mögen. Weiß zwar die letzten Kapitel im Jesajas ziemlich auswendig, lese sie aber noch immer gern wörtlich, so wie sie da stehen".

Wie ganz verschieden im Tone ihres Wesens waren doch die beiden alten Väter Burger und Kießling, und ihre Töne gaben doch den schönsten Einklang: Burger, wie der Hall einer Posaune, Kießling, wie der liebliche Laut einer Flöte, wenn sie beide, im Hause des Herrn zur Begleitung eines Lobgesanges der Gemeinde sich vereinten. Burger stand noch immer an Haupt und Brust in ungebrochener Kraft und freudig da; ein alter Fels, der den Schatz des lebendigen Wassers, das zu seinen Füßen hervorquoll, fest verschlossen und verborgen in seinem Inneren trug, da kein Menschenblick hineindrang, ein Mann, über dessen geistigem Wesen, wie über die äußere Hütte das Geheimniß Gottes (Hiob 29, 4) unverrückt geblieben ist bis an's Ende. In seinem Leben und Wesen gab es gleichsam einen für Alle zugänglichen Vorhof, darin man gern und mit Bewunderung verweilte; innerhalb dem Vorhofe, ein Heiliges, dahin die Priester gingen, im Innersten aber ein Allerheiligstes, das der Hohepriester in den feierlichsten Stunden allein betrat, und durfte kein anderer Mensch da mit ihm sein, sondern nur der Herr allein, der seinen

Gläubigen, wenn sie hinter den Vorhang im Verborgenen vor sein Angesicht treten, jedem nach seinem Maaße Kräfte und Worte des Segens für Andere in Mund und Herz legt. Die Kräfte eines solchen Segens nahm auch ich in meinem Herzen mit hinweg von dem Besuche meines alten Bäckermeisters zu meinem Tagwerke in Erlangen: ein wissenschaftliches Brod für die Jugend zu backen, das zwar bald sich verzehrt, dabei aber doch für einen Tag und eine Stunde das Bedürfniß des Hungers stillt.

Nach Erlangen kam nun auch noch ein anderer alter Freund, uns zu besuchen. Das war mein lieber Wetzel, der rüstige Zeitungsschreiber aus Bamberg. Diesen fand ich sehr verändert. Sein vormaliger Frohsinn und unvergleichlicher Humor war wie unter einer Last gebeugt, aus deren Druck er selbst bei unserem Wiedersehen sich nur auf Augenblicke hervorhob, gleich schwachen Blitzen aus dunklem Gewölke. Doch klagte er nicht, weder über eine Noth seiner äußeren Lage noch über das leibliche Weh, das ihm schon damals die nahe Entbindung aus des Erdenlebens für seine Hand unlösbaren Knoten verkündete. Wenig Wochen nachher wurde ich an sein Sterbebette gerufen. Ich war in Beziehung auf eine mögliche Veränderung und Verbesserung seiner äußeren Lage nicht unthätig, mein Bemühen war kein vergebliches gewesen. Schon hatte sich ihm ein Weg, nach Nürnberg, in eine sorgenfreiere Stellung zu treten, eröffnet, die Botschaft aber, welche ihm dieses ankündigen sollte, kam zu seinem Sarge. Ich selber, als ich, von der Gefahr benachrichtigt, zu ihm eilte, fand ihn zwar schwer erkrankt, doch, wie mir schien, nicht ohne Hoffnung zum Wiederaufkommen vom Lager der Schmerzen. Es war wohl nur der letzte Schimmer einer verglühenden Kohle, den mein Besuch in seiner hin=

sterbenden Natur erweckte. Er war still und gefaßt, nur die Sorge um seine Frau und Kinder lag ihm schwer am Herzen. Der Freund, der in seiner aufopfernden Liebe sich immer selbst vergaß und in seinem Thun für Die, welche er liebte, sich nie zu mäßigen wußte, hatte den jüngeren Brüdern seiner Frau das ganze ansehnliche Kapital seines Heirathsgutes dahin gegeben, diese aber, in einem wie halb im Schlafe geführten Geschäfte, hatten es durch fremde untreue Hand verloren. Ich sprach ihm von der Aussicht auf Nürnberg, die ihrer Erfüllung nahe schien und, wie sich bald zeigte, auch wirklich nahe war. — Es liegt in der Erinnerung an den Abschied von diesem Jugenfreunde, obgleich ein heller Hoffnungsstrahl von mehr denn einer Seite auf jene Augenblicke fiel, ein Schmerz, der mir noch jetzt durch die Seele geht: der Vorwurf, daß ich viel an ihm versäumt und unterlassen habe. Wir nehmen manche Wunde der Art mit uns dort hinüber, wo das Leid um das eigene Elend auf immer verstummen wird, weil das Gebrechen geheilt, das fehlende Maaß ergänzt und gerecht gemacht ist.

Kaum eine Woche nach den Stunden dieses Abschiedes erfuhr ich (man möge mir diese Erwähnung zu gute halten) zuerst durch die Ankündigung eines symbolischen Traumes, dann durch einen Brief den Tod des Freundes, welcher im Glauben ruhig und getrost verschieden war. Ich weiß, ich werde ihn wiederfinden.

Dieser Riß, den der Tod des Genossen meiner Jugend in den Kreis Derer machte, die wir liebten, war nicht der einzige. Denn schon vor der Todesnachricht aus Bamberg hatten wir eine andere aus der Heimath empfangen, welche meine liebe Frau noch tiefer anging. Ihre Schwester, die wir in der Hoffnung der baldigen Genesung von einem Kinde verlassen hatten, war gestorben. Was war der Ver-

lust, den wir damals an äußeren Gütern durch die Beraubung einer unserer von Mecklenburg aus auf der Elbe versendeten Kisten erlitten, darin ein Theil unserer werthvollsten Sachen war, gegen den Verlust dieser geliebten Schwester. So mischte sich in das lang ersehnte Liebliche, das ich in Erlangen fand, gleich anfangs ein Bitteres, das dem Genusse seine heilsame stärkende Kraft gab.

## 21. Mein bestimmtes Tagwerk.

Es hat wohl jeder Tag unseres Lebens seine eigene Plage, seine eigene Last der Arbeit und Mühe, wenn ich aber die Mühe der Arbeit, die mir etwa mein Tagwerk als Lehrer in Erlangen gemacht hat, einseitig nur von der Seite ihrer Last ansehen wollte, dann würde ich großes Unrecht thun. Mir war meine neue Aufgabe ungleich mehr zur Lust als zur Last. Ich war schon als Lehrer am Realinstitute zu Nürnberg, durch den Lehrplan dieser Anstalt genöthigt gewesen, alle die verschiedenen Gebiete der Naturgeschichte mit gleicher Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erfassen und meinen Schülern zugänglich zu machen, welche sonst wohl an mehrere Lehrmeister vertheilt sind. Auch war es in jener Zeit noch leichter als in der unsrigen, einer solchen universellen Richtung der Naturforschung und Naturerkenntniß mit genügendem Erfolge sich hinzugeben, und auch Andere in dieses mächtige große Pantheon einzuführen, ohne dabei eines anderen Gehülfen zu bedürfen. Der noch jetzt als Lehrer und Schriftsteller in hochehrendem Andenken stehende Georg Friedrich Hildebrandt in Erlangen hatte der Universität ein kaum erreichbares Musterbild solcher universeller Leistungen gegeben; auch ein mir noch näher stehender Vorgänger: Schreber, war als Lehrer in allen Gebieten der Naturgeschichte thätig

gewesen. Ich hatte ein ähnliches, vielseitiges Tagwerk: ich war Lehrer der allgemeinen Naturgeschichte und zugleich darauf angewiesen, noch besondere Vorträge über Mineralogie, Botanik und Zoologie zu halten; überdieß gab ich, den Anforderungen und Wünschen der Studirenden entsprechend, Anleitungen für Forstwissenschaft, Geologie und Bergbaukunde. Ich kann nicht sagen, daß ich diese vielseitige Aufgabe leicht nahm, obwohl sie mir durch die Liebe und Lust, welche mich zu ihr zog, leicht wurde. Ich war, selbst in den längsten Sommertagen, mit dem Morgenlichte zugleich, in der Zeit der kürzeren Tage schon lange vor demselben auf, und bei den vorbereitenden Arbeiten für meine Lehrstunden. Die ersten Tage irgend eines neuen Lebensabschnittes, mit ihren Begebenheiten und Genüssen bleiben, und gewöhnlich am tiefsten und treuesten, im Gedächtnisse. So denke ich auch noch mit ganz besonderem Vergnügen daran, wie die Zusammenstellung einer Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche alle bekannten Arten der Erlanger Flora, so wie ihrer Nachbargebiete umfaßte, zuerst ein Geschäft aller meiner freien Stunden war, welches nur mittelbar für die Lehrlinge der Wissenschaft, unmittelbar aber und zunächst für mich, den Lehrer, von Vortheil gewesen ist. Denn ich hatte zwar früher, mit großer Neigung, der Kunde des Gewächsreiches mich hingegeben, doch war mir in diesem Gebiete der Erkenntniß noch manche Lücke geblieben, manche, durch Mangel an Uebung mir entstanden, welche in meiner jetzigen Stellung der Ergänzung bedurfte. Ich nahm bei meinem Unterrichte vorzugsweise auf Das Rücksicht, was unmittelbar und am nächsten vor Augen lag. Die Pflanzenwelt, die um uns her grünte und blühte und die im Gewächsgarten der Universität zu finden war, gab mir einen reichlichen Stoff für meinen

auf unmittelbare Anschauung gegründeten Unterricht. Ich fand dabei Gelegenheit und Zeit genug, um von dem inneren Bau und Bestande, von den Heilkräften und Verhältnissen der Pflanze, so wie ihrer ganzen Familie zu dem vaterländischen Boden, darauf sie gedeiht, und seinen lebendigen Bewohnern zu reden, auch gewährte die Geschichte der Pflanzenkunde und ihrer alten wie neuen Meister manchen wohlthuenden Ausruhepunkt. Ich war mit Lust und Liebe bei diesem Unterrichte, hatte mich der Theilnahme meiner Zuhörer zu erfreuen, mit denen ich auf unseren gemeinsamen botanischen Wanderungen, so wie in meinem Hause in näheren, vertraulicheren Verkehr kam.

Für den Unterricht in der Mineralogie fand ich eine reiche Sammlung vor. Ich bewegte mich da auf einem mir altbekannten Boden, so wie mir bei den Privatvorträgen über Geognosie und Bergbaukunde Das, was ich in Freiberg gesehen und empfangen, sehr zu statten kam. Und wenn ich dann spät am Nachmittag, schwer beladen mit frischen Pflanzen, die ich aus der Umgegend selbst, mit Hülfe und in Begleitung meiner munteren Hausfrau zusammengetragen, in dem Garten ankam, der im Besitze meines lieben Kollegen Fleischmann, ganz nahe bei der Windmühle lag, da fand ich dort meinen Freund Pfaff mit seiner Familie, öfter auch Heller und andere wackere Leute, die zu dem Genusse des leiblichen Ausruhens und Erquickens den höheren des geistigen brachten. So verging das Sommerhalbjahr, dessen Monate und Wochen leicht und vergnügt in der angenehmen Geschäftigkeit wie einzelne Tage und Stunden mir vorüberflogen.

## 22. Ein neuer Kreis von Bekannten und Freunden.

Heller, wie ich dies schon erwähnte, in seiner unermüdeten Kundschafterweise, hatte schon nach allen Seiten hin den gesellschaftlichen Grund und Boden ausgeforscht, auf dem wir uns jetzt wieder von Neuem zusammenstanden. Nach wenig Tagen hatte ich durch seine Berichte über unsere Kollegen an der Universität ein ziemlich vollständiges Tableau derselben erhalten, in welchem die komische Färbung zwar die vorherrschende und für den Berichterstatter die beliebteste war, darin es jedoch auch nicht an gründlich ernsteren, tiefer ansprechenden Schilderungen fehlte. Ich selbst hatte durch meine Besuche bei den neuen Kollegen zunächst nur eine vorübereilende, persönliche Anschauung derselben gewonnen; Freund Heller aber brachte mich alsbald Denen näher, zu welchen mich wie ihn ein Zug hinführte, der bei der äußeren persönlichen Begrüßung nicht stehen bleibt, sondern zu einer näheren Gemeinschaft der Herzen führt. Die theuren, werthen Männer, mit denen ich jetzt durch unseren trefflichen Kundschafter näher vertraut wurde, sind, bis auf Einen, schon Alle dahin geschieden. Ich nenne ihre Namen und füge zu ihrem Andenken einige Worte hinzu, die mir zum Theil mein brüderlicher, erst jüngst zum seligen Anschauen hinüber gegangener Freund Engelhardt als ein schriftliches Erbtheil hinterlassen hat.

„Ein anmuthigeres, reinlicheres, zierlicheres Musterbild eines würdigen Theologen aus dem letzten Dritttheile des vorigen und dem ersten Viertheile des laufenden Jahrhunderts kann man sich nicht denken, als das des trefflichen Geheimen Kirchenrathes Dr. Paul Joachim Sigismund Vogel. Er repräsentirte jene Freundlichkeit

und bürgerliche Einfachheit, so wie Stille der alternden Universität Altdorf, von der er, nach Aufhebung derselben, herüber nach Erlangen kam. Durch all' die erschlaffenden Windwechsel und Sandstürme des Rationalismus hindurch hatte er den festen Stand eines gläubigen Christen behauptet; im harmonischen Leben von reinster Unbescholtenheit; ein musterhafter Gatte, ein zärtlicher Vater; seines menschlichen Werthes sich bewußt, mit der Feinheit des Umganges und der großen Rücksicht einer früheren Zeit; einem Scherze nicht abhold und ihn gern erwidernd. In der kleinen Gestalt vom schönsten Ebenmaaß aller ihrer Theile und in den Zügen seines Angesichtes, ja schon in der Form seines ehrwürdigen grauen Hauptes, in dem sanft und wohllautenden Tone seiner Stimme sprach sich sein inneres Wesen aus. Er war, nach außen hin, nicht immer so friedlich still gewesen, hatte als Student eine gute, obwohl durch die Geschicklichkeit seines Armes von Blut rein gebliebene Klinge geführt, und, wie er selbst erzählte, dem einzigen Sohne, als derselbe auf die Universität ging, den Rath gegeben, das Fechten nicht zu vernachlässigen, damit er die fremden Raufdegen in gebührendem Respekte erhalten könne. Noch unter dem weißen Haare konnte das Feuer des Zornes und der Entrüstung gegen sittliche Ungebühr, die ihm vor Augen kam, plötzlich auflodern, doch gab er in seinem Gemüthe und seinen Worten dem Zorne niemals Raum, sondern strafte den Schuldigen mit ruhiger Würde; das aufsteigende Gewitter gab sich bei ihm nur wie ein Blitzen aus der Ferne kund, dessen Schläge nicht niederschmetterten. Man konnte wohl wenig Menschen sehen, die mit Gott und alle Dem, was dieser ihnen gab und zuführte, so zufrieden und seelenvergnügt waren, als unser lieber alter Vogel: in seinen äußeren

Bedürfnissen war er ganz überaus mäßig und genügsam; auch bei solchen Ereignissen, die wohl Andere verstimmen und mißmuthig machen können, blieb sein Herz fröhlich und wohlgemuth. Und diese seine Stimmung theilte sich jedem dafür Empfänglichen mit, der in seine Nähe kam. Ich finde deshalb die wunderliche Antwort ganz begreiflich, welche ein Student dem Geheimen Kirchenrath Vogel auf seine Frage gab, als er den freundlichen Greis eines Abends besucht hatte. Der junge Mensch, ganz entzückt von dem liebevollen Empfange, den er gefunden, wollte sich jetzt empfehlen; Vogel leuchtet ihm die Treppe hinab, der Student aber, in seiner überfließenden Dankbarkeit, rückwärts noch Komplimente machend, gleitet aus und ziemlich unsanft auf die Hausflur hinab. „Sie haben sich wohl recht wehe gethan," fragt ihn der freundliche Greis. „Au contraire" antwortet ganz fröhlich der junge Bursche, hascht nach seinem Hute und geht unter herzlicher Danksagung seines Weges. Ich meine, die Fassung eines immer fröhlichen Herzens, welche selbst durch manches äußere Ungemach sich nicht stören und verrücken ließ, sei von Kindheit an bis in's hohe Alter die bleibende bei unserem Vater Vogel gewesen."

„Er war der Sohn armer Eltern, hatte sich redlich durch's Leben geschlagen. Man freute sich, wenn er aus der großen Meerschaumpfeife behaglich die Wolken aufsteigen ließ und aus den Tagen seiner Kindheit und Jugend etwas erzählte. Er führte uns da, mit lebendiger Schilderung, in die arme Weberstube seiner Eltern; ein Kanarienvogel, so belustigend für den kleinen Knaben als eine ganze Menagerie ausländischer Thiere, hing da in der Ecke, dessen Häuschen der Vater jeden Morgen reinigte. Bei jedem Vogelhäuschen kam ihm die Erinnerung an die

Stube seiner Kindheit und an den geliebten Vater in den Sinn. Als hochbejahrter Greis sprach er davon mit der Wärme eines Jünglings. — Ein heiterer Tod machte die Probe seines Lebens. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich noch den Bart abnehmen. Er wolle doch, sagte er mit seinem gewöhnlichen, feinen Lächeln, den Bekannten, welche ihn, wenn er ausgeathmet habe, noch einmal zu sehen kämen, so anständig als möglich erscheinen. Solche Heiterkeit, nach abgeschlossener Rechnung, für die ein Anderer als der Mensch gut sagt, verträgt sich wohl mit jener Stimmung, in welcher Addison die Worte sprach: Siehe, wie ein Christ stirbt."

„Als Theolog fühlte sich Vogel mit ganz besonderer Liebe zu Melanchthon hingezogen, dessen vermittelndes Wesen dem seinigen verwandt war. Der Kantischen Philosophie hatte er ein ernstes Studium zugewendet; mit Mühe suchte er sich in Fichte's Lehren einzuarbeiten, die Naturphilosophie kam ihm fremd, mysteriös vor; diese neue Sonne hatte für sein altes Auge und Gefühl keine Wärme mehr. Auf Kantischen Grundlagen zunächst baute er die Wissenschaft aus, in welcher er als Lehrer Vorzügliches geleistet: die Sittenlehre. Er war lange Zeit an der Universität Erlangen der noch einzig dastehende, alte, feste Stamm, von dem sich ein Grün der Hoffnung auf eine bessere Zeit erhalten hatte. Er war ein Baum, der seine immergrünenden Blätter auch bei dem Eintreten des Winters nicht fallen ließ, weil ein Saft und eine Kraft in ihm waren, welchen der Wechsel der Zeit nichts anhaben kann."

So sprach sich ein dankbarer Schüler und nachmalig vieljähriger Kollege Engelhardt über Vogel aus. Ich kann diesem treuen Lebensbilde des ehrwürdigen Greises nur wenig Züge, die ich bei meinem achtjährigen Zusammenleben

mit ihm gesammelt habe, hinzufügen. — Er hatte niemals seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben, selbst in der schlimmsten Zeit nicht, als der Grund, auf welchem das Glaubensbekenntniß seines Lebens stand, von allen Seiten her untergraben und dem Zusammenstürzen nahe schien. Die Thesen von Harms und ihre Wirkung hatte er mit Freuden, als Vorboten dieser besseren Zukunft, begrüßt. Obgleich er in seinem Urtheile über die in die Irre gerathenen Zeitgenossen überaus milde war, so lange sich noch ein Ernst in ihnen zeigte, wies er dennoch die Aufforderung eines berühmten Theologen aus Weimar, so wie eine ähnlich lautende der obersten reformirten Kirchenbehörde in Genf mit kräftiger Entschiedenheit zurück, als dieselbe den theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten eine Absagung von den positiven Glaubenslehren des Christenthums, eine ausschließendere Beschränkung auf die christliche Sittenlehre empfahlen. Seit Ammon's Abgang nach Dresden fand Vogel's entscheidendes Urtheil in solchen Fällen keinen Widerspruch bei den übrigen, ohnehin der entschiedenen Wahrheit weit mehr als dem flachen Zweifel zugeneigten Kollegen.

Er, der heitere, sich gern mittheilende Greis, liebte sehr den geselligen Umgang mit jüngeren, heiteren Männern. Ich freute mich immer auf die Nachmittage (meist am Mittwoch), die wir mit ihm, im Sommer in einem der Gärten, im Winter in Bruck bei Meister Berthold zubrachten. Der alte Herr scheute da weder Schnee noch Regen, er meinte, es sei gut, wenn man sich beides, so wie den Sturm zuweilen an die Nase gehen lasse, damit man sich auch äußerlich daran gewöhne, diese nicht gar zu hoch zu tragen. Wenn wir dann in unserem abgesonderten Zimmer beisammensaßen, da gingen dem lieben Stammhalter

aus dem vorigen Jahrhunderte Herz und Mund auf. Alles, was er sprach, das war ganz anmuthig anzuhören; mit dem Ernsten und Belehrenden ließ er, zur allgemeinen Erheiterung, gern auch das Scherzhafte abwechseln. Er war voller belustigender Anekdoten, ich wünschte, ich hätte mir sie alle so aufbehalten, wie ich dieses mit einigen derselben gethan, die ich öffentlich mitgetheilt habe *). Doch es sind mir noch ganz andere Dinge aus diesem treuen Munde geblieben, die mich als Sprüche einer wahrhaften Weisheit der Welt auf meinen späteren Wegen durch die Welt oft geleitet haben. Denn man konnte an diesem Greise es erkennen, was jene uns zur Nachahmung empfohlene Klugheit der Schlangen sei, wenn sie mit der Einfalt der Taube im Bunde steht.

Das Grün der Tannenbäume mit ihren nimmer welkenden Blättern gewährt uns zwar selbst im Winter eine Lust der Augen, dennoch ist es erst der Frühling, der mit seiner belebenden Wärme an allen, selbst an den ganz entlaubten Bäumen, die Blüthe zugleich mit den verjüngten Blättern hervortreibt. Ein neues Leben des Glaubens regte sich damals auch in Erlangen; der treue Zeuge, der unter Gottes Beistand es erweckte, war aus der Ferne, vom Rhein her gekommen, er hieß Dr. Joh. Christ. Gottl. Krafft, war Pfarrer an der deutsch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität. Ein Bote, welcher den Frieden verkündete, den er selber nach schweren Kämpfen durch die Gerechtigkeit im Glauben

---

*) Z. B. einige von jenen „Kalenderhistörchen", die dem 3. Bande meiner Erzählungen beigefügt sind, so wie die kleine Erzählung: „der Incognitotitel" im Anhang zum 2. Bande meiner Biographieen und Erzählungen.

mit Gott in Christo gefunden hatte. Mir ist Krafft nach Schöner's Dahinscheiden mein theuerster geistlicher Vater auf Erden geworden und dasselbe ist er vielen Seelen gewesen, ja man kann sagen, daß zunächst aus seiner geistigen Zucht und Schule das jetzige, jüngere Geschlecht der gläubigen protestantischen Theologen in Bayern hervorgegangen ist. Denn diese Schule war eine Pflanzstätte jenes Glaubens, welcher nicht besteht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Wie war aber der Mann, der an einem Orte, wo man auf nichts Anderes gerichtet war, denn etwas Neues zu sagen und zu hören, nicht ein solch' Neues, sondern nur ein unbeachtetes ewig Altes mit so rücksichtslosem Ernste verkündete? — Was an ihm köstlich war vor Gott: der verborgene Mensch des Herzens mit seinem sanften und stillen Geiste, das war nur ein Nachbild Dessen, der in ihm lebte. Wer das Urbild kannte, dem blieben an dem Nachbilde die Züge der Aehnlichkeit nicht verborgen. Ich möchte Viel sagen von diesem Manne, der ein so treuer Knecht war im ganzen Hause seines Gottes, wie ich nur wenigen auf meinem Lebenswege begegnet bin und welcher diese Treue auch an meiner Seele bis an sein Ende geübt hat. Mir ist es oft, wo ich dessen am meisten bedurfte, so gewesen, als ob sein Gebet, sein Segen in geistig fühlbarer, leiblich sichtbarer Weise mich begleitete, denn hiermit pflegte er allen seinen Freunden täglich nachzugehen. In seinen ernsten Predigten, so rednerisch schmucklos sie waren, lag dennoch eine Kraft, welche das Ohr weckte und, wenn es Noth that, wie ein Stachel zu Herzen drang*). Ihrem Hauptinhalte nach waren sie ruhig

*) Ein Band derselben ist im J. 1845 bei Heyder in Erlangen gedruckt erschienen.

belehrend; jede Stelle der Schrift, bei welcher er sich verweilte, ward ihm zu einem Pisga, von dessen Höhe sich eine Aussicht über das ganze geistige Gebiet der Verheißung eröffnete. Er liebte und suchte überall die Klarheit des Verständnisses, zu welchem uns die Schrift Licht genug gibt, wenn wir sie nach ihrem Wortsinne und nach ihrem ganzen Zusammenhange aufmerksam beachten und bedenken. Ein vorwitziges, mystisches Hinausgehen über den klaren Wortverstand, ein beschränktes Feststehen auf dem Sinne, der sich aus einer vereinzelten Stelle der Schrift herausdeuteln ließ, wenn man ihr nicht in der weiteren Entwickelung dieses Sinnes folgte, die sie in anderen Stellen erhielt, mißbilligte er sehr. Den leicht überfließenden Gefühlen des Herzens traute er nicht, denn das Menschenherz auch in seiner scheinbar göttlichen Trunkenheit ist Fleisch vom Fleische geboren, der Geist allein ist es, der da lebendig macht. Er selbst sprach wenig, seine Worte aber waren wohlbedacht, waren voll Salbung und Geist; die Gefühle, welche in der Tiefe ihn bewegten, gab er nur selten kund, „sie sollen", so schien er zu meinen, „Gottes und unser sein". Deshalb war ihm auch an Anderen das viele Reden von den Dingen, die in's verborgene Innere gehören, nicht wohlgefällig. Auch im Sprechen über äußere Dinge blieb er immer gewissenhaft treu und wahr, jede Verirrung von der lautern, einfältigen Wahrheit, auch wenn sie scheinbar nur Unbedeutendes betraf, pflegte er, wo sich Gelegenheit dazu fand, an seinen Freunden in Sanftmuth zurecht zu weisen.

Doch was soll ich mehr von diesem werthen Manne sagen? Mir ist es, als sähe ich ihn vor mir stehen mit seinem ernsten, demüthigen Angesichte. Es war ihm in seinem Leben das Lob, das ihm Menschen gaben, nicht an-

genehm; er pflegte es bald zum Schweigen zu bringen. Er wußte und erkannte tief, was in ihm, dem Menschen, und was Gottes sei, dessen Thun allein Wahrheit ist und seine Wege sind recht.

Durch Freund Heller wurde ich schon an einem der ersten Tage nach meiner Ankunft in das Haus von Krafft eingeführt. Dieses ward mir alsbald ein Haus, dahin ich gern ging. Krafft's Schwester, Lubecka, so wie seine Hausfrau, gehörten mit ihm, dem Vater des Hauses, zu einem Bunde, darin man fest bleiben möchte und unverrückt bis an's Ende. Krafft hielt sich gerne zu der Gesellschaft, die sich als ein kleiner, wohlgerundeter Kreis um den Geh. Kirchenrath Vogel anschloß.

Ein jüngerer Gast, der aus Bescheidenheit nur selten zusprach, mit welchem ich jedoch bald bekannt und nahe befreundet wurde, war Dr. J. Georg Veit Engelhardt, damals, in seinem 27. Jahre, Diakonus und angehender Lehrer der Theologie an der Universität. Ich gebe das Bild dieses vielbegabten Menschen, so wie ich dasselbe in dem ganzen 37jährigen Verkehre mit ihm aufgefaßt habe.

Nicht blos von dem mächtigen Kaiser Karl V. konnte man zu seiner Zeit sagen, daß sein Reich so groß sei, daß die Sonne über demselben niemals untergehe, sondern schon unter seinen Zeitgenossen konnten die reichen Fugger über ihre Besitzungen etwas Aehnliches aussprechen und in unseren Tagen dürften das gar Viele sagen, die in Europa wohnen und zugleich in Amerika Niederlassungen und Häuser haben. Weiß ich doch von zweien meiner lieben Freunde und Landsleute, daß sie Das, was man vom Reiche Karls V. rühmte, nach einem, freilich etwas kleinen Maaßstabe von ihrem eigenen Anwesen aussagen könn-

ten: der eine von beiden ist der geniale Landschaftsmaler Rugendas, der andere der treffliche, geistreiche Dr. Stephan, denn der erstere hat ein kleines Landeigenthum in Chili, der andere in Brasilien, beide aber zugleich ihren Wohnort in München, die väterliche Heimath in Bayern. Nun, das ist immer noch etwas ganz Anderes, wenn man in einem fernen Lande ordentlich ansäßig geworden ist, als wenn man etwa blos als Reisender dasselbe gesehen und kennen gelernt hat.

Auch in der Welt des Wissens und Erkennens gibt es solche Geister, die in mehreren Zonen dieser Welt nicht blos als Hindurchreisende bekannt, sondern darin selbst ansäßig sind. Ein solcher Geist war unser Freund Engelhardt, der sich mit seinen bewundernswürdigen Gaben nicht nur in den Gebieten der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit, sondern in der alten wie der neuen Weisheit Grund und Boden erworben hatte. Wenn man nach Plato die Entwickelung und Bildung unserer geistigen Kräfte als eine in zwei Richtungen ausgehende, mathematische und musikalische betrachten will, davon die erstere zur Wissenschaft, in ihrem weitesten Umfange, die andere zur Kunst sich wendet, dann kann man sagen, daß Engelhardt's Geist beide Richtungen genommen und in beiden mit siegreich glücklichem Laufe die Rennbahn durchmessen habe. Denn er war durch eindringendes Verständniß ein Genosse der „Meister, welche wissen", wie durch isinnig theilnehmendes Erfassen der Werke ein hochgestellter Diener im Tempel der Kunst. Er war, durch diese vielseitige Begabung, eines lichtvollen, treffenden Urtheiles über die Thaten und Dinge der Welt fähig, pflegte aber gerne das eigene Urtheil zurückzuhalten und die Anschauung und die Erfahrungen der vergangenen Zeiten wie der Gegenwart für sich sprechen

zu lassen, gleich einem stillschweigenden Theilnehmer an einem Zeugenverhöre. Seine Darstellungen als Schriftsteller sind vorherrschend in einem Lapidarstile gehalten, welcher nur das Wesentlichste des Thatbestandes kund gibt. Er prunkte niemals mit der großen Fülle seiner Belesenheit und gelehrten Forschungen; in wenig Worten oder Zeilen theilt er den mühsamen Erwerb eines lang anhaltenden Fleißes mit. Die ewig feststehende, göttliche Wahrheit ward von ihm über alles Wissen geachtet; er brachte sie den Augen, die er zum Erkennen derselben führen wollte, nahe, fühlte jedoch keinen Beruf, sie den Herzen aufzudringen, diese sollten durch das Anschauen des ewig Schönen zur Liebe desselben aufgeregt und gezogen werden. Mochte ihn hierbei zuweilen bei Denen, die ihn nicht näher kannten, der Schein von Kälte treffen, wir, seine Freunde, wußten etwas Anderes von ihm; es war in ihm ein Gemüth voll treuer, warmer Liebe gegen Gott und Menschen, einer Liebe, welche da, wo es galt, Alles dahingab für die Geliebten; ein Gefühl der eigenen Kraft mit einer bescheidenen Mäßigung, welche vor Ueberschätzung des Eigenen bewahrte und welche mehr als gerecht, fast partheiisch dem Fremden seinen Werth neben, ja vor dem Eigenen gab. Hierbei, wie in seinem geselligen Benehmen, ließ er gern die Liebe, nicht sein scharfblickendes Urtheil sprechen. In seiner äußeren Lebensweise herrschten die Zucht und Mäßigkeit eines Weisen der alten Stoa; er gab dem Leibe, was ihm zu seiner Erhaltung gebührte, liebte aber nie die Freuden der Tafel, hielt sich frei von den Vergnügungen und Bedürfnissen der niederen Sinne, während er die der höheren Sinne, namentlich die Freuden der Tonkunst und der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst, sehr hoch hielt und in dem geistigen Lustgarten der

Dichtkunst mit inniger Liebe sich erging. Hierin schien auch jener gegenseitige Zug der Seelen zu einander begründet zn sein, der ihn mit dem Dichter Platen, welcher als Jüngling zu uns nach Erlangen kam, so innig verband. Doch wer mußte nicht, wenn er auch kein Platen war, schon bei dem ersten Sehen für Engelhardt gewonnen werden, durch dessen Augen, Mienen und Worte das innere Wesen so unverholen sich kund gab. Seine Familie hat in ihm den liebevollen, treuen Vater und Gatten, die Wissenschaft einen ihrer gelehrtesten Vertreter, wir aber, seine Freunde, ein Glied aus unserem immer kleiner werdenden Kreise verloreu, dessen eigenthümliche Stelle kein Anderer ausfüllen und vertreten kann*).

Nicht nur ein seltener Gast, wie damals der Jüngling Engelhardt, sondern ein beständiger Genosse unserer Mittwochsgesellschaft, war ein anderer theurer Freund und Kollege, zu welchem mich Heller auch schon an einem der ersten Tage meines Erlanger Lebens hinführte: der vielthätige, wohlberühmte Meister der alten, klassischen Sprachkunde Dr. Ludwig Döderlein. Der Mann lebt noch und ist mein lieber Gevatter, ich muß deshalb in meinem Urtheil über ihn gar behutsam sein.

Jener oberste Hauptmann der römischen Schaar, Claudius Lysias, wurde alsbald von hoher Achtung gegen den ihm unbekannten Mann Paulus erfüllt, als er erfuhr, daß dieser ein Angehöriger der großen, weltbeherrschenden

---

*) Von den schriftstellerischen, an Zahl wie an Gehalt reichen Arbeiten Engelhardt's nenne ich hier nur seine Ausgabe des Plotin, die Uebersetzung des Dionysius Areopagita, seinen Beitrag zur Geschichte der mystischen Theologie, seine kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeiten.

Nation sei, in welche er selber nur als Fremdling aufgenommen war. „Sage mir," so fragte er den von ihm vorhin gering geachteten Mann, „bist du römisch? Er aber sprach Ja. Und der Oberhauptmann antwortete: Ich habe dieses Bürgerrecht mit großer Summa zu Wege gebracht. Paulus aber sprach: Ich aber bin auch römisch geboren. Da traten alsbald von ihm ab, die ihn erfragen sollten. Und der Oberhauptmann fürchtete sich, da er vernahm, daß er Römisch war und er ihn gebunden hatte."

Wenn man einen Mann sehen will, der so recht für seinen Beruf als Lehrer und Gelehrter gemacht und geboren ist, dann darf man nur zu Ludwig Döderlein hin und demselben nachgehen in seiner amtlichen Thätigkeit und seinem schriftstellerischen Wirken. Er hat das Bürgerrecht für diesen Berufskreis nicht mit großer Summa der Mühe zu Wege gebracht, sondern es ist ihm schon als reiche väterliche Mitgabe geworden. Frischen, fröhlichen Sinnes, wie die guten, rüstigen Arbeiter es immer sind, erkennend des Erdenlebens Werth und seine Würze, des geistigen Verlangens Tiefe und seine Höhe, aufrechten wie aufrichtigen Ganges auf dem Wege des Lebens und seiner Pflichten, so habe ich diesen Freund, als ich ihn vor 37 Jahren kennen lernte, gefunden und so finde ich ihn noch. Er ist nicht blos ein Verständiger und Meister der hochgebildetsten Sprachen und Worte des klassischen Alterthums und des edelsten Ausdruckes der lebenden Muttersprache sondern erkennt und liebt das Wort, das von Anfang war und darinnen das Leben selber ist. Er hat in seinen Tagen die geistige Zucht der Freuden wie der Leiden wohl genug erfahren und wie er für Andere ein guter Lehrer gewesen ist, so hat er sich in dieser Schule als ein gelehriger Schüler erwiesen: er hat das

wohl erfaßt, was des Lebens Lust und Schmerz uns sein und geben sollen. Den gelehrten wie den ungelehrten Bürgern ist er ein ehrenwerther und geachteter Mitbürger, seinen Freunden ein unveränderlich treugesinnter Freund, den Genossen seines Hauses ein geliebter wie liebender Gatte und Vater, seinem Gott ein begnadigtes Menschenkind geworden. Möge sein letzter Tag noch besser als der erste, und die Krone seines Lebens das Ende desselben sein. Wir beide, er und ich, sind die letzten noch im Leben Uebriggelassenen aus dem kleinen Kreise der Freunde, die um den alten guten Vogel versammelt waren.

Aber auch außer diesem Kreise gab es unter den Lehrern der Universität, unter die ich eintrat, Männer, an die ich mit Liebe und Achtung gedenke. Und da nenne ich zuerst meinen werthen Nachbar an Haus und Garten, den berühmten Rechtsgelehrten Christian Friedrich von Glück: denn dieser stand mir nicht nur durch die räumliche Angränzung der Mauern und Dächer, sondern noch mehr durch das Gemeinsame unserer Gesinnungen nahe. Ich muß zuerst von der leiblichen Nachbarschaft Einiges sagen: Das kleine, engbeschränkte Absteigequartier, das wir bei unserer Ankunft in Erlangen bezogen, entsprach unseren Bedürfnissen, so wie unserer Gewöhnung an das anmuthig gelegene geräumige Haus in Mecklenburg und an seinem Garten so wenig, daß es uns beiden niemals heimlich darin zu Muthe wurde. Da besuchte ich den ehrwürdigen Glück. „Haben Sie schon eine gute Wohnung?“ fragte mich dieser, „wo nicht, dann stände ihnen hier gleich nebenan ein solid gebautes Haus mit geräumigem Hofe und schönem Garten zur Miethe frei. Es gehört einem vermögenden wackeren Bürger, der den Bau und alle seine Bequemlichkeiten in guter Ordnung hält.“

Durch Schweigger's Schwester wurde diese Angelegenheit vermittelt. Wir sahen Haus, Hofraum und Garten; gleich nach dem Abgange des bisherigen Miethsmannes, noch vor dem Pfingstfeste, konnten wir es beziehen. Ich würde des an sich unbedeutenden Ereignisses nicht erwähnen, wenn es nicht für mein ganzes äußerliches Leben in Erlangen und sein Wohlbefinden, so wie selbst für meine amtliche Geschäftigkeit und Pflichtübung der Gastfreundschaft von hoher Wichtigkeit gewesen wäre. Obgleich wir die Stallung und Wagenremise am Ende des Gartens niemals zu ihrem bestimmten Zwecke benutzten, war doch schon der Garten, außer für die nutzbaren Gewächse, welche zum Haushalte gehörten, auch für solche, an denen das forschende Auge seine Lust fand, eine günstige Pflanzstätte. Wie einladend im Sommer, für gastliche Zusammengesellung mit den jüngeren wie älteren Freunden waren der Rasenplatz des Gartens an dem blühenden Schneeballen- und Hollundergebüsche und selbst der Hofraum; wie ungestört und leicht hat es sich dort in dem Zimmer, auf dem Gange, mit der Aussicht in's Grüne gearbeitet; wie manche vergnügte Gäste konnten in den vielen Zimmern des Wohnhauses und in seinem Seitenflügel untergebracht werden. In der That, ich kann mir mein Leben in Erlangen gar nicht denken, ohne dieses gute, schöne Wohnhaus, und wenn ich davon weiter berichte, wird es mir oft so ergehen, daß meine Erinnerungen nach den bekannten Regeln der Memnonik erwachen, wenn ich mir diese oder jene Stelle des Hauses so wie des Gartens in's Andenken zurückrufe. Ich werde dieses schon hin und wieder in dem weiteren Verlaufe dieser Berichte über mein Leben in Erlangen zeigen.

Eine sehr werthvolle Zugabe zu den Annehmlichkeiten

und Vorzügen unserer Wohnung war, wie ich schon erwähnte, ihre Nachbarschaft, vor Allem die des freundlichen, liebenswürdigen Glück. Was dieser Mann als Gelehrter gewesen ist, das wissen seine Schüler und die Leser seiner Schriften. Auch jeder Andere, der sich einmal in der vollständigen Bibliothek eines Rechtsgelehrten umgesehen hat, wird nicht ohne Verwunderung es vernommen haben, daß die 34 ansehnlichen Bände der „ausführlichen Erläuterung der Pandekten," deren ausgedehnte Reihe alsbald in die Augen fällt, das Werk eines einzigen Menschen sind. Er wird aber noch mehr erstaunen, wenn er mit einiger Sachkenntniß in einen und den anderen Band des gewaltigen Werkes hineinblickt und von der außerordentlichen Gründlichkeit, so wie von der vielbelesenen, ich möchte fast im menschlichen Sinne das Wort brauchen, „Allwissenheit" des Verfassers sich überzeugt. Denn man kommt in diesem Buche zu der Bekanntschaft mit allen berühmten Rechtsgelehrten der alten, wie der neuen, mit oder ohne die Perücke einhergehenden Zeiten und Nationen. Nun, der uralte Stammbaum seiner Wissenschaft, namentlich im Glanze des Ruhmes seiner römischen Ahnen, war für unseren Glück schon in frühester Jugend ein Gegenstand der höchsten Beachtung gewesen. Cicero, dessen Werke er als Schüler im Waisenhause seiner Vaterstadt Halle unablässig, mit Bewunderung und Freude las, hatte ihm, wie er zu sagen pflegte, zum Juristen gemacht, denn dieser alte Meister und Lehrer der Pflichten und Rechte habe ihm diese in einer Würde vor Augen gestellt, daß er von nichts Anderem mehr habe wissen wollen, als dem Dienste und der Verkündigung der Rechte zu leben, welche Gott dem Menschen als Grund seines Wohlbestandes auf Erden gab.

Wer jedoch diesen würdigen Meister der Rechtslehre

nur von dieser Seite kannte, der kannte ihn noch nicht ganz. Derselbe hatte schon in Halle, wo er von seiner Geburt im Jahre 1755 bis 84 gelebt, jene rechte Lehre kennen gelernt und in Geist und Herz aufgenommen, welche von noch höherer Würde ist, als die der Rechtslehre; jene von göttlicher, diese von menschlich geistiger Abkunft. Er, welcher mit seinem wissenschaftlichen Forschen die Reiche der Welt durchwandert hatte, fühlte sich doch mit vorzüglich kindlicher Theilnahme zu der Kunde des Reiches Gottes auf Erden hingezogen; er hatte Stephan Schulze, er hatte alle für das Missionswerk kräftig thätige Männer seiner Vaterstadt gekannt und war ihnen mit Liebe zugethan gewesen. Er sprach hiervon gerne, nahm an der Begründung der Missionsanstalt in Basel, so wie an ihrem allmähligen Aufblühen einen warmen Antheil. In dieser seiner Gesinnung kam er mir, gleich beim Beginne unserer Bekanntschaft, zutraulich entgegen, und Das, was hierbei uns beiden ein gemeinsames Anliegen war, ist zu einem festen Bande der gegenseitigen Liebe geworden.

Ich denke noch mit herzlicher Freude daran, wie ich mit dem väterlich freundlichen Alten in seinem Garten, der mit manchem seltenen Gewächse und mit den schönsten Blumen reich und geschmackvoll versorgt war, lustwandeln ging. Nur selten vergönnte sich der liebe Mann ein solches Ausruhen von seiner Arbeit am Schreibtische, denn diese lag ihm so unablässig an, daß er, als ihn in seinem 76. Jahre der Tod von des Lebens Mühe abrief, noch wenig Stunden vorher im Lesen und Schreiben geschäftig gewesen war. Beinahe möchte man sagen, daß er sich, so wie früher zum alltäglichen Ausruhen, kaum die Zeit zum Sterben gelassen habe. Treu und gewissenhaft, wie in dem selbsterwählten Berufe als Schriftsteller, war er auch

in dem ihm von außen gegebenen Berufe als Lehrer. Er war, wenn alle seine Kollegen die Ferienzeit schon genossen, der einzige, der noch auf dem Katheder aushielt und der hierin größere Ausdauer bewies, als selbst die Fleißigsten seiner Zuhörer. Denn wenn nur noch einer oder etliche von diesen zurückblieben, dann erwies er an Diesen denselben Eifer im gründlichen Belehren, als an einer sechszig- oder hundertfältigen Zahl der Schüler. Glück war nicht durch Schrift und Worte allein, sondern durch die ganze That seines Lebens in dem engeren Kreise seiner Familie wie in dem weiteren Kreise Aller, die ihn kannten, ein treuer Lehrer der Pflichten und Rechte des Menschen, und, was noch höher ist, des Christen.

Diesen werthen Nachbar lernte ich freilich unter allen vorhin noch nicht genannten Kollegen an der Universität am früheſten und nächsten kennen, doch fand ich bald nachher Gelegenheit, die Bekanntschaft auch anderer ehrenwerther und in ihrem wissenschaftlichen Gebiete mit Recht hochgeachteter Lehrer an der damaligen Universität zu machen. Kaiser, der wackere, fleißige Theolog, ein Mann von seltener Ruhe des Gemüthes, wurde uns an der anderen Seite des Wohnhauses ein freundlicher Nachbar. Wer aber auch den grundgelehrten Theologen Berthold nicht zum Hausnachbar hatte, der mußte in ihm den aufrichtig redlichen zum Dienst des Nächsten und jedem guten Werk stets bereiten, häuslich frommen Mann ehren und liebgewinnen. Als noch andere Collegen nenne ich einstweilen nur Posse und Bucher die Juristen; Henke, Schreger, Loschge die Mediziner, (von Prof. Fleischmann werde ich später reden), Mehmel, Meußel, Fabri, Breyer, Rothe, Harl die Philosophen. Kastner, durch sein gelehrtes Wissen wie durch sein Wirken als Lehrer der

aufrichtig ehrenden Anerkennung, durch sein Gemüth der herzlichen Liebe würdig, kam erst später, nach Schweigger's Abgang an die Universität. Von ihm wie von Koch, Winer u. A. spreche ich nachher noch.

## 23. Die Studierenden an der Universität.

Ehe ich von diesen, so wie ich sie bei meiner Ankunft in Erlangen fand, reden kann, muß ich zuerst an die große, geistige Anregung erinnern, von welcher um jene Zeit alle deutschen Universitäten, ja man kann sagen, die deutsche Jugend überhaupt, ergriffen waren. Mir ist es, als ich aus dem abgeschlossenen Kreise meines Hoflebens in Mecklenburg heraus= und in das Treiben des Universitätslebens eintrat, so ergangen, wie den Siebenschläfern der alten Volkssage, welche bei dem Erwachen aus ihrem vieljährigen Scheintode und bei dem Heraustreten aus dem Dunkel ihrer Höhle an das Licht des Tages die vormalige Heimath so verändert trafen, daß sie sich kaum darin zurecht fanden. Ich hatte seit der Schlacht bei Belle Alliance nur bei seltenen Gelegenheiten ein Zeitungsblatt in die Hand genommen; Sand's unglückliche That hatte ich vernommen und hiebei auch von einer allgemeinen Verbindung unter den Studierenden der deutschen Hochschulen sehr widersprechende Dinge gehört, die mich wenigstens über das Wesen derselben im Dunkeln ließen. In Erlangen aber trat ich auf einmal in die Mitte der Erscheinung ein, welche ihrerseits auch zu den Zeichen der damaligen Zeit gehörte und zum Verständniß von dieser einen beachtenswerthen Beitrag gibt. Ich lasse zunächst einen Mann sprechen, der hierüber das vollgültigste Zeugniß geben kann: Dr. C. v. Raumer, in dem vierten Theile seiner Geschichte der Pädagogik, dessen Inhalt mit besonderer Liebe

und Gründlichkeit „die Geschichte der deutschen Universitäten" umfaßt.

S. 96, 97 sagt derselbe: „Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war unermeßlich. Die Jünglinge, welche auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eintraten, in den großen Schlachten ehrenvoll fochten, sie kamen 1815 und 16 zurück auf die Universität, um ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien fortzusetzen. In der kurzen Zeit von drei Jahren, in denen Europa Größeres erlebte, als sonst in drei Jahrhunderten, war unsere Jugend umgewandelt. Früher wie verzaubert in den Fesseln unedler, ja gemeiner akademischer fixer Ideen, fühlte sie sich durch die großen Ereignisse entzaubert. So war sie jetzt von der Tyrannei falscher Ehre befreit, sie sah den Comment in seiner wahren Gestalt, wie Titania nach der Entzauberung ihren Geliebten. Die wahre Ehre, der ächte dem Vaterlande geweihte Muth war an die Stelle jenes Wechselbalges getreten, jenes wahnwitzigen Point d'honneur, das kränklich reizbar sich überall beleidigt fühlte, und Duelle sucht um ein Nichts. In welchem Lichte mußten solche zum Theil von den Franzosen überkommenen Erbärmlichkeiten jungen Männern erscheinen, welche in den Schlachten von Dennewitz und Leipzig gefochten. — — Der Ernst des Lebens und des Todes war ihnen entgegengetreten und hatte sie ergriffen. — Die erwachte und im Kriege erstarkte Vaterlandsliebe jener Freiwilligen sehnte sich nach Einheit und Einigkeit Deutschlands. Die einander sich anfeindenden Landsmannschaften erschienen ihnen als Feinde der Einheit und Einigkeit."

„Mit der Vaterlandsliebe erwachte zugleich die Ehrfurcht gegen das Christenthum; ein wenn auch noch un-

klares, unentwickeltes Gefühl, daß Deutschland ohne Christenthum vernichtet und verloren ist. War doch „Mit Gott für König und Vaterland" der Wahlspruch im Kriege. Es kann uns nicht wundern, wenn Jünglinge, die männlich für das Vaterland fochten, nach dem Kriege Gedanken hatten, wie das befreite, geweiht durch das Blut der in den Schlachten Gefallenen, nun gereinigt und erneut hervorgehen solle. Alle diese aus den Freiheitskriegen stammenden Elemente waren es, welche in der mit der Turnerei innig verbundenen Burschenschaft ihren Ausdruck fanden."

Raumer berichtet hierauf weiter, wie die Burschenschaft der deutschen Universitäten zuerst in Jena ihre Gestalt gewonnen und am 18. Juni 1816, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, begründet worden sei. Aber ein ungleich mächtigeres Ereigniß der inneren geistigen Erneuerung des deutschen Geistes sollte bald hernach seinen hundertjährigen Gedächtnißtag feiern. Ohngefähr um dieselbe Zeit, in welcher Claus Harms seine Thesen, als eine Weckstimme für den schlafenden deutschen Geist zum Ausgehen in die Oeffentlichkeit bereit machte (S. 182), fühlte sich auch die deutsche Burschenschaft zu Jena angeregt, einen schriftlichen Ruf an fast alle deutschen Universitäten ausgehen zu lassen zur gemeinsamen Feier des Reformations-Jubiläums auf der Wartburg, am Tage der Befreiung Deutschlands von der fremden Gewaltherrschaft, durch die Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober. Es sollte dieses zugleich die erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten deutschen Universitäten sein. Diese Einladung war unterschrieben von einem der Söhne meines alten Freundes in Jena: Robert Wesselhöft.

Freundlich einstimmende und ihre Theilnahme zusagende Antworten liefen mit Ausnahme einer einzigen von all' den dreizehn Universitäten ein, an welche das Rundschreiben ergangen war. Raumer theilt im vierten Bande seines Werkes so wie in seiner Beilage die Antworten mit, indem er das Schreiben der Kieler Studenten voranstellt, aus dessen Inhalt und Form man bemerken kann, daß der Einfluß des Claus Harms in der damals nahe beginnenden Thesenzeit auf den Geist der dortigen Universität schon ein ziemlich bemerkbarer gewesen sein müsse. Aber nicht nur in dem Antwortschreiben der Kieler, sondern in denen von all' den übrigen zeigt es sich in merkwürdiger Uebereinstimmung, wie ein im deutschen Volke neu erwachter Geist überall gleichmäßig sich regte (m. v. S. 189). Nur von der Antwort der Rostocker Universität, welche Raumer in den Beilagen, S. 324 mittheilt, kann dieses nicht gelten, „diese klingt wie ein Spott auf die neuangebrochene Zeit, aber sie spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie" (ebendaselbst S. 100). Zwischen jenem Geiste, der damals und dem, welcher jetzt auf der Universität Rostock herrscht, war ein ähnlicher Unterschied als zwischen den damaligen und jetzigen Zuständen der geistlichen Angelegenheiten des ganzen Landes.

Das Wartburgfest, das so viel besprochene, kam. Raumer beschreibt den ganzen Verlauf desselben in anziehender Weise und genau. Wir lassen über diesen Vorgang, der in der neueren Geschichte der deutschen Universitäten Epoche machte, jenen würdig und ernst gehaltenen Bericht zeugen, den das Staatsministerium in Weimar (unterschrieben von Karl Wilhelm Freiherrn von Fritsch) seinem Landesherrn, dem Großherzog von Weimar, vorlegte.

Der Berichterstatter erinnert zuerst an die beunruhigenden Gerüchte, welche über das Wartburgfest öffentlich ergangen seien. Durch diese sei es ihm zur Pflicht geworden, die genauesten Data über das Ereigniß zu sammeln und dem Landesherrn sie mitzutheilen. Er spricht dann weiter: „Eure Königl. Hoheit würden sich daraus überzeugen können, daß, so wie diese Feier aus einer an sich lobenswerthen Idee hervorgegangen, und frei ist von jeder politischen Beziehung, sie zwar mit jugendlicher Begeisterung ergriffen und ausgeführt worden, daß aber Dasjenige, was dabei tadelnswürdig erscheint, nur zufällig hinzugekommen, und nur einzelnen Theilnehmern zur Last fällt. Kein Zeitpunkt mahnt mit so lebendiger Erinnerung die verschiedenen deutschen Stämme, wie nothwendig zu ihrem gemeinsamen Heile die Eintracht sei, als der 18. Okt. Aus der Trennung ging die beklagenswerthe Oberherrschaft Napoleon's hervor, deren schmerzliche Folgen in dem zerrütteten Wohlbestande jedes Landes, fast jeder Familie empfunden werden; die wiederhergestellte Eintracht verherrlichte den Sieg, dessen Andenken in der Brust jedes Deutschen unverlöschlich ist. Alle deutschen Universitäten zählen Jünglinge unter den Studirenden, welche thätigen Theil genommen an jenem herrlichen Siege. Einige derselben glaubten das Fest des 18. Oktobers als den schicklichsten Augenblick wahrnehmen zu sollen, um auch an den Akademieen die Spaltungen aufzuheben, welche seit Jahrhunderten durch landsmannschaftliche, durch Ordens- und ähnliche Verbindungen, als Quelle zahlloser und unseliger Reibungen noch immer genährt und unterhalten wurden, die nicht selten auch auf die Staaten übergingen, in welchen die Jünglinge später als Staatsdiener ihre Anstellung fanden. In dieser Absicht wurde die Feier des Andenkens

des großen Reformators und zugleich das Fest der Verherrlichung der Fürsten- und Völkereintracht am 18. Okt. als ein allgemeines Burschenfest von Einigen in Antrag gebracht und auf allen hohen Schulen von Jena aus die Einladung verbreitet. — — Alle Augenzeugen, unter ihnen die oberen Behörden des Eisenachischen Kreises, bewahrheiten den religiösen Ernst, die würdige Haltung, die Rührung, womit das Fest im Ganzen gefeiert worden. Ein gewiß nicht tadelnswürdiger Sinn spricht sich aus in der ganzen Anordnung der Feierlichkeiten am 18. Oktober auf der Wartburg, dann in der Kirche; bei der am 19. Okt. wiederholten Versammlung auf der Wartburg, und bei dem gemeinschaftlichen Genusse des heiligen Abendmahles. Die Jünglinge geloben sich Brudersinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen unter ihnen, und als unmittelbare Folge dieser Eintracht zeigt sich unter den Studirenden in Jena eine große Sittlichkeit und strenge Beobachtung landesherrlicher Gesetze, deren Aufrechthaltung vorher ein vergebliches Bestreben der Behörde war.“ — — —

Der treffliche Verfasser dieses Schreibens spricht hierauf mit Bedauern von dem Muthwillen, den „einige Fremdlinge, die wahrscheinlich nicht alle zu dem Stande der Akademiker gehörten,“ am Abende durch das Verbrennen mehrerer Schriften und ihre ungeziemenden Aeußerungen dabei verübten, äußert selbst seine Mißbilligung über die Rede, welche einer der beliebteren Professoren der Hochschule bei dem Feste gehalten und fügt einige diplomatische Bemerkungen über das angemessenste Verhalten der Weimarischen Regierung gegen die, wegen des Wartburgfestes entstandenen Bedenklichkeiten mancher auswärtiger Regierungen bei.

Das gehässige Vorurtheil gegen die Theilnehmer am Wartburgfeste war durch das eben mitgetheilte, so wie durch andere Zeugnisse wahrheitliebender Männer zum Schweigen gekommen; eine allgemeine Burschenschaft der deutschen Universitäten hatte sich im Oktober 1818 begründen dürfen und sich bereits wirksam erwiesen, da ward ihrer weiteren Entwickelung durch eine, wie es schien, aus ihrer Mitte kommende Schuld ein unvermuthetes Ziel gesetzt.

Die That des unglücklichen Karl Ludwig Sand, sein am 17. März 1819 an Kotzebue verübter Mord hatte den öffentlichen Anfeindungen der neu entstandenen Burschenschaft, den Mißdeutungen des in ihr herrschenden Geistes, eine den Gegnern willkommene Nahrung, eine scheinbar sehr große Beglaubigung gegeben. C. v. Raumer beschreibt uns die Geschichte der Verirrungen und des schweren Falles des bedauernswürdigen, an Geist und Gemüth reichbegabten Jünglinges ausführlich, so wie meisterhaft in einem eigenen Kapitel des 4. Theiles seiner Pädagogik S. 133 u. f.

Wir wiederholen hier die Frage, welche nach dem Bekanntwerden von Sand's That öfter in Anregung kam: ging dieselbe aus einem allgemeineren Sinne der Burschenschaft hervor, und, wenn das so war, wie konnte man behaupten, daß der bei'm Wartburgfeste sich kundgebende Geist verwandter Abkunft mit jenem sei, welcher die Thesen von Harms und ihre große Wirkung hervorrief? Wir können wohl den ersteren Theil der Frage entschieden mit Nein, den anderen mit einem bedingten Ja beantworten.

Daß ein großer ehrenwerther Theil der Burschenschaft von einer verwandten, zum positiven Glauben des Christenthums hinführenden Bewegung ergriffen sei, als jene war, welche Harms durch seine Thesen anregte, das zei-

gen die noch jetzt von ihrem ersten unbeeinträchtigten Wirken zurückgebliebenen Früchte. Wer sollte es nicht wissen, daß Viele der auserwähltesten Zeugen und Bekenner der göttlichen Kraft und Wahrheit des Christenglaubens durch Wort und That des Lebens, in allen Ständen, vornämlich in dem der Theologen, aus der Burschenschaft hervorgingen, und in dieser ihre Anregung zu einem ernsteren Anlaufe im Guten empfingen. Ganz verschieden aber an Gesinnung und christlicher Erkenntniß war ein anderer Geist, der sich wie der böse Geist, welcher das ganze Wesen des König Saul furchtbar entstellte, neben dem besseren und guten in die Burschenschaft eingedrängt hatte. Als den sichtbaren Träger und Repräsentanten dieses bösen Geistes läßt sich vor Allem der bekannte Karl Follen betrachten*).

---

*) Wir erwähnen hier nur im Vorbeigehen der vielbekannten Geschichte dieses merkwürdigen Vorläufers einer späteren unverhüllteren Zeitrichtung. Karl, so wie sein geistig gleichbegabter Bruder Adolph Follen stammte aus Gießen. Namentlich der erstere war durch die Untersuchungen sehr verdächtigt, welche über den Bund der Schwarzen in Gießen verhängt waren, mußte deßhalb von Jena, wo er mit Beifall lehrte, sich flüchten. Er kam zuerst nach Frankreich, dann in die Schweiz und als er auch da durch sein laut bezeugtes Einverständniß mit den Carbonaris und andere ähnliche Dinge seine Stellung untergraben sah, nach Amerika. Hier fand er als Lehrer und als Prediger der Unitarier eine große öffentliche Theilnahme. Doch war das Ende dieses Mannes, dessen Geist so viele andere Geister in Flammen gesetzt, ein sehr bedauernswürdiges. Denn auf einer Fahrt von Newyork nach Lexington, wohin er durch die Einweihung einer Kirche der Unitarier gerufen war, gerieth das Dampfschiff in Flammen, so daß er und seine 175 Begleiter hier den Tod fanden.

Ein fest entschiedener eigener Wille und ein starkes Selbstgefühl, das sind die beiden Kräfte, durch welche der einzelne Mensch im Kreise des geselligen Lebens über andere Menschen herrschend sich erhebt. In Follen waren beide, der eisenfeste, eigene Wille und ein übermäßig hohes Selbstgefühl zu einer Macht geworden, welche in fast unwiderstehlicher Weise Andere, die sich ihm naheten, für sich gewann und dahinnahm. Er war ein Mensch, der durch seine außerordentlichen äußeren wie inneren Gaben so wie einst König Saul um eines Hauptes Länge über das ganze ihn umgebende Volk hervorragte. Den ersten Eindruck, welchen diese seltene Persönlichkeit auf die Jünglinge machte, die sich mit unbefangenem Gemüthe ihm naheten, beschreibt uns der geistig Tüchtigsten Einer: Robert Wesselhöft*). „Es war in Follen's Haltung, seinem Anstande, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Blicken, kurz in dem ganzen Manne etwas Edles; war Ruhe, Kraft, Bestimmtheit, eine gesammte Eigenthümlichkeit, die unmerklich Jedem ihm gegenüber einen bedeutenden Grad von Achtung einflößte. Dieser Mann war in seinen Sitten so streng, so sauber, so züchtig, wie in seinen Worten."

Das ist ein Bild, in welchem sich uns auch Israel's erster König, edel und hochragend vor allem Volke, gleich wie von Natur zum Herrscher geboren darstellt, als ihn, den vom Herrn Gesalbten, dem kein Anderer gleich war, das versammelte Volk zu Mizpa zujauchzte. Saul, der Retter der Bürger von Jabes, der heldenmüthige Sieger über Israels Feinde, der Eiferer über Jehovah's Gesetz und Ehre, zur Zeit wie zur Unzeit, er schien angethan

*) M. v. Raumer (a. a. O. S. 145 u. f.)

mit der Kraft und Weihe jenes höheren Geistes, den ihm die Salbung gab. Wie anders aber erscheint dieser Held und König, als er mit gewaltthätigem Eigenwillen, mit hochfahrendem Selbstgefühle sich selbst zu einem Gott machte, sein königliches Gebot über das göttliche erhob und aus einem durch Ungehorsam Abtrünnigen zu einem Feinde Jehovah's, zu einem blutdürstigen Verfolger seiner Getreuen wurde?

Wir wenden uns wieder zu dem Lebensbild, das uns Robert Wesselhöft von Follen entwirft. Er berichtet von diesem weiter: „In seinen Gesprächen von belehrender Art entwickelte er eine Fülle von Selbstgefühl, die in Erstaunen setzte. Er war kühn genug, zu behaupten, daß er lebe und sei, wie die Vernunft es verlange. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung in seinen Mienen bezüchtigte er Den der Feigheit und Weichlichkeit, welcher einer anderen Ansicht, eines anderen Glaubens war, als er, nach welcher z. B. in der Geschichte Alles, was geworden, durch Menschen geworden sei und eben so wohl anders werden könne, wenn die Menschen einer besseren Erkenntniß folgten und die Vernunft in ihr volles Recht einsetzen wollten. Und diese bessere Erkenntniß behauptete er zu haben. Er hielt sich für Manns genug, dieses sein Vorbild: den Meuschen, wie er sein sollte, zu repräsentiren. Nur der Mensch, wie er sein solle, habe die Bestimmung und Kraft, den Staat, wie er sein solle, zu erbauen, die Anderen müßten seinem Vorgange folgen und zwar unbedingt. — — Als ihn einige jener Jünglinge, die er zu solchen unbedingten Anhängern machen wollte, fragten: ob er denn glaube, ohne Blut sein System in's Leben führen zu können, antwortete er ganz ruhig: Nein, im schlimmsten Falle müßten Alle geopfert werden, die eine

abweichende Meinung haben (m. v. Raumer a. a. O. S. 147 u. f.).

So sehr dergleichen Aeußerungen geeignet sein konnten, in den tiefer fühlenden und ernster gesinnten Jünglingen eine scheue Bedenklichkeit zu erregen gegen Follen's Absichten und das Aufbauen seines idealen, republikanischen Staates, so fanden sich dennoch in den Worten und dem Wesen des Mannes auch noch andere Züge, durch welche selbst Solche, die dem Christenglauben zugeneigt waren, getäuscht werden konnten. Follen führte sehr oft das Christenthum und Christum selber mit hoher Würdigung im Munde. Aber welchen Christus meinte er eigentlich? Sich selber, der sich für einen werdenden und bereits gewordenen Christus hielt und dieses als einen bewußtlos bitteren Hohn gegen die Wahrheit in seinem grausenhaften Abendmahlsliede aussprach: „Ein Christus mußt du werden" (Raumer S. 148). — So stand und steht noch der Mann als lehrreiches Beispiel jenes tiefen Falles da, zu welchem der Hochmuth, der sich zum Gott erhebt, hingerissen wird.

Sand gehörte zu jenen drei Mitgliedern der jenaischen Burschenschaft, welche dem überwältigenden Einflusse von Follen sich ganz zur Knechtschaft hingegeben hatten. Man lernt den Jüngling von edlen Gaben kennen, als das, was er vor seinem persönlichen Verkehre mit Follen war und was er durch diesen wurde, wenn man die von Raumer mitgetheilten Auszüge aus seinem Tagebuche so wie jene Erklärungen liest, darin er bei seinem letzten richterlichen Verhöre seine feste Ueberzeugung aussprach. Schon in dem Tagebuche kann man deutlich die Stufen erkennen, durch welche ihn Follen's Lehren hinabführten von dem Sonnenlichte der besseren Erkenntniß zu einem Lichte aus

der Tiefe, das in der menschlichen Selbstvergötterung und ihrem Hochmuth sich entzündet. Die erste Stufe, auf welcher das Versinken des kindlichen Glaubens, welcher dem Jüngling nicht fremd war, zunächst in das Helldunkel jenes Rationalismus versinkt, der sich an einen Gott ohne Christus fest zu halten wähnt, wird in dem Tagebuche durch die Stelle bezeichnet: „Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und der Menschenwelt. „Hiermit ist der Glaube an einen lebendigen, persönlichen Gott, von welchem man sagen kann: du erhörest Gebet: darum kommt alles Fleisch zu dir, auf immer abgethan; der Mensch mit seinem armseligen Verstand und ohnmächtigen Willen ist in der ganzen weiten Welt das einzige Ding, welches weiß und will, neben ihm gibt es keinen anderen Gott, als die gestaltlose Naturkraft, das Glockenspiel der Naturkräfte, das für seine eigenen Töne kein Ohr hat und das durch die todten Gewichte in Gang gesetzt und erhalten wird. — In seinen letzten Aussagen vor Gericht erklärt sich Sand über das Christenthum: „Die göttlichen Gesetze sind nicht sowohl positiv gebietende, als vielmehr berathende Vorschrift, wornach der Mensch seiner Ueberzeugung gemäß seine Handlungen einrichten kann.“ — Die Erkenntniß des Göttlichen geht nur aus dem Menschen selber hervor — —; wer dieses Göttliche in dem Menschen unterdrücken will, der hat Mord und Todtschlag dreifach verdient und wer nicht also denkt oder gar biblische Ausdrücke auf die That des Verbrechens anwenden wollte, der ist ein theologischer Finsterling.“ — In Bezug auf die Staatsgesetze sagte er: „Ein vernünftiger, durch den Verstand gehörig begründeter Glaube gilt mir als Gesetz. Dem freien Willen muß ich nachleben und wozu

meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, das muß ich ausführen. In Kollisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich niemand durch diese abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll" u. s. w.

Die Gedankenfolge dieser Ansichten, so sagt der Untersuchungsrichter Hohenhorst mit vollem Rechte, scheint sich um den Hauptsatz zu drehen: meine eigene Ueberzeugung ist mein Gesetz, ich handle recht, wenn ich ihr folge, sie geht mir über göttliche und menschliche Vorschriften.

Sand hatte noch auf dem Wege zur Ausführung seiner That im furchtbaren Widerspruche seines Inneren mit sich selber ein neues Testament bei sich getragen, ja, wie er sagte, aus ihm sich erbaut und gestärkt, zugleich aber auch mit demselben das sogenannte Abendmahlslied des Karl Follen: „ein Christus mußt du werden." Wie war das möglich? möchte vielleicht Mancher fragen. Ich antworte darauf: Follen hätte den Jüngling Sand, der von Hause aus voll kindlicher Ehrfurcht gegen das göttliche Wort war und nach Licht suchte, niemals an den Abgrund geführt, darein er versank, wenn er sich nicht selber in einen Engel des Lichtes verstellt und in furchtbar täuschender Weise eine Sprache geführt hätte, welche ähnlich lautend erschien mit der Sprache des göttlichen Wortes und des Christenglaubens, obwohl sie einen ganz entgegengesetzten christusfeindlichen Sinn in sich trug. Erscheinungen solcher Art erinnern an die Weissagung von einer Zeit, in welcher Gott kräftige Irrthümer senden wird, falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Wunder thun werden, daß verführet werden in den Irrthum, so es möglich wäre, selbst die Auserwählten. —

Sand's That hatte Untersuchungen herbeigeführt, namentlich über das Wesen der schon vorhin erwähnten in

Gießen bestehenden „Verbindung der Schwarzen", in welcher Follen eines der Häupter war. In den Grundzügen der Verfassung dieser Gesellschaft fanden sich neben einem Zerrbilde von Religiosität, das sich wie eine Art Christenthum geberden wollte, die verderblichen, auf Zerstörung aller göttlichen und menschlichen Ordnung ausgehenden Lehren, die wir vorhin als die bezeichneten, welche Karl Follen der Burschenschaft unterlegen und in ihr herrschend machen wollte. Jene Verbindung, in welcher das zu frühe laut geworden, was in späterer Zeit wiederholt der Geist der Empörungen kund gab, wurde aufgelöst. Follen und einige seiner nächsten Anhänger entzogen sich dem richterlichen Endurtheil durch die Flucht. Aber derselbe Schlag, der die Schwarzen in Gießen getroffen, zog nun auch das Verbot der allgemeinen Burschenschaft nach sich, welche man, wie sie dieses wirklich in einzelnen ihrer Mitglieder war, ganz von demselben Geiste durchdrungen achtete. Der ganze, aus gutem Kern erwachsene Stamm mußte fallen, weil auf einem seiner Zweige ein Reis gepfropft war, das giftige Früchte trug.

Ich kam eben in jener Zeit an die Universität nach Erlangen, in welcher die Auflösung der Burschenschaft in Preußen und manchen anderen Ländern schon zur Ausführung gekommen war. In Bayern wurde dieselbe, soweit sie hin und wieder Eingang gefunden, zwar noch geduldet, zugleich aber auch mit polizeilicher Aufmerksamkeit überwacht. Doch traf diese scharfe Ueberwachung namentlich jene Mitglieder der allgemeinen Burschenschaft, welche von den nördlichen Gegenden her, als besuchende Gäste zu uns kamen. Einige von diesen waren durch Freunde auch an mich empfohlen und fanden bei mir freundliche Aufnahme, haben sich auch später in ihrem Amt und Beruf

als ehrenwerthe Männer erwiesen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch ich erst etwas Genaueres und Gründlicheres über die Geschichte der Burschenschaft.

Wir Lehrer, so wie jeder unpartheiische Beobachter jener Studierenden, die sich auch an unserer Universität zur Burschenschaft bekannten, fanden keine Ursache zu einem Mißtrauen gegen dieselben. Sie zeichneten sich im Allgemeinen aus durch Vorzüge des Fleißes und des ernsten, sittlichen Betragens; sie erschienen als ein Most, aus dem ein guter, edler Wein werden konnte. Und dieses ist auch der Most geworden, da wo er bei seiner Gährung in gehörig niederer Temperatur gehalten und vor Einmischung fremdartiger, betäubender Stoffe bewahrt wurde.

Die Burschenschaft und ihre innere Entwickelungsgeschichte gehört ohnfehlbar zu den lehrreichen Erscheinungen und Zeichen einer Zeit, welche auch ich mit unmittelbarer Theilnahme durchlebte. Man muß es mir deshalb zu gute halten, daß ich hier so lange bei ihrer Betrachtung verweilte. Neben dieser Verbindung unserer studierenden Jünglinge, welche um jene Zeit die augenfälligste an der Universität war, bestanden auch noch mehrere landsmannschaftliche Vereine, in der Form der früher vorhanden gewesenen. Unter all' diesen verschiedenen Genossenschaften fand ich jugendlich empfängliche Seelen, die an der Freude und an dem Genusse warmen Antheil nahmen, welche mir selber das Streben nach Erkenntniß der Natur gewährten, und die mir durch ihr zutrauliches Entgegenkommen das Eintreten in meinen neuen Beruf erleichterten. Ich werde von diesem näheren Verhältnisse des Lehrers zu den Lernenden später noch mehr reden.

## 24. Bekanntschaften in und mit der Schweiz.

Ich habe zwar im Vorhergehenden so eben nur einen Blick in mein angehendes Leben und Wirken an einer Hochschule der Wissenschaft gethan. Ehe ich jedoch weiter hierüber berichte, will ich meine Leser mit mir zu einer Hochschule von höherer Art nehmen, in welche ich nicht als Lehrer kam, sondern als Lernender eintrat. Dieses geschah auf einer Reise in die Schweiz, welche ich nicht im ersten Jahre nach meiner Ankunft in Erlangen, dessen weiteren Verlauf ich nachher beschreiben werde, sondern erst im zweiten Jahre (1820) machte. Jene Reise mit ihren Erfahrungen bildet ein wesentliches Stück der Geschichte meines inneren Lebens.

Mein Freund Krafft hatte die Absicht, mit einigen der jungen Leute, welche, seiner Pflege befohlen, in Erlangen studierten, zunächst einen Besuch in Schaffhausen, bei einem ihm nahe verbundenen Manne zu machen, von welchem ich noch viel reden werde, und von da aus, in Begleitung dieses werthen Mannes die deutsche Schweiz zu durchreisen. Er lud mich ein, mich der Parthie anzuschließen, und ich war alsbald dazu bereit, selbst meine Hausfrau bezeugte Lust zur Mitreise, ohne sich von der Erklärung im Mindesten abschrecken zu lassen, daß die Wanderungen in der Schweiz über Berg und Thal zu Fuße gemacht werden müßten. Krafft mit den Seinigen reiste voraus nach Schaffhausen, ich war noch mit dem Schlusse meiner Vorlesungen für das Sommerhalbjahr beschäftigt, traf deshalb mit den vorausgehenden Freunden die Verabredung, daß ich ihnen auf geradem Wege in Zürich begegnen und dann auf dem weiteren Zuge sie be-

gleiten wolle, da es ohnehin ihre Absicht war, vorerst in Schaffhausen zu verweilen.

Der September hatte sich mit so wunderschönem Wetter eingefunden, daß jedes gesunde Menschenherz von der Lust der Wandervögel: fortzuziehen in's Weite, ergriffen werden mußte; wir beide eilten, sobald für mich die Zeit des Ausruhens gekommen, den vorausgegangenen Gefährten nach. Dem theuren alten Freunde in Oettingen, mit dem ich seit längerer Zeit in Briefwechsel gestanden: den Präsident v. Ruesch sollte ich auf Erden nicht mehr von Angesicht sehen, er war vorausgegangen, dahin, wo ihm der sterbliche Fuß nicht folgen kann. Doch wurde das Andenken an ihn und seine fromme Fürstin in mir sehr lebendig. Wir kamen, als wir durch das fruchtbare Ries dahinfuhren, an einem Sonntagsmorgen in die Nachbarschaft des alten, ehrwürdig anzuschauenden Nördlingen; würden den Segen des Sabbaths gern reichlicher mit uns genommen haben, hätte schon damals hier im Lande jener treumeinende „Wucherer" mit dem anvertrauten Pfunde des Wortes und der Kraft seines Amtes gewirkt, welcher jetzt da zu finden ist.

In dem lieben Schwabenlande und bei seinem Volke wurde mir es gleich bei diesem ersten Besuche recht heimathlich wohl zu Muthe. Bis Ulm waren wir gefahren, verweilten einen Tag in dieser alten Fürstin der schwäbischen Reichsstädte, an dem mächtigen Donaustrome, den ich auf dieser Reise auch zum ersten Male, später aber von seinen Quellen bis zu seinem Ausflusse im schwarzen Meere gesehen habe. Er ist das Bild eines redlichen Strebens, welches von unscheinbarem Anfange im Lande des Niederganges, nach vielfachen Krümmungen seines Laufes, durch

alle Hemmungen wie durch Felsenrisse und eiserne Thore sich den Weg bahnt nach der Sonne im Aufgange.

Von Ulm aus begann für uns die anmuthigere, genußreichere Art des Reisens zu Fuße; durch ein Land, das den leiblichen Sinnen wie dem Geiste eine seltene Fülle von Genüssen darbietet. Jenseits Bibrach, der Heimathsgegend des Dichters Wieland, noch besser aber auf der Anhöhe bei Ravensburg, da, wo einst die urahnliche Burg der Guelfen gestanden, sah ich zum ersten Male die beschneiten Alpen; jenseits des Bodensees, bei Rheineck, begrüßte ich zum zweiten Male den Rhein — den merkwürdigen Strom, der seinen Weg, wie wenig andere Ströme der Erde, zuerst durch ein Gebiet der Geschichte der großen Werke des Schöpfers, dann, nach seinem Ausruhen im Bodensee, durch einen Schauplatz der großen Thaten der Völker nimmt, und incognito, unter fremdem Namen, oder gar unansehnlich unter dem eigenen sein Ende in der letzten Ruhestätte vieler Gewässer: im Meere, findet. Das sinnvolle Bild eines Wirkens, welches, sein eigenes Selbst vergessend, in anderen Namen und Seelen der Menschen fortlebt und sich vollendet.

Da athmeten wir denn oben im Appenzeller Lande den erfrischenden Anhauch der Luft von den Alpen her; wir fühlten und sahen uns in der Schweiz. Schon hier wandelte mich ein inneres Bewegtsein an, das sich auf der weiteren Wanderung durch das Land der kühnen Männer noch immer mehr steigerte. War es doch, als ob bei diesem hinaufwärts Bewegtsein des Geistes auch der träge Leib seine Schwere nicht mehr empfände, sondern wie ein Getragener über die Höhen und Tiefen dahinschwebte. — Wir freuen uns mit Recht jener Wirkung, welche die von

Menschen errichteten Turnschulen auf die Bekräftigung und Uebung der Glieder haben. Es gibt aber zwei mächtigere, höhere, nicht von Menschen begründete, sondern zum Nutzen und Dienst desselben geschaffene Turnschulen in der Natur: die eine davon ist das Meer, die andere das Land der Alpen. In diesen Schulen werden, ohne eine Beihülfe der menschlichen Kunst, mit dem Leibe zugleich auch die Seele und der sinnende Geist bekräftigt; der Kampf mit den Meereswogen wie mit den Gefahren der schroff ansteigenden Felsenzinnen der Alpen und den Fallgruben ihrer Gletscher weckt und bekräftigt das Selbstgefühl des Mannes, ist eine Schule des freudigen Muthes. Eines Muthes, welcher, wenn die Furcht vor einer noch höheren Höhe als die der Alpen, vor einer noch tieferen Tiefe als die des Meeres und der Gletscherklüfte ihn bewahrt, daß er nicht in gewaltthätigem Uebermuth sich versteige, seinen glücklichen Aufflug nach dem Ruhepunkte alles geistig Hohen und Tiefen nimmt, welchem, so wie den Bergen am Nordpol des Mondes, die Sonne niemals untergeht. Welche Männer von solch' siegreichem Aufschwunge hat der Boden der Schweiz schon getragen und wird sie wohl auch wieder tragen! Wir wünschen den Nachbarn an der Brandung des Meeres wie an der Bahn des Adlerfluges durch die Wolken Glück zu ihrem Nahesein an den Herrscherthronen der Naturkräfte. Geht doch selbst für den nur vorübereilenden Wanderer von diesen Thronen ein anregender Hauch des Lebens aus; nicht zwar von den Thronen selber, sondern von dem schaffenden Geiste, der auf ihnen sitzt. Leichter bemerkbar, wenigstens für die Natur des Menschen als anderwärts; obwohl der belebende Hauch nicht wie der günstige Fahrwind, der das Schiff von der äolischen Küste nach der Heimath trieb, an die

Richtung nur nach Ithaka hin gebunden ist, sondern wo er will, eben so kräftig die Wipfel der Cedern des Libanons als jene der Eichen und Fichten der Lüneburger Haide anregt und bewegt.

Es war uns auf der Fußreise mit dem Aufenthalte in Ulm wie in Lindau bis zur Ankunft in der Schweiz fast eine Woche vergangen; es war Sonnabend, als wir von Altstätten aus auf das Appenzeller Hochland hinanstiegen.

Des heiteren, stillen Sonntagmorgens am 17. Sept. werde ich immer gern gedenken. Meine liebe Begleiterin hatte sich am gestrigen Abende bei der Ankunft in St. Gallen von der Anstrengung des Bergsteigens bis fast zur Ohnmacht müde gefühlt, heute war sie so munter und frisch, daß sie vom Fahren über Winterthur nichts wissen wollte; sie bestand darauf, den Weg nach unserem anfänglichen Reiseplane zu Fuß zu machen. Fast beschämt über meine eigene Neigung zur bequemlicheren Fahrt in dem Postwagen gab ich nach und fand an der Seite der Begleiterin zugleich mit der sonntäglichen Stille und den sonntäglichen Gedanken, eine Belustigung der Augen und des Herzens, die uns allerdings im Postwagen verloren gegangen wäre. Die Felsenkluft, auf deren Grund die Sitten rauscht, mit der kühn hinübergespannten Brücke; das Ausruhen in Herisau unter Leuten, in deren Haus und Herzen es Sonntag war, standen in gutem Einklange mit der Tonweise des heutigen Tages; das Fuhrwerk, das ich in Herisau nahm, wäre unserem Alleinsein nicht hinderlich gewesen, wenn uns nicht seine unbequeme Einrichtung und der schlechte Weg gar bald darüber belehrt hätten, daß hier das Gehen leichter sei und schneller fördernd als ein solches Fahren. So wanderten wir denn fröhlich unsere Straße, gedachten bei dem Hinüberschauen nach Toggen-

burg des in seiner Liebe bis an den Tod beständigen Ritters; ergötzten uns auf dem Wege über das schön gelegene Lichtensteg an manchem Lustspiele der Sinnenwelt. Erst in der Abenddämmerung kamen wir nach Wildhaus. Das ist die Stätte der Erinnerung an eines jener bedeutungsvollen Kollektivgläser (m. v. S. 252), welche zur Zeit der Reformation aus der geistigen Schmelze ausgeschieden wurden. Hier ist Zwingli, der kühne Bekenner der von ihm erkannten Wahrheit, geboren; einige Tage nachher sahen wir bei Cappel, am Fuße des Albis, das Schlachtfeld, auf dem er das Werk seines Zeugnisses beschloß.

Auf einer Anhöhe unweit Wildhaus, gegen Süden hin, thut sich die Aussicht über das Ruhebette der beiden herrlichen Seen von Wallenstadt und Zürich weithin auf; das innere Gefühl wird auf dieser Warte und an solchem heiteren Herbstmorgen gar leicht zu einem lauten Lobliede, welches auch für die Stimmung dieses Tages den Grundton angeben kann. Nun, die lange Brücke über den See hinüber, bei Rapperswyl, ist dazwischen auch des Besehens werth und der ganze Weg am See hinunter erhält mit den Sinnen auch die anderen Kräfte des Leibes so aufgeweckt, daß man von der Hitze des Nachmittags nur wenig Beschwerde fühlt. Doch war der Weg von Wildhaus bis nach Zürich für Fußgänger kein unansehnliches Tagwerk und es war Nacht geworden, noch ehe wir die Thore der Stadt erreichten. Meine Begleiterin, so munter und rüstig sie sich auch bei dem heutigen Tagmarsche erwiesen, fühlte sich dennoch mehr zur baldigen Ruhe als zum Bewillkommen und Sprechen der Freunde geneigt, darum übernachteten wir in einem ganz nahe vor der Stadt und am See gelegenen Gasthause, dessen Ortschaft, wenn ich nicht irre, Kreuz hieß. Auch fanden wir in dem Hause

einen Mann, der durch seine langwierige lähmende Krankheit ein rechter Kreuzträger, dabei aber von geduldiger Fassung war. Er hatte Lavater gekannt, hätte viel von ihm erzählen können, wenn nicht uns wie ihm die Nachtruhe nöthiger gewesen wäre, als das Zuhören und Sprechen.

Unsere Freunde und nunmehrigen Reisegefährten, die uns schon gestern erwartet hatten, waren am vergangenen Abende, in lebhafte Gespräche vertieft, später zur Ruhe gekommen und hatten dieser wohl länger bedurft als gewöhnlich. Deshalb konnten wir, als wir frühe am anderen Morgen im Gasthofe zum Raben nach ihnen fragten, vorerst nur unseren Freund Krafft begrüßen, der nach seiner Gewohnheit heute wie immer frühe auf war. Länger nachher trat der Mann zu uns herein, dessen Bekanntschaft nach allen Dem, was ich von ihm gehört hatte, mir ganz besonders erwünscht war: der merkwürdige Pfarrer, Physikus und Mathematikus: David Spleiß aus Schaffhausen. Der erste Eindruck, den das ganze Thun und Wesen des Mannes auf mich machte, ist mir fest in der Erinnerung geblieben. Wer Spleiß näher kannte, der wird es begreiflich finden, wenn ich sage, daß eine solche Persönlichkeit als die seinige war, mir sonst nirgends vor Augen gekommen sei; eine Erscheinung so wunderbar und wunderlich zugleich. Er war klein von Gestalt, von kräftig gedrungenem Bau, in dem Angesichte mit seinen klaren, blauen Augen und all' seinen Zügen lag ein Ausdruck von freudiger Sicherheit, darauf man den Blick mit Wohlgefallen ruhen ließ. Mit so freudig muthigem Angesichte mögen wohl die Verkündiger der guten Botschaft, Columban und Gallus, vor das Volk hingetreten sein, dessen Speiße und Keulen, zum Schutz und Trutz der Götzen-

altäre erhoben, sie ohne Waffen und Wehr, nur durch die Macht des Wortes, niederschlugen.

Spleiß, bei'm Hereintreten, sah mich forschend an, reichte mir freundlich grüßend die Hand, ließ sich aber keine Zeit zur weiteren Anrede, sondern führte sogleich, gegen Krafft gewendet, das Gespräch weiter, das die Freunde am gestrigen Abende begonnen und nicht vollendet hatten. Weniger als das, was er sprach, zog der Sprecher selber meine Aufmerksamkeit an sich; ich konnte kein Auge von ihm verwenden, denn so lebendig hatte ich noch keinen Menschen nicht nur sprechen hören, sondern sprechen sehen. Er war von Dem, was er redete, so ganz durchdrungen und hingenommen an Seele und Leib, daß mit dem Munde zugleich auch die Glieder durch ausdrucksvolle Bewegung in's Sprechen geriethen. Mit dieser wunderbaren geistig-leiblichen Beweglichkeit des ganzen Menschen hatte es übrigens noch eine ganz besondere Bewandtniß. Wir Anderen, wenn wir vom Schlafe aufstehen, befinden uns auch in einem vernünftig wachenden Zustande, reden und wirken mit unseren Gliedern, was wir wollen. An Spleiß aber erschien mir das selbstbewußte Wachen, wie ein Wachen von höherer Art und Stufe. Etwa so wie das Schlafwandeln oder der Somnambulismus eine höhere Stufe des gewöhnlichen Traumzustandes ist, auf welcher die Seele und der Leib ungewöhnliche Gaben des Fernblickes und der Erinnerungen, so wie Kräfte und Geschicklichkeiten der Bewegungen empfangen, die selbst außer dem Kreise des hellbewußten Wachens und seines Vermögens liegen. Ich werde von dieser besonderen Begabung meines nun vom Glauben zum Schauen gekommenen Freundes nachher noch einige Zeugnisse geben, doch muß ich schon hier erwähnen, daß an ihm der Zustand einer offen-

kundig hervorbrechenden (man erlaube mir den Ausdruck) „geistigen Erweckung" mit dem einer tiefen, öfters lange schweigenden Einkehr in das Innere wechselten, die mir im weiteren persönlichen Umgange mit ihm eben so auffiel, als bei der Beobachtung einiger Somnambulen jener Zustand, der einem Hinsterben des Leibes ähnlich scheint und aus welchem auf einmal die Seele auf eine noch höhere, fast geisterhafte Stufe des Hellsehens sich erhebt.

„Der merkwürdige Mann", so habe ich in einem vor mir liegenden Blatte, bei der Erwähnung einiger Gespräche mit Spleiß mich ausgesprochen, „in seinem oft langen und oft tiefen Schweigen, dann in den Ausbrüchen seiner wahrhaft gewaltigen Rede, erinnerte mich an die Eigenthümlichkeit eines artesischen Brunnens, dessen lebendiges Wasser nicht aus den Quellen kommt, die zu Tage aus von den Bergen und Hügeln hinabrinnen, sondern aus einer weit abgelegenen Tiefe, in welcher es durch den Druck des aufliegenden Erdreiches gewaltsam verhalten wird. Man muß lange und mühsam bis zu dem Behältnisse dieses unversiegbaren Wassers hinabbohren, dann aber rinnt es nicht ruhig wie andere Quellen, hält sich nicht stille wie das Wasser in unseren Brunnen, sondern dringt mit solcher Macht hervor, daß es seinen Strahl hoch in die Luft wirft, oder wie ein aus seinem Damme brechender Teich Alles mit sich fortreißt, was in seine Nähe kommt. Welch' hinreißende Kraft in dem Worte liege, das aus solcher von der Außenwelt abgeschlossenen geistigen Tiefe kommt, das hatte sich an der Gemeinde zu Buch bewährt, von der ich nachher reden will. Andere Menschen stehen wohl unter dem Drucke einer Zucht, die ihnen von außen, durch Verkümmerung oder Anfeindung des bürgerlichen Lebens kommt, Spleiß aber hatte den schweren Druck einer Zucht

erfahren und getragen, deren läuternde Schmerzen nicht von der vergänglichen Natur des Fleisches, jetzt erwachend, dann entschlafend, sondern von dem Wesen des Geistes waren, angethan mit dem nimmer sich verändernden Ernste, mit den nimmer endenden Schrecken der Ewigkeit. Das war die Last, welche, wie die Massen des steinigen Erdreiches auf das lebendige Wasser des Artesischen Brunnens, so auf den freudigen, zur Kindschaft geschaffenen Geist des seltenen Mannes gedrückt hatte. Ich will hier in einigen Zügen die Lebensführung eines ritterlich kämpfenden Geistes beschreiben, hinab in die tiefste Tiefe des inneren Elendes und hinan zur menschlich höchsten Höhe der Freuden des Siegers.

## 25. David Spleiß.

Das, was ich schon oben (B. II S. 359) von dem Wesen und Kräften eines freudigen Geistes im Menschen sagte, ist in Spleiß eine Gabe gewesen, zu welcher er die Anwartschaft mit dem leiblichen Leben zugleich empfing. Seine Mutter, eine arme, fromme Frau, war eines Tages, am Vorabende eines großen Festes, mit dem Aufschmücken der Hausgeräthe emsig beschäftigt und sang dabei ein schönes, an die Festzeit erinnerndes Lied. Sie hatte während der Arbeit ihren kleinen, kaum mehr als zweijährigen David auf eine tischartige Erhöhung hingesetzt, wo er mit den Blättchen und Zweigen einer Birke sein stilles Spiel trieb. Plötzlich aber wird das Kind so mächtig von dem Gesange der Mutter ergriffen, daß es, vor Freuden außer sich, Hände und Füße so heftig bewegt, daß die Mutter erschrocken zu ihm hinläuft, weil sie meint, es sei ihm etwas Besonderes widerfahren. Diese seine fromme Mutter hat aber, wie es scheint, den freudigen Geist noch in viel an=

derer Weise angeregt, als durch ihr damaliges Pfingstlied; sie hat ihm mit den ersten Menschenworten, die er lernte, zugleich jenen Namen sprechen gelehrt, in welchem der Mensch, das Geschöpf, mit seinem Schöpfer als mit dem Abba lieber Vater redet. Dieser kindliche Verkehr mit Gott, als mit einem immer nahen, lieben Vater, ist ein so innig tröstlicher gewesen, daß der Knabe wie der angehende Jüngling in der Kraft dieses Trostes alle Bitterkeit der äußeren Armuth leichter ertrug. Kam ihm doch aus diesem geistigen Verkehre manche unmittelbare Erfahrung, in welcher ihm das Verlangen zur unerwarteten Gewährung, das Hoffen zur Erfüllung, das Ahnden zur Gewißheit wurde. Ich erwähne nur einige dieser Erfahrungen.

Es lag in Spleiß ein unverlöschbar feuriger Drang zum Erkennen und Wissen, und zwar zu einem solchen, welches mathematisch begründet und sicher ist. Vielleicht ein Erbtheil von seinem Ahnen her, dem zu seiner Zeit berühmten Mathematiker und Physiker Stephan Spleiß *), der mit Euler und Bernoulli, sowie mit Leibnitz in geistreich lebhaftem, brieflichem Verkehre stand. Schon als Knabe pflegte er sich, während seine Altersgenossen irgend ein Spiel trieben, in dem Gemäuer eines nahe am Spiel-

*) Ein Sohn von diesem, der auch den Vornamen David führte, stand wegen seiner Naturkenntniß in so gutem Rufe, daß man über die paläontologischen Entdeckungen bei Cannstadt sein Urtheil einholte; ein Enkel des Stephan, der Thomas Spleiß, Professor der Mathematik und Physik, Bernoulli's Schüler, scheint die größeste, innere Verwandtschaft mit unserem David Spleiß gehabt zu haben. Er stand mit dem Philosophen Wolf, mit Geßner und anderen berühmten Männern seiner Zeit in freundschaftlichem Verhältnisse und Briefwechsel.

platze gelegenen Thurmes mit dem Zeichnen mathematischer Figuren zu beschäftigen; ein Stein auf der Gasse, die Kreise, welche, einer in dem anderen erwachsend, der Fall eines Körpers auf dem Wasserspiegel hervorbringt, konnten ihn oft lange in ein tiefes Nachsinnen über den Grund ihres Entstehens versenken. Mehr aber noch trieb ihn das Verlangen, Das zu wissen, was die Weisheit der Schulen von Gott und göttlichen Dingen lehre. Aber zur Befriedigung all' dieses sehnlichen Verlangens war keine Hoffnung mehr, als er, durch die Armuth seines Vaters genöthigt, die Knabenschule verlassen und als Copist von Briefen in dem Comptoir eines Kaufmanns, das eigene Brod erwerben mußte. Briefe abschreiben, nicht einmal welche an einen Freund, das ist für solch' einen jugendlichen Geist eine schwere Last. Da kommt ihm einmal die Lust an, in einer Feierstunde statt der fremden Briefe in Handesangelegenheiten einen eigenen Brief in eigener Angelegenheit seines Herzens zu schreiben. Und zwar nicht, wie er vielleicht eben gethan, an einen viel vermögenden reichen Geschäftsfreund seines Handelshauses in Holland, sondern an den allvermögenden Freund aller Menschenkinder, der da reich ist an Mitteln zu helfen, über all' unser Bitten und Verstehen. An den Freund, dem er von Kindheit an all' sein Anliegen und seine Gedanken gesagt und von welchem er immer Trost und Rath empfangen hatte. An diesen Wohlbekannten, wie in einem Spiele der kindlichen Einfalt, schrieb er einen Brief; hatte und kannte ja sonst Niemand auf der Welt, der ihm die Mittel geben konnte, aus einem armen lernbegierigen Schüler ein guter Lehrer für Kirche und Schule nach Gottes Rath und Willen zu werden. Will man das einen Zufall nennen, daß das Papier mit dem Briefe in die Hände und vor die Augen

eines Mannes kam, der das Geschriebene las, so war es dennoch kein Zufall, daß diesem Leser das Herz aufgethan wurde zur theilnehmenden Beachtung der kindlichen Bitte und daß er die Mittel besaß zu ihrer Erfüllung. Der Knabe wurde von dem kaufmännischen Schreibtische hinweggerufen, er durfte zuerst den vorbereitenden Unterricht der gelehrten Schulen seiner Vaterstadt genießen, dann auf etliche Jahre die Universität Tübingen besuchen.

Dem Loose der äußeren Armuth, die ihm das leibliche Leben verkümmerte, war der David Spleiß durch den Beistand seines Wohlthäters enthoben worden, da gerieth er in die Gefahr einer inneren Verarmseligung, welche das geistige Leben nicht blos zu verkümmern vermag, sondern dasselbe in ihrem Verlaufe unaufhaltsam zum Tode führt. Es lebten und lehrten damals in Tübingen mehrere Meister der Gottesgelehrtheit, welche dem hereinbrechenden Geiste der Verläugnung kräftig und fest im Glauben widerstanden und auch die Weisheit der Gassen (Proverb. 1 V. 20) wurde mit Achtung gegen die Wahrheit gelehrt. Spleiß nahm alle diese Elemente der Erkenntniß mit einer ungemein lebendigen Theilnahme auf. Weiß man es doch von ihm, daß er noch später einmal, als er schon in Holland als Hauslehrer stand, eine eilige Fußreise nach Heidelberg machte, um sich von dem ehrwürdigen Daub die Lösung eines Bedenkens zu erholen, das ihm beim Lesen einer Schrift dieses tiefforschenden Mannes angewandelt hatte. Aber in dem dunklen Gebiete des Wissens waren damals andere Lichter aufgestiegen, welche mit dem scheinbaren Glanze einer mathematischen Gewißheit und Schärfe die Augen blendeten. Der Unglaube, in seinen feindlichen Angriffen auf die gläubige Theologie, die sich fest an das geoffenbarte Wort hielt, hatte sich mit dem Waffengeräthe

einer angeblich sicheren Naturwissenschaft gerüstet, deren Folgerungen, wie man meinte, der Wahrheit der Bibel in augenfälliger Weise widersprachen. Hatte man doch auch hin und wieder schon die ohnmächtige Hand an die Bücher der Schrift gelegt und den Grund der Aechtheit derselben zu untergraben gesucht.

Solche Geister, wie David Spleiß einer war, halten niemals mit den anderen Leuten den gewöhnlichen Spazier- oder Fußgängerschritt ein, haben selbst bei ihrem Tagwerk eine andere Uhr im Kopfe, als die auf den Thürmen oder in den Taschen sind, sie werden mehr denn Andere durch einen inneren, übermächtigen Trieb in eine Weite geführt, welche über die abgemessenen Gränzen der Städte und Marktflecken hinausgeht, darinnen die Bürger und Landbauern unter polizeilichem Schutz und Aufsehen ihr alltägliches Leben führen. Dieser rastlose Geist konnte, als er von seinem Ruhepunkte des kindlichen Glaubens sich losgerissen, nicht mehr stille stehen; wie ein Felsenstück, das vom Rande des Kraters unaufhaltsam hinabstürzt in den Abgrund eines Vulkans, während das leichtere Gestein, auch wenn es in's Hinabrollen gerieth, an einer kleinen Vorragung des Randes, oder an einen still liegenden größeren Stein sich festhält und da beruhen bleibt, so riß er sich in seinem Forschen nach den äußersten Tiefen des wissenschaftlichen Erkennens durch alle die Halbheiten und scheinbar tröstlichen Vorspiegelungen des Rationalismus, des Deismus und Pantheismus hinab zum Atheismus: zum materialistischen Nihilismus. Selbst eine Naturgottheit, welche, so wie der festschlafende Wischnu auf dem Lotosblatte, auf der weislichen Anordnung ihrer Schöpfung und dem gesetzmäßigen Wirken der Naturkräfte beruht, konnte ihm keinen Ersatz bieten für das, was er verloren. Ein solcher Wischnu

mag in den Augen mancher Anderer ein guter Gott sein, welcher seinen Haushalt auch zum Wohlbefinden des Menschen, sowie alles Lebendigen der Erde sorgsam und trefflich bestellt hat; wer aber kann dem mit Banden der Ewigkeit in seinem Schlafe Festgehaltenen sein Ohr zum Hören, sein Auge zum Sehen der Noth des Einzelnen aufthun? Das Bauwerk steht vollendet da; die Zusammenfügung des Ganzen trägt und hält den einzelnen Stein; der Druck, der auf ihm lastet, hält mit dem Einzelnen zugleich die Ordnung des Ganzen zusammen. Was will die Stimme seiner Schmerzen, was will der Erdenstaub des Menschenherzens bei dem schlafenden Gotte, der auf dem Schlußsteine seines hehren Tempelgebäudes unerweckbar ruht? Und wie? ist nicht der Name, ist nicht das Wort Gott, das mein Ohr vernahm, das mir vorhin tief zu Herzen ging, nur ein Widerhall meiner eigenen Stimme von der Wand des öden Gemäuers, in dessen Dunkel ich stehe. Meine Lampe brennt hell, ich leuchte in der weiten, leeren Todtenhalle umher, ich sehe, ich finde Nichts; das Echo meiner rufenden Stimme hat mich getäuscht. — — — Ich will es kurz sagen, Spleiß mit seiner, der damaligen Zeit vorauseilenden Forschung war dahin gekommen, wohin in unseren Tagen mehrere lauttönende Irrgeister gekommen sind, „welche erkannt haben, wie sie sagen, die Tiefe", darin es nicht mehr bedarf des Lampenlichtes der Ahndungen, Vermuthungen und vernünftigen Schlüsse, denn da unten auf dem feurigen Grunde des Vulkans leuchtet eine Flamme, hell wie des Tages Glanz. Wir suchen in der unermeßbaren Weite umher, wo ist hier denn ein Etwas, von dem uns der Wahn des Glaubens sprach? Schaue um dich zur Rechten und zur Linken, vor dich und hinter dich, du wirst da Nichts finden als den ewigen Tod des Stoffes.

Bis an das Erkennen dieser „Tiefe, als sie sagen", war mein bedauernswürdiger Freund in dem Rechenexempel seines Forschens nach mathematisch gewisser Wahrheit gekommen. Doch der Lebenskeim des kindlichen Glaubens, der vorhin in ihn gelegt war, hatte, gehalten in der Hand eines ewigen Erbarmens, der völligen Vernichtung widerstanden. Er war durch das Wasser des Rationalismus gegangen und es hatte ihn nicht ersäuft; er war durch das Feuer der gottverlästernden Verneinung gegangen und seine Flammen hatten ihn nicht verbrennen können.

Aber was mußte der Zustand eines mitten in den Flammen, dort neben dem ewigen Tode des Stoffes noch fortlebenden Geistes sein! Er war vergleichbar dem Hinsterben eines Erstickenden im Dampfe des Feuers. Der Zustand eines Kindes, dem an einem Tage der treue Vater und die liebende Mutter gestorben sind und das nun ohne Schutz und Obdach in der fremden Welt dasteht, ist allerdings ein beklagenswerther, doch was ist er im Vergleiche mit dem eines tieffühlenden Menschen, dem die große Kunst der Menschenweisheit seinen Gott genommen hat, mit welchem er vorhin im Verkehre der vertraulichten Liebe, wie ein Kind mit dem Vater gelebt hatte. Doch mitten in seiner Verlassenschaft war es ihm zuweilen, als ob er, gleichwie draußen an der verschlossenen Thüre, die Stimme eines ewig treuen Freundes vernähme, welcher theilnehmend nach ihm fragte und der von ihm, dem Abtrünnigen, noch nicht lassen wollte. Und als er einst in der Nacht „von dem Gedankenbilde des Nihilismus, wie von einem Koloß erdrückt, schlaflos sinnend auf seinem Bette lag, da blinkte ein vereinzelter, sehr kleiner Stern zu ihm herein und plötzlich durchdringt ihn die höchst erquickliche Gewißheit: es gibt eine Realität, wenn sie auch in der größesten Raumesferne ist,

es gibt ein Etwas." Mit dem Etwas zugleich schien der Glaube an einen Seienden, an des Daseins Zweck und die Lösung aller Räthsel näher gerückt. Solche Lichtstrahlen fielen auch öfters aus den Vorlesungen seiner gläubigen Lehrer in seine Seele hinein und bei dem Lesen von Schleiermacher's Reden über Religion wehte ihn ein Lebensodem an.

Aber all' diese Linderungen seines inneren Schmerzens waren vorübergehend. Das Gefühl der geistigen Verödung und Verlassenheit lastete auf ihm fort und fort. So stand es noch mit ihm, als er, von Gottes Hand geführt, nach vollendeten Universitätsstudien, dem Rufe zu einer Hauslehrerstelle in Holland folgte. Hier begegnete ihm eine Versuchung, die ihm, wäre sie dem Feinde gelungen, ein Fall zum geistigen Tode geworden wäre. Spleiß, so wie er später seinen damaligen natürlichen Zustand erkannte, sagte, daß in ihm ein Hang zum allerschmutzigsten Geize gelegen sei und zur größesten Härte, denn der Geiz vor Allem macht das Menschenherz hart. In Holland kam ihm aber der Antrag, in eine vortheilhafte Stellung nach Westindien zu gehen, wo er bald zu großem Reichthum gelangen werde. So lockend für seinen Hang zum Geldbesitz das Anerbieten war, überwand er die Versuchung dennoch durch Gottes Gnade und Kraft.

Der theure Freund, dem ich diese Mittheilung verdanke (J. Burkhardt), weist darauf hin, wie an diesem Beispiele erkannt werden könne, daß der neue, wiedergeborene Mensch insgemein, in seinen Neigungen und Eigenschaften den entschiedensten Gegensatz mit dem alten, natürlichen bildet. Denn, wer den David Spleiß, so wie er später war, in seiner kindlichen Nichtachtung des Besitzes, in den unermüdlichen Leistungen der Milde und Liebe gegen Andere gekannt hat, der wird es fast für unmöglich halten,

daß dieser Mensch jemals vom Geize besessen und zur Härte geneigt sein konnte. — Aber auch wir Anderen müssen wohl ein Widerspiel des alten natürlichen Menschen mit dem neuen, aus Gottes Gnade geborenen, zu unserer täglichen Demüthigung erfahren, wenn der feindliche Andrang auch nur noch ein innerer, verborgener ist.

Der Kampf mit jener inneren und äußeren Verlockung von dem Wege des Berufes zur Theologie, auf welchem er noch immer bleiben wollte, war glücklich bestanden. Aber dieser Weg war einsam, und gegenüber der Burg der Zweifel, durch welche er gehen mußte, ein sehr dunkler. Da traf der einsame Wanderer, mitten in seinem Dunkel, dort bei der alten Schwanenburg in Cleve einen treuen Reisegefährten, der mit ihm desselben Weges ging und dasselbe Ziel vor Augen hatte. Dies war mein theurer Ludw. Christ. Krafft, damals Prediger in Cleve, der nämliche, der mich zu dieser Reise in die Schweiz mit sich genommen und zur Bekanntschaft mit Spleiß geführt hatte. In dessen geistig erwärmender Nähe mußte ein Herz, wie das in Spleiß war, sich schnell aufthun. Dieser fühlte alsbald, daß er hier einen Mann gefunden habe, der ihn verstand; in seiner Lebendigkeit beschrieb er diesem den Jammer, der ihn drückte, den Zustand der geistigen Heimathlosigkeit, in welcher er auf seinen Irrgängen durch die Gebiete der theologischen Bedenklichkeiten und Zweifel gerathen sei. Krafft hörte das tief von Herzen gehende Selbstbekenntniß ernst und ruhig an. Er kannte den Druck, er kannte das Dunkel, darüber der Freund klagte, aus eigener Erfahrung. Die beiden Männer hatten sich von jetzt an, wie Spleiß nach seiner mathematischen Redeweise sich ausdrückte, in diametraler — nur nach dem einen, gleichen Mittelpunkte hingehenden — Richtung zusammengefunden, sie

stärkten und förderten sich gegenseitig in ihrem Suchen und Finden der ewig feststehenden Wahrheit. Namentlich erkannte Spleiß im traulichen Verkehre mit Krafft, dessen redliches Herz in kindlicher Einfalt auf der geebneten Bahn des geoffenbarten Wortes blieb, daß er in seinen bisherigen Kämpfen mit den Mächten des Unglaubens nicht die rechten Waffen gebraucht habe. Er war mit seinem Forschen auf ein Feld gerathen, wo ein ganzes, scheinbar wohlgerüstetes und unbesiegbares Heer ihm gegenüber stand, das die Feinde des geoffenbarten Wortes aus dem Reiche ihrer angeblich großen Naturerkenntniß zusammengezogen hatten. Die leichten Waffen der Spekulation reichten zum Kampfe mit solcher Heeresmacht nicht aus, mit dieser Waffengattung waren die Feinde selber überreich und stark versehen; der mathematische Tiefsinn konnte in ihre Wagenburg nicht einbrechen, er traf da überall auf das Heergeräthe der mathematisch wohl versicherten Gesetze. So sprach der Goliath des physikalisch-theologischen Unglaubens ungescheut dem Zeuge des Gottes Israëls Hohn, und wo er in seiner eisernen Rüstung hervortrat, da flohen vor ihm auch die sonst muthigen Kämpfer. Auch unser David Spleiß hatte sich, wie wir vorhin sahen, von dem Riesen schrecken lassen. Da gerieth über ihn, als er so einfältigen Herzens an der Hand seines Freundes Krafft dahin ging, der ewig junge Geist jenes David der alten Zeit, der als Hirtenknabe, nur mit der Schleuder und dem Steine bewaffnet, im Namen des Herrn dem Goliath entgegentrat und in der Kraft des Herrn ihn besiegte. Dort, auf der Seite der Gegner, waren die Heergeräthe des Gesetzes, das nur den Tod wirkt, mit ihm aber die Gnade, welche das Leben gibt; dort der Wahn von einem todten, im Naturgesetze erstarrten, hier der Glaube an einen lebendigen Gott,

der im Wort und in der Gestalt des Fleisches dem Menschen sich genaht hat, und der ohne Unterlaß bei den Seinigen ist und bleibt bis an's Ende.

Mit dem Siege über das gewaltige Schreckbild, das bis dahin ihn geängstet hatte, war dem treuen, ernsten Forscher noch mehr geschenkt worden, als ein bloßes Sichersein und Friedehaben vor den Angriffen des Feindes. Der vorhin wehrlose David hatte dem besiegten Riesen sein Schwert genommen; ein anderes, neues Licht des Erkennens, selbst der sichtbaren Werke seines Gottes, war ihm aus dem lauteren Erkennen der unsichtbaren aufgegangen. Was dieses heiße, das hat er in seiner nachmaligen doppelten Wirksamkeit als Prediger des Wortes und als Lehrer der Physik in Schaffhausen erwiesen. Seine Freunde und Schüler haben es in den öffentlichen, nach seinem Tode erschienenen Berichten über sein Leben und Wirken gesagt, was ihnen dieser Mann als Meister der Naturlehre, und als Theolog gewesen. „Natur und Gnade, Theologie und Physik, Schöpfung und Erlösung, waren in seinem Geiste zu einem reichen und harmonischen Ganzen zusammengefaßt." Oder wie ein anderer dieser Freunde sich ausdrückt, „jeder seiner physikalischen Gedanken war theologisch, jeder seiner theologischen zugleich physikalisch. Man müsse, so sagte er, die irdischen Dinge lehren, um durch sie die himmlischen verständlich zu machen," denn die ganze Sichtbarkeit sei nur die Uebersetzung aus einem unsichtbaren Urtexte. Selbst den Predigten, darin er seiner Gemeinde im Dorfe Buch in kindlicher Einfalt den Gott in Christo verkündete, gab er einen eigenthümlichen Reiz, wenn er in allverständlicher Weise die Dinge und Erscheinungen der sichtbaren Welt durch das Licht der Gnade verklärte. Von seinen mathematisch-physikalischen Vorlesungen, die er am Collegium humani-

talis zu Schaffhausen hielt, und welche fast von allen Studirenden des Cantons vor ihrem Abgange zur Universität zwei Jahre lang gehört wurden, sagte einer dieser Zuhörer: „Man brauchte den originellen, lebendigen, von seinem Glauben ganz durchdrungenen Mann nur zu sehen, um zu begreifen, daß kaum einer der Jünglinge unberührt von ihm geblieben ist; ja es darf wohl gesagt werden, daß wenn in der Schaffhausen'schen Geistlichkeit eine schöne Summe lebendigen Glaubens und positiver Erkenntniß sich findet, die Keime davon großentheils in jenen der Mathematik und der Physik gewidmeten Lehrstunden zu finden sind*)."

So wie die gläubige Erkenntniß der göttlichen Dinge ihre tiefen Wurzeln auch in seinem Verständnisse der äußeren Natur geschlagen hatte, so hat sich auch seine Wirkung auf andere Menschenseelen als eine wahrhaft magische in geistiger und leiblicher Weise zugleich geäußert. Eben in jener Zeit, in welcher nach S. 188 der geistige Anhauch eines neuen Lebens aus Gott durch viele christliche Länder und Völker ging, in den Jahren 1817—1819, hat sich in der Gemeinde des kleinen Filialdorfes Buch im Hegäw, an welcher Spleiß als Prediger wirkte, eine Erweckung gezeigt, welche in der Nähe, wie in der Ferne, sehr lebhafte Beachtung fand. Denn sie war von Erscheinungen begleitet, welche denen verwandt und ähnlich erschienen, die in den ersten Zeiten der Kirche die Verwunderung der Ungläubigen erregten. Menschen, die vorhin als ehrbares Landvolk, sonst aber ganz in der Weise der übrigen Welt kaum für die alltäglichen Geschäfte und Ereignisse ihres

*) M. v. das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz Nr. 17 J. 1854; Göbel, ref. Kirchenzeitung, September 1854, so wie andere gleichzeitige Berichte.

Lebens die nöthigen Worte hatten, wurden auf einmal von dem Drange und der Kraft erfüllt, mit beredtem Munde von dem neuen Leben zu reden, das durch den Glauben in ihnen erwacht war. Man hörte in den vorhin stillen, oder nur etwa bei Lustgelagen wie bei Parteihändeln lauten Häusern bei Tage, sowie selbst in Stunden der Nacht Loblieder singen, sah, wie die Liebe zu dem Herrn in augenfälligen Werken der Liebe zu den Brüdern sich kund gab; wie der Einzelne das, was sein war, nicht als sein, sondern als des Herrn und seiner Gemeinde betrachtete. Wie ein Feuer griff die Begeisterung des lebendigen Zeugnisses aus sonst so unberedtem Munde um sich, selbst die feindselig Abgewendeten wurden von der Liebe dieser ihrer vermeintlichen Feinde, von ihrer Demuth, ihrer Geduld, zur Gegenliebe hingerissen, so daß unter anderen Einer, der sich unbemerkt, in der Absicht, wehe zu thun, einer im verborgenen Winkel Betenden nahte, selbst von dem ihm vorhin widerwärtigen Drange zum Beten und lauten Bekennen hingenommen und in ein anderes Bild des Lebens umgewandelt wurde, als vorher an ihm sichtbar gewesen war. Allerdings ließen sich neben der Lichtseite dieses neu aufflammenden geistigen Feuers auch manche Schattenseiten bemerken; das, was für Andere ein Anhauch des Lebens zum Leben gewesen war, wurde für Einige ein Geruch des Todes zum Tode, im Ganzen aber bezeugte sich der ernstere Sinn an den Seelen, darin er erwacht war, durch einen Wandel, untadelig in Wort und Werken, durch Frieden in den Häusern und Herzen, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Keuschheit.

Als jedoch die geistige Bewegung von Buch aus auch in andere Gemeinden sich verbreitete, denen kein Seelsorger vorstand, welcher diese Zeichen einer neuen Zeit zu deuten

wußte; als von allen Seiten her der Kirche in Buch das Volk zuströmte, um die mächtige Stimme des Rufenden in der Wüste zu hören, da machte die Sache einen Lärmen, welcher bei den weltlichen, wie bei den geistlichen Behörden gar manche Bedenklichkeiten der Vorsicht aufweckte. Wenn diese an den Landleuten, die sie ja vorhin gekannt hatten, die Kraft und Freudigkeit sahen, mit welcher sie von Dem, was sie erkannten und glaubten, Zeugniß gaben, „da verwunderten sie sich, denn sie waren gewiß, daß es ungelehrte Leute und Laien waren.“ Man hob, in vergrößerndem Maaßstabe, jene vereinzelten Erscheinungen hervor, die ich vorhin als Schatten des aufbrechenden Lichtes bezeichnete; verurtheilte Alles, was in der Gemeinde von Buch geschehen war, als eine Schwärmerei, ihn, den Urheber, Spleiß, als einen gefahrbringenden Schwärmer, dessen Wirken, nöthigenfalls mit Gewalt, Einhalt gethan werden müsse.

Dieser Sturm, der alles angefangene Werk zu vernichten drohte, war seinem Ausbruche nahe, da kam auf seiner Reise in die Schweiz ein Mann nach Schaffhausen, und zum Besuche bei dem Vorstande der geistlichen Behörden, bei dem Johann Georg Müller, welcher den Sturm beschwichtigte und Frieden brachte. Dieses war der Mann des Friedens, Johann Michael Sailer, damals noch Professor in Landshut, später Bischof zu Regensburg. Spleiß erinnerte sich in dankbarer Liebe des tröstlichen Zuspruches dieses Friedensboten, mit welchem er, als beide aus dem Reisewagen gestiegen, allein den Berg gegen Herblingen hinangingen, ein Gespräch hatte, bei welchem ihm, wie dort den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, das Herz brannte. Sailer's Urtheil, auf Erfahrungen in diesen Dingen gegründet, beruhigte auch den ernsten, treu-

meinenden Joh. Georg Müller, und Spleiß konnte von da an ungestört bei seinem Werke an der Gemeinde bleiben.

Das Licht, das manche Augen so geblendet hatte, wurde im weiteren Fortgange seiner Wirksamkeit zu einem Leben, das nur durch stille Thaten der Liebe sich bezeugte. Durch welche andere That konnte sie dieses aber mehr und besser, als durch die Theilnahme an der Auferbauung des Reiches Gottes unter den geistig schlummernden Christen und scheintodten Heiden. Spleiß zwar, bei seiner jährlichen Besoldung von 300 fl., theilte mit dem größesten Theile seiner Gemeinde das Loos der Armuth, doch haben diese Armen Viele reich gemacht; haben unter sich eine Rettungs- und Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder (eine der ersten in den Ländern deutscher Zunge) begründet und in blühendem Gedeihen erhalten, haben das Werk der inneren Mission in den Vereinen zur christlichen Belehrung der Handwerkerlehrlinge und Gesellen eifrig gefördert, vor allen aber ist Spleiß einer der ersten Väter des Missionswerkes unter den Heiden gewesen, das in Basel seinen Anfang nahm.

So war der Mann, von welchem ich noch viel zu sagen hätte und auch an einem anderen Orte noch viel zu sagen gedenke. Da sehe ich ihn noch in der Erinnerung vor mir stehen im Zürcherischen Gasthofe zum Raben, wie er mit Mund und lebhafter Bewegung der Glieder gegen den Nihilismus: die Zunichtemachungs-Lehre in der Naturwissenschaft und in der Theologie sprach. Das, was schon zu jener Zeit die sogenannt gelehrte Theologie gelehrt hatte, um alle Wahrheit und Göttlichkeit der Offenbarung zu nichte zu machen, das stellte er in wenig kräftigen Zügen vor Augen, verweilte aber dann länger bei jener Nichtigkeitslehre in der Naturwissenschaft, welche die gesammte

Leiblichkeit der Dinge in ein leibliches Unding, alles sichtbare Etwas in ein erdichtetes Nichts der Atome zersetzen wolle. Der Anfang und Ursprung alles sichtbar leiblichen Wesens sei zwar auch ein Nichterscheinendes, unseren leiblichen Sinnen Unbemerkbares, dabei aber nicht nur ein Etwas, sondern das rechte Sein, inmitten der Welt des Erscheinenden. — Der verklärte Leib unseres Herrn, der bei verschlossenen Thüren jetzt als erscheinender wirklicher und wahrhafter Leib den Jüngern sich erzeigte, vor ihren Augen aß, ihren Händen fühlbar war, ging eben so wieder in das Nichterscheinende über, als er aus diesem ein körperlich Daseiendes geworden war, und wer den Sinn und Zusammenhang der Worte Joh. 6 V. 62 recht erwäge, dem werde das noch fortwährend vor sich gehende Werden eines wahrhaft Leiblichen aus einem nicht irdisch Leiblichen, sondern Himmlischen, nicht unbegreiflich dünken. In den nicht erscheinenden, schaffenden Gedanken lägen freilich schon dem Vermögen nach Form, Maaß, Gewicht und andere Kräfte, nicht in dem Nihil der Atomen, aus denen der Bergkrystall, der Diamant u. a. und sogar der lebende Menschenleib sich gestalten sollten. Der für unsere Sinne nicht erscheinende Grund des erscheinenden Etwas sei das wesentliche, immer bleibende Etwas, durch dessen Kraft auch die erscheinenden, leiblichen Dinge zu einem zwar vergänglichen, dennoch aber wirklichen Etwas würden. — — Ich gab hier nur einige sehr unvollkommene Nachklänge aus Dem, was Spleiß über den Nihilismus in der modernen Naturwissenschaft sprach.

## 26. Die geistigen wie leiblichen Hochgebirge.

Wenn ich sage, daß während des kurzen, nur eintägigen Aufenthaltes in Zürich der mir neue Genuß des geistigen Ver=

kehres mit Spleiß und die wenigen Besuche, die ich in seiner und Krafft's Gesellschaft machte, meine Zeit so hinnahmen, daß ich nicht dazu kommen konnte, meinem Handwerk nachzugehen, wird man das wohl begreiflich finden. Escher von der Linth, der Mann groß von Rath und That, bei der Mitwelt wie bei der Nachwelt gesegneten Andenkens, den ich gern gesehen hätte, war verreist; auch von einigen anderen Genossen der Naturwissenschaft hörte ich dasselbe, mein lieber, brüderlicher Freund Gerold Meyer von Knonau, damals (1820) noch sehr jung, wurde mir erst mehrere Jahre nachher bekannt. Der ehrwürdige Geßner, Lavater's Schwiegersohn, war so sehr mit den Schlußarbeiten der Synode beschäftigt, die so eben ihrem Ende zuging, daß wir ihn nicht mit unserem Besuche belästigen wollten. Bei Breitinger traten wir in Lavater's Wohnung und lebendigeres Andenken ein. In welche Zeit der Wächter auf der Zinne, vor den Stunden der Mitternacht führten uns diese Erinnerungen! Einer dieser Wächter war noch auf seinem Posten. Das war der L. Heß, der Verfasser eines Lebens Jesu im Geiste der Wahrheit und des Glaubens. Wir fanden den hochbetagten Greis, gebunden durch die lähmende Schwäche des Alters, auf seinem Lehnstuhle sitzend. Spleiß war ihm wohlbekannt, er hob das zur Brust gebeugte Haupt empor und grüßte uns freundlich. „Noch immer da," sagte er zu Spleiß, indem er ihm die Hand bot, „bin aber immer und gerne bei meinem Herrn, sei es hier oder dort, weiß ja, an Wen ich glaube." — An dem Krankenbette mancher solcher Menschen, welche in dem Sinne, wie mein lieber Pfarrer Baier auf Rügen (m. v. S. 145 u. f.), musikalisch oder doch Freunde einer solchen Tonkunst in höherem Chor waren, ist es manchmal geschehen, daß nicht nur der

Sterbende selber, sondern die anwesenden Freunde Gesänge und Töne, wie aus einer anderen, seligen Welt herüber vernahmen; hier bei dem alten Heß erinnerte uns nichts an das leibliche Sterben, Alles nur an das geistige, ewige Leben, aber dabei war es uns, als spräche mit der Stimme des Alten noch eine andere Stimme von drüben herüber, wenn auch nicht im Ohre, doch im Herzen vernehmbar. Eine Stimme, gleichlautend mit jener, von welcher Petrus sagte, „du hast Worte des ewigen Lebens." Der alte Zionswächter ist noch mehrere Jahre nach unserem Besuche bei ihm auf seinem Posten gesessen, seine Augen waren zuletzt dunkel geworden, die Ohren hörten schwer. Als ihn aber einmal ein Besuchender anredete und fragte: „da sitzen Sie nun in Ihrem Lehnstuhle, sehen und hören fast nichts mehr, wird Ihnen da die Zeit nicht lang?" da erhob er auch, freundlich lächelnd, sein Haupt und sagte in seiner kindlich demüthigen Weise, daß er sich in seinem Leben viel mit den Gedanken, an ein anderes Leben beschäftigt habe, welches von Ewigkeit her war; er habe in menschlicher Schwachheit ein Leben Jesu geschrieben, und in den Thaten dieses Lebens einen Stoff zum Nachsinnen und zur seligen Unterhaltung für Zeit und Ewigkeit gefunden. Darum könne ihm wohl die Zeit niemals lang werden.

Spleiß war gewöhnlich am Morgen etwas später zu sehen, als wir Anderen. Der Mann war an eine geistige Diät gewohnt, bei welcher allein er sich wohl befand; er pflegte zuerst lange und viel mit seinem Gott und Herrn zu sprechen, ehe er mit seinen Gefährten sprach, und er that Jenes so vertraulich und innig, wie ein Freund mit seinem Freunde, ein Kind mit seinem lieben Vater. Ich habe ihn manchmal still auf seinen Knieen gesehen, wie er aber beten konnte, das habe ich in seinen Predigten ver-

nommen. Es war ein Gebet, wie selten eines auf der Kanzel ist, und wie es dennoch sein soll. Obgleich nun wir Anderen schon etwas früher zum Fortgehen bereit waren, kamen wir dennoch allesammt am Morgen noch früh genug auf den Weg über den Albis, sahen bei Cappel die Stätte des Schlachtfeldes, auf dem im J. 1531 Zwingli fiel, waren am Mittag in Zug, am Abende in Arth; zogen am anderen Morgen über das damals noch gar öde aussehende Leichenfeld bei Goldau, in welchem der Bergsturz vom Jahre 1806 gegen 400 Menschen begraben hat; stiegen rüstig, zuletzt über den frisch gefallenen Schnee auf den Rigi hinan. Der Himmel hatte sich in den Nachmittagsstunden getrübt, die Wolken drohten mit Schnee, noch einmal aber vor Abend wurden die Höhen frei, der Schleier der Wolken und Nebel war zur Tiefe gesunken, die untergehende Sonne beleuchtete die Reihen der Alpen in Süden, Westen und Osten. Eine Aussicht, in welcher ein ganz eigenthümlicher, magischer Reiz lag. Unten in der Tiefe alle Wohnplätze der Menschen, alle Felder und Auen vom Nebelgewölk zugedeckt, nur die weißbeschneiten Höhen, hellbeleuchtet dastehend, auf denen kein lebender Mensch seine Hütte bauen konnte, auf denen für ihn kein Pflügen und Ernten ist, kein Baum oder Strauch ihm seine Früchte trägt. Ist es doch, als blickte man in eine Welt des Jenseits hinein, abgeschieden durch Grabesstille und Grabesruhe von dem Diesseits; in jener ein hellstrahlendes Licht, in dieser Nebel und Dunkel.

Aber die Freude dieses Anblickes dauerte nur kurze Zeit. Als die Sonne sank, da stiegen die Nebel auf, deckten die Sterne zu, ein Sturmwind erhob sich, trieb uns unter das nahe Obdach, brauste die ganze Nacht an dieses heran.

Da saßen wir denn am anderen Morgen auf dem mit

eben so viel Vergnügen als Mühe bestiegenem Rigikulm, in dem Wirthshause, dessen damalige Bauart so wenig fest war, daß es schien, als ob ein etwas stärkerer Sturm, als der in der vergangenen Nacht nicht nur das bretterne Dach, sondern das ganze große, meist aus Holz gebaute Hüttenwerk hinabführen könne in den Zugersee. Der Schnee, der in der Nacht frisch gefallen war, bedeckte die Höhe weit umher um das Haus, mehr denn Fußes hoch, und hatte sich hin und wieder zu Windwehen angehäuft, die sich jedem Versuche des Weitergehens wie Schanzen entgegenstellten. Und noch fortwährend fiel der Schnee in großen Flocken aus den Wolkenmassen, die nicht nur jede Aussicht nach der Ferne, sondern auch die in die Nähe bis auf wenig hundert Schritte mit ihrem Dunkel verschlossen. Wir aber mit unseren Reisegefährten und einigen schon gestern vorgefundenen, in der Karte spielenden Studenten, so wie dem uns begleitenden Führer, genossen zwar im gemeinsamen Wohnzimmer der wohlthuenden Ofenwärme, schauten jedoch dabei mit Ungeduld in den Wolkenschleier hinaus.

Der Schneefall, so meinte der Wirth, könne freilich einige Tage andauern, dann aber würde gewiß wieder ein warmer Wind kommen, der ihn zu Wasser machte, denn zum völligen Einwintern des Berges sei es noch zu früh im Jahre. — Das war ein schlechter Trost für uns; denn immer noch leichter schien es, hinunter zu kommen vom Berge, so lange sein Abhang die Schneedecke hatte, als beim Aufthauen des Schnees durch das abfließende Wasser. Eine Berathung wurde gehalten, bei welcher meine Frau die entscheidende Stimme hatte, denn für sie war die Aufgabe eine ungleich schwerere, als für uns Männer. Sie aber erklärte, daß ihr in ihrer Heimath, welche ja auch in einem Gebirge lag, von Kindheit an das Hindurchgehen

durch den Schnee eine gewohnte Sache geworden sei; sie stimme für das Weitergehen.

Unserem Wirthe auf dem Rigikulm kam unser Vorhaben freilich nicht so gar leicht und unbedenklich vor, denn alle Fußsteige, namentlich die nach dem Vierwaldstädter See hinab, waren vom Schnee überdeckt. Unser Führer jedoch, dem die unerwartete Verzögerung der Heimkehr zu seinem Haus und Feld eben so ungelegen sein mochte, als uns die Hemmung der Weiterreise, war sogleich zum Fortwandern bereit; er werde uns, sagte er, sicher und wohlbehalten hinabbringen nach Weggis, denn wenn er auch keinen Steig sehe, dienten ihm dennoch die Bäume und Felsen zu Wegweisern, und wenn wir nur erst eine Stunde oder vielleicht kaum so weit hinabwärts kämen, da würde aus dem Schnee ein Regen werden. Und so war es denn auch. Wir Männer mit dem Führer voraus brachen für die rüstige Hausfrau eine Fußtapfen = Bahn durch den Schnee, dessen Decke weiter nach dem Thale hinab immer dünner wurde, dessen fallende Flocken immer mehr mit Regentropfen sich mischten, bis zuletzt der Regen zur alleinigen Herrschaft kam, und uns alle, wohldurchnäßt, bis in's Wirthshaus von Weggis begleitete. Hier aber, auf dem warmen hohen Anbau neben dem geheizten Ofen, war bald alle Beschwerde des Weges vergessen. Der Regen hatte schon während der Ueberfahrt über den See sich gemindert, und der Kleinmuth, der sich bei dem noch immer sehr zweideutig aussehenden Wetter in Einigen von uns regen wollte, wurde schon am anderen Tage durch den heiteren Himmel und seine milden Lüfte beschämt. Die Weiterreise, dem Wunsche der jüngeren Begleiter aus Erlangen entsprechend, in das eigentliche Alpenhochland wurde beschlossen und ausgeführt.

Und wem sollte es nicht wohl sein und gefallen in dem altehrwürdigen Canton Unterwalden, gleich anziehend für uns durch die erhabene Schönheit seiner Natur, als durch die Denkwürdigkeiten seiner Geschichte. Schon das Rathhaus in Stanz erinnert durch die bei Sempach, Morgarten und Murten eroberten Fahnen; das Zeughaus mit seinen alterthümlichen, für ein kräftigeres Geschlecht gestählten Waffen, so wie durch Arnold Winkelried's Panzer an die Thaten solcher Männer, wie dieses Thal und Bergland sie erzeugte. Aber nicht nur Männer, welche den stählernen Morgenstern kräftigen Armes in den Schlachten führten, auch solche, welche ihrem Volke und ihrer Zeit als geistige Morgensterne vorleuchteten, hat der herrliche Canton Unterwalden groß gezogen. Unter ihnen namentlich den Helden an Rath und Verstand, den Retter und Erhalter des Friedens und der Eintracht im Volke der Schweizer, den Bruder Claus von der Flüe. Es war nicht nur ein historisches Interesse oder der Reiz einer romantischen Volkssage, sondern ein Gefühl von Ehrfurcht, das mich ergriff, als ich in der Kirche von Saxeln, dem Geburtsorte dieses aus dem Geiste geborenen Mannes, sein Grab, dann die Stätte seines Wohnhauses und in dem nahe bei dem Dorfe gelegenen Bergwalde seine Einsiedlerhütte besuchte. Denn das war keine von jenen Gaben, die mit dem Fleisch begraben werden, durch welche er schon in seiner rüstigsten Jugendzeit, wenn er unter den Tapfersten seines Volkes gegen die Feinde kämpfte, zugleich als der menschlich mildeste von Allen sich erwies, dann in seinem Amte als Landrath, wenn er das Recht mit einem unabweichbar richterlichen Ernste übte, zugleich in allen Seelen das Gefühl und die Erkenntniß weckte, daß in dem Gesetze nicht nur ein das Unrecht strafender, sondern ein

liebender Sinn wohne, der das Wohl und Heil der Menschenseelen sucht und findet. Als er, durch seinen Wandel, wie in all' seinen Worten der Reinste und Beste, vor den Augen seines Volkes der höchsten Würde eines Landammanns werth geachtet, dieselbe von sich ablehnte und aus dem äußeren Wohlstande seines häuslichen und geselligen Lebens in die Armuth und Stille einer Waldhütte sich zurückzog, bezeugte er da noch durch sein Wirken und Thun, daß ihm nicht das lebensmüde Fleisch das Verlangen, mit seinem Gott allein zu sein, eingegeben habe. Derselbe, nicht aus dem Fleische, sondern aus Gott geborene Geist war hier unter dem Gewande des Einsiedlers bei ihm geblieben, der vorhin im Kampfe der Schlachten ihn mit Muth, der ihn zu den milden Tröstungen der besiegten Feinde mit Liebe, bei den schweren Pflichten seines richterlichen Amtes mit Geduld und Weisheit erfüllt und ihn begleitet hatte zu den Arbeiten für sein Haus, zu der Erziehung und liebevollen Vorsorge für seine zehn Kinder und seine treumeinende Frau. Denn jene Vielen, welche, des Trostes wie des weislichen Rathes bedürfend, aus der Nähe wie aus der Ferne zu seiner Hütte kamen, konnten es bezeugen, daß aus ihm, dem erleuchteten Manne, ein Geist zu ihnen gesprochen habe, welcher niemals log, niemals irre führte, sondern mit prophetischem Blicke auf das Gute und Rechte, so wie auf das Ende der Thaten und Ereignisse hinwies. Und nicht in der einsamen Hütte im Walde, sondern höher und gewaltiger als da, sprach und wirkte dieser Geist aus ihm dort im Versammlungssaale zu Stanz, als er im Jahre 1481 in die Mitte der aus allen Cantonen zur Tagsatzung Versammelten eintrat. Der Augenblick schien damals gekommen, darin der Bund des Gemeinsinnes zwischen den Schweizern für immer getrennt und zerrissen

werden sollte. Da trat in die Mitte der feindselig gegen einander erbitterten Partheien ein Mann von hoher Gestalt, in der Einsiedlerkutte auf und erhob seine Stimme, strafend den Geiz, der, auf elenden Tand gerichtet, die Seelen bethört; ermahnend zur Einigkeit und zum Frieden. Es war der Bruder Claus von der Flüe, der hier zu denen, die ihn schon kannten, wie zu den Vielen, die ihn noch nie gesehen, mit solcher siegreichen geistigen Gewalt sprach, daß alsbald der Partheigeist verstummte und alle die Abgeordneten der Cantone zu dem Grundgesetze eines friedlichen Vertrages sich vereinten.

Man könnte hier fragen: welcher Beweis der Herrschergewalt des Geistes über das Fleisch war wunderbarer und größer: War es jener, den Claus während seines Einsiedlerlebens in seiner Enthaltung von den gewöhnlichen Speisen und der Erhaltung des Leibes nur vom Genusse des Sakramentes und des Quellwassers gab, oder war es dieser andere, bei welchem sein Geist nicht nur das vereinzelte, eigene Fleisch, sondern den fleischlichen Sinn einer wild entbrannten Menge bewältigte und mit seinen Kräften durchdrang? Beispiele von einer Erhaltung und Hinhaltung des leiblichen Lebens ohne die alltägliche Nahrung, beim bloßen Genusse des Wassers, hat es bis in die neueste Zeit gegeben*). Mögen sie als krankhafte Erscheinungen gelten, immerhin sind sie solche, welche unserer physiologischen Rechenkunst eine unlösbare Aufgabe stellen.

In den Thaten und Leben des Bruder Claus wird aber nichts Krankhaftes bemerkt. Der Geist, aus welchem

*) M. v. meine Geschichte der Seele, 4. Ausgabe, §. 13, S. 179—182.

er in der Versammlung zu Stanz zu seinem Volke sprach und welchen er damals in diesem weckte, ist nicht gestorben, sondern nur eingeschlummert, er wird wieder erwachen, wenn die Stimme ihn weckt, welche nicht den vorübergehenden Frieden der fleischlichen Waffen, sondern mit siegreicher Macht den Frieden verkündet, der aus dem Geiste ist: die Einigkeit, die nur in Einem, nicht in dem Vielen, gefunden wurde.

Auch das Volk, das wir in Saxeln und seiner Umgegend sahen und kennen lernten, schien durch Sitte und Sprache, ja selbst durch die äußere Gestalt, an den Claus von der Flüe und an die Genossen seiner Zeit zu erinnern. Ein ehrbar sittiges treuherzig blickendes Volk, das mit kräftigem Händedrucke den Gruß des Fremden erwidert, furchtlos und ohne Arg wie Leute von gutem Gewissen vor Gott und Menschen. Sie sind noch von urkräftig gesundem Stamme, dieses bezeugt an ihnen das bis in's Alter blühende Angesicht, der Wuchs wie die Wohlgestalt der Glieder und die Stärke der Stimme, vor Allem aber die gesunde Seele, die in solcher leiblichen Gestalt wohnt. Denn der bärtige Alte, der im Gasthause zu Saxeln neben uns saß, urtheilte in seinem, nicht viel Worte machenden Gespräche über die Dinge der Welt und seiner Zeit in einer Weise, die eines Landsmannes des Claus von der Flüe würdig schien.

Der Fremde, welcher vom Vierwaldstätter See hinaufwandert durch die Thäler und über die Hügel von Unterwalden nach dem hohen Gebirgsstocke des Titlis, der den Canton von dem Berner Gebiete abgränzt, wird sich vergeblich nach großen Getreidefeldern umsehen. Statt dieser findet er ein Land der Gärten und der Gemüsefelder, ein Grün der Wiesen, wie er kaum anderswo in so rei-

cher Ausdehnung es gesehen. Wer, an den anmuthigen Spekulationen und Träumen etwa eines G. F. Maier *) Gefallen findend, den Seelen jener Thiere, welche auf Erden dem mühseligen Dienste des Menschen auf Hoffnung unterworfen sind, nicht nur eine Fortdauer nach dem Tode, sondern ein Heim des Ausruhens und der Erquickung vergönnen möchte, der könnte wohl in dem Canton Unterwalden das irdische Vorbild eines Paradieses solcher Thierseelen finden. Denn hier auf diesen Wiesen grünen und gedeihen, unter dem aromatischen Dufte der Alpenpflanzen, die auserlesensten, von Menschenhand gesäeten Futterkräuter; den Höhen wie der Tiefe entquellen die Brunnen des klaren, reinen Wassers; am Ufer der kleinen Seen, die zum Eintauchen der Glieder locken, gibt das Gebüsch seinen Schatten; die Sonne scheint so mild herein, daß hier an manchen Orten die hochwüchsige Cypresse eine Heimath findet und am Abhange mancher Hügel die Bäume der eßbaren Kastanien eben so kräftig gedeihen, als in den Gegenden des südlichen Tirols. Ein Land ist Unterwalden, darin, wie einst im Lande der Verheißung, Milch und Honig fließen. Denn der Honig, den wir hier genossen, kam an Wohlgeschmack dem der Insel Rügen gleich und wo könnte es eine größere Fülle von Milch geben als in diesem Canton, der in seinem Gebiete von 13 Quadratmeilen 12,000 Kühen ihre Weide gibt, mit deren Hut und Pflege ein großer Theil der etwa doppelt so großen Zahl der menschlichen Einwohner des Cantons sich beschäftigt. Denn der vorherrschende Stand und Reichthum des hiesigen Volkes ist der altehrwürdige der Heerdenbesitzer und Hirten, die

*) M. v. seinen Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere, Halle 1750.

zugleich in ihren Gärten eine Fülle des Obstes und Gemüses, aus ihren Wäldern einen Ueberfluß des Holzes gewinnen, welcher nicht nur zur reichlichen Versorgung des eigenen Hausstandes, sondern auch der Bewohner der nachbarlichen Cantone, ausreicht. Wie verschieden ist diese Weise der Beschäftigung, so wie die Sprache der Unterwaldner von der des Volkes, das die Halbinsel Mönchgut auf Rügen bewohnt, und dennoch glaubte ich an beiden innere wie äußere Züge der Verwandtschaft zu bemerken.

Ja, als ein Paradiesgarten erschienen mir die herrlichen Thäler von Unterwalden, auf dessen voller Früchte hängende Bäume und dessen wechselndes Grün das niemals wechselnde Weiß des schneebedeckten Pilatusgebirges und des hohen Titlis, zum Ernste ermahnend hereinblickt, gleichwie in das erhaben schöne Melchthal, durch das wir so eben wanderten, der Geist der Erinnerung an den Helden Arnold von Melchthal. Wir sahen die Sängerinnen nicht, welche oben am Bergabhange das Lied sangen, aber der Wohlklang ihrer kräftigen Stimmen drang zu Ohren und Herzen. Die Abendsonne warf ihren Glanz auf einen der Gletscher, welche den Titlis weit hinab bedecken, als wir noch einmal auf einer Anhöhe nach dem Wege des heutigen Tages zurückblickten. Das Gefühl der Ermüdung hatte neben dem des Wohlbehagens nicht aufkommen können; dieses blieb bei uns, als wir im gastlichen Zimmer des Wirthshauses zu Lungern traulich noch lange beisammensaßen.

Es war ein Sonntagsmorgen, in dessen sabbathliche Feier mit der Seele des Menschen zugleich der klare, reine Himmel und die Tempelsäulen der Hochalpen einstimmten, als wir von Lungern aus über den Brünig hinüber stiegen nach Brienz und seinem nachbarlichen See. Mein

Freund Spleiß war heute so mittheilend und aufgeweckt, wie ich ihn nur selten gefunden. In ihm war zwar immer, an jedem Tage und in jeder Stunde Sonntag, doch ging ihm heute auch der Mund ganz besonders von Gesprächen, sonntäglichen Inhaltes, über. Nach der Art und Weise, die er an sich hatte, wenn er recht eindrücklich, Auge gegen Auge, mit einem Freunde reden wollte, blieb er öfter stehen, sprach mit Mund und Händen, indem er meine Arme, wie zur Mahnung an rechte Theilnahme, anfaßte. Und an dieser Theilnahme ließ ich es nicht fehlen, denn was er sprach, das war des Aufmerkens werth.

Dort im Walde zog sich der Fußsteig an einem gähen Abhange hin, auf welchem Felsblöcke herumgestreut lagen, die, wie es schien, ganz neuerdings vom Gipfel abgerissen waren. Während wir da, hörend und redend, zwischen den Bergruinen bald einige Schritte gingen, bald wieder stillstanden, kam ein Mann mit langen, eiligen Schritten hinter uns her, der uns im Vorübergehen zurief: „ihr Leute, hier ist nicht gut still stehen, der Berg hat seit gestern Steine gelöst und thut es noch." Spleiß schien die angebliche Gefahr erst jetzt zu bemerken. Doch antwortete er ruhig: „Laßt ihn lösen," endigte den Satz seiner Rede, den er begonnen und zog mich rasch neben den Felstrümmern über die frisch zerknickten Gesträuche und jungen Bäume hinab und hinüber auf den sichereren Weg, den der größere Theil unserer Reisegesellschaft gegangen war.

Das Gespräch war aber auch von solcher Art, daß es schwer hielt, für das Reden wie für das Hören eine geeignete Päuse zu finden, obgleich er so eben von einem geistigen Pausemachen in der Sabbathsruhe, von einem Stillestehen auf dem einig festen Grunde der ewigen Wahrheit, gesprochen hatte. Nun, dieser Grund war in meinem

Freunde freilich fest genug. Sein Glaube an einen lebendigen, überall nahen Gott, dessen Aufsehen eben so väterlich sorgend den Odem des einzelnen Menschen bewahrt, als das Bestehen und Bewegen des Weltalls, war ganz aus einem Stücke. Namentlich war bei ihm dieser Glaube nach jener Seite hin, wo man das Brecheisen der physikalischen Einwürfe an sein Bollwerk anlegen wollte, so kräftig verpallisadirt, daß er sich von daher kein Haarbreit abgewinnen ließ. Nicht einmal durch das Gesetz der Schwere oder durch die Unabänderlichkeit der Bewegung der Erde um ihre Axe, wenn nicht bei einem Stillstande derselben Alles: Thürme und Städte, Berge und Wälder, ja Land und Meer über einen Haufen fallen sollte, ließ er sich, wenn etwa die Oppositionsparthei mit dergleichen gegen die Wahrheit des Wortes heranrücken wollte, zu einer Kapitulation bewegen. Der Meister, der die Welt: das Werk der Zeichen und Zeiten, geschaffen hat und im Gang erhält, könne, so sagte er, eben so leicht hemmen oder fördern, als der Meister, der eine Uhr gemacht hat, ihren Gang vorwärts oder rückwärts führen kann. Ueberdies, was sei die Schwere anders, als eine von dem Schöpfer selber ausgehende Macht des Zusammenhaltes der Dinge? Verhielte es sich doch damit in noch viel höherem Maaße eben so wie mit der Lebenskraft, welche im Leibe eines Thieres, wie eines Menschen, alles Flüssige und Feste in guter Ordnung zusammenhält, der Leib mag ruhen oder laufen, springen oder fliegen.

„Gebt mir einen Punkt, außer der Erde, darauf ich feststehen kann," sprach jener Weise des Alterthums „und ich will den ganzen Erdball bewegen." Einen solchen festen Punkt, außer der Welt des vergänglichen Wesens, hatte Spleiß in seinem Glaubensgrunde gefunden, darum war

die Bewegung, die er (nach S. 340) durch seine Predigt in dem Kreise einer ganzen Gemeinde hervorbrachte, eine so außerordentliche. Wenn die ganze Welt der fleischlichen Gelüste, des selbstsüchtigen Treibens, der rohen Unempfänglichkeit in den Seelen dieser Gemeinde so von ihrer Stätte gerückt wurde, daß sie von dem niederen Boden, auf dem sie träge geruht hatte, in die freie Höhe eines geistigen Lebens kam, dann war dieses nach seinem Maaße ein ähnliches Wunder vor den Augen der Nachbarn, die umher im Lande wohnten, als die Bewegung einer träge ruhenden Weltenkugel. Wie mächtig wirkt ein Wort der Rede, das aus einem alle Kräfte der Menschennatur durchdringenden, die Welt überwindenden Glauben kommt. „Uns war es, als ob ein Sturmwind unsere Herzen aufhöbe von der Erde, als er so mit uns sprach und wir konnten nicht anders, als seinen Worten glauben,“ sagten die Leute in Buch und ich konnte ihnen das wohl nachfühlen, als ich den Freund an der Stätte, wo er am liebsten war, sprechen hörte.

Nun, als einen Prediger von solcher Kraft hatte ich Spleiß auch aus seinem sonntäglichen Morgengespräche kennen gelernt, obgleich dieses keine eigentliche Predigt sein sollte. Aber der Mann war ja nicht nur an Sonntagen und Feiertagen der wohlbestallte Pfarrer an der Dorfgemeinde Buch bei Schaffhausen, sondern zugleich in den Wochentagen an der Hochschule seiner Vaterstadt Professor der Mathematik und Physik. Unser Gespräch wendete sich auf einen Gegenstand, der mir als eine spätere (bis jetzt noch nicht gelöste) Aufgabe meines Lebens, damals sehr am Herzen lag, auf eine Physica sacra. Ich theilte ihm Einiges von meinen Ansichten und vorbereitenden Arbeiten über diesen Gegenstand mit, und er freute sich der Mit-

theilung. Aber auch er gab mir jetzt aus dem Schatze seines Forschens und Denkens Altes und Neues mit, das mir, ich läugne es nicht, anfangs nicht nach meinem wissenschaftlichen Geschmacke und Sinne war. Mein Freund, der Rosenbäcker Burger in Nürnberg, hatte wohl auch, wenn er von den Naturlehren seines alten Prälaten Oettinger sprach (m. v. II. S. 365 u. f.) ähnliche Dinge behauptet und diesem hatte ich es gern nachgesehen, denn er war ein ehrenwerther, frommer Bürgersmann. Wie aber ein Gelehrter von Profession, ein Mann, so wie Spleiß, von mathematischer Gründlichkeit, wohlbekannt, wie er, mit allen neuen Entdeckungen seiner Wissenschaft, zu einer Geheimlehre solcher Art, denn als eine solche behandelte er sie, kommen konnte, das verstand ich nicht. Das zwar erkannte ich leicht, daß er sich, wie der alte Prälat Oettinger von sich aussagte, seine Logik aus dem Worte Gottes hatte bilden lassen, das Weitere aber, das hieraus folgte, ging mir zu weit. Ich führe nur Einiges davon an.

Ich selber, wohl mit allen mir bekannten Physikern unserer Zeit, betrachtete die Emanationslehre des großen Neuton, nach welcher das Licht als ein selbstständig leibliches Wesen, etwa von der Sonne oder anderen selbstständig leuchtenden Körpern ausgeht, als eine längst widerlegte Annahme und war entschieden für die Undulationslehre des scharfsinnigen Euler eingenommen, nach welcher das Licht kein selbstständiges leibliches Wesen, sondern eine Bewegung ist, die sich z. B. von der Sonne durch den durchleuchtbaren Weltenraum bis in seine weitesten Fernen fortsetzt. Diese Ansicht hatte ja die überzeugendsten Analogieen und Berechnungen für sich. Mein Freund Spleiß aber, auf alle meine Einwendungen, auf alle meine Berufungen

auf das Urtheil der Meister vom Fache, ließ sich in seiner Ansicht nicht irren: daß das Licht keine bloße Bewegung, keine bloße Kraftäußerung eines selbstständig leiblichen, körperlichen Wesens, sondern selbst ein solches selbstständiges Wesen sei, eben so wie die Seele, auf ihrer höheren, geistartigen Stufe, mit allen Aeußerungen ihres Lebens und ihrer Kräfte, nicht blos eine Erscheinung ist, die aus der Wechselwirkung der körperlichen Elemente des Blutes, des Gehirnes, der bewegenden Einwirkung der äußeren Eindrücke auf die Sinne hervorgeht und mit diesen erlöscht, sondern eine selbstständig bleibende Wesenheit für sich. Ja, er kehrte die Spitze jener Gegengründe um, die ich gegen ihn angewendet hatte, er stellte alle die Analogieen, welche ich als Beweise für meine Ansicht gebraucht, als Zeugen für die seinige hin. Nicht das Licht allein, sondern das ganze Reich der sogenannt unwägbaren Wirksamkeiten (Imponderabilien) *), wie der Magnetismus, Elektrizität, chemische Kraftäußerung, ja selbst Wärme und Das, was der hörbaren Einwirkung auf das Ohr seinen eigentlichen Ton gibt, war nach seiner Meinung das Reich einer höheren Leiblichkeit, deren Elemente dem Zuge nach einem anderen Mittelpunkte folgen als jener ist, welcher in der Schwere waltet. Das Licht und die Elektrizität waren ihm demnach eben so für sich bestehende elementarische Wesen, als es der zu vielen Verwandlungen geneigte Kohlenstoff in der niederen irdischen Körperlichkeit ist. — Wie bei dem Entstehen der Lebendigen, da, wo diese „im Verborgenen gemacht werden" (Ps. 139), die eigene lebende Seele zu dem Werke der leiblichen Schöpfung sich gesellt, das liegt außer den Gränzen unseres irdischen Verständnisses. Wie aber

*) Ich behalte die damals gewöhnlichen Namen bei.

in den Eisenstab, welcher vorhin regungslos und ohne Macht, dieses zu bewegen, neben anderem Eisen lag, schon durch die Anregung des Hämmerns; wie in den Bernstein oder das Glas, wie in das leicht entzündliche Holz durch den Druck und das Reiben eine Bekräftigung hineinfährt, welche einer Beseelung ähnlich ist, das zeigt unserer sinnlichen Wahrnehmung: am Eisen die erwachende magnetische, am Bernstein die elektrische Wirksamkeit, am heftig geriebenen Holze die wärmende und leuchtende Flamme. In all' diesen Erscheinungen ist aber kein eigentliches Leben, keine Seele. Ebenso wie einst der Sturmwind, das Erdbeben, das Feuer dem stillen, sanften Säusen vorangingen, vor dessen Annahen der große Seher sein Haupt verhüllte und wie nur in diesem das Leben wohnte, das in jenen dreien nicht war, so ist auch das Hereinbrechen der Elemente jener höheren Leiblichkeit in die irdische Körperlichkeit ein zwar mächtig bewegendes, sinnlich gewaltiges, dabei aber an sich selber ein seelenloses. Dennoch sind sie es, aus denen die Seele während der Zeit ihres Inwohnens im Leibe ihren nährenden Fortbestand empfängt, ja sie sind es, aus denen ihr der innere Leib gebildet wird, der bis zum großen Tage der Wiederbringung des Fleisches ihr bleiben mag. Dieser ist, wie das Bild, dem die Phantasie in unserer Seele Gestalt und Bewegung gibt, nur den Seelen selber, nicht den Sinnen von irdischem Stoffe sichtbar und wahrnehmbar. Zwischen uns und der nicht mehr irdisch elementaren Wesenheit der Seelen bildet der Tod eine Kluft, über welche jene nicht herüber, wir nicht hinüber können; die irdische Natur in uns mag am Rande dieser Kluft mit verhülltem Haupte stehen bleiben. Es ist gut und recht, wenn sie das thut. Wir wollen keinen Sprung vor der Zeit hinüberwagen; könnte uns zum Tode ge-

Tode gerathen; wollen auch Das, was drüben ist nicht herüber ziehen, das könnte eine schlechte Gesellschaft mit sich bringen, vor welcher sich der Vorwitz wie vor Tod und Fluch zu fürchten hat. Steht uns doch, wenn wir ihn nur wollen, der beständige Zugang zu einem ungleich höheren Reiche offen, als die Elementarwelt den abgeschiedenen Seelen ist. Zu einem Reiche, das vergleichbar einer Region über den Wolken, welche von keinem Blitze und Donner heimgesucht wird, ein Reich des ewigen Friedens ist, ja das Reich Gottes selber, inwohnend auch in uns. Es hat dem ewigen Erbarmer, dem Herrscher über alle Reiche seiner Schöpfungen gefallen, daß er sich als Brod und als Wasser des Lebens unmittelbar in die irdische Körperlichkeit unseres Fleisches und Blutes einsenkte; selig, wer die Einladung: kommet und esset, kommet und trinket, vernimmt und ihr folgt. Aus diesem obersten Herrscherreiche, das sich zur armen, groben Erdennatur heruntergelassen, mag zu uns herüberkommen, was da wolle, wir fürchten das nicht, sondern hören mit verhülltem Haupte die Stimme, die aus dem stillen, sanften Sausen kommt. — —

Mag man aus diesen einzelnen Sätzen, die ich, freilich unwillkürlich eingekleidet in meine eigenen Worte und Vorstellungen, hier wiedergab, den Sinn errathen, der in den Lehren der Physica sacra meines Freundes lag. Mir selber ist dieser Sinn erst später klarer geworden, als wir bei unserem öfteren Begegnen im Leben noch Manches über denselben Gegenstand sprachen, und ich habe mehr in den Mittheilungen meines seltsamen Adepten gefunden, als ich anfangs darinnen fand. Der Unterschied zwischen diesen und den vorherrschenden der neueren Wissenschaft lag in der geistigen Grundrichtung, welche beide bei ihrem Ausgange und nach ihrem Endpunkte nehmen. Wenn man von

außen vom Tageslichte her in das dunkle Innere einer engen Höhle hineingeht, sieht man nach wenig Schritten Das nicht mehr, was vor Einem oder neben Einem steht und liegt, man muß das Gefühl der Hände und Füße zu Hülfe nehmen, um weiter zu schreiten. Sobald man sich jedoch im Dunkel der Höhle umwendet, nach dem Eingange hin, durch den das Licht hereinfällt, sieht und erkennt man alles Das, was zwischen uns und dem Lichte steht oder liegt; der Stein, an dem wir bei'm Hineingehen uns stießen, irret uns nicht mehr, und während wir vorhin nur langsam schleichend und tappend dem Dunkel zugingen, können wir jetzt, nach dem Lichte hin, sichere Schritte machen, und unseren Gang beschleunigen. Nicht nur von der Grundrichtung der physikalischen Ansichten meines Freundes, sondern von der seines geistigen Forschens und Erkennens überhaupt gilt der eben gebrauchte Vergleich. Er bedurfte keiner Grubenlampe der gewöhnlichen wissenschaftlichen Hypothesen und sinnreichen Kombinationen, achtete nicht auf jenen Lichtschimmer, den die Menschenweisheit von ihrem heutigen Tage, dieser mag trübe sein oder hell, gleichsam von hinten her auf ihre Betrachtungen der vergangenen wie der zukünftigen Tage fallen läßt, sondern er hatte in wie vor sich das feste prophetische Wort, auf welches er achtete als auf ein Licht; er kannte und genoß in sich jenes Leben, welches das einige wahre Licht des Menschengeistes ist. Er hatte gründlich jenes Aufmerken auf sich selber gelernt, welches das Unerkannte in uns in das Licht jenes Angesichts stellt (Ps. 90), dessen Furcht der Weisheit Anfang ist. Und dieser Anfang in der Tiefe, die zunächst vor ihm lag, war nicht ohne einen Fortgang geblieben, der ihn zu einem Höhenpunkte des Erkennens führte, von welchem

die Aussicht noch eine ungleich bedeutungsvollere war als die sinnlich große, vom Rigikulm herab.

## 27. Das Berner Oberland.

Der Briezer See und seine Umgebung sind Majestäten der Natur, in deren Nähe man leicht verstummt, deren Betrachtung man sich gern schweigend hingibt. Auch dieser kleine See mag zuweilen, von Stürmen aufgeregt, von dem fluthenden Wasser der Aar und der von den Bergwänden abstürzenden Bäche in mächtigen Wogen gehoben werden; heute aber war sein Spiegel so glatt, in den Bergen und Wäldern war Alles so still, daß man das Läuten der Sonntagsglocken aus weiter Ferne vernahm. Erst dann, als wir in unserem geräumigen Fischerkahne dem jenseitigen Ufer uns naheten, hörten wir das Rauschen der Wasserbäche, die auf vielen Wegen von ihren hochgelegenen Quellen hinab zu der größeren Gemeinde des Wassers im See sich versammelten. Die Ruderer in unserem Fahrzeuge führten uns zu der Stelle des Sees, an welcher man alle die sieben Fälle des Gießbaches überblicken kann, von den höheren Stockwerken seines Absturzes bis zu dem untersten Geschosse seines Einflusses in den See. Man ist hier, so wie in dem benachbarten Haslithal, auf eine Schaubühne getreten, welche von den beiden Herrschermächten der irdischen Natur: dem Hochgebirge und den Strömen des lebendigen Wassers erbaut ist, zur Lust der Augen und zur Erweckung des Menschengeistes aus der Dumpfheit des Fleisches. Wenn dort bei dem nachbarlichen Meiringen der Reichenbach mit seinen neun Abstürzen vom Gebirge herab zuweilen auch Baumstämme und Felsenstücke, wenn dann die Wasserfälle des Alp=.wie

des Mühlibaches ihre Thau- und Regenfluthen weit über ihr Bette heraus wälzen, dann lernt der zuschauende Mensch noch andere, erhabenere Schrecknisse der Natur kennen als die waren, welche das römische Volk sahe, wenn es von den sicheren Sitzen seiner Schaubühne herab den Waffenthaten der Gladiatoren, oder dem ungleichen Kampfe der Menschen mit Löwen und Leoparden zuschaute.

Ich meine wohl, eine solche Nachbarschaft der Natur kann nicht ohne bildenden, mächtig erhebenden Einfluß auf die Kräfte des Leibes wie der Seele des Menschen sein. Wo kann man ein kräftig schöneres Volk sehen, als das im Haslithale und seiner Nachbarschaft es ist; wo hat sich der stärkende, veredlende Einfluß einer solchen Zusammengesellung des fortwährend stürzenden Wassers und der mitten in dem reißenden Falle unverrückbar feststehenden Felsengebirge herrlicher gezeigt als in dem alten Heldenlande von Skandinavien, in welchem der Glommen-, der Trolhätta-, der Dalelf-, der Niedelswasserfall in der Reihe ihrer fast unzählbaren kleineren Genossen die großen Thaten Dessen verkünden, welcher über dem Kampfe der Elemente in ewigem Frieden steht. Und hat sich nicht selbst an jenen Urbewohnern von Amerika, welche Nachbarn solcher Bewegungen der Naturkräfte waren, ein anderer Sinn und Geist gezeigt, als bei den verwandten Bewohnern der Ebenen und Savannen? Das Wort „hochsinnig" läßt sich freilich vor Allem in einer geistigen Bedeutung nehmen, nicht selten jedoch findet sich das geistige Hochstreben mit einem Hochgenusse der Sinne zusammengesellt.

Leider habe ich das liebe skandinavische Land mit seiner kräftigen Natur der Berge und der lebendigen Wasser, so wie seiner ächt naturwüchsigen Bewohner mit Augen nie gesehen; aber auf meinen Wanderungen über die Berge

und Gewässer der schönen Erde haben nur wenige Stellen einen ähnlichen Eindruck in meinen Sinnen und Gemüth zurückgelassen als die Gegenden des Berner Oberlandes bei meinem erstmaligen Besuche in der Schweiz. Von dem Rheinfalle bei Schaffhausen gilt mir dasselbe, was ich soeben von dem bildenden Einflusse solcher Theater der Natur auf die empfänglichen, bildsamen Seelen der Menschen gesagt habe; selbst bei den Anwohnern des herrlichen Wasserfalles von Terni schien mich noch ein schwacher Zug ihres Naturells an den schweigsamen Ernst des Tacitus zu erinnern, dessen Geburtsstätte dort war.

Du mein alter Freund Neophytos, Archimandrit im Kloster des Sinai, mochtest wohl eine Ahnung davon haben, daß selbst dem Sinai-Horeb das Wasser einen höheren Reiz für die Sinne geben könne, indem Du, zum großen Verdrusse des Gärtner-Mönches ein kleines Behältniß des Regenwassers am Abhange des Horeb öffnen und den schwachen Guß vor unseren Augen vom Felsen herab in den Garten stürzen ließest. Du wolltest uns ein Schauspiel gewähren, das wir freilich daheim selbst bei mäßigem Regen an jeder Dachrinne gesehen, welches aber für Deine von der Wüste der Felsen umschlossenen Augen das köstlichste und zuleich seltenste war, das nur etwa an einem oder etlichen Tagen, ja selbst nur Stunden jener glücklicheren Jahre gesehen wird, in denen der Regen in Fülle das Gebirge netzt. Was wäre doch die schönste Gebirgslandschaft, was wäre ohne das lebendige Wasser selbst das Licht, auch wenn dasselbe so hell und täglich, wie die Sonne ihre Lieblingsinsel Rhodos, die nackten Felsen bestrahlte!

Spleiß wurde durch ähnliche Betrachtungen, sowie durch den Inhalt eines Aufsatzes in Fr. v. Meier's Blättern für höhere Wahrheit zu weiteren Mittheilungen

aufgeregt aus der Geheimlehre seiner Physica sacra. Von einem anderen nicht menschlich-sterblichen Geschlechte der Wesen redete er, welchem vor den Zeiten des Menschen die Erde zum Wohnsitze und Herrscherreiche gegeben war, hob den Unterschied und zugleich die hohe, künftige Bedeutung der Menschenschöpfung „aus einem Erdenklos, aus einem Element der niedersten Leiblichkeit" hervor, denn die tiefste Tiefe sollte jetzt von dem Hauche aus dem Munde des Schöpfers selber, von dem Geiste des göttlichen Lebens durchdrungen; das vor den Augen „einer aus Hochmuth gefallenen Geisterwelt Niedrigste und Geringste zum Höchsten erhoben werden."

Drüben von den grünenden Bergen der anderen Seite des Sees her ließen sich laut- und wohltönende Stimmen von Sängerinnen vernehmen, welche uns, wie alle ankommenden Fremden, begrüßten, von denen eine freundliche Gabe zu erwarten ist. Es lautete dort im Widerhalle der Felsen, als sängen die Berge selber mit und man hätte gern, länger im Kahne verweilend, den Gesang gehört, wenn neben der Aufgabe der heutigen Tagereise uns Zeit zum Stillstehen geblieben wäre. Auch oben auf der Höhe im Hause des Schullehrers eines kleinen Ortes, das zur Einkehr für Fremde eingerichtet schien, fanden wir bei Alt und Jung musikalischen Sinn sowie Geschicklichkeit, und an dem Hausvater einen Mann, mit welchem die beiden Reisegefährten von geistlichem Stande eine ihnen erfreuliche Unterhaltung hatten.

Mir war es, da wir jetzt in das Lauterbrunner Thal eintraten, als sei mir von diesem, so wie von den Bergriesen der Jungfrau wie des Mönches, und von den Gletschern bei Grindelwald schon bei meiner Wiege gesungen worden, so lebendig hatte sich mir Alles, was ich bei mei-

nem großen Appetit nach Reisebeschreibungen von frühester Jugend an über diese Gegenden gelesen, zu einem feststehenden inneren Bilde gestaltet. Noch am Abende gingen wir von dem Gasthause zu Lauterbrunnen hinaufwärts im Thale, erhoben unser Haupt zur Hinaufsicht nach den beschneiten Gipfeln des Eiger und seiner Nachbarn. Bei'm Abendessen im Gasthause fanden wir eine sehr vornehme und gelehrte Gesellschaft, unter ihr den berühmten Geschichtsforscher Professor Arnold Heeren aus Göttingen. Ich hatte in jüngeren Jahren die Schriften dieses Mannes mit großer Theilnahme gelesen, hätte gern, als dankbarer Schüler, ein Gespräch mit ihm angeknüpft, aber ich bedachte, daß zwischen einem großen Göttinger und einem kleinen Erlanger oder Nürnberger Namen wohl eine weite Strecke Weges innen liegen möchte, und der mir ehrenwerthe Mann schien mir auch zu müde von der Reise, um noch ein Brosamlein seines Gespräches mit einer adlichen Familie, deren Begleiter er war, auch für uns Andere vom Tische fallen zu lassen. Deshalb blieb ich gerne ein stiller Nachbar.

Der Staubbach, von der Morgensonne beleuchtet, war wohl am anderen Morgen unseres ersten Besuches werth. Hätte ihn freilich fast noch lieber dort oben sehen mögen, wo er sich noch als kräftiger Bach, im Angesichte der nahen Bergriesen, aus der Höhe von 900 Fuß herunterstürzt, als da unten, wo er, der tiefgefallene, zu einem staubartigen Nebel wird. Weiter hinauf im Thale hätte es auch noch Vieles zu sehen gegeben, doch mußten wir uns für dieses Mal mit einer kurzen Wanderung begnügen. Auf den jetzt durch Gletschereis versperrten Paß, in dessen vormaligen Alpenwiesen mit den vorüberziehenden Saumrossen zugleich die hier ansässigen, zuletzt lebendig unter dem Eise begrabenen Murmelthiere ihre Weide fanden, hatten wir von der Wenger-

alp hinüber eine theilweise Aussicht; der Wunsch, daß ich doch auch einmal dort jenseits des Passes das Walliser Rhonethal sehen möchte, ist mir erst acht Jahre nachher in Erfüllung gegangen.

In Lauterbrunnen wurde uns abgerathen, den Bergsteig über die Wengeralp und die kleine Scheidegg nach Grindelwald zu gehen. Denn diese Höhen seien hoch mit dem neulich gefallenen, in diesem Jahre nicht mehr hinwegthauenden Schnee bedeckt; kein Saumroß, noch weniger ein Mensch habe seit dem letzten Schneefalle dahin die Bahn gebrochen; die Sennhütten auf den Höhen wären von ihren Bewohnern verlassen. Dennoch fanden wir einen Führer, der erst vor wenig Tagen sich über die kleine Scheidegg Bahn gemacht hatte nach Grindelwald, und nach seiner Versicherung seien die Spuren seiner Füße nicht die einzigen im Schnee gewesen. Mich verlangte unbeschreiblich nach dem Genusse dieser Wanderung am Fuße der Jungfrau und des Hochrückens der Schweizeralpen hin; die liebe Hausfrau hätte Gelegenheit gefunden, auf dem Thalwege nach Grindelwald zu fahren, sie aber wies das alles von sich, „sie habe,“ sagte sie, „eben so wie wir Augen, die gerne etwas Erhabenes und Großes sähen, Füße, die eben so gut steigen könnten, als die Füße unserer jungen Reisegefährten; sie werde auch hier, wie beim Steigen vom Rigi hinab, ihrer Reisegesellschaft keine Beschwerde noch Schande machen.“

Ich habe meinen Freund Spleiß, dessen ganzes Wesen zwar so oft in lebendiger Bewegung war, niemals so leicht beweglich und leiblich munter gesehen als auf diesem Wege, der freilich, was seinen erhabenen Naturreiz betrifft, ein königlicher Weg genannt werden mag. Es war, als hätte er dort auf den Höhen etwas von der Freudigkeit der

Gemsen angezogen. Unser Wirth in Lauterbrunnen, der gestern Abend mit schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen zur Tafel aufwartete, begegnete uns auf einer der nächsten Höhen in gar einfach ländlicher Tracht, tragend in dem Reff auf seinem Rücken einen riesenhaften Käse. Ihm rief Spleiß einen sinnvoll scherzenden Gruß zu, dessen Sinn sich auf den Hang der Schweiz zum Gelde bezog. Denn es war in dem Hause jenes guten Mannes etwas theuer gewesen, aber das Volk im Thale ist dürftig, lebt fast vorzugsweise vom Besuche der Fremden. Gott gesegne den armen Leuten ihren Gewinn! Nun, Spleiß dachte eben so, erinnerte jedoch zugleich an einen anderen vormaligen Reichthum und Besitz der Schweiz, der jetzt in's Abnehmen gekommen und dennoch besser sei, als der Besitz der alten Thaler und Louisdore in den Kisten und Kästen. Heiterer, fröhlicher Laune fuhr er aber, nach dieser Begrüßung im Vorbeigehen, fort, uns aus der Geschichte der Natur so wie des Volkes seiner vaterländischen Alpen allerhand, Scherzhaftes und Ernsthaftes, zu erzählen. Er verglich unter Anderem die vormalige Einfalt der Sitten, den frommen genügsamen Sinn der Gebirgsbewohner mit dem, der jetzt in's Land eingeschlichen sei, vornämlich durch den Besuch der Fremden, welche so vieles Geld sehen lassen, daß es zum Mitbesitze lockt. Auch ich konnte zu dem Bilde der alten Zustände, das Spleiß entwarf, einige Züge hinzufügen, aus den Berichten eines Greises, den ich gekannt hatte, und welcher in seiner Jugend — wenn ich nicht irre, als Sammler von Arzneigewächsen für die Apotheke des Hallischen Waisenhauses und zugleich mit Arzneien — in diese Hochgebirge gekommen war. Damals fand man in den Häusern mancher auch der wohlbemittelten Heerdenbesitzer des Gebirges noch keine Teller. Die Stelle von

diesen vertraten die tellerförmigen Eintiefungen in die dicke Platte des hölzernen Tisches; aus diesen aß man mit dem hölzernen Löffel seine Suppe, genoß das Fleisch, durfte sich dabei wahrhaft an der musterhaften Aufmerksamkeit erfreuen, mit welcher solche einfache Hausgeräthschaften gereinigt und sauber gehalten wurden, noch mehr aber an der Reinheit der Sitten dieses Volkes, welches, unbekannt mit dem Fremden, nur vom nahen Quell und dem Ertrage der eigenen Heerde sich nährte, durch den Fleiß der eigenen Hände sich kleidete. Was damals in der Welt geschah: von den Kriegsthaten Friedrichs des Großen und seinem Ruhme, wußten diese Hirten nichts, wohl aber von Dem, was Gott an den Menschen gethan. Denn die Unterhaltung mit und aus Gottes Wort war ihnen die liebste, und nach einer Bibel aus dem Hallischen Waisenhause hielten sie eifrigere Nachfrage als nach den Arzneien aus der dortigen Apotheke.

Es war ein unvergleichlich schöner Herbsttag; selbst in der Nähe der Schneefelder wehte eine milde Luft. Da vor uns lag die Jungfrau in ihr reines Weiß gekleidet und neben ihr die anderen hochragenden Zeugen der Macht aus der Höhe. Als der Lufthauch, der von Süden her über die Gebirge fuhr, wärmer wurde, lautete es wie ein ferner Donner. Es waren Lawinen, welche die Jungfrau von ihrer Höhe herabrollte in ein fernes Thal und bald sahen wir es auch mit unseren Augen, wie sich von der uns zugekehrten Seite des Berges eine und die andere Hochwand des Schnees ablöste und mit den Massen der tieferen Lagen sich hinabriß in das Thal, das zwischen uns und dem Fuße der Jungfrau sich hinzog. Zuerst nahm das Auge solche mächtige Bewegungen wahr, dann hörte

das Ohr den donnernden Hall und ein kalter Windstoß eilte an uns vorbei.

In einer von ihren Bewohnern verlassenen Sennhütte hielten wir von dem mitgenommenen Vorrathe des Brodes und seinen Zuthaten ein mäßiges Mittagsmahl. War es uns doch, als ob in dem Wasser des benachbarten Brunnens ein flüchtiger, anregender Geist sei, wie etwa sonst in geistigen Getränken. Spleiß nahm während des Essens das vorhin abgebrochene Gespräch auf. Im vorigen Jahrhunderte, so erzählte er, stieß das Wasser, das unter einem der Gletscher dort in dem benachbarten Thale hervorkommt, den Körper eines wahrscheinlich in einer der Spalten des Eises verunglückten Mannes hervor. Es war ein Greis mit silberweißem Haare und langem Barte, in einer Tracht, von welcher auch die ältesten Leute des Gebirges nichts Aehnliches gesehen. Keine Kunde aus den Tagen der Väter, kein Kirchenbuch wußte von dem Genossen einer vielleicht Jahrhunderte alten Zeit, aber der Leib war unten in dem mächtigen Eiskeller frisch geblieben. „Ich wollte, ich hätte ihm, dort auf dem Kirchhofe zu Grindelwald oder wo es sonst war, die Leichenpredigt halten dürfen. Ich hätte den Leichnam selber aufgerufen zum Zeugen jener Zeiten, da die Stimme der Boten, welche Frieden verkünden, zuerst in diesen Bergen gehört wurde; an die Zeiten, da das Volk die Ohren und Herzen der Predigt vom Glauben aufthat und in der Kraft dieses Glaubens zu einer Gemeinde Gottes sich erbaute, von welcher wohl noch viel andere und höhere Heldentugenden und Heldenthaten zu rühmen wären, als die der Freiheitskriege sind.“ — „Nun der Frost des Eiskellers, obgleich er dem Leben des Alten ein Ende machte, hat dennoch zur Erhaltung des

todten Leichnams seine guten Dienste gethan. Es gibt aber hie und da in unserer Schweiz ein geistig Altes, das auch im härtesten Froste nicht sterben kann, denn es ist nicht von sterblicher Natur. Und wenn dieses auch, wie der zusammengefrorene Mann aus dem längst vergangenen Jahrhunderte in unbekannter Tracht vor den Augen der jetzt lebenden Menge daliegen sollte, so ist es doch nicht todt, sondern nur entschlafen, und der Langschläfer wird wieder erwachen und die Stimme hören."

Wir hatten auf der ersten Hälfte unseres Weges nur wenig Schnee gefunden, auf der zweiten lag er häufiger und höher. Doch war der Steig, näher gegen Grindelwald hin, ziemlich gebahnt und gangbar. Die Alpen zu unserer Seite: der Eiger und Mettenberg gaben uns jetzt ein anderes Schauspiel als das der Lawinen gewesen war. Aus ihren tiefen Schluchten stiegen Dämpfe herauf, wie aus dem Körper eines heftig gejagten, vom Laufe erhitzten Rosses. Da kocht uns ein Regen auf, sagte Spleiß, als die ansteigenden Dampfsäulen nach oben hin immer mächtiger zusammenflossen und als dichtes Nebelgewölk die Berghäupter bedeckten. — Bald hatte sich der ganze Himmel getrübt. Doch sahen wir noch heute den herrlichen Gletscher; unter den vielen, die ich auf späteren Reisen gesehen und zum Theil auch bestiegen, mir der erste, wenn auch nicht der größte.

Im Gasthofe zu Grindelwald fanden wir schon die Gesellschaft aus dem nördlichen Deutschland, mit der wir am gestrigen Abende in Lauterbrunnen zusammentrafen. Sie waren die Straße, den Thälern entlang, gefahren, hatten die Reise freilich bequemer gemacht als wir. Dennoch triumphirte unsere Reisegefährtin über den wohlgelungenen Sieg unserer Füße über die Mühe des Steigens, denn

wir hatten durch diesen Sieg eine Ausbeute der Erinnerungen gewonnen an die Herrlichkeiten und Mächte der Natur, deren Schatz uns für das ganze Leben geblieben ist. Was wir heute empfanden, das sind Psalmen und Lobgesänge, deren Harmonieen im Geiste nachtönen, bis an's Ende seiner Pilgerschaft.

Der mächtige Rauch, der gestern gegen Abend aus den Schluchten der Berge heraufstieg, war nicht ohne Bedeutung gewesen; es hatte sich aus ihm nicht zwar wie aus anderem Rauche ein leuchtendes Feuer, wohl aber ein dunkles Regengewölk entwickelt, aus dem sich während der Nacht und noch am Morgen des 26. September das Wasser mächtig ergoß. Die Reisenden aus Norddeutschland, nachdem sie vergeblich auf besseres Wetter gewartet, waren fortgefahren, wir aber, nachdem wir zwar auch lange, doch nicht vergeblich auf den Dorfschuhmacher gewartet, mit welchem einer unserer jungen Begleiter ein nothwendiges Geschäft hatte, beschlossen auch, lieber in und durch den Regen hurtig fortzuschreiten, als aus den Fenstern des unheimlichen Gasthauses in ihn hineinzublicken. Wir nahmen deshalb Abschied von unserem, weniger zwar für das Herz als für unsere Tasche „theuren" Wirthe und zogen freudigen Muthes durch das Thal der wilden Lütschinen hinunter, das bei dem heutigen Wetter von ganz schaurigem Aussehen war. Wie kann sich doch das Lieblichste und Herrlichste, wie kann sich unserer Augen schönste Lust in eine Schreckgestalt verwandeln, wenn die liebe Sonne, die es beleuchtete, ihren Schein verhüllt.

Uns aber entzog die Sonne nicht sehr lange ihren Schein, bald nach Mittag brach dieser durch das Nebelgewölk, das seines Weges weiter über die Gebirge zog. Als wir am Nachmittag den Weg von Interlaken nach dem

Thunersee hinabgingen und dann in einem Fischerkahne über den See hinfuhren, da standen uns noch einmal dort im Osten das Wetterhorn und das Finsteraarhorn vor Augen, angethan mit ihren weißen Kleidern, hell gemacht vom Lichte der Sonne, gleich Anbetenden aus der Schaar der Aeltesten. Bald sollten wir jetzt scheiden aus der Nähe dieser Urväter der Berge; nur noch einmal in Bern ihren Anblick aus der Ferne genießen. Doch hätte das Hinscheiden uns bald noch ein bedenklicheres werden können, als in der Nähe von Thun beim Einbruche der Nacht ein großes Fahrzeug so heftig auf unseren kleinen Kahn stieß, daß dieser dem Zusammenkrachen und Sinken ziemlich nahe kam.

Das Ausruhen und die Gespräche auf unserem Zimmer im Gasthause zu Thun haben in meiner Erinnerung ein ganz besonders wohlthuendes Gefühl zurückgelassen, ohne daß ich zu sagen vermöchte, von was an diesem Abende eigentlich die Rede war. Es mag sein, daß die dunkle Erinnerung an die eben überstandene, schnell vorbeigegangene Gefahr auf dem Wasser, dem bürgerlich bequemen Gastzimmer und dem sicheren Beisammensitzen noch einen besonderen Reiz hinzuthat, doch beruhte das wohlthuende Gefühl mehr noch auf einem anderen Grunde. Man fand sich da nicht nur zwischen festen, sicheren Wänden, die kein fremdes Schiff umstoßen kann, sondern zwischen Menschenseelen, die in ihrem Inneren unbewegt und sicher sind, weil ihr Hoffen und Begehren und all' ihr Thun auf ewig festem Boden steht.

Wie dieser kräftige Halt der Persönlichkeit einem Menschen so besondere innere Macht über andere Menschen gebe (m. v. S. 358), das konnte ich am anderen Tage auf unserer Wanderung von Thun nach Bern wahrnehmen. In einem Wirthshause, darin wir still hielten, sprach

Spleiß über Dinge, die uns und ihm am nächsten, anderen Leuten aber in der Regel ziemlich fern lagen; er hatte noch nicht lang gesprochen, da wurden die Anwesenden im Zimmer aufmerksam, hörten mit ehrerbietiger Theilnahme ihm zu. Eine Jungfrau, wie es schien, die Tochter des Wirthes, stellte sich, eifrig aufhorchend, ihm gegenüber, er fragte sie nach ihrem Taufnamen, und dieser (Katharina), durch seine Bedeutung an rein und Reinheit erinnernd, gab ihm Veranlassung, von Dem zu zeugen, was die Reinheit sei, und woher allein sie draußen in der äußeren Natur, so wie im Inneren des Menschen, komme. Es waren Worte, die, wie man wohl bemerken konnte, nicht bloß der Hörerin, sondern auch Anderen kräftig zu Gemüth gingen. — Ein merkwürdiger Mann, dieser Spleiß. Eine innere Majestät, welche verborgen in einem Incognito durch die Welt ging, so unscheinbar und werthlos von Aussehen, als ein Stücklein eisenhaltiger Thon, darin ein Edelstein eingewachsen ist.

Da lag denn das schöne, mächtige Bern vor uns. Außen vor der Stadt, bei einem Wäldchen, war die vermuthliche Stelle, an der sich ein unglücklicher Fremdling, den ich nahe kannte, mehrere Jahre vorher das Leben nahm. Der Boden seines äußeren Wohlstandes daheim war zusammengebrochen und das innere Wohlbefinden ruhte auf keinem festen Grunde. Hätte er hier einen Mann gefunden, der auf so sicherem Grunde und Boden stand, wie unser Reisegefährte aus Schaffhausen, der hätte ihm wohl die Hand gereicht und ihn kräftig herausgezogen aus der Fluth der verzweifelten Sorgen an's feste Land.

Bern würde überall, wo es stände, einen ehrenvollen Rang unter anderen Städten eines Landes einnehmen, denn es ist von stattlicher Bauart und schmuckem Aussehen.

Mehr aber noch als die Kunst seiner Erbauer hat die Natur an ihm gethan, denn von solcher erhaben schönen Lage wie Bern sind nur wenige Städte in Europa. Wenn man sich schon mit Wohlgefallen durch die breiten Straßen ergangen hat, deren Häusern die Arkaden zur besonderen Zierde und Bequemlichkeit dienen, und man tritt dann hinaus auf die Plattform am Münsterplatze, da weiß man nicht, wohin man zuerst und vorzugsweise den Blick wenden soll, ob auf das alterthümlich prachtvolle Gebäude des Münsters oder auf die Herrlichkeiten der majestätisch schönen Welt, die hier nah und fern vor Augen liegt. Unten am Fuße des felsigen Hügels rauscht der Fluß vorbei, der nicht mit Unrecht den Namen des Adlers: Aar führt, denn sein Quell ist bei dem Horst der Adler, deren Schwungkraft er mit sich von der Höhe der Alpen herabbringt, wenn er selbst noch hier unten bei Bern, gleich dem Adler, der auf seine Beute fällt, sich von einer Höhe seines Felsenbettes hinabstürzt in die Tiefe*). Und von dem Fernblicke auf die Kette der Alpen, den man dort auf dem Münsterplatze von Bern genießt, geht eine Kraft aus, durch welche selbst das Gemüth eines Alten wieder jung wird, wie ein Adler.

Hier aber auf der Plattform vor dem Münster nicht allein, sondern im Münster selber; auf den Höhen der Aargletscher, die sein Fuß erstiegen, nicht allein, sondern auf den noch erhabeneren Höhen, zu denen sein Gemüth sich aufschwang, hat ein Geist den Adlerflug gelernt, der wie ein Aar unter den anderen Geistern seines Jahrhunderts durch die Zeit zur Ewigkeit gezogen ist: der große

*) Der Wasserfall der Aar bei Bern erinnert, nach einem freilich kleineren Maaßstabe der Höhe, an den Rheinfall bei Schaffhausen.

Albrecht von Haller. Wie hatte mich schon als Jüngling der Aufblick zu diesem mächtig hohen Vorbilde so erhoben und zum Nacheifern bewegt! Mag es sein, daß ein junges Windspiel vergeblich der Schwalbe nachläuft, die vor ihm nahe am Boden dahinschwebt; er wird sie nie erreichen, aber die Schnelle seiner Füße wird im Versuch des ungleichen Wettlaufes bekräftigt. Die Gaben, welche die Menschen empfangen, sind nach ihrem Maaße unendlich weit verschieden; der freundliche Geber aber, von dem sie kommen, ist und bleibt für Alle Derselbe in Zeit und Ewigkeit. So wie ich es fünfzehn Jahre nachher bei meiner mir unvergeßlich werthen Reise nach Holland gethan, als ich in Leyden all' den nachgelassenen Spuren von Boerhave's Wirksamkeit nachging, so that ich es hier in Bern mit all' den Erinnerungszeichen an den preiswürdigen Sohn und Bürger dieser Stadt, welcher im Reiche des Geistes höher noch dasteht, als der vielbesungene, heldenkräftige Dietrich von Bern im Reiche der Welt. Da sieht man noch das von Haller begründete Waisenhaus. Möge es im Andenken an das Wesen und Thun seines Stifters in vielen Seelen den Gedanken wecken an Das, was der Zustand der hilfsbedürftigen Verwaisung nicht blos in leiblicher, sondern in geistiger Hinsicht sei, und mit den Gedanken zugleich das Verlangen: den vaterlos Herumirrenden das Brod und sicher Obdach wieder zu geben, dessen sie bedürfen.

Bern hat es freilich im Besitze seines großen Gebietes und seiner Herrschaft über das nachbarliche Hochgebirge leicht gehabt, reich zu werden an gesammelten Gütern, namentlich an denen der schweizerischen Natur. Ueber dem Beschauen selbst schon der riesengroßen Bergkrystalle vergaß ich es fast, unter den auserlesenen, alten wie neuen

Werken der Bibliothek mich umzusehen. In der schon damals sehr reichen Gallerie der vaterländischen Naturgeschichte, welche sich achtzehn Jahre vorher (1802) begründet hatte, fühlt sich der Freund der Natur, der aus dem niederen Lande hieher kommt, von der Betrachtung der irdisch hochgeborenen Thier- und Pflanzenwelt der Alpen so hingenommen, daß er sich wenigstens für etliche Tage wo nicht eine Hütte, doch ein Wanderzelt dabei aufschlagen möchte.

Einige mir sehr werthe Männer, welche ich in Freiberg als Mitgenossen der Werner'schen Schule hatte kennen gelernt, waren nicht in Bern anwesend, sondern, ich weiß nicht mehr wohin? verreist. Unter ihnen nenne ich den edlen v. Tscharner. Zu neuen Bekanntschaften blieb uns keine Zeit, denn namentlich Spleiß war durch die Pflichten seines Amtes zur Eile getrieben.

## 28. Basel.

Von Bern bis nach Solothurn zu Fuße, von da, mit Spleiß zusammen in einem Fuhrwerke reisten wir am Michaelistage (1820) nach Basel. Außer uns dreien hatten noch zwei „Europäer" (nach S. 265) ihren Sitz in unserem schwerfälligen Fuhrwerke genommen, davon der eine, aus der französischen Schweiz, an unseren deutschen Gesprächen, weil er sie nicht verstand, keinen Theil nahm und deshalb auch weniger sie störte, als der andere, der ein junger deutscher Gelehrter von ordinär-europäischer Gesinnung und Gesittung war. Aber die Straße über den Jura und der sehr gemäßigte Schritt unserer Pferde gab uns Gelegenheit, gar oft und viel die Berge hinan und selbst auf ebenem Boden zu Fuße zu gehen, da konnten

wir ungestört bald an dieser bald an jener leiblichen wie geistigen Aussicht uns ergötzen. Die leibliche Aussicht in die Nähe wie in die Ferne, die wir, namentlich auf der Höhe des Hauensteins, genossen, war allerdings der näheren Beachtung würdig. Die Umrisse des gäh aus der Ebene ansteigenden, wie in scharfer Giebelform auslaufenden Gebirges sind von anderer Art als die der urgebirglichen Alpen, deren Reihen mit ihren weißen Scheiteln sich nun fern von uns in Süden hinzogen. Das übermächtig Hohe hat sich hier schon mehr zum menschlichen Verkehre herabgelassen; diese Berge mit ihren zackigen Felsengestalten, Höhlen und engen Schluchten sprachen auch uns heimathlicher noch als die Alpen an, denn sie erinnerten uns sehr an die Berge bei Muggendorf und Streitberg. Das Läuten der Glocken zum heutigen Festtage, das aus den Thälern und von mancher der Höhen sich vernehmen ließ, das fröhliche Volk, das uns auf unserem Wege begegnete, zusammen mit der wohlthuenden Milde des heiteren Herbsttages stimmten das Herz zur Fröhlichkeit. Im Vergleiche mit den Hochalpen erscheinen diese Berge von zweitem Range wie ein glücklicher Mittelstand, gegenüber den Thronen und Mächten, die über dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens erhaben stehen. Wenn aber der eigenthümliche Reiz, den jene menschlich heimathlichen Höhen in sich tragen, in deren Gebüschen die Nachtigall singt, an die Weihe des Dichters, so mahnen die Alpen, auf denen der Adler horstet, an die Salbung des Propheten, der mit eröffnetem Blicke die Vergangenheit und ferne Zukunft der Wege Gottes schaut.

Eine Stimmung zu solchen Gedanken, wie das Verweilen in den Hochalpen sie anregt, hatte wohl mein Reisegefährte Spleiß mit sich hiehergebracht in das niederere

Land. Nach seiner Weise spann er, wie eine kunstfertige Spinne, den Faden seines Gespräches an etwas heute von uns Gesehenes an; erinnerte an die volksthümlich mittelalterlichen Bildnisse des Erzengels Michael und des von ihm besiegten Drachens, die wir am Morgen des heutigen Michaelisfestes zu Solothurn auf einer Plattform des alten, prachtvollen Thurmes ausgestellt sahen und gab dann allmälig dem fast scherzhaft lautenden Anfange eine ernste Wendung auf die Betrachtung jener geistigen Bilder, die uns das Buch der Verheißungen darstellt, von den auch uns näher rückenden Kämpfen des Lichtes mit der Finsterniß, so wie von dem endlichen Siege der Wahrheit über die Lüge. Es gilt Ernst bei solchem Kampfe, sagte er. Was aber ein bis zum Tode freudiger Muth vermöge, das haben dort bei Basel die 1600 Männer erwiesen, als sie, bei St. Jacob am 25. Aug. 1344 dem fast 20mal stärkeren, wohlgerüsteten Feinde durch ihre löwenmüthige Todesverachtung einen Schrecken einjagten, der von nachhaltigerer Wirkung war, als ein erkämpfter Sieg. Und doch ward dort, bei St. Jacob an der Birs, nur um eine menschlich gut erscheinende Sache gekämpft; freudiger noch und kräftiger muß der Muth sein im Kampfe um ein göttlich Gutes, ewig Wahres.

Der Franzose, der mit uns fuhr, hatte auf dem ganzen Wege kein deutsches Wort gesprochen, als wir aber, noch ziemlich zeitig am Nachmittag, von dem Hügel herab Basel vor uns liegen sahen, da rief er fröhlich: „Bale da ist.“ Vielleicht erwartete ihn in der Stadt Etwas, das ihn so heiter stimmte, und mir ging es nicht anders, ich hatte mich längst auf dieses Ziel der diesmaligen Reise gefreut, das ja schon dem Knaben und Jüngling, wenn er die alte

„Basler Chronik von Wurstisen" las, als ein höchst ehren- und beachtenswerthes erscheinen mußte.

Ich kann dem Drange nicht widerstehen, hier mit wenig Zügen den Eindruck zu beschreiben, den mir mein erster Besuch in Basel in der Erinnerung zurückließ. Wohl mag schon der Name der Stadt, wie der Chronikenschreiber sagt, deutschen Ursprunges sein, und nach der alten und unsicheren Rechtschreibung stammverwandt mit dem Worte Paß. Denn wie ein Paß über das Gebirge jene Richtung nimmt, welche am meisten durch die Natur angebahnt ist, so hatte man zur Ueberfahrt, zum Paß über den Rhein, die Gegend von Basel gewählt, weil der Fluß hier durch seinen ruhigeren Lauf und die Gestalt seiner Ufer mehr denn anderswo den Verkehr zwischen dem südlichen und westlichen, dem nördlichen, sowie östlichen Landstriche erleichterte. Ein Gut vor allen, unentbehrlich im leiblichen Haushalt des Menschen, scheint es gewesen zu sein, das auf diesem Wege aus dem Lande der Burgundionen, dem jenseits wohnenden Volke zugeführt wurde: das Salz*). War es doch, als sollte schon in diesen ersten Zügen der äußeren Geschichte von Basel vorbildlich auch der Verlauf und die Entwickelung der inneren und die künftige geistige Bestimmung der Stadt angedeutet werden. Der Same des alten deutschen Ursprunges hat sich nicht nur im Namen, sondern mit seltener Aechtheit in dem Geiste und Wesen von Basel erhalten. Der deutsche Heinrich I., von 924 bis 33, hat auf den Trümmerhaufen und der Asche, welche das heidnische Barbarenheer aus Ungarn von der früheren Ortschaft zurückgelassen, die eigentliche mit Mauern umgebene Stadt erbaut, welcher Kaiser Heinrich II.

*) M. v. d. Basler Chronik von Wurstisen S. LXXVI.

86 Jahre nachher durch den herrlichen Bau des Münsters ihre bedeutungsvollste Zierde gab. Basel hat seine Bestimmung als Paß und Vermittler, dem Verkehre der Völker zu dienen, in einem von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigerten Maße, nicht allein in leiblicher, sondern auch in geistiger Weise fleißig erfüllt Das thatkräftige, unternehmende Volk seiner Bewohner hat zu diesem Geschäfte nicht mehr der Fischerboote, die über den Rhein führten, noch des bewundernswürdigen Baues der 715 Fuß langen Brücke bedurft, die seit 1226 die beiden Ufer verbindet, sondern nur jenes ehrenhaften Vertrauens, das sein Name im Handel wie im Wandel bei den Nachbarn wie in fernen Ländern sich erwarb. Auf diesem guten, festen Grunde beruht der äußere Wohlstand seiner Bürger, welcher sich weniger durch äußeren Prunk an Einzelnen als durch kräftiges Wirken Aller zum Besten des Gemeinwesens kund gibt. Schon in diesem Geiste eines bürgerlichen Gemeinsinnes, der an der Achtung von göttlicher wie menschlicher Ordnung sich festhält, wird das geistige Salz erkannt, welches wie das leibliche Salz dem äußeren, so dem inneren Menschen zur Gesundheit dient. Und wie in ihrer ältesten Zeit die Stadt Basel eine Niederlage des irdischen Salzes gewesen, das von hier aus zu den Nachbarn ging, so ist sie dies in einem höheren Sinne geworden, als sie unter anderen in treuem, deutschen Sinne der tief gekränkten Ehre und Rechte des Kaisers Ludwig und seines Hauses (im J. 1348) gegen fremde Bosheit und Tücke sich ernstlich annahm. Das, was damals der Bürgermeister der Stadt freimüthig gegen die Gewalthaber aussprach, das war nicht blos im Namen seiner Gemeinde, sondern im besseren Sinne des ganzen deutschen Reiches gesprochen (Basler Chronik S. CLXVIII). Und wer möchte den Geist des

Ernstes und der Wahrheitsliebe, wer könnte die Kraft des geistigen Salzes verkennen, die sich in der Kirchenversammlung zu Basel (1433, 34 u. f.) kund gab. Bei solcher und vielen anderen Gelegenheiten ist von dieser Stadt das geistige Salz, das Wort der Wahrheit und sein Bekenntniß reichlich ausgeführt worden in andere Lande. Ist sie doch auch nächst Halle die erste Stadt auf dem Continent gewesen, die des Werkes der Bibelverbreitung sich ernstlich annahm.

Allerdings hat auch eine Zucht des göttlichen Ernstes und zugleich der erhaltenden schützenden Vorsehung über dieser Stadt und ihren Bewohnern so augenfällig gewaltet, wie über wenig anderen noch fortbestehenden Städten. Denn welche von diesen ist so oft und hart von Schrecknissen der Natur, von Erdbeben, Wasser- und Feuersnoth, von der schädlichen Pestilenz, von dem Vernichtung drohenden Feindesschwerte heimgesucht worden, als Basel. Namentlich als in den Jahren 1348, 49 die pestartige Seuche von Osten her über viele Länder von Europa ging, da hat sie hier, im Winkel des Rheinlaufes, in so furchtbarer Weise sich niedergelassen, daß allein in Basel 14000 Menschen dahinstarben und von einem Ende der Stadt zum anderen nur drei Ehen vom Tode ungeschieden blieben. Und gleich als ob selbst die Erde, darin die Gestorbenen ruheten, den Ueberlebenden ferner keine Ruhe gewähren wollte, schreckte diese wenig Jahre nachher (am 18. Oktober 1356 des Nachts) ein Erdbeben von ihren Ruhelagern auf, unter dessen wiederholten Stößen die Häuser, die Mauern mit ihren Zinnen und Thürmen und selbst einige der Kirchen zusammenstürzten. Nur die Münsterkirche zeigte sich von so fester Bauart, daß bloß ein Theil des Chors und der Fronaltar Beschädigung erlitten. Zu

dem Schrecken, den das Erdbeben erregte, kam noch der des Feuers, das unter den Trümmern der Häuser ausgebrochen war und einen Theil der darunter begrabenen Habe verzehrte. Von den Bewohnern, die sich hierauf in's Freie oder auf den St. Petersplatz flüchten wollten, waren Viele durch die stürzenden Mauern erschlagen worden, und als andere mit dem Leben Gerettete in die Stadt zurückkehrten, da fanden sie außer dem feststehenden Wahrzeichen derselben: außer dem ehrwürdigen Münster, nur noch etwa 100 Häuser unversehrt. Seitdem haben sich die Anfälle der pestartigen Seuche so oft wiederholt, daß man derselben auswärts den Namen: Basler Tod gegeben und auch die Erdstöße, so wie Theuerung, Hungersnoth, feindliche Gewaltthat und innere Ruhestörunrungen erinnerten die Bürger der guten Stadt öfters an die Unsicherheit des Erdenlebens und aller seiner Güter, so wie an den Unbestand jenes äußeren Friedens, den die Welt geben und nehmen kann.

Aber unter all' den äußeren Wechseln und Heimsuchungen ist das geistige Salz, das dieser Stadt verliehen war, nicht verdorben und dummig geworden, dieses bezeugt noch fortwährend der herrschende Sinn ihrer Bewohner. Selbst das Aussehen der reinlichen, nicht prunkhaft, doch wohlgebauten Stadt erinnerte mich sehr an mein altes Nürnberg und unter den Bürgern in Basel ist es mir in gleicher Weise heimathlich und wohl geworden, wie früher unter den alten, damals schon meist zur Ruhe gegangenen Freunden in Nürnberg.

Dieses Gefühl eines heimathlichen Wohlseins wandelte mich schon am ersten Abende meines Aufenthaltes in Basel bei einem Besuche im Missionshause an. Denn wie hätte man sich da unter den Jünglingen und Männern nicht

alsbald zu Hause finden sollen, die uns wie alten Freunden und Bekannten entgegen kamen, als Spleiß, der allerdings in diesem Hause ein alter Bekannter war, uns mit dem Losungsworte (der Parole) einführte, welches für uns Alle das gemeinsame war. Es ist eine eigene Sache um das schnelle Einverständniß und brüderliche Zusammenfinden solcher Seelen, wie die waren, die an jenem mir in der Erinnerung sehr werthen Abende in Basel zu einander kamen. Was ist denn das, was den Mond, was den schönen Morgenstern oder Abendstern, was den Jupiter und die anderen Gestirne, die mit unserer Erde um die gleiche Mitte des Himmelsraumes wandeln, zu einer Lust unserer Augen macht? Ist es der eigene Körper des Mondes oder des Morgensternes oder ist es nicht vielmehr und nur allein das Licht der Sonne, das all' diese Wandelsterne bestrahlt? Es könnte der Mond, es könnten der Morgenstern, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel stehen, so wie sie für sich selber, ohne das Licht der Sonne sind, wir würden sie gar nicht einmal bemerken, denn sie wären unsichtbar für uns, wie der Neumond oder wie der Morgenstern, wenn er seine dunkle von der Sonne abgewendete Seite uns zukehrt. Das, was unseren Blick auf diese Mächte des Himmels hinzieht, und was unser Auge an ihnen erfreut, ist eben nichts Anderes, als das Licht der Sonne, das auch über unsere arme, für sich allein nächtlich dunkle Erde Licht und Wärme ausgießt, Leben und Freude weckt und erhält. Dieses geschieht so schon im Leben der Erde jener Menschenseelen, die nicht in einer geistig dunklen Tiefe, wie das Felsengestein in einer leiblichen verschlossen sind, sondern im Lichte leben und sich bewegen. In diesem Lichte sehen die Lebendigen eines das andere und nur das Licht ist es, das in den Augen des

einen geschaffenen Wesens den anderen ihre Gestalt und Schönheit gibt. Denn was wäre für uns ein Paradies, auf dem ein tiefes Dunkel der Nacht läge? Und so wird auch in der anderen Welt, da, wo das Urbild des Abbildes: der Glanz des erschaffenen Lichtes die seligen, aus diesem Lichte geborenen Geister bestrahlt, das ein Hochgenuß ihrer Seligkeit sein, daß einer im anderen den Abglanz Dessen erkennt und liebt, welchem sie Alle in ewiger Liebe vereint sind, weil er zuerst sie geliebt.

Ich habe öfters draußen auf dem Felde, wo das große Buch der Gleichnisse vor unseren Augen aufgeschlagen daliegt, einem Tagwerk zugesehen, das ein Haufe kleiner Thierlein, welche das Licht lieben, mit großem Eifer verrichtete. Es war das Tagwerk der fleißigen Ameisen, welche ihre in der Puppenhülle, gleichwie in Windeln liegenden Brüder und Schwestern aus dem Dunkel heraustrugen an's Tageslicht und an den Schein der Morgensonne. Die guten kleinen Thiere waren bei diesem Geschäfte so unermüdlich, daß sie sich durch nichts stören ließen, was um sie her vorging, es war, als sähen und hörten sie nichts von dem Bauernwagen, der wenig Schritte von ihrem Haufen entfernt in's Holz fuhr. Und ihre Arbeit war keine leichte. Denn die Last, die jede von ihnen aus den dunklen Kammern heraustrug in den Sonnenschein: das Gewicht einer jeden solchen Puppe oder eines sogenannten Eies betrug nicht weniger als das Gewicht der Trägerin selber, ja wohl noch mehr. Ich habe mich bei dem Anblicke dieser treuen Dienste des einen Thieres am anderen öfters verwundert und erfreut. Wäre es blos ein solches Geschäft des Mitleides, wie die Pflegerinnen der jungen Ameisenbrut drinnen in den Kammern ihres Baues verrichten, wenn die kleinen hungrigen Würmchen ihren

Mund nach Futter aufsperren und wenn dann ihre barmherzigen Schwestern ihnen den Mund füllen, dann möchte es weniger wunderbar erscheinen, als der noch gewaltigere Drang zu dem viel mühseligeren Geschäfte des Hinaustragens an die Sonne. Denn das kleine Würmchen oder Lärvchen kann den Mund doch bewegen und durch diese Regung sein Bedürfniß kund geben, die Puppe aber liegt bewegungslos wie ein Todtes da, kann das Bedürfniß nach dem lieben Sonnenscheine durch nichts kund geben. Ihre barmherzigen Schwestern aber kennen das Lichte und seine belebende Kraft, sie haben Freude an dem Lichte und können diese Freude, wollen die Wärme und Leben weckende Kraft des Lichtes nicht allein genießen, denn alle, die in der kleinen Welt des Baues bei einander leben, sind ja Kinder der gleichen Mütter, Glieder einer Gemeinde, eines Stammes. Darum nehmen sich die lebendig Beweglichen so eifrig der im Todtenschlafe der Puppe beschlossenen Brüder und Schwestern an, um ihnen die Wohlthat des Lichtes zu gewähren, welches für sie ein höheres Gut ist, als die Speise. Und die Barmherzigkeit, selbst dieser kleinen, schwachen Thiere, achtet keiner Mühe, keiner Gefahr des Lebens. Wenn die Feinde kommen — etwa die Henne mit ihren Jungen, — um die Pflegerinnen sammt den Pfleglingen zu verschlingen, da fliehen jene nicht davon, verkriechen sich nicht in ihren Bau, der unter einem Felsensteine sicher liegt, sondern sie bleiben und suchen nur die Schutzlosen eilig vor den Feinden zu retten, — sie sind getreu bei ihrem Werke bis zum Tode.

Dieses Bild aus dem Buche der Gleichnisse fiel mir ein, als ich an jenem ersten Abende zu Basel im Missionshause war, welches damals unter der geistigen Pflege des ehrwürdigen Blumhardt stand. Alles, was man da

hörte und sah, das erinnerte an das ernste, schwere und doch so selige Tagwerk des Missionars: den Menschenseelen das geistige Licht und Leben zu bringen, die noch im Dunkel und Schatten des Todes sitzen. Die Zeit der Apostel, die späteren Zeiten der Heidenprediger, welche den Völkern den Frieden brachten, haben uns Vorbilder gelassen, von deren geistigem Annahen — in der lebendigen Erinnerung an sie — eine Wärme ausgeht, welche, wie die der Morgensonne in den Ameisen, ein Leben der Liebe weckt, das sich nicht unbezeugt lassen kann, sondern alsbald zur That wird. Unser Freund Spleiß wurde auch bei den Gesprächen dieser Abendstunde ganz besonders warm. Er beschrieb aus der Erfahrung seines eigenen inneren und äußeren Lebens die Schatten des geistigen Dunkels und Todes, in denen er sich während der Zeit seines Irregehens im heidnischen Aberglauben befunden habe. Wie jämmervoll bang, wie leer, wie todtenstill habe er sich damals gefühlt und wie sei ihm geworden, als er an der Seite seines theuren, treuen Bruder Krafft aus dem Dunkel heraustrat. In solchen Tagen lerne man ganz verstehen die Worte des 126. Psalms: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, da werden wir sein wie die Träumenden, — da wird unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan.“ Ja, auch die gefangen Gewesenen, wenn sie frei werden aus ihren Banden durch die Kraft Gottes, sollen gesegnete Boten des Friedens werden, in deren Thun und Wesen die Heiden erkennen müssen: der Herr hat Großes an ihnen gethan. Darum laßt uns nur recht frei werden von der Gefangenschaft der Finsterniß, in der wir von Natur Alle stecken. Wir kennen Den, welcher allein uns frei macht: Christum.

Es mögen noch Viele leben, denn ein großer Theil der Anwesenden waren Jünglinge, welche sich erinnern werden, wie bewegt Spleiß war, als er den Jammer seiner geistigen Gefangenschaft und mit wenig Worten den Frieden, und die Freuden seiner Errettung beschrieb und dabei seinen Freund Krafft als ein Werkzeug seiner Rettung nannte. Ich habe den merkwürdigen Mann niemals, habe auch wenig andere Menschen jemals so aus der Tiefe herauf bewegt gesehen, als er es heute war. Andere Male erinnerte mich sein eigenthümliches, leicht aufblitzendes Naturell an jene Höhen des Luftkreises, welche in heiteren, warmen Sommernächten von den Blitzen des Wetterleuchtens durchzuckt werden, von denen außer dem erkennenden Auge kein anderer Sinn etwas wahrnimmt; an diesem Abende aber glich die Erschütterung, von welcher sein ganzes Wesen ergriffen war, einem Gewitter, dessen Macht von allen Sinnen empfunden wird, das aber in einen wohlthuenden Regen sich auflöst. Anregend zur tiefsten Theilnahme und zugleich wohlthuend und erquickend waren die Selbstbekenntnisse, war die freudige Rührung des Mannes, die er wie ein Geretteter aus den Fluthen aussprach, wenn er sich aus dem zerbrochenen Fahrzeuge auf sicherem Lande findet. Eine solche, aus dem ganzen Menschen kommende Bewegung theilt sich in unwiderstehlicher Weise auch Anderen mit, und viele der damals Anwesenden werden das erfahren haben und bezeugen.

Was ich so eben berichtete, das waren etliche Züge aus der Geschichte einer oder etlicher Abendstunden, die ich im Missionshause zu Basel zubrachte. Aber dieses Haus selber hat eine mehr als 40jährige Geschichte, deren Züge aus mehr als einem Welttheile zusammengetragen werden könnten und auch bereits von guten, reinen Händen zu-

sammengetragen sind. Ich darf hier nur wie ein Wanderer, der vorübereilt, das Gesammtbild in's Auge fassen, das aus jenen vor den Augen der Welt daliegenden Zügen hervorgeht.

In der Schöpfung des Geistigen wie in der des Leiblichen wird aus Abend und Morgen immer und überall der neue Tag; aus Stunden der Angst wird das neue Leben; die wahre, dauernde Freude aus einem Schmerze der Creatur geboren. Man hat mit Recht in dem Kampfe des Befreiungskrieges unseres Volkes so wie selbst in der großen Noth der Theuerung, die im Jahre 1816 über die Länder und Völker von Europa kam, Weckstimmen erkannt, welche viele Seelen zur That des geistigen Lebens aufriefen. Auch die Begründung des Missionshauses zu Basel ist aus vielen Tagen und Stunden der Angst und Gefahren hervorgegangen. Die Festung Hüningen hatte sich seit länger als anderthalb hundert Jahren der guten, friedlichen Stadt gegenübergestellt, wie ein mächtiger Raubmörder, dessen Einbruch in jeder Stunde zu fürchten ist. Der Feind und Zerstörer des Friedens, Frankreichs König Ludwig XIV. hatte das Dorf Hüningen durch Ankauf an sich gebracht, aus welchem der berühmte Meister in solchen Werken: Vauban, die Festung erbaute, die durch ihre Lage und ihre Kanonen die Nachbarschaft von Basel so beherrschte, daß diese Stadt mit ihren Mauern und Gebäuden wie an dem Fuße eines Vulkanes da lag, der, wenn die Stunde seines Ausbruches kam, sie mit seinen Lavaströmen und Flammen vernichten konnte. Am nächsten und fast unvermeidlich erschien ein solcher Ausbruch während des letzten Kampfes, den Napoleon auf Leben und Tod mit den verbündeten Mächten zu bestehen hatte. „Da geschah es," so berichtet ein Zeuge aus jener Zeit, „daß unter den

zahllosen Völkerhorden, die von den Verbündeten gerufen, selbst aus dem inneren Asien zur Befreiung Deutschlands heranrückten, auch heidnische Tartaren und Kalmücken erschienen. Abtheilungen derselben konnte man im Jahre 1815 von Basel aus unter dem österreichischen Heere erblicken, welches die nahe gelegene französische Festung Hüningen belagerte, und etliche fromme Männer vereinigten sich zu dem Gelübde, ein Missionsseminar für eben diese Völker zu begründen, wenn der Herr es zuließe, daß Basel von den Kriegsverheerungen, welche furchtbar um die Stadt droheten, befreit bliebe. Hüningen (von den Oesterreichern erobert) sank in Asche und Basel blieb unbeschädigt. So wurde im Jahre 1815 der Grundstein zu dem Missionsinstitute gelegt *).

Man kann wohl sagen, daß für diesen folgenreichen geistigen Aufbau in Basel schon seit 30 Jahren die Stätte bereitet, und die Steine ganz zugerichtet waren, so daß man, wie dieses von dem großen erhabenen Vorbilde aller der kleineren Nachbilder von gleichem Namen gesagt ist, „keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte“ (1 Kön. C. 6 V. 7). Diese Vorarbeiten zum Baue waren auf einer Werkstätte geschehen, deren ich schon oben (Bd. II S. 384) erwähnt habe. Die Basler Sammlungen, welche seit 1786 bis zu unserer Zeit in 72 Jahrgängen von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, im Herzen und im Hause der Einzelnen so wie ganzer Völker gezeugt und für dieselbe gewirkt haben, sind eine dieser Werkstätten gewesen. Man pflegte vormals in den Beschreibungen der Städte Wahrzeichen von sinnlich bemerk-

*) M. v. die Missionsgeschichte und Missionsgeographie des Calwer Verlags 1846 S. 4.

barer Art anzugeben, durch welche jede einzelne Stadt sich vor anderen auszeichnete. Diese Wahrzeichen sind großentheils von vergänglicher Art gewesen: eine Feuersbrunst hat sie verzehrt, die Gebäude, an denen sie zu finden waren, sind vor Alter zusammengestürzt oder ein neuer Geschmack der Baukunst und Verzierungen hat sie verdrängt. Von höherem Werthe als solche todte Wahrzeichen der Städte sind schon jene lebenden, durch welche die Werkthätigkeit und besondere Geschicklichkeit ihrer Bewohner vor den Bewohnern anderer Städte sich auszeichnet. Ein solches Wahrzeichen möchte für Nürnberg die uralte Kunstfertigkeit der Messingarbeiten für den gewöhnlichen Haushalt, die Bereitung der feinen metallenen Saiten, ja selbst der Spielwaaren, sein, an denen die Kinderwelt vieler Völker und Länder sich vergnügt, so wie für Venedig die Glasperlen. Am höchsten jedoch stehen unter allen solchen Wahrzeichen der Städte jene geistigen, die nicht aus einer Geschicklichkeit der Hände ihrer Bewohner, sondern aus dem Grunde der Vielen gemeinsamen Gesinnung hervorgehen. Die Basler Sammlungen, so wie die Tausende der deutschen Bibeln, welche aus dieser Stadt ausgingen, sind ein bleibendes, fortwirkendes Wahrzeichen für dieselben gewesen und zu diesen beiden ist seit 40 Jahren das dritte: die Missionsschule getreten.

In den Werkstätten, darin eine Stadt jene Dinge fertigt, welche ihr in eben erwähnter Weise als Wahrzeichen vor anderen Städten dienen, sind gar viele Arbeiter. Das jüngere Geschlecht von diesen wird von den Alten zu dem Werke angeleitet und erzogen, und ohne solche Anleitung der Alten würde die eigenthümliche Kunstgeschicklichkeit sowie die Richtung derselben abnehmen und ersterben. Mehr aber noch als bei diesen leiblichen Werken sind für

einen gemeinsamen geistigen Aufbau jene alten Säulen nothwendig und förderlich, an die sich in unverrückbarer Festigkeit der Bauplan halten kann. Das sind die Männer von unwandelbar treuer Gesinnung, die der Herr des Baues selber dazu berufen und bereitet hat und ohne Aufhören mit seinem Rathe leitet. Solche alte Werkführer sind oft vor der Welt unscheinbare Leute, der Bauherr aber kennt sie und weiß sie täglich bei dem Werke zu brauchen: sie sind Gefäße und Träger des Geistes, aus dem dieses Werk hervorging, durch den es gefördert und erhalten wird.

Eine solche alte Säule des Glaubensmuthes und der Freudigkeit im Dienste seines Herrn steht in Basel da, und könnnte wohl auch mit zu den Wahrzeichen der Stadt gezählt werden. Es ist ein Mann, der gern im Innern des Baues, von der Welt ungesehen und ungenannt, dastehen möchte, denn er weiß doch, daß ein anderes Auge auf ihn sieht. Er ist als Handlanger in seinen Dienst eingetreten und möchte nicht mehr heißen als ein Handlanger. Er wird mir aber doch erlauben, daß ich seinen Namen in brüderlicher Liebe nenne, denn wenn er von seinem Werke abgerufen wird, wenn er längst zu seiner Ruhe gegangen ist, da werden die Leute doch auch laut über ihn sprechen, sowie seinen Namen nennen und sie mögen das immer thun. Denn der Name Spittler ist ja nur der Incognitotitel, den die alte gute Säule unter den Menschen führt. Auf dieser werden einst andere Namen zu lesen sein als der irdische Tauf- und Zuname, vor allen der neue Name des Bauherrn selber und seines Baues, aus dem der Pfeiler ewig nicht mehr hinauskommen wird. (Apok. 3 V. 12.)

## 29. Ein Geselle des Handlangers.

Bei der ersten Anregung zur Gründung des Missionshauses war der alte gute Handlanger unermüdet thätig gewesen. Sein Geschäft für den Bau hat ihm aber niemals so viel eingetragen als bei einer Gelegenheit, deren ich hier besonders erwähnen will. Eines Abends, im Jahre 1818, kam ein Jüngling zu ihm, in dessen ganzem äußeren Wesen sich eine ungewöhnlich hohe feine Bildung, durch Blicke und Worte aber die Hoheit eines Ernstes und einer kindlichen Liebe aussprach, welcher kein Herz, das den Ausdruck verstand, widerstehen konnte. Der Jüngling hätte des Empfehlungsbriefes nicht bedurft, den er zu Spittler brachte. Doch ersah dieser aus dem Briefe, wo und woher der Ueberbringer sei. Ich berichte hier jedoch nicht nur Das, was der Brief enthielt, sondern Das, was der Ueberbringer desselben noch mündlich zur Ergänzung seines Inhaltes hinzufügte. Er war ein junger Graf aus Rußland, in der Welt hochgestellt durch seine Geburt, seinen ererbten Reichthum, seine durch Fleiß und Talent erworbene, gelehrte, so wie vielseitig allgemeine Bildung. Bald nach Vollendung der Universitätsjahre hatte der Jüngling in St. Petersburg eine ehrenvolle Anstellung als Collegien-Assessor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welchem damals Capo d'Istria vorstand. Die Augen dieses Herrn Ministers sahen mit Wohlgefallen und großen Erwartungen auf den Jüngling und seine Gaben. Aber die Augen eines anderen, höheren Herrn waren auf ihn gerichtet; ein Zug der vorbereitenden Gnade hatte schon früher an seinem Herzen gewirkt, und dieses Herz nahm den Zug in sich auf und folgte ihm. In Dorpat, am Gymnasium, hatte der Rector Rosenberg, ein guter

Kantianer, ihn mit der Bibel bekannt gemacht und ihm das Lesen derselben empfohlen. Der Saame von göttlicher Herkunft war gut, der Boden aber bedurfte zur fruchtbaren Aufnahme noch eines Thaues, der es befeuchtete und erweichte. Denn der starke Sonnenschein, den der Glanz der Welt darauf fallen ließ, hatte eine Rinde gebildet, die zwar nicht von Stein, auch nicht sehr dick, dennoch der Aussaat hinderlich war. Wenn auch dem Kinde das Vermögen zum Stehen und Gehen aus dem Quell der inwohnenden Lebenskraft selber kommt, so bedarf es doch öfters einer hülfreichen Menschenhand, um an dieser sich aufzurichten vom Boden und die ersten Schritte zu versuchen. Auch dem Jüngling aus fernem Norden, ich will ihn hier bei seinem Namen nennen: dem Felician Zaremba erging es so; zu seinen ersten Schritten auf dem Wege seiner wunderbaren Wallfahrt bedurfte er einer ihn emporhebenden, führenden Menschenhand. Die Hinweisung auf diese helfende Hand kam ihm lange vorher, ehe er ihrer bedurfte, von einer unerwarteten Seite her. Der Schwager des Schulrektors in Dorpat, durch welchen er mit der Bibel bekannt wurde, war Secretär beim Censurgerichte, hatte in seinem Geschäfte gar manches Buch in die Hände bekommen und gelesen, unter anderen auch Jung Stilling's Schriften. Er sagte einmal zu Felician: wenn er in innere Unruhe und Noth käme, solle er Jung Stilling's Leben lesen, das würde ihm Licht und Ruhe geben. Der Jüngling merkte sich diese Worte und Jahre nachher erfuhr er, daß ihm die Weisung recht aus Gottes Hand gekommen sei.

Als er einst in Petersburg, uneingedenk der inneren Anregungen aus früher Jugend, und nur auf die äußere Gegenwart bedacht, auf der Straße geht, begegnet ihm ein lieber Freund, der ihm nicht blos die Jugendzeit, darin

beide sich gefunden, sondern auch die Anregungen, die ihm damals geworden, in Erinnerung bringt. Denn als er nach der herzlichen Begrüßung auf der Straße den Freund in seiner Wohnung besucht, findet er diesen eifrig in der Bibel lesen. Der Ermahnung des Jugendgenossen, daß doch auch er das Buch der Bücher wieder fleißiger lesen möge, folgt er gerne. Er liest und liest, aber es war, als ob die Geschäftigkeit des Tages, der Leichtsinn des geselligen Lebens, die scharfe Zugluft, die von der Nähe der Fürstenhöfe ausgeht, eine Eisdecke über sein Herz gezogen hätten, auf welche der Same des Wortes Gottes hinschlug und auf der er abglitt, wie die großen Regentropfen auf einem kupfernen Dache. Aber das Anschlagen that nicht wohl, es erregte Unruhe, Zweifel und Noth. Der Freund, der ihn zur Bibel hingewiesen, konnte dagegen keinen Rath schaffen, ihm ging es selber wie einem Menschen, der einen so leisen Schlaf hat, daß diesen das Auftreffen der Regentropfen auf das kupferne Dach beunruhigt und stört. Da fällt dem Felician das Mittel ein, das ihm der Censursekretär gegen solche innere Unruhe anempfohlen hatte; er findet im Buchladen Stilling's Leben und aus diesem Buche wehet ihn ein kühlender Hauch von Osten her an, der die unruhige Aufregung stillt. Das Herz wird ihm weich, die Eisrinde vergeht, der Saame des Wortes Gottes findet Zugang zu dem bereiten Boden. In Stilling's Umgebung wird ihm so wohl zu Muthe, als sei er im Hause eigener Eltern und Geschwister. Er liest noch viele andere Schriften aus dieser für ihn gesegneten Hand, das Gefühl seines Heimwehes wird immer stärker, er möchte aus dem unruhigen, schalen Treiben der Welt, die kaum mit der Zunge, noch weniger aber mit dem Herzen nach Gott fragt, hinaus, möchte unter Menschen kommen „die nach der Bibel leben;“

welche Gott und die Brüder von ganzer Seele lieben. In dem Lande dieser Leute wollte er gern, als der Geringsten einer, sei es als Schuster, als Schneider, als Schornsteinfeger oder im höchsten Falle als Schulmeister, als Krankenwärter dienen und sein Brod essen. Der Zug der Liebe nach einem Lande, nach einer Gemeinde der Gläubigen, in denen die Liebe lebt, wird immer unwiderstehlicher und mächtiger; er bricht durch alle bisherige Hemmungen und Bedenklichkeiten hindurch. Was fragt er nach äußerer Ehre und hohem Range, was fragt er nach seinem Vermögen, das seiner einzigen Schwester, das einigen seiner Verwandten sehr zu statten kommen kann; es gilt bei ihm: Alles dahingeben und Christo nachfolgen.

Mag der leichte Weltsinn über ein so thöricht scheinendes, jugendliches Beginnen lachen, das innere Gewicht, welches dieses in Bewegung setzte, war nicht leicht, sondern schwer. Wie das innere Eis vom Herzen, so war auch das äußere Eis auf dem Meere gebrochen, und gleich einem Flüchtlinge, doch mit ehrenvollem Abschluß seiner Dienstgeschäftigkeit durch Urlaub zu einer Reise in die Schweiz, besteigt er ein Schiff, das nach Deutschland, zunächst nach Lübeck, segelt. Von hier aus erst schreibt er den Verwandten und Freunden seinen eigentlichen ernsten Entschluß: seine bisherige Stellung für immer zu verlassen, allen Ansprüchen, die ihm Stand und Vaterland gaben, zu entsagen. Wie ein Sterbender vererbt er seine Güter, sein Vermögen, denn er geht einer anderen Aussicht entgegen.

Noch ist es ihm selber nicht klar, wohin er eigentlich gehen solle und wolle. Nur das eine Hoffen steht ihm fest und leuchtet ihm wie ein leitender Stern auf seinem Wege voran, daß Gott, der ein lebendiger Gott sei, wel-

cher dem Menschen das Verlangen, das nach Ihm fragt, in's Herz gibt, auch ihn, nach Seinem wunderbaren Rathe, zu dem Ziel- und Ruhepunkte seines Verlangens hinleiten, ihn zu Leuten führen werde, die nach der Bibel leben.

Die Lebendigen alle, „wenn sie der Odem des Herrn treibt" (Jesaj. 63 V. 14), folgen der Führung des bewußtlosen Naturdranges (Instinktes) ohne Aufenthalt, wie der Wandervogel, der über Land und Meer zieht. Auch der Geist des Menschen wird von jenem Odem des Herrn angeweht, wenn ihm die Stunde kommt, da der Winter vergangen, der Regen weg und dahin ist, die Turteltaube sich hören läßt im Lande. Wenn die Liebe, die sein ganzes Wesen dahinnahm, die Stimme des Freundes vernimmt: „stehe auf" da geht sie aus, auch in dunkler Nacht, auf die Gassen der Stadt und hinaus auf die Straßen, sie fürchtet nicht die Wächter, die in der Stadt umhergehen, sondern fragt nur Alle, die ihr begegnen, nach Ihm, den sie sucht. In Zaremba's Herzen war der Drang dieser Liebe so unaufhaltsam und mächtig, daß er, als er die Heimath verließ, wie einer, welcher, dem Untergange entfliehend, nicht vom Felde umkehrt, um seine Kleider oder etwas aus seinem Hause zu holen, nur auf sein Davoneilen bedacht war. Er hatte das baare Geld, das er mit sich nahm, nicht gezählt, nicht berechnet, wie weit es wohl zu einer Reise ausreichen werde; an Empfehlungs- und Creditbriefe hatte er nicht gedacht, sondern eher noch an das Gebot, das der Herr den Jüngern auf den Weg gab den er sie sendete, daß sie nicht bei sich tragen sollten einen Beutel oder Geld im Gürtel. Als er den deutschen Boden betrat und nun die Frage, wohin er eigentlich gehen wolle, ihm öfter und dringender in den Sinn kam, da trat ihm die Erinnerung an Jung Stilling und seine

Schriften recht lebendig vor die Seele. Zu diesem Manne würde es ihn vor Allem hingezogen haben, wenn er noch gelebt hätte; der alte, treue Pilger war jedoch schon ein Jahr vorher (am 2. April 1817) zu seiner Ruhe eingegangen. Aber das Land, darin Stilling gewohnt hatte, so dachte der junge Reisende, müßte doch wohl noch am meisten ein solches sein, darin sich die Menschen fänden, „die nach der Bibel leben.“

Seine werthvolle Uhr, eine goldene Kette und andere Kostbarkeiten, die an seinen Stand erinnerten, bedarf er nicht mehr, er will nichts mehr vor Menschen sein noch scheinen: er verkauft diese Dinge in Hamburg. Bis Lauenburg fährt er, wandert zu Fuße durch die Lüneburger Haide, darin es damals noch keinen solchen geistigen Haltpunkt gab wie das Hermannsburger Missionshaus ist, fährt dann wieder mit der Post bis nach Marburg. Hier bemerkt er, daß sein Reisegeld bis auf Weniges aus seiner freigebigen Hand dahingegangen sei; doch kümmert ihn das nicht; sorglos, ohne einen Weg zu wissen, denn er hatte sich nicht einmal mit einer Reisekarte versorgt, wandert er, wie er wohl einige Male als Student gethan, mit der Reisetasche auf dem Rücken nach dem Rheine hin und seinem Laufe entlang nach Süden. So erreicht er an einem Sonnabend Nachmittag im Herbste die Gränze von Baden, darin Stilling gelebt und gewirkt hatte; er kommt nach Weinheim. Sonderbar und zugleich bedeutsam scheint es ihm, daß gerade bis dahin der Rest seines Reisegeldes noch gereicht hatte; hier aber freilich war derselbe bis fast auf den letzten Kreuzer verzehrt. Nun, so denkt er, jetzt wird der Herr seine Hand aufthun, ich werde Leute finden, die mich und meine Kräfte brauchen können; Leute von der Art, wie ich sie suche.

Er hätte sich im Wirthshause gern mit der nothdürftigen Sättigung eines armen Wandersmannes begnügt, hatte auch dieses ausdrücklich nur begehrt, seine feine Kleidung aber, sein ganzes Wesen zogen ihm jene höhere Beachtung zu, durch welche der Wirth ihn ebenso in Verlegenheit setzte als er, der Gast ihn, durch die Fragen nach solchen Leuten, die er hier suchte und zu finden hoffte. Zaremba geht am Sonntag zu dem ältesten Geistlichen in der Stadt, bittet diesen in kindlicher Einfalt, ihm den Ort zu nennen, wo die Leute sind, „die nach der Bibel leben?“ Verwundert über die seltsame Frage, die ihn fast am Verstande des Jünglinges irre machte, sagt der alte Herr: „hier im Lande leben allerwärts Christen.“ Zaremba faßt seine Frage genauer: „solche Leute meine ich,“ sagt er, „die in Stilling's Geist und Sinn nach der Bibel leben.“ — „Ein Enkel von Stilling,“ so antwortete der Dekan, „wohnt hier und ist mein Kollege: der Stadtpfarrer Schwarz, der wird sich wohl mit Ihnen verständigen und Ihnen die gewünschte Auskunft geben.“ Der Dekan führt den jungen Reisenden selber zu Schwarz hin, und dieser erkennt alsbald in dem Fremdling aus dem fernen Norden einen geistigen Verwandten und Blutsfreund; nimmt ihn herzlich auf. Er versteht den eigentlichen Sinn der Frage, versteht das Verlangen des Jünglings, das ihn hieher geführt hat. „Nach Basel,“ so sagt er, „in's Missionshaus sollten Sie gehen, dort finden Sie, was Sie suchen; dort, scheint es mir, ist das Ziel, zu welchem der Herr Sie berufen und bestimmt hat.“ Hierauf schildert er ihm den ehrwürdigen Missionsvater Blumhardt, das Wesen und die innere Einrichtung des Missionshauses; seine Bestimmung zur Vorbereitung der Zöglinge für den Dienst und die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden. Der Jüng-

ling fühlt sich in seinem Herzen wie von einem Pfeile getroffen. „Das ist's, das ist's, was ich suchte," ruft er freudig aus. Das Dunkel ist ihm aufgehellt, alle Räthsel gelöst, sein Weg liegt eben und gebahnt vor ihm, er will sogleich zur Weiterreise aufbrechen. — „Bleiben Sie, bleiben Sie," so ermahnt ihn Schwarz; „Sie müssen mit uns zu Mittag essen und morgen gerade fahre ich nach Heidelberg, dahin sind Sie mein Begleiter und wir besprechen daselbst das Weitere."

Wie mag es dem jungen Wandersmanne zu Muthe gewesen sein, als er am Abende im Wirthshause auf sein einsames Zimmer kam und hier sein Gefühl, seinen Dank etwa in ähnlicher Weise aussprach, als das Lied von Arnold: „So führst du doch recht selig Herr die Deinen, ja selig und doch meistens wunderlich." Denn wenn er bedachte, wie er in Dorpat durch einen Schulrektor, der doch selber den Inhalt der Bibel nur durch das Augenglas der Kantischen Philosophie las, zur ersten Bekanntschaft mit dieser, durch einen Censursekretär zu der mit Jung Stilling's Schriften gekommen, wie die letzteren ihm in St. Petersburg das Herz für die Aufnahme des göttlichen Wortes weich gemacht, das Auge zum besseren Verständnisse derselben geöffnet hatten; wenn er weiter bedachte, wie ihm Stilling nicht blos in der Welt des Geistigen, sondern auch auf seinem Wege durch die sichtbare leibliche Welt ein leitender Stern geworden war, der ihn zu seinem bestimmten Berufe gebracht hatte, da mußte ihm diese Führung als eine selige erscheinen. Selig war sie für ihn, und zugleich wunderlich. Denn daß sein Reisegeld gerade noch bis nach Baden, in das von ihm sogenannte „Stillingsland" gereicht hatte, daß er hier einen Enkel von Stilling fand, gleichsam am Wege stehend, als ob er hier auf ihn warten

sollte, um ihm seinem eigentlichen Posten, zu dem ihn Gott aus Rußland gerufen hatte, anzuweisen und ein Stück Weges dahin mitzunehmen, das Alles war doch in der That wunderlich.

In der Nacht geht seine Seele wandern, rückwärts in die Erinnerungen an den zurückgelegten Weg und vorwärts in die Aussicht auf den Weg, der nun vor ihm liegt. Da auf einmal stellen sich die Sorgen ein, die bisher gar nicht in seinem Herzen aufgekommen waren. Nach Basel war noch ein weiter Weg — sein Geld war zu Ende; er wußte nicht einmal, wie und wovon er seine Rechnung im Wirthshause bezahlen solle. Nun, er vertraute der unsichtbaren Hand, die ihn hieher gebracht, die ihm das Ziel seines Sehnens und seiner Bestimmung so deutlich und klar gezeigt hatte — diese wird wohl weiter sorgen.

Für die Abreise nach Heidelberg war erst eine spätere Vormittagsstunde festgesetzt. Er verläßt das Wirthshaus ohne Frühstück und als er von seinem Gange zu Pfarrer Schwarz zurückkehrt und nun zur Abreise mit diesem sich anschickt, da legt er alle seine Habseligkeiten, die er in der vollgepackten Reisetasche mit sich trägt, auf den Tisch und ersucht den Wirth, sich zu wählen, was ihm gefiele, um sich damit für seine Bewirthung bezahlt zu machen. Dieser Mann aber hatte ein Gemüth, das für die Anregungen einer höheren Liebe nicht verschlossen war; das ganze Wesen seines Gastes hatte ihn mit einer Achtung und Bewunderung erfüllt, wie er sie vielleicht kaum jemals gegen einen Menschen gefühlt hatte. Mit Thränen in den Augen eilt er hinaus, kommt mit einer Flasche Wein und einem kalten Frühstücke wieder, nöthigt seinen Gast, der ja heute noch ungegessen sei, etwas zu genießen, will von einer Gabe

für seine Bewirthung nichts wissen. Es ist dieses eines der Beispiele, die in Zaremba's Verkehr mit anderen Menschen oft vorkamen: einer jener Fälle, darin sich die Kraft jenes (wie ein Freund es bezeichnet) Unnennbaren in seinem Wesen, das ihm die Seelen unterwarf, deutlich kund gab.

In Heidelberg fand der Wanderer bei dem Vater Schwarz (dem Professor) dieselbe freundliche Aufnahme als bei dem Sohne in Weinheim. Er will sich aber nicht halten lassen, will unverzüglich zu dem Ziele seiner Berufung hinziehen. „Haben Sie denn auch Geld zur Reise?" fragt man ihn. Der gottvertrauende Wanderer antwortet darauf mit „Nein". Da schreibt ihm Schwarz einen Circular-Empfehlungsbrief an alle seine Amtsbrüder im Lande, an deren Wohnort sein Weg ihn vorüberführt. Ueberall, wo man ihn nur recht in's Auge gefaßt hatte, findet er freundliche Aufnahme, am meisten in dem guten Pfarrhause zu Altenheim, wo ihm die ersten Hefte des Basler Missions-Magazins zur kräftigen Stärkung seiner Freudigkeit dienen und von wo er auch den Brief mitnimmt, der ihn bei Vater Spittler einführte. Auch hierbei mußte er erkennen: das hat Gott gethan. Denn der Vorstand des Missionshauses: Inspektor Blumhardt war verreist; die Anderen wußten nicht recht, ob sie dem seltsamen Fremdlinge Hoffnung zur Aufnahme machen dürften oder nicht. Konnte er sich doch nicht einmal darüber ausweisen, ob er wirklich der sei, als den er sich nannte. Denn seinen Paß hatte man ihm am Thore abgenommen und zurückbehalten, und wäre dieses auch nicht gewesen, so blieb es doch immer eine fast unglaubliche Sache, daß ein junger Graf aus Rußland sein Vermögen, seine ehrenvolle Anstellung, seine glänzenden Aussichten für die Zukunft sollte verlassen haben, um auf Gerathewohl, ohne nur ein eigentlich bestimm-

tes Ziel vor Augen zu haben, nach Deutschland zu ziehen, und daß derselbe nun auf einmal, nachdem er vom Basler Missionshause die erste Kunde gehört hatte, in dieses eintreten wolle. „Wie wird sich der junge Graf, wenn er wirklich einer ist, unter der armen Leute Kindern, unter den meist gar noch unwissenden und ungebildeten Zöglingen der Anstalt zurechte finden und eingewöhnen können?"

Blumhardt kam. Man kann wohl sagen, das war ein Mann, auf dem der Geist eines Gamaliel ruhete; jener Geist des Glaubens und der Erkenntniß, der festen Ruhe und Treue, welcher der Welt um sich her und selbst den Feinden Achtung gebot (Apostgesch. C. 5 V. 34) und fruchtbar war in jenen Gaben und Werken, welche Heidenapostel erwecken und erziehen können (Apostgesch. 22 V. 3). Ein solcher Gamalielssinn erkannte wohl bald, was in Zaremba war; doch fügte es Gott, daß gerade in jenen Tagen noch ein anderer Zeuge für die ächte Gesinnung und den Werth des fremden Jünglings auftrat. Dieses war der theuere, für das Werk des Herrn geweihte, Dr. Pinkerton, ein Mensch, der überall von der Wahrheit zeugt, weil diese in ihm selber lebt. Pinkerton hatte längere Zeit in Petersburg verweilt und gewirkt; er fand den Jüngling Zaremba mit all' den höheren Kreisen, mit den Männern, die ihm selber näher befreundet waren, wohlbekannt, gewann, wie ein alter Bekannter, sein ganzes, kindliches Vertrauen, so daß er, der vielerfahrene Kenner der Menschenherzen, zu Blumhardt sagen konnte: „Sie haben an dieser jungen Seele eine Perle in's Haus bekommen." Und dieses Wort hat sich als wahr erwiesen. Man kann wohl sagen: der Jüngling war so wunderbar aus weiter Ferne hieher berufen und geführt worden, da-

mit er in geistiger Weise das Missionshaus mit erbauen helfe. Die Zöglinge der Anstalt fühlten bald die überwältigende Macht der Demuth und Liebe, die von diesem ihrem Mitschüler ausging, der durch äußere, wie innere Gaben so hoch stand. Was sich trennen wollte, das versöhnte er mit einer Freundlichkeit, in welcher zugleich eine Hoheit lag, die alles Widerstreben besiegte. Und was er, der Mensch von klarem Verstande, gründlicher Vorbildung und leichter Fassungskraft, durch den Unterricht der Lehrer von außen wie von dem Lehrer in seinem Inneren empfing, das war nicht für ihn allein ein reicher Schatz, sondern wurde es auch durch die Mittheilung aus kindlich treuem Herzen für seine Mitschüler. Ja, ich darf das wiederholen: ein wesentliches Stück in der Geschichte des Missionshauses von Basel ist das Eintreten des damals 23jährigen Felician Zaremba in dasselbe am 7. Dez. 1818. — Seine ordnungsgemäße Entlassung aus dem russischen Staatsdienste hatte er, wie es scheint, durch Pinkerton's Vermittlung, aus Petersburg erhalten.

Ich habe hier nur den einen äußerlichen Theil der Geschichte und Lebensführungen meines Freundes Zaremba mitgetheilt. Die eigentliche innere Geschichte seines Lebens mit ihren äußeren Früchten und Thaten in Basel, in Astrachan, dann zu Schuscha unter den Tartaren; seine Lebensrettung und Erhaltung bis zu seiner jetzigen Stellung als Prediger am Missionshause liegt unter einem geistigen Siegel, dessen Eröffnung meiner Hand nicht gebührt, noch erlaubt ist. Die Führung mancher innig demüthigen Seelen geht durch ein Feld der Läuterungen und Tröstungen, von welchem uns, wenn wir mit Fragen und Forschen hineindringen wollen, das Gefühl sagt: „Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen

Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land."

## 30. Ein weiterer Ausbau des Werkes.

Ich habe soeben in Zaremba nur Einen aus jenen geistigen Bausteinen genannt, welche dem Missionshause zu Basel zugeführt wurden, durch eine Aufsicht und Leitung, welche nicht aus menschlicher Kraft noch Berechnung kam. In einer anderen Gegend des fernen Nordens wurde ein Jüngling von dem Zuge ergriffen, dem Werke des Herrn unter den Heiden zu dienen: der Schwede Fjellstadt. Aermer zwar an äußeren Gütern, menschlich geringer von leiblicher Geburt, aber eben so reich an Hoffnung, so fest im Vertranen, eben so hoch am Stande der inneren Berufung als Zaremba, kam er nach Basel, wirkte als gesegneter Sendbote des Evangeliums in Südindien, dann in Kleinasien, wo ich in Smyrna an seinem Umgange mich erfreute und stärkte, jetzt als Inspektor am Missionsseminar zu Lund in Schweden. An jungen Kindern, welche mit besonderer Leichtigkeit und Fertigkeit sprechen lernen, darf man diese Gabe meist der zärtlichen, zuthätigen Liebe der Mutter zu dem Kinde und des Kindes zu der Mutter zuschreiben. Diese gegenseitige Liebe und der fortwährende Verkehr des Unmündigen mit der Mutter thut bei dem Kinde mit dem Herzen zugleich den Mund auf; denn was kann beredter machen als die glückliche Liebe? Der Zug einer solchen ewigen Mutterliebe hat meinem Freunde Fjellstadt sein Ohr geöffnet, seine Zunge gelöst, daß er 26 Sprachen der Völker verstehen lernte, in 12 derselben predigen konnte. Sei mir gesegnet, du Mann von sanftem, stillem, in Liebe kräftigem Geiste.

Die Zahl der Sendboten, welche von Basel aus unter

die Völker der Erde gingen (sie betrug im Ganzen gegen 200), ist zwar durch den Tod sehr gelichtet worden, aber das Werk der Lebenden, wie der zur Ruhe Gegangenen, steht in gesunder Kraft da, als ein Zeugniß an so wie über den Heiden. Pfander, der Kämpfer für die göttliche Wahrheit des Christenglaubens gegen den hochmüthigen Wahn der Mohamedaner in Indien, während seines Lebens von den Feinden gefürchtet, wirkt noch immer als eine siegreiche Macht durch seine Streitschriften gegen die falsche Lehre fort. Dr. Gobat, der jetzt an der Stätte des irdischen, sichtbaren Zions seinem Herrn in Treue dient, hat mit derselben Treue, in der Kraft Gottes vielen Völkern das Heil und die Gerechtigkeit verkündet, die von Zion ausging; Weitbrecht hat in Indien eine reiche Aussaat zum großen Tage der Ernte hinterlassen; Dr. Krapf, Rebmann u. A. sind heldenmüthig und mächtig in Wort und That zu den Völkern des südöstlichen Afrika's eingedrungen, von denen Mehrere die Stimme des Evangeliums noch niemals vernommen hatten; Kölle hat den geistigen Weg zu Afrika's Bewohnern durch die Forschung ihrer Sprachen gebahnt; Mögling, Weigle, Dr. Gundart u. A., welche als gelehrte Theologen den Meistern ihrer Wissenschaft an einer unserer vaterländischen Hochschulen ebenbürtig gewesen wären, haben, als sie zum Missionswerke unter den Heiden in Indien sich gürteten, jenen Reichthum des Geistes gerne hinter sich gelassen, um in Armuth und Einfalt das Eine, das Noth thut, zu gewinnen und anderen Seelen zu bringen. Viele der treuen Zeugen und kräftigen Rüstzeuge ruhen in Ost, in Süd und Norden in ihren Kammern, als Saatkörner, welche dort im Boden starben und vergingen, damit sie ihre Frucht brächten.

Das Basler Missionswerk ward eine Leuchte, die nicht unter einem Scheffel verdeckt und verborgen blieb, an ihrem Lichte entzündeten sich neue Kerzen: die zahlreichen Hülfsvereine in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland — vor Allem in Würtemberg. Derselbe anregende Geist aber, welcher das Werk in Basel hervorgerufen und begründet hatte, weckte, unabhängig von jener Anregung, auch in anderen Gegenden dasselbe geistige Leben. Die Missionsschule in Berlin, welche schon seit dem Beginne des Jahrhunderts der theuere Vater Jänicke mit geringen Mitteln angefangen hatte, erhob sich seit 1823 zu dem jetzigen Missionsseminare und einer von Goßner begründeten Schwesteranstalt. Ein Jahr darauf (1824) entstand das Missionsinstitut zu Paris, bald nachher die freudig gedeihende rheinische Missionsgesellschaft in Barmen, während zu gleicher Zeit der niederländische Verein zu Rotterdam das Missionswerk wieder eifrig aufnahm, das die Holländer schon im 17. Jahrhunderte auf Ceylon und anderen Inseln des indischen Archipels mit Ernst begonnen hatten. Wie ein Quell, der schon nahe bei seinem Ursprunge zu einem mächtigen Bache wird, sind die Pflanzstätten für Sendboten des Evangeliums in anderen Gegenden des nördlichen Deutschlands in gesegneten Anbau gekommen, namentlich die in Leipzig, die zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide und die für Prediger an den verlassenen lutherischen Gemeinden in Nordamerika zu Neudettelsau in Bayern.

Wenn man aber von solchem Werke des Herrn in seiner Kirche spricht, da möchte man gern den Mund aufthun und des Redens nicht müde werden. Was gibt es auch Höheres und Lieblicheres zu sagen, als die Geschichte der Missionen von den Zeiten der Apostel an bis zu unse-

ren Tagen. Kann sich doch jede Zeit und fast jedes christliche Land in Europa seiner Glaubenshelden rühmen, die, bis zum Tode treu, den Heiden das Licht des Evangeliums brachten. Der Geist, welcher in den letztvergangenen Jahrhunderten einen h. Franziscus Xaverius bewegte, ist auch in dem „Indianer-Apostel“, dem John Elliot aus England, unter den Wilden in Amerika kräftig gewesen, hat den Norweger: Hans Egede in die Eisfelder von Grönland begleitet, ist mit dem Miss. Schwarz aus Halle nach Indien gezogen, hat sich an der kleinen Gemeinde der Philadelphier in Herrnhut und ihren vielen Sendboten, die in der Einfalt und Treue des Herzens sich ganz dahingaben, nicht unbezeugt gelassen. Das Werk, das diese mit ihrer geringen Kraft so treu begonnen, das haben gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ganze Nationen in ihre Hände genommen. Denn damals, als in dem gegenüber gelegenen Frankreich der Geist der Vertilgung tobte, ist in England dasselbe geschehen, was in Basel sich zutrug, als der Stadt von dem nachbarlichen Hüningen her der Untergang zu drohen schien. In den Jahren 1792, 1795, 1804 sind in England Missionsgesellschaften entstanden, welche durch die allgemeine Theilnahme aller Stände zu einer geistigen Macht wurden, die dem Reiche Christi unter den Heiden nach allen Richtungen hin eine Bahn gebrochen hat. Diesem Werke schlossen sich 1808 die Amerikaner und 1816 in beiden Welttheilen die Methodisten an. Im Ganzen zählten im J. 1842 sämmtliche protestantische Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's 708 Hauptstationen, 974 Missionen, mit 131 Gehilfen aus ihrem Vaterlande und 4089 hinzugetretenen Nationalgehilfen. Diese wirkten in allen Gegenden der Erde, ausgestreut unter die Heiden, aus denen sie eine Gesammtzahl

der zum Christenglauben Bekehrten von etwa 400,000 Seelen um sich versammelt hatten.

Doch wir wollen den Segen der Missionen hier nicht in seiner weitgehenden Ausdehnung in den Ländern, wie unter den Völkern, sondern in der nächsten Nähe seiner Wirksamkeit, an einigen Beispielen betrachten.

Wenn in einem neugeborenen Kinde nur erst die Bewegung der Brust und ihrer athmenden Lunge erwacht ist, die den Anhauch des Lebens von außen aufnimmt und durch alle Glieder des Leibes verbreitet, dann gibt sich auch bald an diesen Gliedern die bewegende Kraft kund. Das Verlangen nach dem Worte Gottes, der Eifer zur Erweckung der Liebe zu ihm und seiner Erkenntniß, welche sich in dem Werke der Bibelverbreitung und der Missionen kund geben, ist die erste Bewegung eines neuerwachten, geistigen und göttlichen Lebens in einem Theile der europäischen Christenheit gewesen. Wir vergleichen sie mit Recht den Athemzügen, durch welche der Mensch die Anregung des leiblichen Lebens empfängt. Denn woher anders kann dem geistigen Menschen das Leben kommen und erhalten werden, als aus dem „Wort des Lebens"? Wie an einem Ohnmächtigen sich die bleiche Wange röthet und das Aufblühen der Kräfte ihm wiederkehrt, wenn seine Brust wieder athmet, so hat sich der Segen der Missionsthätigkeit in einem vielseitigen, werkthätigen Streben zum Besseren und zugleich in einem Wohlbefinden und Gedeihen der äußeren wie inneren Zustände kund gegeben. Zunächst ist dieser Segen immer an der Stadt oder dem Lande deutlich erkennbar gewesen, darin ein solches Werk mit Ernst und Liebe aufgenommen wurde. Basel gibt uns ein Beispiel davon. Das Werk der Mission ist hier nicht auf das Haus

beschränkt geblieben, das von ihm den Namen trägt, sondern es ist in viele Häuser und Herzen eingegangen mit seiner bessernden und belebenden Kraft. Allerdings wiederholt sich auch hier wie überall das Nebeneinanderstehen der entschiedenen Gegensätze; das entschieden gläubige Bekenntniß der Wahrheit durch Wort und That ruft den eben so entschiedenen Widerspruch des Unglaubens und der Lüge hervor. Denn je klarer das Licht leuchtet, desto mehr fühlt sich die Finsterniß von ihm gezüchtigt und vernichtet. Dennoch kann der Freund des wahren, inneren Friedens hier mit seinem Gruße im Herzen durch alle Gassen gehen; er fühlt es, daß der Geist, welcher den Frieden von sich stößt, keine Uebergewalt hat. Und wie sind hier im Verlaufe der Jahre neben dem einen großen Werke des Zeugnisses an die Heiden so viele andere Werke der Erbarmung an den Menschenseelen entstanden; Thaten zur Linderung der äußeren wie der inneren Noth geschehen. Bei vielen dieser Werke und Thaten ist der oben erwähnte Handlanger geschäftig gewesen, ja man kann wohl sagen, daß er immer zunächst dabei war, wenn und wo etwas dieser Art in Bewegung kam. Und mit ihm der gute, treue Nachbar des geistigen wie des leiblichen Basel, der Vater Zeller in Beuggen, dessen Nachbar, wenn solcher Wunsch nicht zu hoch wäre, man selbst einmal im Himmelreich werden möchte. Ja, das gute Basel hat Viel gethan und ist in seinem Thun und Geben nicht müde, sowie auch nicht arm geworden. Denn den inneren Segen seiner Thaten hat der äußere auf jedem Schritte begleitet; die dahingestreuten Saatkörner, wenn der Thau der Liebe sie befeuchtete, haben vollwichtige Aehren auch für die Tage der Erde getragen.

Das Feuer der neuerwachten Liebe zündete von Basel

aus bald weiter in dem benachbarten Würtemberg*). Hier fand die Bewegung mehr denn anderswo ein bereit Volk. Als in den Zeiten der Reformation eine fremde Herrschermacht die kirchliche Uebung des evangelischen Gottesdienstes untersagt hatte, da bildeten sich die Privatversammlungen der Gläubigen in den einzelnen Gemeinden, welche späterhin durch Spener's Einfluß und den lebendigen Verkehr mit der Brüdergemeinde eine so feste Haltung und allgemeine Verbreitung fanden, als nirgends sonst. Diese Haltung blieb dem Volke, als die großen mächtigen Zeugen der Wahrheit, die ihm Gott gegeben: Bengel, Oetinger, Storr, Hahn und der Haufe ihrer treuen Mitkämpfer längst dahin waren und im Stande der Lehrer an der Universität, sowie in den Schulen und Kirchen nur noch einzelne Säulen aufrecht standen. Die Saamen jener alten, dahingenommenen Bäume waren noch im Boden des Volkes geblieben und der Lebenshauch von Basel her wehte ungehemmt über die junge Aussaat hin. Welches andere Ereigniß der Erde hätte in einem Volke lebendigere, wärmere Theilnahme zu wecken vermocht, als das Werk der Bibelverbreitung und der Mission, das in Basel sich begründete. Es waren nicht die gläubigen, reich begabtesten Theologen allein, die sich aus Würtemberg dem Werke anschlossen, mit freudigem Muthe die Lehrerstellen an der Missionsschule übernahmen, nicht allein die Schaar der Zöglinge, die sich von Anfang an und seitdem fortwährend dahingezogen fühlten, sondern fast das gesammte Volk, unter ihnen die Armen, denen zur Sättigung kaum das

---

*) Ich entnehme die hier nachstehenden Züge aus der trefflichen Schrift des Prälaten Dr. Kapff: „der religiöse Zustand des evangelischen Deutschlands nach Licht und Schatten."

tägliche Brod bleibt, stellte sich mit Leib und Seele zu dem Werke ein. Ich könnte da von vielen Beispielen erzählen, welche an den rührenden Liebesbeweis der Wittwe am Gotteskasten erinnern. Hat doch selbst im vorigen Jahre der großen Theuerung und der schweren Heimsuchungen, welche der Wasserschaden über das Land brachte, das arme, kleine Würtemberg für das Werk der Missionen über 100,000 Franken gesammelt und (wenn auch weniger als andere Jahre, dennoch) 22,416 Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. Aber ich will nachher an einem noch ganz neu vor Augen liegenden „Schauspiel der Engel" es zeigen, was der durch Liebe lebendige Glaube vermag. Hier aber weise ich nur auf eine Sabbathsfreude hin, welche kein anderes Volk in höherem Maaße genießt, als das im Würtemberger Lande. Das sind die Missionsfeste, welche alljährlich in jedem kleinen Bezirke des Landes, von wenig Stunden im Umfange, gefeiert werden. Da wird keine Stimme des Unfriedens gehört; das Volk, das von allen Seiten her dem Feste zuströmt und in der überfüllten Kirche, sowie an ihren Thüren, 3 bis 4 Stunden lang mit freudiger Theilnahme verweilt, vernimmt da nur die Kunde von der Ausbreitung des Reiches des Friedens und der Gnade unter allen Völkern. Oefter wird diese Kunde von einem Augenzeugen gebracht, denn aus Würtemberg sind seit 30 Jahren über 200 Sendboten, im Dienste verschiedener Missionsgesellschaften, in die Länder der Heiden ausgegangen, von denen manche als besuchende Gäste, oft auch zur Stärkung ihrer leidenden Gesundheit, in ihr Vaterland kommen. Was ein solches Missionsfest sei und wirke, das weiß ja auch das nördliche Deutschland aus dem Besuche in Herrmannsburg, in Barmen, neuerdings in Leipzig, diesem freudig aufblühenden Missionsfelde meines lieben Vaterlandes

und anderwärts. Ich bleibe jedoch hier bei dem Nachbarlande von Basel, bei Würtemberg, stehen, um an diesem Lande zu zeigen, wie sich an die That des Glaubens und der Liebe, die sich im Missionswerke kund gibt, alsbald die anderen verwandten Thaten anschließen.

Das kleine Häuflein der Gläubigen, welches sich schon früher, obgleich es unter dem Namen der Pietisten von der Menge verspottet und verlästert war, inniger als anderswo zusammenschloß und gegenseitig durch brüderlichen Verkehr in der Liebe und in der Erkenntniß des Heiles sich zu fördern sucht, hat sich mitten in der Zeit der Noth und politischen Rasereien ihrer Landsleute auffallend vermehrt. Versammlungen zur gegenseitigen Erbauung, welche, wo dies sein kann, unter der Leitung des gläubigen Geistlichen stehen, finden sich in jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe. In einem der letzteren, das 3000 Einwohner zählt, halten sich 600 zu diesem engeren Verbande, dessen Mitglieder, ferne von dem hochmüthigen Gelüste, von ihrer Kirchengemeinschaft sich zu trennen, vielmehr die eifrigsten Anhänger derselben sind *). Pflege- und Erziehungsanstalten für arme Kinder gab es 20 schon vor dem Jahre 1848 in Würtemberg. Ihre Zahl hat in den Jahren der großen Noth eher zu- als abgenommen; die Zahl der armen Kinder, welche ohne diese Hülfe in Hunger und Elend umgekommen wäre, ist jedenfalls seitdem gewachsen und dennoch hat es diesen Häusern, zu denen noch 3 Kinderheilanstalten, 2 Pflegeanstalten für Taubstumme, 2 für Blinde kommen, niemals an den nöthigen Mitteln gefehlt, obgleich sie nur durch freiwillige Beiträge des Volkes, nicht des Staates, erhalten werden, der noch seine eigenen

*) M. v. Kapff a. a. O. S. 38.

wohlthätigen Anstalten unterhält. Theilt doch das arme Volk in Würtemberg von dem Ertrage seiner Obstgärten und Felder den noch ärmeren Eskimos in Labrador und Grönland mildiglich mit, denn in jedem Jahre überbringt das Schiff, welches diese Vereinsamten besucht und versorgt, eine Ladung von gedörrtem Obste und Erbsen aus Würtemberg mit sich, zu welcher jede dürftige Hütte des Würtembergischen Landvolkes ein Weniges, die Bemittelteren aber nach ihrem Vermögen beitragen.

Im grellsten Widerspruche mit all' dem hier Gesagten steht, wie es scheint, allerdings das Verderben, welches sich ganz besonders in den unlängst vergangenen Jahren der großen Verirrungen Deutschlands auch in dem dortigen Volke gezeigt hat; namentlich auch die Rohheit und Frechheit seiner Zeitungsschreiber und öffentlichen Vertreter. Aus diesem Lande ist ein Paulus, ist eine Philosophie hervorgegangen, die zum Hohne aller feststehenden Wahrheit aus dem Etwas ein Nichts, aus dem Nichts ein Etwas und dennoch auch wieder Nichts machen lehrte, und außer ihr eine ganze Schaar der Lästerer und Verstörer. Die schlechtesten demokratischen Blätter, dies weiß man, sind von verdorbenen, würtembergischen Candidaten der Theologie redigirt worden; ein solcher ist auch bekanntlich der Verfasser des Buches über die „Selbstauflösung des Protestantismus" gewesen. Wir wollen zu diesen unläugbaren Thatsachen nur einige wenige Bemerkungen machen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den Jahren der letztvergangenen politischen Raserei der demokratische Geist in solche Gemeinden, denen längere Zeit fromme Geistliche vorstanden, nur wenig Eingang fand und daß in ihnen Ordnung, Eintracht, Fleiß und Wohlstand meist gesichert blieben, während das Gegentheil in jenen Gemeinden sich zeigte, welchen eine solche

gute, geistliche Leitung fehlte. Daß jedoch auch an manchen Orten, denen man das nicht zugetraut hätte, noch ein besserer Keim im Volke lag, bezeugt das seit der Crisis lautgewordene Verlangen der vielen vorher verödeten Gemeinden nach christgläubigen Predigern, der Eltern nach Schulen für ihre Kinder, darin das Eine, Nothwendigste gelehrt wird, die allgemeiner erwachende, ernste Gesinnung und Berufstreue im geistlichen Stande, wie dieses schon der Andrang zu den Predigerkonferenzen kund gibt, zu denen sich jetzt eine fünfmal größere Zahl der Theilnehmenden versammelt als früher. Und von Würtemberg mag wohl mehr denn von vielen anderen Gegenden das gelten, was von der Zusammengesellung des Lichtes mit dem Schatten gesagt werden kann. Die feste Entschiedenheit der einen geistigen Richtung ruft ja überall die entgegengesetzte hervor (nach S. 412), und die Schatten werden erst schwinden, wenn das Licht, wie die gerade über dem Scheitel stehende Sonne, zur vollen Herrschaft gelangt ist.

Ich habe hier, wo ich von der weiter weckenden Wirkung des erwachten Missionseifers in Basel sprechen wollte, nur einen Blick in die Nachbarschaft der Stadt gethan, und auch aus dieser zunächst nur Würtemberg beachtet. Wie sich das Leben des Glaubens, wenn es in den Gemeinden erwacht, nach allen Seiten hin durch Thaten der Liebe zu dem Herrn und seinem Worte, so wie zu anderen Menschenseelen kund gibt, das bezeugen uns bis zu unseren Tagen viele Beispiele. Es sind jetzt 40 Jahre, seitdem die evangelische Bevölkerung des rheinpreußischen Wupperthales (Elberfeld, Barmen) ihre Bibelgesellschaft begründet und hierdurch ihre Freude am geoffenbarten Worte und an seiner beseligenden Kraft unter den Menschenseelen lebendig bezeugt hat. Diese Gesammtgemeinde, die am Be-

ginne des Zeitraumes aus 45000 Seelen bestand, hat während desselben 4 neue Kirchen, 10 neue Pfarrstellen, 1 Waisenhaus und 1 Armenhaus, fast ganz auf eigene Kosten, begründet; die Opferwilligkeit für die Sache des Herrn hat sich mitten durch die Jahre der Noth und der Theuerung so gesteigert, daß die Gemeinde, deren Seelenzahl bis 1854 auf 80,000 gewachsen ist, alljährlich 842,400 Franken zu Thaten der Liebe*) für jene Sache verwendet, eine Summe, zu welcher zwar auch die Armuth ihr Scherflein willig beiträgt, welche aber dennoch zum größten Theile nur von dem bemittelten Theile der Bewohner des Wupperthales dargebracht wird. Allerdings muß mehr als die Hälfte dieser Gemeindebeiträge zur Linderung der Noth der Armen dienen, die andere kleine Hälfte aber wird außer zu dem Werke der äußeren und inneren Mission und der Bibelverbreitung, außer der Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse, zur Unterstützung so vieler Werke und Thaten des gemeinsamen Eifers für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden angewendet, daß man von diesen Wupperthaler Gemeinden sagen kann: ihre Lindigkeit, ihr Eifer zum Wohlthun in der Liebe und im Namen des Herrn ist kund geworden allen anderen Gemeinden, ja Allen, die aus der Nähe und Ferne die Hilfe der Christenliebe ansprachen und suchten.

Nicht aber zunächst die äußere Mitwirkung des Mutterhauses im Wupperthale, sondern der gemeinsame Geist der Liebe, welcher in diesen wie in anderen Werken des wiedererwachenden geistigen Lebens waltet, hat in der Nachbarschaft ein anderes Mutterhaus begründet, dessen

*) M. s. die Berechnung dieser Summe und ihrer Verwendung bei Kapff a. a. O. S. 41.

Töchter als Botinnen des Friedens in weite Ferne, Trost und Hülfe bringend, ausgehen. Dies ist die Diakonissinnen-Schule in Kaiserswerth, welche seit 1836 besteht; anjetzt mit 190 ihrer Zucht und Pflege befohlenen Seelen. Welches Aufmerken, welche freudige Theilnahme dieses Werk des Glaubens weit umher geweckt hat, das zeigte sich vor etlichen Jahren, als sich bei einem öffentlichen Aufrufe der Vorstände 150 treumeinende Jüngerinnen für den Eintritt in das Mutterhaus und seinen Dienst meldeten, von denen 70 aufgenommen wurden. Neben den 32 Stationen, welche das Haus mit Pflegerinnen der Kranken und der hilflos Verlassenen versorgt, stehen namentlich die in Jerusalem, Smyrna und Constantinopel in gesegneter Wirksamkeit da. Ein gleicher Drang in dem beschwerlichsten und gefahrvollsten unter allen Diensten, die treue Liebe zu dem Herrn zu bezeugen, hat auch die anderen Diakonissinnenvereine hervorgerufen, deren das protestantische Deutschland bereits 10 besitzt. Diese Vereine gehören, wie dieses auch Kaiserswerth bezeugt, nicht blos großen und reichen Städten, wie Hamburg, Berlin, Kassel und Stuttgart, an, sondern solche Pflanzen aus der Hand Gottes und zu seines Namens Ehre wachsen, befeuchtet vom Thau des Himmels, kräftig und lustig auf, aus vereinsamter Stätte, deren Namen das Volk des Landes nicht kannte, weil an ihr kein Säen noch Ernten war. Ein solches Werk des kräftigen Glaubens und der ernsten Treue, die sich an's Wort hält, ist die reich gesegnete Diakonissinnen-anstalt zu Neu-Dettelsau in Bayern.

Wen bei dem Blicke auf den herrschenden Zustand der Kirche der Gedanke niederbeugt, daß diese allenthalben, wie einst die Gemeinde zu Ephesus, die erste Liebe verlassen habe, und von dieser gefallen sei, den möchte ich im Geiste

mit mir in eine Wüste nehmen, dahin der Herr sein Volk geführt hat, und zu allen Zeiten führen kann, um freundlich mit ihm zu reden. Eine solche Wüste der Völker, durch den Segen Gottes blühend und grün geworden, zeigt sich zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide. Die Geschichte der dortigen Missionsschule und ihre belebende Anregung auf Tausende von Seelen ist ein liebliches Bild der ersten Liebe des apostolischen Zeitalters. Wer sich an dem Anblicke dieses Lebens der ersten Liebe tröstend aufrichten, innerlich erwärmen und erquicken will, der lese das Hermannsburger Missionsblatt, herausgegeben von L. Harms*), namentlich schon den ersten Jahrgang 1854. Er wird dann gern in die Worte des Lobliedes einstimmen: „der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk' geschieden; er bleibet ihre Zuversicht, ihr Segen und ihr Frieden." Als ein Wunder des kindlich treuen Glaubens erscheint der ganze Bau des Missionshauses in Hermannsburg, seine innere Bevölkerung mit tüchtigen, zu ihrem Dienste geweihten Sendboten, die Ausrüstung eines eigenen Schiffes, die Begründung einer Colonie und Bleibstätte der Missionen im südöstlichen Afrika. — Woher sind die Summen zum Bau des Hauses und der Schule, zum Bau und zur Ausrüstung des Schiffes, zur Begründung der Colonie, woher das tägliche Brod gekommen, das all' die Angehörigen in und außer dem Hause brauchen? — Allerdings, so wie das Werk dasteht, hat es eine Gnade nicht blos vor Gott, sondern auch vor Menschen, in der Nähe und Ferne gefunden, welche auch durch die That der Liebe sich bezeugt. Wenn man jedoch die Geschichte der Missionsschule zu Hermannsburg von ihrem ersten

*) Dresden, bei Justus Naumann.

kleinen Anfange an liest und ihr auf jedem Schritte folgt bis dahin, wo die beiden Brüder Harms im Glauben an den lebendigen Gott nicht nur für ihre Schule ein Haus erbauten, sondern wo zu diesem Hause sogar ein Schiff auf dem Meere kam, da muß man ganz in die Worte einstimmen, die der theure Pfarrer L. Harms darüber spricht*). Ihm war nicht im Traume der Gedanke eingefallen, ein eigenes Schiff für das Missionswerk in Hermannsburg bauen zu lassen. Da kommen einige Schiffe der deutschen Flotte nach Bremerhafen, auf diesen sind junge Seeleute, von denen einige zum Glauben erweckt werden. Diese denken daran, sich als Kolonisten eine Heimath im südlichen Afrika zu suchen und den armen Negern christlichen Glauben, Gesittung und Arbeitsfleiß zu bringen. Dazu bedürfen sie aber der Zusammengesellung mit Missionären. Einige dieser jungen Seeleute waren früher in Hermannsburg gewesen: sie erzählen den anderen von dem dortigen Mis-

*) „Der Könige Geheimnisse“ (so sagt er S. 21) „soll man verschweigen, aber des Herrn Wunder soll man rühmen! Und der Herr thut Wunder, noch heut zu Tage thut er Wunder. Und wißt ihr, welche Menschen mir als die allernärrischsten auf Erden und zugleich als die allerärmsten auf Erden vorkommen? Es sind die, welche meinen, der Herr thue kein Wunder. Denn das ist ganz dasselbe, als ob sie sagten: der Herr ist todt und wir haben Ihn zu Grabe getragen. Sie sind die allernärrischsten, denn sie glauben an einen todten Gott, und die allerärmsten, denn ein todter Gott kann nicht helfen. O wie ganz anders spricht unser Gott. Er sagt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; Er spricht: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; Er spricht: Alles, was ihr bittet in Meinem Namen, das will Ich euch thun!“

sionshause; an dieses wenden sie sich mit ihrer Anfrage. Die Antwort ist, daß man sich erst gegenseitig müsse kennen lernen; wer sich an das Werk des Missionshauses anschließen wolle, müsse in dieses kommen und seine Probezeit aushalten. Auf solchen Vorschlag gehen Mehrere ein, aber nur Etliche, in denen ein fester Grund war, halten aus bei den Anforderungen, die man an den Fleiß ihrer Hände und ihr ordnungsgemäßes Benehmen macht. Diese lebenden Trümmer aus der aufgelösten deutschen Flotte waren es, die, gleich den Resten eines gescheiterten Schiffes, welche die Fluth an's Festland treibt, in dem Kopfe und Herzen des Missionsvaters L. Harms den Plan und Gedanken festsetzten, seiner Schule, außer dem Hause auch ein Schiff bauen zu lassen, in welchem er neben den eigentlichen Missionären eine ganze Colonie von christgläubigen Handwerkern, Landbauern u. a. nach dem südöstlichen Afrika führen wollte, um durch diese kleine Gemeinde mitten unter den Gallas ein Mutterhaus der Verkündigung des Christenglaubens durch Wort und That zu begründen. Aber ein Schiff, außen ganz, wie es zur Fahrt in die heißeren Gegenden der Erde sich's gehört, mit Kupfer beschlagen, kostet schon ohne die innere Ausstattung über 15,000, mit dieser aber über 19,000 Thaler. Die Leute, als sie von dem Plane hörten, dachten, es sei dem guten Harms etwa „ein Sparren im Kopfe losgegangen, daß nicht mehr Alles darin richtig stände." Er aber, als er vor Gott die Sache oft durchdacht und durchwacht hatte, dachte „geradezu macht die besten Renner" und einmal, in der Stille der Mitternacht, stand er muthig vom Gebete auf und rief so recht aus vollem Herzen, daß er beinahe vor seiner eigenen Stimme erschrack „nun vorwärts in Gottes Namen."

Wohl muß ich aber daran erinnern, daß der Pfarrer Harms auch von menschlicher Seite nicht für sich allein das kühne Wagestück unternahm. Da hatte Gott der Herr den edlen Stüve in Harburg, den Nagel in Hamburg zur thätigen Theilnahme erweckt; die kurzen Berichte über die Missionsfeste in Hermannsburg, ohne nur im Mindesten um Gaben zu betteln, hatten doch dergleichen selbst aus weiter, unbekannter Ferne, Gott allein weiß, wie? herbeigezogen: aus Neuorleans in Nordamerika, Antwerpen in Belgien, Amsterdam in Holland, Narwa und Odessa in Rußland. Und selbst in der Nähe brachten einfache Landleute 100, 300, ja 500 Thlr. für das Missionsschiff; fast alle in der Gemeinde, manche selbst über ihr Vermögen, steuerten bei und der Aermste hat seinen Groschen gegeben mit freudigem Herzen und dieses Alles unaufgefordert (a. a. O. S. 26, 27). Und der Mann, der einmal in einem Jahre 500 Thlr. mehr einnahm, als er in seinem Haushalte brauchte und diese 500 Thlr. dem Missionshause brachte, nahm im nächsten Jahre 1000 Thlr. mehr ein und brachte auch diese dar, gerade wie ein armer Taglöhner, dem die Gabe des Zehnten von seinem Arbeitsverdienste auch so gesegnet wurde. Dachten doch selbst die Bräute bei ihrem Jawort nicht etwa an ihr Hochzeitskleid, sondern an eine Summe, die der Bräutigam zur Mission geben sollte, und selbst arme Kinder sparten sich ihr Sonntagsbrod am Munde ab, um das Ersparte für den Dienst unter den Heiden zu bringen. (Missionsmag. 1854 S. 116 und 118.) Sind dieses und so vieles Andere, das man in jenen Berichten lesen kann, nicht Thaten der Liebe, die an die Geschichte der ersten Missionsgemeinde der Erde, an die Geschichte der Tage der Apostel, erinnern? Und wie blüht schon jetzt die Colonie der Anbauer eines

wüste gelegenen geistigen wie leiblichen Arbeitsfeldes in Port Natal, zur Freude und zum Segen nicht nur des Mutterhauses in Hermannsburg, von dem sie ausging, sondern Aller, die an den Herrn glauben und Ihn von Herzen lieben. Nun, wer an diesem ihm noch unbekannten Werke auch seine Freude haben will, der lese die kindlich einfachen Berichte darüber selber.

Ich kehre aber wieder zu den Erinnerungen an meinen damaligen ersten Aufenthalt in Basel zurück. Im stillen Zimmer unseres Gasthauses setzte Spleiß in seiner Weise die Unterhaltung fort, die im Missionshause begonnen hatte. Spann er doch den Faden dieser Unterhaltung weit über die Zeit hinaus, in die Ewigkeit hinein, denn er gerieth in die freudigste Bewegung, wenn er sich den Gedanken ausmalte, daß er einst dort, in der Welt des Jenseits, durch Gottes Gnade ein Lehrer der Seelen werden könne, welche im Leben der Erde den Namen des Herrn niemals gehört haben, von der Erkenntniß des Heiles niemals bestrahlt worden sind. „Die Menschenkinder aus den Völkern der Heiden", so sagte er, „würden dort in ihrem Dunkel für solche Strahlen wohl empfänglich sein." — Für dieses Mal mußte ich mich bald von meinem lieben Reisegefährten trennen. Sein Beruf führte ihn nach Schaffhausen zurück und Krafft mit seinen jungen Freunden begleitete ihn, wir aber blieben noch einen Tag in Basel allein.

Sollte ich doch von da noch einen ganz besonderen Segen, nicht bloß auf den Weg der Heimreise, sondern auf den Weg meines ganzen Lebens mitnehmen. Ich hörte noch am letzten Nachmittag eine Predigt von dem ehrwürdigen Vater von Brunn, diesem Erwählten unter den Erstlingen aus dem Hause Israël. Er, so

wie in einem größeren Kreise Neander, sind ein Zeugniß für die, wenn auch in der Mehrzahl noch vergraben liegenden Gaben des erwählten Volkes, unter anderen Völkern und Menschen Israëls Gesalbten zu verkünden. Wer den Vater von Brunn sah und von seiner Lebensgeschichte wußte, der erkannte in ihm einen künftigen Genossen jener Schaar, die da hergekommen sind aus großer Trübsal, welche aber schon auf Erden, mitten im Läuterungsfeuer der äußeren Trübsal, in ihrem Inneren „volles Genügen, Fried' und Freude" hatten. Die Bekanntschaft mit ihm, so wie einige Jahre später mit seinem glaubenskräftigen Sohne, ist mir als ein großer Gewinn von meiner Schweizerreise geblieben.

Von anderen Männern, die mir nahe befreundet waren, sah ich außer dem geliebten Handlanger Spittler, bei diesem meinem ersten Besuche in Basel nur wenige, und auch diese nur auf einige Augenblicke. Ich werde später an sie erinnern. Zaremba aber, der theure Jüngling, schloß sich in liebendem Vertrauen an mich an, war am letzten Tage mein Führer, war unser Begleiter zum Postwagen, der schon am Sonntag Abend nach Straßburg abfuhr. In Hoffnung des Wiedersehens nahmen wir Abschied von einander und diese Hoffnung ging mir schon in Erlangen, später zu München, in Erfüllung und bleibt uns Beiden noch auf Weiteres hin.

## 31. Ruhestunden in Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Würzburg.

An eine Beschleunigung unserer Reise durch Dampfwägen und Eisenbahnen war in damaliger Zeit (1820) noch nicht zu denken, diese Vorzeichen eines neuen mächtigen Umschwunges in der Geschichte der Völker hatten nur eben

hin und wieder in einzelnen Anfängen sich geregt. Zu dem Abschiede von Basel und von den Freunden, die uns bis zum Wagen begleiteten, hatte uns noch die Abenddämmerung geleuchtet, während der langwierigen Durchforschung aber, welche die Douane an der französischen Grenze mit den Reisenden und den vielerlei Versendungen vornahm, die den Postwagen erfüllten, war es späte Nacht geworden. Wir hatten es nicht zu bedauern, daß unsere Diligence nicht den Weg am Rheine hin über Neu-Breisach, sondern den westlichen über Mühlhausen nach Straßburg nahm, denn schon vor Kolmar sahen wir die Vogesen vom Morgenlichte beleuchtet und behielten den ganzen Vormittag dieses stattlich schöne Gebirge mit den Resten und noch stehenden Gebäuden seiner Ritterburgen im Auge. Ich bin später noch mehrere Male in der Nachbarschaft der Vogesen gewesen, ihr Anblick hat mich immer erfreut, niemals ist aber der Eindruck auf den inneren Sinn und sein Gefühl ein so mächtiger gewesen, als damals in den ersten Frühestunden nach meiner Abreise aus Basel. Zur Steigerung meiner Stimmung und meiner Empfänglichkeit für den äußeren Eindruck hatte wohl auch die Schlaflosigkeit der vorhergegangenen Nacht etwas Wesentliches beigetragen.

Schon in einer frühen Nachmittagsstunde des heiteren, milden Herbsttages lag das mächtige Straßburg vor uns, mit seinem vierhundertjährigen Denkmal einer kräftig nach oben anstrebenden Baukunst: dem Münster. Was will dieses hehre Werk eines ernsten, christlichen Gemeinsinnes unserem jetzt lebenden Geschlechte sagen, und wie wenig wird der Sinn seiner Ansprache von der Nachwelt verstanden! Wir hatten kaum die Diligence verlassen und in der Nähe der Post ein Gasthaus aufgefunden, da eilten wir nach

dem Münster hin, an dessen Beschauen wir uns von außen wie von innen erfreuten und erhoben.

Ich habe von Straßburg und seinem Münster in meiner Reise nach dem südlichen Frankreich und nach Italien gesprochen und berufe mich hier darauf. Bei jenem ersten Besuche in der merkwürdigen alten Stadt war mir die Bekanntschaft und der Verkehr mit der lebenden Gegenwart nicht minder anziehend und wichtig, als der mit der mächtigen Vergangenheit. Denn das Leben und Wirken des merkwürdigen Pfarrers im Steinthal, des Friedrich Oberlin, von welchem ich damals zuerst ausführlicheren Bericht erfuhr, war ein Gegenstand, eben so werth der Beachtung, als das hehre Münster. Das Werk, das jener Mann an dem Steinthal und seinen Bewohnern gethan hat, ragt eben so hoch, wenn auch nicht in den Himmel, den das Auge sieht, doch in einen hinauf, den der Glaube kennt.

In Straßburg lebte damals noch der jüngste Bruder unserer Mutter Martin in Bärenwalde (Bd. II S. 15), der Kaufmann J. G. Wappler. Ihm hatten wir im Auftrag der guten Mutter viel zu sagen, denn obgleich sie diesen Bruder, den sie nach dem Tode ihrer Eltern als Kind zu sich in's Haus genommen, mütterlich gepflegt, erzogen und bis zu seinem selbstständigeren Alter versorgt hatte, von allen ihren Geschwistern am zärtlichsten liebte und diese Liebe eine gegenseitige war, hatten sich die guten Leute dennoch Jahre lang nicht geschrieben. Namentlich der guten Mutter kam das Briefschreiben gar hart und sauer an, so daß sich die beiden Geschwister nach fast patriarchalischer Sitte nur durch Reisende, die nach dem Elsaß gingen, oder von dort nach den sächsischen Handelsorten kamen, Nachricht von ihrem Befinden gaben und sich

grüßen ließen. Nun, als solche patriarchalische Boten kamen auch wir in das Haus des Oheims, wurden aber da sogleich wie eigene Kinder mit solcher Liebe in Beschlag genommen, daß wir uns nur mit Mühe die Freiheit vorbehalten konnten, wenigstens in unserem Gasthause zu schlafen. Namentlich die Tante, die Hausmutter Wappler, war eine Natur von seltenem, reinem Gepräge der Herzensgüte und von jener bleibend edlen Form der Bildung, welche der Geist durch den Umgang mit Gott und mit solchen Menschen empfängt, die den Herrn kennen und Ihn lieben. Demuth und Liebe, das waren die beiden Grundzüge; ein heller Verstand und ein gesundes Urtheil, Lebensklugheit und haushälterischer Fleiß die weiteren Liniamente des Wesens dieser guten Hausfrau. Sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein und war dieses noch im vorgerückten Alter. Mit meiner Hausfrau war sie bald so befreundet, wie eine Mutter mit der eigenen Tochter. Wir durften uns Beide einer solchen Bekanntschaft, noch auf Erden gemacht, freuen, denn als wir einige Jahre später wieder nach Straßburg kamen, fanden wir nur noch den Oheim als trauernden, einsamen Wittwer.

Aber noch eine andere Bekanntschaft machte ich schon bei diesem ersten Besuche in Elsaß im Hause des Oheims; nicht zwar persönlich und mit leiblichen Augen, dennoch so lebendig und so nahe, als hätte ich sie in eigener Person gemacht. Dies war die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Pfarrer im Steinthal, dem Johann Friedrich Oberlin, dem unsere Verwandten in großer Liebe zugethan waren. Als auf ihn die Rede kam, da wurde die gute Tante sehr beredt, denn von diesem Manne sprach sie gern. Sie war öfter im Steinthal zu Besuche und in dem Hause des Vater Oberlin, in seiner Kirche gewesen, erzählte mir

auch namentlich von den belehrenden Stunden am Sonntag Nachmittag, in denen der Pfarrer die Frauen und Jungfrauen seiner Gemeinde um sich versammelte, und wie ein Vater unter seinen Kindern zu ihnen sprach von Gott und seinen alten wie ewig neuen Thaten an den Menschen und Völkern, so wie von seinen sichtbaren Werken. Die Tante bewies dabei eine große Gabe der lebendigen Mittheilung. Ohne daß es ihr nur im Entferntesten einkam, die Stimme, die Mienen, die Geberden des Vater Oberlin nachzuahmen, war es mir doch bei ihren Berichten so zu Muthe, als sähe ich den lieben Mann vor mir stehen und hörte seine eigenen Worte; sähe die Mienen seiner freudig zuhörenden Gemeinde.

Ich konnte in den Tagen, die ich damals in Straßburg zubrachte, gar nicht von den Gedanken an den Vater Oberlin wegkommen. Denn nicht blos bei der Tante, sondern am anderen Tage bei dem treugesinnten, lieben Pfarrer Krafft, bei Kaufmann Wegelin und bei Professor Ehrmann wurde ich, recht nach Herzenslust, in das Steinthal und in Oberlin's Haus geführt, und hätte den geistigen Besuch so gern mit einem leiblichen versiegelt, und der Einladung des Oheims gefolgt, mich, sobald als sein Geschäft es erlaubte, nach Waldbach zu führen, wenn mir meine Zeit des Verweilens nicht so genau wäre zugemessen gewesen. Es gibt aber Bekanntschaften, deren eigentlicher Vollgenuß uns doch erst für die Ewigkeit verspart ist, und ich danke Gott, daß ich wenigstens noch dem theueren Daniel Legrand auf meinem Lebenswege begegnet bin, in welchem Oberlin's Geist und Thatkraft noch so fortlebt, daß er den Nachlaß des Greises, den Frieden, den Segen des Steinthales mit sich in jedes Haus bringt, unter dessen

Dach er, wie einst unter das meinige, als besuchender Wandersmann eingeht.

Die Zeit des alten Bundes hat in solchen Tagen, in denen der Abfall des erwählten Volkes von seinem Gott, in denen das Verderben desselben und seine abgöttischen Gräuel am furchtbarsten waren, seine Treuen im Lande: seine Richter gehabt, welche an dem Fels ihres Ursprunges festhielten, und welche Vielen im Volke den Bund mit Jehovah stärkten. Ein solcher war für seine Zeit, mitten in den Gräueltagen der französischen Revolution, der Pfarrer Oberlin. Er predigte den lebendigen Glauben an Christum und seine Gerechtigkeit; lehrte treulich das Gesetz der göttlichen und menschlichen Ordnung. Er bezeugte den Frieden mit Gott und den Menschen in einem freudigen Gewissen nicht durch Worte allein, sondern durch die ganze That seines Lebens, und ist hierin treu bestanden bis an sein Ende*).

Am Tage nach meiner Ankunft in Straßburg war mein erster Ausgang zu dem ehrwürdigen Saltzmann. Es ist nicht der Schnepfenthaler Pädagog, sondern jener, dessen Jung Stilling in seinen Wanderjahren, bei der Beschreibung seiner Studienzeit in Straßburg, als Actuar Saltzmann mit Liebe erwähnt. Auch in Göthe's Werk „aus meinem Leben" wird seiner mit Achtung und Liebe gedacht. Fr. v. Meier in Frankfurt hatte mich zuerst auf einige Werke dieses christgläubigen Juristen aufmerksam gemacht, deren tiefgedachter Inhalt mich damals sehr anzog, namentlich auf die Schriften: „Geist und Wahrheit;"

---

*) M. v. mein kleines Büchlein: Züge aus Oberlin's Leben ꝛc. 9. Aufl. Nürnberg 1855.

„Tod, Todtenbehältniß und Errettung vom Tode“ u. s. f. Ich war mit dem Verfasser, ich weiß nicht mehr genau, ob in mittelbare oder unmittelbare Correspondenz getreten, und hatte mündlich Manches ihm zu sagen und ihn zu fragen. Sein Schwiegersohn, der Buchhändler Silbermann, führte mich zu ihm auf sein Zimmer, das er, von der Gicht gelähmt, nur noch selten verließ. Er kam mir, auf seinen Stock gestützt, entgegen. Eine Erscheinung von rührender Art. Jene Züge im Angesichte und in der äußeren würdigen Haltung waren noch nicht erloschen, in denen sich die innere Hoheit des Geistes und des Gemüthes kund gab, welche Göthe, Jung Stilling, Herder für Salzmann gewann, aber der edle Falke, welcher vormals so manchen kühnen Flug in die Höhe gewagt, hatte seine Schwingen zusammengelegt und sich auf dem Felsen seines Horstes zur Ruhe gesetzt. Es war bei ihm schon damals, als ich ihn im J. 1820 sah, jener, ich möchte wohl sagen, „selige“ Zustand der Entkleidung von dem eigenen Selbst eingetreten, der sich später fast bis zur völligen Selbstvergessenheit ausbildete. Das immer tiefere Herabsteigen von jeder geistigen Höhe hatte sich schon seit längerer Zeit, im Gespräche mit vertrauten Freunden durch die tief aus dem Herzen kommenden Aeußerungen einer Demuth kund gegeben, über welche seine Frau, Madame Salzmann, wenn sie dergleichen hörte, öfters in Unmuth gerieth, „denn,“ so sagte sie, „wer das hört, der müßte ja denken, du wärest etwa in deinem früheren Leben der gottloseste und böseste Bube gewesen, und wer dich kennt, der weiß doch, wie gut und fromm du von Jugend auf gelebt hast.“ Die Entkleidung von dem eigenen Selbst und von dem Liebsten, was dieses an sich gehabt hatte, ging auch nach anderer Seite hin noch weiter. Der liebe Alte wollte von seinen

Schriften und ihrem inneren Werthe, darauf er sonst, vielleicht mehr, als er es aussprach, viel gehalten, gar nichts mehr wissen. Die Wahrheit, so schien es ihm, sei nicht mit großer Menschenweisheit und Kunst aus der Höhe herab oder aus der Tiefe des Meeres zu holen, sondern in ihrer lauteren Einfalt sei sie nahe und bei jedem kindlichen Gemüthe, und nur in solcher Gestalt wollte er sie haben. Zuletzt ist es mit ihm dahin gekommen, „daß er von den vielen gelehrten Sachen, die er gelesen, erlernt und erforscht hatte, gar nichts mehr wußte." — Konnte er sich doch in seinem eigenen Hause und seiner nächsten Umgebung kaum noch zurecht finden, meinte immer, er sei auf einer Reise in der Fremde, verlangte nach Hause. „Sprach dann jemand mit ihm etwa von wissenschaftlichen Gegenständen, oder von Dingen aus dem Kreise des gemeinen Lebens, so verstand der Greis kaum so viel, als ein unwissendes Kind. Sprach man aber zu ihm, nicht mit künstlichen Worten, sondern recht einfältiglich von der einen, großen Gotteswahrheit, die sein ganzes Leben gestaltet und bewegt hatte, oder weckte man in ihm die Erinnerung an eine Stelle aus der heiligen Schrift, so wie etwa aus einem alten Liede auf, die mit jener Gotteswahrheit in nächster Beziehung stand, dann war es, als ob ein Lichtstrahl aus dem nahe künftigen, oberen Lebenselemente in die bereits für das irdische Licht halb geschlossenen Augen hineinfiele; der seiner Entbindung nahe Geist des Greises kehrte zurück, stimmte freudig in die Töne des Morgenliedes der Ewigkeit ein" *).

So hatte der edle Falke zwar seine Schwingen zusam-

*) M. s. hierüber mein Wanderbüchlein „eines reisenden Gelehrten," 3. Aufl. S. 221.

mengethan und das müde Haupt zum Schlafe unter den Flügel geborgen, aber er saß hoch und fest auf dem Felsen, der ihn gebar, und über welchem ihm schon in einer nahenden Stunde die Sonne des neuen Tages aufgehen sollte. Zwar, wie der „Prediger" solchen Zustand beschreibt: die Sonne und das Licht, Mond und Sterne sind finster geworden, verdunkelt die Gesichte durch die Fenster. Die Thüren nach der Gasse sind verschlossen, die Stimme der Müllerin gar leise geworden, dennoch ist der alte Hausherr (der Geist) noch drinnen in der verschlossenen Hütte; vernimmt auch wohl noch den Gesang des frühen Vogels, und macht sich im Stillen bereit, dahin zu gehen, woher er gekommen ist.

Dergleichen Hüttenbewohner, wie der alte Salzmann war, solche, die immer in Bereitschaft standen zum Auszuge, wenn die Miethe ihnen aufgekündigt wurde, obgleich ihr Obdach noch in ganz gutem Stande, die Fenster noch hell, die Thüren noch nicht verschlossen waren, fand ich schon damals in Straßburg Mehrere. Freilich ist seitdem bei den meisten von ihnen der Eimer am Born des irdischen Lebens zerfallen; die goldene Quelle verlaufen und sie stehen an einem anderen Strome des lebendigen Wassers, der niemals versiegt, doch ist ihr Andenken in vielen Seelen, wie in der meinigen, in gesegneter Kraft geblieben. Ich darf Denen, welche die Männer kannten, nur ihre Namen nennen, und sie werden sagen: ja, mit dem Andenken an diese Verstorbenen steht es bei uns so, wie bei dir. Ich habe deshalb schon vorhin (S. 429) meine Leser zu den lieben Männern geführt, deren Segen ich wie eine gewonnene Beute mit mir auf meine weitere Lebensreise nahm. Das innere Bild der kleinen Abendgesellschaft bei Kaufmann Wegelin, sein, wie des Professor Ehrmann und des

Pfarrer Krafft Angesicht und ihr in einer gemeinsamen Liebe lebendes Wesen steht mir nicht nur im Lichte der Kerzen, die auf dem Tische brannten, vor Augen, sondern im möglichst hellen Scheine meiner bald zu Rüste gehenden Sonne. Nicht der Grabstein dieser vorangegangenen Mitwanderer allein kündigt ihr Ruhen im Frieden an, sondern es geht noch jetzt von dem Andenken an sie und ihr Wirken ein Mitgefühl des Friedens aus, dessen Lebenshauch von dem ewigen Osten kommt. Auch eines Jünglings erinnere ich mich, der mit kindlich treuer Liebe den alten, ehrwürdigen Saltzmann, so lange dieser noch ausgehen konnte, begleitet und geführt hat, und der jedes gute Wort, das im Kreise der Freunde geredet wurde, mit Freuden aufnahm: des Michael Diemer. Der Herr thue an ihm die Barmherzigkeit, die er seinem, auch mir theueren, väterlichen Freunde gethan hat. Auch in Saltzmann's Schwiegersohn, dem Buchhändler Silbermann, lernte ich einen Gesinnungsgenossen kennen und lieben, in dessen Geist und Gemüth ein anderer Schatz lag, als der des Silbers und Goldes: ein Schatz, der durch das Ausgeben und Verbrauchen nicht geringer, sondern zum ewiglich bleibenden Kapital wird. Ich wollte wohl gerne, ich hätte noch manche andere Namen der lieben Menschen behalten, denen ich schon bei meinem damaligen Besuche in Straßburg geistig wie leiblich begegnet bin, und denen ich dort wieder zu begegnen hoffe, wo man sich nicht mehr nach dem alten Namen, sondern in dem neuen wieder erkennt. Als ich am letzten Nachmittag (4. Okt. 1820) auf den Straßburger Münsterthurm, und zwar durch Vergünstigung des Thurmwartes, der für mich allein, gegen ein Trinkgeld die eiserne Gitterthüre zu der frei in der Luft gehenden Schneckentreppe aufschloß, bis zur „Laterne“ hinanstieg,

und dort wie der einsame Vogel auf dem Dache auf das ehrwürdige, alte Straßburg und seine naturkräftige Umgegend herunter schaute, da hätte ich mir die melodisch schöne Stimme des einsamen Vogels wenigstens innerlich gewünscht, um würdiglich das zu besingen, was mich da bewegte. Straßburg hat aber Gott Lob! noch immer viele solche Seelen, welche bessere Sangvögel sind, als mein Herz es war. Aber der Thurmwart gab mir einen Wink zum Herabsteigen, denn der Herbstwind, der dort oben kräftig bläst, hätte meinem übermüthig fleischlichen Höhensinne gar leicht eine gründliche Demüthigung zufügen können.

Wer den Weg von Straßburg über Kehl nach Rastatt noch nicht gemacht hat, der soll ihn machen, und zwar nicht im geschlossenen Wagen, sondern als freier Mensch zu Fuße, wie ich es mit meiner lieben, munteren Hausfrau that. Die Augen haben auf diesem Wege so viele Gelegenheit zu den vorzüglichsten Lustfahrten hinein in die Thäler und Schluchten des Schwarzwaldes und hinan auf seine grünenden Höhen, auch hin und wieder auf den nahen Rhein und über ihn hinüber, daß einem das Weitergehen schwer ankommt. Dazu blies uns der Ostwind über den Schwarzwald recht erfrischend, doch zugleich in den späteren Nachmittagsstunden so überkräftig an, daß wir nicht undankbar waren für den Schutz, den uns der Wald vor Rastatt gegen das Windesbrausen gab, welches die Wipfel der Bäume schüttelte.

Für was uns die guten Wirthsleute in Rastatt halten mochten, bei denen wir noch vor Abend einzogen, das weiß ich nicht. Daß ich, obgleich ich ein Studentenränzchen trug, doch kein Student mehr und meine Hausfrau keine Studentin sei, mochten sie wohl merken; gleichwie herumziehende Komödianten sahen wir auch nicht aus, am

wenigsten aber wie Handelsleute, welche ansehnliche Einkäufe machen wollen. Ich mußte aber immerhin etwas von der Witterung eines reisenden Gelehrten an mir haben, denn Einer, der mit der Universität Heidelberg bekannt schien, fragte mich, ob wir aus Heidelberg kämen? Ich aber sagte Nein, sondern wir wollten dahin reisen. Dieses hatte Einer gehört, der in der Nachbarschaft unseres Tischchens die Zeitung las, er schaute auf und fragte an, ob wir mit ihm zusammenhalten wollten zur Miethe eines Fuhrwerkes, denn auch er gedenke morgen nach Wiesloch zu reisen, was nur etliche Stunden vor Heidelberg läge. Wir willigten nicht ungern ein und die Sache war in Ordnung.

Unser neuer Reisegefährte war ein Handelsmann von wackerem bürgerlichem Aussehen, inkommodirte uns auch nicht viel mit Reden, denn, so viel ich mich erinnern kann, sprach er, als wir am anderen Morgen frühe im Wagen saßen, nach seinem „Guten Morgen“=Gruße bis nach Carlsruhe kein weiteres Wort, und auch da, als wir, ohne Aufhaltens durch die Residenzstadt durchfuhren, sagte er nur: „schöne Stadt, gebaut gerade wie ein Fächer.“

Der Himmel hatte sich getrübt, drohte zwar mit Regen, ließ es jedoch bei der Drohung bewenden. Die schöne Allee zwischen Carlsruhe und Bruchsal könnte wohl zum stillen Spaziergange im Sommer, Durlach zum einsameren Wohnsitze einladen. Zu Wiesloch am Abende hörte ich Manches von einem merkwürdigen Bauer, von dem uns schon am Nachmittag, jenseits Bruchsal, als er auf einmal anfing, ein wenig gesprächig zu werden, unser Reisegefährte erzählt hatte. Jener Seher in die Ferne des Raumes und der Zeiten war, nach Allem, was ich von ihm hörte, ein redlicher Mann, den seine Gabe in manchen Fällen wahr=

haft belästigte, und ich möchte bei dieser Gelegenheit einer Hellseherin erwähnen, deren trefflichen Vater ich in Straßburg kennen gelernt hatte. Diese, eine liebe, fromme Jungfrau, besaß die Gabe des Hellsehens und der geistig gelösten Zunge, während der Zustände ihres Schlafwachens in hohem Maaße, und machte eine Anwendung von dieser Gabe, welche vielen gutgesinnten Seelen wohlthat. Dennoch, wie mein brüderlicher Freund Carl Köllner erzählte, in dessen einsamem Wohnsitze sie längere Zeit lebte und wirkte, bekämpfte und besiegte sie jene Gabe, weil sie erkannt hatte, daß ihr Gebrauch nicht nach der göttlichen, einfältig und demüthig dahin gehenden Ordnung sei*).

Am nächsten Morgen bei guter Stunde erhoben wir unsere Füße und wanderten frohen Muthes nach Schwetzingen zu, besahen uns den zierlichen dortigen Garten, bestiegen auch das Thürmchen, welches nachbildlich einen mohamedanischen Wächterthurm (Minaret) vorstellen soll, von dessen Art wir späterhin viele im Original gesehen haben. An Heidelberg wollte ich diesmal auch nicht, wie in meinen Studentenjahren, eilig vorübergehen, sondern mir Zeit lassen zu einem Besehen der Stadt und zum Besuche bei einigen der Bewohner. Nach einem Wiedersehen meines alten Bekannten von Nürnberg her, des berühmten

*) Ein tiefer blickender Mann, dem es verliehen war, die Geister zu prüfen, hatte der jungen Seherin gerathen, in Kraft des Gebetes ihre außerordentliche Gabe zu bemeistern und zur gefahrloseren Ordnung des wachen Lebens zurückzukehren. Die innig fromme Jungfrau gehorchte gern; sie wurde frei von ihrem Hange zur geistigen Entbundenheit, bald hernach aber durch einen unerwarteten sanften Tod auf immer von dem Leibe entbunden.

Dr. Paulus, gelüstete es mich freilich nicht, und ich fragte nicht einmal darnach, ob er zu Hause oder verreist sei. Denn es gibt Besuche bei berühmten Leuten, von denen man eben so wenig Genießbares mit sich hinwegnehmen kann, als aus dem großen, leeren, weltbekannten Heidelberger Faß.

Ich wußte aber schon Orte, wo mehr für mich zu finden war; suchte vor Allen den Schwiegersohn und geistigen Erben des seligen Jung Stilling, den Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Schwarz, auf. Die gelehrte Welt kennt diesen Mann namentlich aus seinen pädagogischen Werken als einen Meister im Gebiete der Erziehungskunde. In dem kleineren Kreise der christgläubigen Zeitgenossen ist er aber durch ein anderes Werk bekannt, welches nicht in Buchstaben geschrieben, auch in keinem Buchhändlerkataloge genannt ist: dieses ist das fortwährende Zeugniß, das er durch sein eigenes Thun und Leben von der erziehenden, veredlenden Kraft des Christenglaubens gab. Denn dieser Erzieher der Kinderwelt ist selber als ein gelehriges Kind in eine Schule gegangen, darin man etwas kennen lernt, das besser ist, denn alles Wissen. Mir war es wohl bei diesem Manne und seiner Frau, einer Tochter der ersten Frau des seligen Stilling: seiner mit ihm durch viel Noth und Trübsal gegangenen Christine.

Der Professor der Theologie, Dr. Karl Daub, war nach seiner ganzen Persönlichkeit eine durchaus würdige, Ehrfurcht gebietende Erscheinung. Wie die alten Herzöge durch die leibliche Kraft ihres Armes dazu gemacht waren, vor ihrem Volke herzuziehen in den Kampf und mit ihm zu siegen, so war er durch seine geistige Kraft zum Vorgänger und Führer anderer Geister in den Kampf mit der Geistlosigkeit seiner Zeit geschaffen. Man sah und merkte

es diesem Manne bald an, daß es ihm ein fester, treuer Ernst war mit Allem, das er wollte, dachte und sprach. Dennoch glich, man erlaube es mir, die ernste Bestimmung dieses ehrenwerthen Mannes hier durch einen scherzhaften Vergleich anzudeuten, seine Stellung im Reiche der Wissenschaft seiner Zeit der eines spanischen Postkondukteurs oder Mayorals. Sieben bis neun, ja zehn Maulthiere sind vor dem Postwagen angeschirrt, von denen nur die zwei hintersten Zügel haben, „alle übrigen ihrer Phantasie überlassen sind"*). Es gehört ein besonderes Glück und Geschick dazu, die übermüthige „Phantasie" einer solchen ungezügelten Rotte, die, wenn es ihr so ankommt, selbst den Berg hinan in Galopp läuft und dabei noch kräftig um sich her ausschlägt, so auf geradem Wege zu halten, daß sie nicht den Eilwagen umwirft, wie denn dieses in den Tagen geschah, in denen Stolz dort auf der Reise war; und zwar nicht auf einem weichen Rasen oder auf festem Boden hin, sondern (bei Valencia) in's Meer, wobei 14 Insassen des Wagens um's Leben kamen. Damit aber nun solch' Unglück verhütet werde und die Rotte auf der rechten Straße bleibe, ist ihr ein Mayoral oder Kondukteur zum Hüter und Regierer mitgegeben, der das Korps der Maulthiere in Ordnung hält, und zwar nicht durch Prügel (denn das thut der ihm zum Gehülfen beigegebene Zagal), sondern durch eindringliche Worte, womit er jedes der ungezügelten Thiere mit einem eigenen ihm gegebenen Namen anredet, ermahnt und straft.

Wie ein solcher Mayoral dem spanischen Postwesen in leiblicher Geschicklichkeit und Würde, so war Daub in gei-

*) M. v. Alban Stolz Spanisches für die gebildete Welt, 2. Aufl. S. 113.

stiger Weise dem Eilwagen der deutschen Philosophie (Dampfwägen gab es damals noch nicht) als Hüter und Lenker beigegeben. Ich weiß nicht, ob in Spanien der Kondukteur nur von einer Station zur anderen seine Regentschaft über das Korps der Maulthiere führt, bei uns aber in Deutschland bleibt ihm diese Würde über mehrere Stationen, an deren jeder der Wagen mit neuen Zugthieren bespannt wird. Daub war nicht nur in der hohen Schule der Platonischen Philosophie, sondern in der Schule einer noch höheren, ewig dieselbe bleibenden Weisheit zu seinem Mayoraldienste erzogen. Er trat schon am Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Station der kritischen Philosophie seinen Dienst an, führte dann denselben auf der Station der Schelling'schen Identitätsphilosophie weiter und hat demselben selbst auf der Station der Hegel'schen Dialektik so lange vorgestanden, als die Hegel'sche Schule noch nicht mit der wahren Theologie in offenen Widerspruch gekommen war. Denn ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß ich mir bei dem Vergleiche mit dem spanischen Postwagenlenker unter den Maulthieren nicht die ehrenwerthen Meister der deutschen Philosophie auf den drei genannten Stationen, sondern nur ihre Schulen gedacht habe, in deren Korps es manchmal sehr ungezügelt herging. Daub, ein rechter Liebhaber der Weisheit, mehr aber noch der göttlichen, als der menschlichen, hätte gern, nach all' seinen Kräften, die Gespanne der Menschenweisheit auf der rechten, guten Straße der Gotteswahrheit erhalten; er glaubte von Herzen an die „Nothwendigkeit einer Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft" *), und

---

*) M. v. über denselben Gegenstand die viel angefochtene ehrenwerthe Rede von Dr. J. N. v. Ringseis, München 1855.

fand diese höchste Autorität einzig und allein in der Offenbarung. Die Gespanne der einzelnen Stationen kannten auch und beachteten bis dahin, wo das Dampfwesen aufkam, seine starke Stimme, und es wird sich wohl jeder Sachkundige meines Alters noch daran erinnern, welchen Eindruck Daub's Schrift „Judas Ischarioth" auf Tausende von Lesern machte, darin der Verfasser, nicht beachtend das Staunen und den Hohn der Rationalisten, das persönliche Dasein eines Satans, eines Urhebers des Bösen, behauptete.

In den theologischen Vorlesungen, welche Daub an der Universität hielt, pflegte sich der Ernst des Lehrers den dafür empfänglichen Zuhörern in unwiderstehlicher Weise mitzutheilen. Wenn auch nicht mit den Worten, doch mit der Stimmung eines Gebetes begann er jede dieser Lehrstunden; er sprach von den Grundwahrheiten des Christenthums mit einer Ueberzeugung und Salbung, welche auch dem Unglauben eine Beachtung abnöthigte. Man fühlte es ihm an, daß er sich bei solchem Zeugnisse in einem Elemente befand, darin er immer wünschte zu bleiben und zu sein und es ist für die Geschichte dieses ehrwürdigen Mannes nicht ohne Bedeutung, daß ihn, Allen unerwartet, der Tod nicht auf dem Krankenbette, nicht in dem Wohnzimmer bei den Seinigen, dahinnahm, sondern auf dem Katheder stehend, mitten unter seinen Zuhörern. So schloß der fast 71jährige Greis (am 22. Nov. 1836) seine vieljährige, gesegnete Wirksamkeit, wie ein tapferer Soldat auf dem Felde seiner Ehren.

Neben der alten Garde, an deren Spitze der damals noch sehr rüstige Daub stand, hob sich (im J. 1820) auch schon ein jüngerer Nachwuchs von kräftigen Armen, freudigem Muthe und treuem Herzen hervor, welcher bis zu

unserer Zeit die „Kriege des Herrn“ tapfer fortgeführt und sich durch sein gesegnetes Wirken im Lande der Lebendigen ein beständiges Haus begründet hat. Die theueren Männer, damals noch Jünglinge, **Ullmann** und **Umbreit**, habe ich bei jenem ersten Besuche in Heidelberg (wenigstens den einen von ihnen) zwar nur gesehen, ihr Andenken ist aber in meinem Herzen geblieben und immer größer darin gewachsen, namentlich sind mir die Stunden, die ich mit **Ullmann**: diesem Manne voll Liebe und voll Kraft, an der Isar zubrachte, rechte Freuden- und Friedensstunden gewesen. Gott lasse ihn, wie den edlen deutschen Baum, an den sein Name erinnert: die Ulme oder den Rüster, in die kommenden Tage hinein, die solcher auserwähltem Rüstzeuge bedürfen, in immer sich erfrischendem Saft und Grün, den Stürmen zum Trotze, die seinen Wipfel „zerzausen“, dastehen, daß in seinem Schatten noch mancher ermüdete Wanderer sich stärke und erfrische.

Nicht aber nur mit solchen Lehrern der Hochschule machte ich mich bekannt, die sich mit den himmlischen Dingen und ihrem Erforschen beschäftigten, sondern auch mit denen, die, von gleichem Handwerke mit mir, das große Werk der Sichtbarkeit: die Erde mit geistigen wie leiblichen Sinnen erfaßten. Zu dem Meister im Gebiete der Erdkunde, dem **C. Cäs. von Leonhard**, zog mich nicht bloß die herzliche Dankbarkeit hin für das Viele, das ich aus seinen Schriften empfangen, sondern nicht minder die aufrichtige Hochachtung, welche ich gegen die Persönlichkeit des Mannes in mir trug. Denn ich kannte ihn durch meinen Freund **Menge** (S. 237), welcher mehrere Jahre mit ihm zusammengelebt und seiner Wohlthaten genossen hatte, nicht nur aus den Schriften, sondern aus dem Leben, auch wußte ich ja durch gemeinschaftliche Freunde in München

von ihm Näheres und Anziehenderes, als ein bloßer Leser seiner Bücher weiß. Die Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, ist mir eine wohlthuende geblieben.

Schelver sah ich als einen Kranken, der mit Trübsinn zu kämpfen schien; andere Lehrer im Gebiete der Naturwissenschaft waren, wie ihr Beruf es forderte, auf Reisen, nahe und ferne im Lande umher. Wohl aber war der Mann zu Hause, der ja als ein Reicher an Geist sein stattliches Haus in der fürstlichen Residenz des klassischen Alterthums und seiner Geschichte besitzt und auch sonst noch an vielen ehrenwerthen Orten zu Hause ist, den Geheimrath Georg Friedrich v. Creuzer. Auch er nahm meinen Dank für so manche geistige Anregung und Materialien, die ich seinen Schriften entnommen hatte, freundlich auf.

Uebrigens erschien mir Heidelberg, so wie es mit seinem ehrwürdig alten Schlosse zwischen den noch älteren, ehrwürdigen Bergen daliegt, schon für sich allein als ein Ort, darin sich's gar wohl und anmuthig wohnen müsse. Ich hätte nur gewünscht, daß die lieben Brüder Boisserée's noch da gewesen wären, die ich mit ihrem Hausfreunde, dem Dr. Bertram, später in München fand, denn von ihnen war noch viel die Rede. Doch streifte ich mit meiner Hausfrau ganz vergnügt theils allein, theils unter einer lieben Begleitung aus dem Schwarzischen Hause, in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung umher, welche, durch die wunderschönen Herbsttage, die wir während unseres Aufenthaltes dort genossen, einen besonderen Zuwachs ihres Reizes erhielt. Mannheim mag eine gar regelrecht gebaute Stadt sein und heißen, in der Regel gefällt mir aber dieses moderne Wesen der Städte nicht so gar besonders. Na-

mentlich in manchen Fällen erinnert es mich an das Benehmen eines gewesenen fürstlichen Bedienten, der alle die Ehrenmünzen, die er, als Beweise der Gunst und Gnade, von seiner Herrschaft erhalten hat, in den Knopflöchern und an der Brustseite seiner etwas alternden Uniform trägt und Jedem, mit dem er im Eilwagen zusammenkommt, es sagt, daß er nicht etwa ein Bauer, auch kein bürgerlicher Bäcker, oder sonstiger Professionist aus der Stadt sei, sondern Der und Der Mann bei Hofe. Mir gefallen die bürgerlichen Reisegefährten besser, welche Das, was sie werth zu sein meinen, nicht im Knopfloche oder außen am Rocke zu Tage legen, sondern es in der Tasche und schweigend im Herzen tragen.

Nun zu einer solchen Reisegesellschaft, nicht zwar blos von Mannheim nach Frankfurt, sondern nach einer „hochgebauten Stadt", die des gemeinsamen Pilgerlaufes Ziel und Ende ist, kam ich in Mannheim. Es war die Tochter des Jung Stilling aus seiner zweiten Ehe. Man braucht solche Wanderer nach der Heimath nicht erst zu fragen, wohin die Reise geht? man merkt ihnen die Landsmannschaft an ihren Zügen und am Dialekte an, der sie, selbst im gleichgültigen Gespräche auf der Gasse verräth. Strahlt uns doch schon aus dem Angesichte und dem Blicke einer liebenden Mutter, die das Kind an ihre Brust hält, eine ganz besondere Lieblichkeit an; es gibt aber noch eine andere höhere, innigere Liebe im Herzen des Menschen, die von noch ungleich schönerem, unvergänglicherem Gepräge ist, als die irdische Mutterliebe. Ein solches Gepräge steht der jungfräulichen Natur gar wohl an. Ich denke deshalb gern an diese jungfräuliche Erscheinung in Mannheim, um so mehr, da sie zu jenen gehörte, welche, wie das kindliche Alter, sehr zeitlich zur Ruhe gehen, denn, als ich einige

Jahre nachher wieder in die Gegend kam, war sie auf Erden nirgends mehr zu erfragen.

Hier nahm ich auch Abschied von dem mir lieb und werth gewordenem Sohne meines Freundes Schwarz: von dem Stillingsenkel, dem Pfarrer in Weinheim. Und schon am anderen Tage von der schönen Bergstraße mit ihrem Anhauche einer südlicheren Natur, die sich in den Kastanienwäldern und auf den Hügeln der edlen Reben ihre Lustschlösser erbaut hat. Man ließ das Auge, so viel der nicht ganz offene Reisewagen es erlaubte, gerne noch auf dem Donnersberge ruhen; näher gegen Darmstadt hin gab es keinen solchen Ausruhepunkt mehr, auch in der Stadt keinen Thurm, zu welchem der Blick auffliegen konnte. Daß es heute Sonntag sei, das konnte man am Abende, vornämlich an der Beleuchtung und der Musik wahrnehmen, die aus dem eifrig besuchten Theater oder Opernhaus herausstrahlte und erklang.

Unser Lohnkutscher aus Heppenheim schien sich den Hochgenüssen des Residenzlebens länger hingegeben zu haben als gewöhnlich, er schob die Sonntagsruhe noch tief in den Montag Vormittag hinein, war auch kein Freund von großer Eile; wir kamen erst am Nachmittag in Frankfurt an. Was aber seiner Fuhre an großartigen Eigenschaften abgegangen, das schien er durch den Glanz des prächtigen Gasthauses ersetzen zu wollen, an welchem er wie ein alter Bekannter des Hauses anfuhr. Nicht nur ein, sondern mehrere elegante Kellner standen da an der Thüre; der eine davon läutete an einer Glocke, um dem Hausknecht ein Zeichen zum eiligen Kommen zu geben; zwei vornehme Damen und ein Herr schauten hinter dem Fenster heraus, um zu sehen, welche Herrschaft etwa komme. Ich läugne die Schwäche nicht, deren ich mich oft zu schämen hatte:

der in ihm war, reichlich herausfließen lassen zur Erquickung und Bekräftigung von Tausenden der Seelen, welche in der damaligen, dürren, heißen Zeit nach solchem Wasser durstig waren. Der Strom kam bei ihm wie aus einem Felsen heraus, welcher seiner Natur nach keine solche Fülle des gesegneten Elementes erwarten ließ. Denn man findet es kaum begreiflich, wie dieser Mann unter der felsigen Last seiner Berufsarbeiten, zuerst als Kammerdirektor, dann als Senator, als Schöff, Syndikus, Gerichtsschultheiß, Gesandter am Bundestag, so wie als Präsident des gesetzgebenden Körpers, noch die wunderbare Beweglichkeit und Frische des Geistes zu seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten behalten konnte, in denen allen sich seine Liebe zu der Weisheit kund gab, die von Anfang war. Seine berichtigte Uebersetzung der h. Schrift mit kurzen Anmerkungen wäre schon allein der Mühe eines auch noch sonst so vielbeschäftigten Menschenlebens würdig gewesen. Seine Blätter für höhere Wahrheit und viele andere seiner Arbeiten von gleicher Tiefe des Erkennens und klarer Vollendung des Ausdruckes sind den Jüngern wie den Meistern in diesem Gebiete des Forschens eine reiche Fundgrube der tiefer im Grunde gelegenen Gedankenkeime; seine christliche Glaubenslehre eine für Jeden geöffnete Vorrathskammer des gesunden Brodes; sein Tobias eine anmuthige Kost für kindliche, der Milch begehrende Seelen gewesen. Er hat sich bis an sein Ende als ein vielthätiger Zeuge der Wahrheit durch Wort und Schrift erwiesen.

Ich war mit Friedrich von Meier schon seit mehreren Jahren in einem geistigen Verkehre durch Briefe gestanden, und ihm durch herzliche Liebe und Ehrfurcht zugethan, jetzt sah ich den Mann selber lebendig vor mir. Er war so freundlich mittheilend gegen mich, wie ich wenig andere

Menschen gleich in den ersten Stunden des persönlichen Begegnens gefunden habe. So sehr es mir anlag, den viel und ernstlich beschäftigten Mann um keine seiner seltenen Mußestunden zu verkürzen, wußte er mich dennoch in seiner liebevollen Weise so an sich zu ziehen und durch seine Gespräche fest zu halten, daß es zu meiner großen Verwunderung schon dunkle Nacht geworden war, als ich endlich dazu kam, mich bei ihm zu verabschieden. Zu dieser Verwunderung auf meiner Seite kam aber alsbald eine eben so große auf seiner Seite, als er mich, weil es ja schon Nacht und ich in der Stadt fremd sei, nach meinem Gasthofe begleiten wollte, und ich ihm weder das Haus, noch selbst die Gasse nennen konnte, darin ich mein Obdach gefunden. Nur das wußte ich zu sagen, daß an dem Schilde des Gasthauses ein grünfarbiger Baum zu sehen war, wie aber der Baum heiße, darauf hatte ich nicht gemerkt. Da führte mich der liebe, werthe Mann zu mehreren Gasthöfen von edlem Aussehen, deren Wahrzeichen an einen Baum oder an ein sonstig grünes Gebüsch und Gewächs erinnern konnten. Ich aber bemerkte ihm, daß mein Gasthaus gerade nicht zu den vornehmeren seiner Art gehöre, und zugleich erinnerte ich mich, daß es nicht weit vom Main abgelegen sei. Da nahm mein nachsichtsvoller, freundlicher Führer eine andere Richtung und brachte mich glücklich zu meinem Ziele.

Ich kann wohl sagen, daß mich dieses demüthige, liebevolle Bezeugen eines mir in jeder Hinsicht so hoch gegenüberstehenden Mannes recht tief bewegte, zugleich aber auch beschämte und in fast peinliche Verlegenheit brachte. Lieber würde ich allein stundenlang in der mir unbekannten Stadt herumgeirrt sein, bis ich endlich die rechte Spur erfragt und gefunden hätte, aber auf alle meine Einwendungen

gegen sein so lange fortgesetztes Bemühen achtete mein freundlicher Begleiter nicht. Ich würde dieses an sich unbedeutenden Begegnisses, welches weder das erste noch das letzte seiner Art in meinem Leben war, gar nicht erwähnt haben, wenn es mir nicht als ein Zug erschiene, welcher wesentlich zu dem Lebensbilde gehört, das mir von dem theueren Fr. v. Meier vor der Seele steht. Der werthe Mann trug so viele Ehrenzeichen und Gaben in und an sich, die ihm zur wohlverdienten Zierde vor den Augen und Herzen der Menschen dienen konnten, aber als die schönste und beste von allen erscheint mir die demüthige Liebe, die er auch an mir bei seinem Führergeschäfte erwies.

Meine liebe Hausfrau war wieder einmal in großer Sorge um mich gewesen. Sie hatte nicht einmal gewußt, wohin ich eigentlich gegangen sei. Als ich ihr erzählte, was mir geschehen, da gerieth auch sie in große Verwunderung, weniger über mich, an welchem ihr ein solches Geschick nichts ganz Ungewohntes war, als über die Geduld und Güte meines Freundes, welcher, obgleich mir an Alter so wie an Stand und Würde so weit voran, mir an dem neblichen Herbstabende das Geleite durch so manche Gassen der Stadt gegeben hatte. Der theuere Mann, den ich später noch mehrmals und auf längere Zeit sah, und mit dem ich bis an sein Ende in treuer Verbindung geblieben bin, ist mir aber fortwährend nicht zwar wie bei unserem ersten persönlichen Zusammentreffen ein leiblicher, doch ein erfahrener, liebender und nachsichtsvoller geistiger Führer, Rathgeber und Tröster auf manchem mir dunklen Wege geblieben.

Am anderen Morgen sah ich auch noch den edlen Minister von Plessen (m. v. S. 61 u. a.) und seine Gemahlin zum letzten Male im Leben. Zu weiteren Besuchen blieb

mir bei diesem erstmaligen kurzen Verweilen in Frankfurt keine Zeit; sie waren mir für ein späteres Wiederkommen aufbehalten. Gleich nach Mittag fuhren wir weiter; kamen noch am späten Abende über die bayerische Gränze, am darauf folgenden Tage nach Würzburg. Auch von dort sollte ich noch einen letzten Segen von dieser Reise mit mir nehmen, aus dem Hause und Herzen eines Stillen und Verborgenen im Lande. Denn in Würzburg wohnte damals noch Karl Köllner mit seiner Frau und seinen Kindern: der Mann, welcher nachmals für viele Seelen, an vielen Orten, so wie einst Joses der Levit aus Cypern, ein „Sohn des Trostes" (Barnabas) geworden ist. Den Beruf eines Trostbringers hatte er schon in früherer Kindheit geübt. Sein Vater war jener tüchtige Schulmann zu Idstein und nachmalige Pfarrer zu Naurodt im Nassauischen, dessen Lebensgeschichte in ihrer kurzen öffentlichen Mittheilung vielen Lesern zum Segen gewesen ist. Das war allerdings ein in der Schule langer, bitterer Trübsale groß gezogener Mann. Ich hatte diesen Vater in Christo bei Tobias Kießling in Nürnberg gesehen und Worte von ihm gehört, die aus tiefer Erfahrung kamen, obgleich er durch seine große Schwerhörigkeit von dem alltäglichen Verkehre mit der Welt schon damals fast ganz abgeschieden war. Der junge Karl Köllner war demnach nicht nur in dem Hause eines guten Schulmannes, sondern in einer Umgebung geboren, darin der Geist des Trostes und der Ergebung in Gottes Willen mitten unter einer Schaar von tiefbetrübten und bekümmerten Seelen alltäglich seine Schule hielt. Denn eben in dem Geburtsjahre des Karl fing der Hausvater an zu erkranken; konnte bald nachher seinem schweren Amte in Idstein nicht mehr vorstehen; mußte als armer Landpfarrer den schweren Druck

und die Noth der damaligen Kriegsjahre, so wie der Theuerung, erfahren. Dabei führte er den Geistern der Empörung gegenüber, welche damals, nach den Zeiten der Revolution von Frankreich aus auch am Rhein ihr Wesen trieben, das unsichere Leben eines verhaßten Fremdlinges unter Mesech und bei den Hütten Kedars. Denn wenn sich auch bei dem armen Pfarrer zu Naurodt, welcher kaum für seine 7 Kinder und die anderen Genossen der Familie das tägliche Brod hatte, nichts fand, was die Raubsucht reizen konnte, so war doch schon er selber als treuer Verkündiger des Glaubens wie des göttlichen Ernstes für sie ein Gegenstand des tödtlichen Hasses. Während der schlimmsten Jahre jener Unruhen wurde dem Hause des Pfarrers, so wie ihm und den Seinigen oft mit Brand und Mord gedroht, und die beiden Eltern haben damals manche Nacht in Gebet und Sorgen durchwacht. Je liebloser aber die Außenwelt sich gegen sie anstellte, desto inniger schlossen sich Eltern und Kinder in der gemeinsamen Liebe zu Gott an einander an. In dieser Liebe lag ein großer Trost, und sie war so reichlich über Alle, doch, wie es scheint, in besonderem Maaße über das kindlich gottvertrauende Gemüth des jüngsten Sohnes Karl ausgegossen, daß dieser keines besseren Glückes begehrte, als des Zusammenseins mit seinen frommen Eltern und gemeinsam mit ihnen mit seinem Gott. Bald aber nach jenen Tagen, in denen sein ältester Bruder in der Nähe von Naurodt unter den Händen eines rohen Raubmörders gefallen war, mußte Karl, der Knabe, seinem künftigen äußeren Berufe entgegengehend, das Haus seines geliebten Vaters verlassen. Doch hatte er da schon den Vater kennen gelernt, und für immer gefunden, von dessen Nahesein kein Raum der Erde, nicht Leben noch Tod uns scheiden können. Wunderbar

und selig waren von da an die Führungen dieses Treuen im Lande, von welchem man sagen kann, daß er überall, wohin sein Weg ihn führte, richtig vor sich gewandelt, Frieden gefunden und gebracht habe. Die Zeugen seines stillen und dennoch gotteskräftigen Wirkens an den Seelen stehen noch jetzt in Franken und dem Rheinlande, in der Schweiz und in Würtemberg da; Boten des Heiles und des Friedens sind aus der Mitte der Seinen bis nach Indien ausgegangen; Söhne von Israël, welche unter uns wohnen, segnen das Andenken des Mannes, der sie aus der Herrschaft des Gesetzes zum Reiche der Gnade geführt hat. Die treue Hand eines seiner Kinder hat einige Züge der Geschichte seines Wandels durch viele Trübsale, so wie seines freudigen Wirkens für die Freunde beschrieben *). Das ganze Leben des Mannes, mit all' seinen äußeren Schmerzen und bei den Gräbern seiner Geliebtesten ist dennoch ein reichbeglücktes gewesen; vor Allem jedoch war dieses sein Ende. Der Brief, welchen er drei Tage vor seinem Tode an seine, damals als vereinsamte Wittwe in Indien lebende Tochter schrieb, lautet wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi. An dem Morgen seines Todestages: dem Dienstag in der Charwoche (1853), stand er gesund und so besonders heiter, in seinem Gott vergnügt auf, daß es sogar von den Kindern bemerkt wurde, wie fröhlich der gute Großvater sei; den Erwachsenen fiel der ungewöhnlich zärtliche Ausdruck seiner Liebe und seiner Theilnahme auf. Er besorgte dann, wie in jugendlicher Frische und Munterkeit, seine Tagesgeschäfte: die Werke der Liebe für Andere. Zu einer sonst unge-

*) Mittheilungen aus dem Leben des theueren Vater Karl Köllner. Kornthal 1855.

wohnten Stunde kam er am Nachmittag zu seinen Kindern. Er erschien dabei so innig, so freudig, doch wie in der Nähe seines Herrn so still und in sich gekehrt, daß es deutlich war, wie ein unbeschreibliches und für ihn unaussprechliches inneres wie äußeres Wohlsein ihn durchdringe. Es war ein schöner Frühlingsabend. Im Vorschmack und Vorgefühl der Freude, die am Donnerstag am Altar des Herrn seiner warteten, in der vollen, vorsabbathlichen Stimmung seines Gemüthes ging er weit hinaus in's Feld. Ein Knabe, den er freundlich begrüßte, sah ihn noch, wie er still stand, und, als ob sein Auge etwas suchte, nach allen Seiten über die grünenden Felder hinweg und hinauf blickte. Die Stätte, auf welcher er dort stand, war für ihn ein Mahanaim, ein Begegnungsort der Boten Gottes geworden; ein vorübergehender Wanderer fand den Sterbenden, an seinen Stock gestützt, am Boden knieen; ein vorbeifahrender Wagen brachte nicht mehr den lebenden Vater, sondern den Leichnam desselben, zu dem Hause der Seinen. — So war das Ende des Mannes, welcher während seines Erdenlebens zwar nur ein armer Pilgrim und Fremdling in der unteren, zugleich aber ein hochberechtigter Bürger in der oberen Welt gewesen ist.

## 33. Ein Wendepunkt der weiteren Mittheilungen.

Ich habe mich und meine Leser lange bei dem Berichte über eine Reise aufgehalten, die ich als angehender Universitätslehrer von Erlangen aus nach der Schweiz machte. Wäre das, was ich in diesem Buche beschreiben will, nur die Geschichte meines äußeren Lebens und seiner Durchgangspunkte, dann würde mir selber eine solche weite Abschweifung von meiner vorgezeichneten Bahn auf einen scheinbar weit zur Seite führenden Nebenpfad ganz

unverantwortlich erscheinen. Aber ich habe hier nicht allein von meinem äußeren Handeln und Wandeln, sondern mehr noch als von diesen, von der Fortbewegung meines inneren Lebens zu reden, und für diese haben die Erfahrungen, welche ich auf meiner ersten Schweizerreise machte, eine ganz besondere Bedeutung gehabt. Ich will dies hier nur noch im Vorübergehen andeuten.

Schon die äußere Stellung eines Universitätsprofessors mit ihrem geistig anregenden und erfrischenden Berufe, halte ich für ein hohes Glück; ich für meinen Theil wüßte mir keinen Stand der Erde, der mir hätte lieber und wünschenswerther sein können als der meinige. Ich habe mich aber auch, das darf ich wohl sagen, so von Herzen zu meinen Lehramte hingezogen und an dasselbe gekettet gefunden, wie der Mond an seine Erde, um welche er seine Bahn so unverrückbar treu beschreibt, als wäre er nur für die Erde da.

Aber der arme Mond, so wohl ihm auch das Erdenlicht thun mag, wenn es auf seiner uns zugekehrten Seite das Dunkel der Nächte erhellt, hat nicht nur noch eine andere Seite, welcher das Erdenlicht für immer fremd bleibt, sondern sein ganzes Wesen, auf der einen wie auf der anderen Seite, bedarf noch eines anderen kräftigeren: eines Tageslichtes der Sonne, welches wärmend und belebend alle seine Höhen und Tiefen bestrahlt. Während er deshalb sein bestimmtes Tagwerk erfüllt: den Kreis der kleineren Bahn zu durchwandeln, in dessen Mitte seine Erde steht, ist es ihm auch gegeben und vergönnt, daß er in treulichem Verbundenbleiben mit seiner Erde einen ungleich weiteren, mächtigeren Kreis durchmesse, in dessen Mitte statt dem kleinen, kalten Staubkorne der Erde die gewaltig große, alldurchwärmende und belebende Sonne leuchtet.

Auch in meinem Wesen mag wohl nach dem Maaße seiner menschlichen Kraft der Drang und die Bestimmung zu einem geistigen Bewegen von so zweifacher Richtung gelegen sein. Eine Universität ist allerdings auch, wie der Name andeuten will, eine Welt im Kleinen, eine Gesammtheit der Kräfte des Wissens und Erkennens zunächst ihrer Zeit und ihres Volkes. Es gibt aber daneben noch eine Welt im Großen; eine Gesammtheit der Kräfte des Lebens und des Thuns aller Zeiten und aller Völker. Das, was die Kräfte des irdischen Wissens und Erkennens in Bewegung setzt, ist selber von menschlich irdischer Natur, das, was in dem anderen, höheren Reiche das Leben und Thun hervorruft und erhält, ist von göttlich schaffendem Wesen, ist von allerhaltender Kraft. Ich war allerdings schon durch meine früheren Führungen mit diesem Reiche und seinem inneren Haushalte befreundet worden, hatte mich zu ihm hingezogen gefühlt; auf dieser meiner Schweizerreise hatte ich aber mit eigenen Augen einen Blick in jenen Haushalt gethan und mich an der großartigen Geschäftigkeit in demselben erfreut. Es waren Samenkörner der neuen geistigen Entfaltungen, welche ich mit mir nahm; klein von Aussehen, aber nicht unfruchtbar; mein Wirken, durch Wort und That war gleich wie einem Wendepunkte des Sommers entgegengerückt, welcher, wenn auch unter manchem Sturme und Regen, die Saaten wie die Früchte des Weinstockes, selbst auf dem minder ergiebigen Boden zur Zeitigung führt.

Diese Einwirkung auf meine innere Entwickelungsgeschichte möge die große Ausführlichkeit entschuldigen, in welcher ich den voranstehenden Reisebericht, als eine Art vom Hauptstück meiner Lebensgeschichte gab.

Indem ich mich aber anschicken möchte, von meinen Erfahrungen und meiner Wirksamkeit in jenen beiden Krei-

sen, dem näher liegenden, sowie dem mehr in die Ferne gehenden, einen weiteren Bericht zu geben, wandelt mich, nicht ohne Grund, ein großes Bedenken an. Ich fühle seit einiger Zeit *), daß der kleine Rest der Kerze, die mir zu meinem armen Tagwerk leuchtet, nur noch düster flammt und wohl nahe am plötzlichen Auslöschen stehen mag. Das, was ich in der Vorrede zu der ersten Abtheilung dieses letzten Bandes meiner Selbstbiographie als Etwas andeutete, das mir wohl später geschehen könne, das ist mir ehe ich's noch erwartete, gekommen: das Fernrohr, durch welches ich die Vergangenheit meines Lebens betrachtete, ist in umgekehrter Stellung in meine alte Hand gelegt worden, so daß ich selbst die näher stehenden Gegenstände, die ich vorhin ganz groß und deutlich sah, nur noch wie weit entfernte und in kleiner Gestalt erblicke. Ich muß deshalb, so lange mir der Rest der Kerze noch leuchtet, mein unbedeutendes Schattenspiel an der Wand in kleinere Bildertafeln zusammenfassen, und sollte mir mein Lichtlein während des Spieles verlöschen, dann wünsche ich mir wie meinen nachsichtsvollen Zuschauern, in „Friede und Freude" eine so gute Heimfahrt, wie mein Freund sie hatte, von dem ich vorhin (S. 454) sprach. Und so möge man es sich denn gefallen lassen, wenn, wie dies schon die Ueberschrift dieses Kapitels andeuten wollte, von hier an auch in der Form meiner Berichte ein Wendepunkt bemerkbar wird. Man muß sich eben bereit zur Reise halten, denn man kann nicht wissen, wenn der Wagen kommt, der den alten Invaliden hinausführt zu der Stätte, wo die anderen guten Freunde ruhen.

---

*) Namentlich geschah mir das an dem Tage, wo ich diese Zeilen schrieb.

## 33. Trennungen und neue Verbindungen.

Die Trennung von meinem vieljährigen Freunde Schweigger bei seinem Abgange an die Universität Halle that mir sehr wehe. Er war mir seit unserer ersten Bekanntschaft in Nürnberg nach all' seinen Kräften ein treumeinender Bruder gewesen; in seinem Gemüthe ist eine Liebe, die sich selber niemals genug thun kann. Und auch in unserem gemeinsamen Berufe für die Wissenschaft waren wir uns nahe verbunden. Schweigger blieb in seinen Forschungen und Erkenntnissen nicht bei der Gestalt und der Augenbelustigung der einzelnen Erscheinungen, nicht bei dem Buchstaben des großen Buches der Werke stehen, sondern ging mit wahrhaft frommem Sinne den Spuren des schaffenden Geistes nach, welcher alle Tiefen und Höhen seiner Sichtbarkeit mit dem Gedanken seines Lebens und Seins durchdringt. Und für ein solches Forschen und Erkennen der Natur gilt, zum Unterschiede von anderen Wegen des Forschens, der Spruch, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht. Schweigger hat, hierin seiner Zeit vorangehend, eine noch künftige Aufgabe der Naturwissenschaft erkannt, durch welche die ganze endliche Sichtbarkeit in ein Gleichniß, in eine Parabel der Gedanken der Ewigkeit verklärt werden soll, die das Buch der Offenbarung uns kund gibt. In solcher Weise faßte ich die Anregungen auf, welche Schweigger in seiner ungetrübten Jugendkraft zu seinen unermüdlichen Forschungen trieben, und die er auch mir freigebig mittheilte.

Schweigger selbst noch hatte durch seine Empfehlung und Verwendung dafür gesorgt, daß ein tüchtiger, eben=

bürtiger Nachfolger an seine Stelle träte; bald nach seinem Abgange kam zu uns der edle Pommeraner Dr. K. W. Kastner. Der Mann, so jung er noch war, hatte den Lauf oder Curs schon durch viele Schulen gemacht, bald als fleißiger Schüler, bald als Lehrer. In seiner Jugend war er durch die Schule der Armuth und äußeren Hemmungen gegangen, welche ihm den Durchbruch zu seinem äußeren wie inneren Berufe erschwerten. Bei und mit unserem gemeinsamen Freunde Ritter war er in eine Schule der großen Kunst gekommen, die Natur in der Sprache ihrer eigenen Kräfte um ihre Geheimnisse zu fragen und ihre Antworten zu verstehen. Bald trat der wandernde Schüler selber als Lehrer, zuerst in Jena, dann in Heidelberg, dann in Halle auf, ließ sich jedoch von dem Glücke und dem Beifalle seiner Schüler, der ihn von Ort zu Ort begleitete, nicht abhalten, selber noch einmal in eine Schule zu gehen: in jene männlich schöne der Waffenthaten bei dem Befreiungskriege unseres Volkes. Noch einmal kehrte er zu seinem Lehrstuhle in Halle zurück, folgte von da dem ehrenvollen Rufe an die neubegründete Universität Bonn, und kam von dorther nach Erlangen an die Lehrerstelle, die seinen Neigungen und Gaben am vollkommensten zusagte. Mittelbar, durch mehrere unserer gemeinsamen Freunde, zu denen auch Spleiß gehörte, waren wir Beide uns schon bekannt, näher aber zog mich Kastner's Wesen selber an, dessen reger, kräftiger Geist, dessen liebewarmes Gemüth und harmlos fröhliches Naturell in allen Zügen seiner Persönlichkeit sich aussprach. Kastner hat als Lehrer durch Wort und Schrift in vielen Seelen den Sinn für das Erkennen des Buches der Werke geweckt, und mit diesem zugleich das Fragen nach dem schaffenden, erhaltenden Geiste, welcher in der sichtbaren Natur waltet und lebt. Mir ist

er ein treumeinender, liebreicher Freund während unseres ganzen collegialischen Zusammenwirkens gewesen und ist mir dieses geblieben.

Die Naturkunde hat sich damals, als ich mit Kastner zusammentraf, schon sehr eifrig um die Entdeckung jenes Weges bemüht, auf welchem der Gedanke und das Wort des Menschen schneller als der Schall, schnell wie der Blick des Auges von einer Menschenseele zur anderen über die Räume der Erde und Meere gehen könnte. Dieser Weg ist seitdem durch die große Kunst der elektromagnetischen Telegraphie in erfreulicher Weise gefunden worden. Es gibt aber noch einen anderen, nicht an die Apparate und leitenden Drähte unserer Telegraphen gebundenen, verborgenen Weg des Verkehres der Seelen, dessen Kunde zu den Geheimlehren des Reiches der Seelen gehört. Denn wer mag das ergründen, wie die Seele eines Sterbenden dem hörenden Ohre und den Gefühlen eines Lebenden, über weite Räume hinweg, in Gedankenschnelle sich kund geben möge? Doch es gibt solcher ungelöster Räthsel noch viele.

In der Nacht vom 27. März 1820 fiel und starb der mir nahe verbundene, brüderliche Freund Gerhard von Kügelgen in Dresden unter Mörderhänden. — — Es gibt Erfahrungen, welche nur von Einzelnen gemacht werden, und welche deshalb schon nach dem Ausspruche eines tiefsinnigen Weisen des Alterthumes, des Heraklit, für die Menge der Anderen zweifelhaft, ja unglaublich erscheinen mögen. Sie müssen deshalb auch ein versiegeltes Eigenthum der Einzelnen bleiben, denen sie zugekommen sind.

Der Tod bleibt in jeder seiner Gestalten für den Scheidenden, wie für die im Leben Bleibenden, ein König

der Schrecken; er wird dieses aber mehr denn gewöhnlich, wenn er ganz und unverhohlen in der Gestalt des „Mörders von Anfang" sich zeigt, durch welchen der Tod in die Welt kam. Kügelgen's blutiges Ende hatte in den näheren wie ferneren Kreisen der Freunde und Bekannten, wie selbst bei denen, die nur von dem Morde an dem unschuldigen Manne gehört hatten, große Bewegung erregt, von welcher Art aber diese Bewegung in dem allernächsten Kreise des unversehens Hinweggenommenen gewesen sei, das mag ein Brief seiner Wittwe an mich bezeugen, der sich in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufschrift: „ein Brief" findet. „Das sind Worte, welche der ewig freudige Geist der Gnade in dem Menschenherzen spricht, der in dem Schwachen mächtig ist."

Bald nach Kügelgen's Trennung knüpfte sich uns ein Band der Wiedervereinigung an mit einem gemeinsamen Freunde von dem Geschiedeneu und von mir: dem Genossen mancher guten, frohen Stunde aus der Zeit meines Aufenthaltes in Freiberg und Dresden. Carl von Raumer, von dem ich im vorhergehenden Bande dieses Buches mehrmals gesprochen (II S. 156, 399 u. a.) zog von Halle nach Nürnberg. Der Drang zur eigenen, kräftigen Theilnahme an dem Werke einer höheren, christlichen Volksbildung (m. v. II 401) war in ihm ein so lebendiger, daß er von seiner Stellung als Lehrer an einer berühmten Universität einige Zeit sich lossagte, um in dem ihm bei seinem früheren Aufenthalte lieb gewordenen Nürnberg die Leitung einer Schule zu übernehmen, die bereits in einem Geiste und Sinne begründet war, der einen mehr denn gewöhnlichen Erfolg erwarten ließ. Zwei Männer, deren Namen als Ehrensäulen in der Geschichte der geistigen Entwickelung unseres Volkes wie unserer Zeit dastehen, hatten jene

Musterschule begründet: Heinrich Dittmar und Fr. Ben. Wilh. v. Hermann. Ein seltenes Paar der auserlesensten, in ihren Gaben und geistigen Richtungen höchst verschiedenen und dennoch gegenseitig harmonisch sich ergänzenden Naturen. Was das kindlich fromme Gemüth des Heinrich Dittmar als Aufgabe für sein Leben erkannt und was er in unermüdeter Treue als Schulmann und Schriftsteller für diese Aufgabe gethan hat, das mögen seine Werke bezeugen *), denn seine Bücher sind eine anerkannt gesunde bekräftigende geistige Nahrung für die Jugend und das Volk der Deutschen. Ein anderer, nicht minder der Mühe des Lebens würdiger Beruf war Dittmar's Gefährten Hermann gestellt, diesem kräftigen Geiste von seltener Klarheit und Schärfe des Verständnisses. Es sind zwei Pflichten, welche den Häuptern eines wohlgeordneten Familienlebens obliegen: die mütterlich liebende Pflege und die vorausberechnende Vorsorge des Vaters für die äußere Sicherung des Haushaltes. Diese große Kunst eines wohlberechnenden, sicher gestellten Haushaltes hat Hermann als Jüngling im kleineren Kreise geübt, als er mit Dittmar an der von ihnen Beiden begründeten Musterschule in Nürnberg nicht nur als unvergleichbarer Lehrer der mathematischen Wissenschaften wirkte, sondern als sorgfältiger Berechner und Ordner des ökonomischen Fortbestandes der Anstalt sich annahm. Wie klein ist der Anfang, wie groß der Fortgang der weiteren Entwicklung dieses Meisters in der Staatsökonomie gewesen, mit welchem ich später in München wieder zusammengeführt wurde.

---

*) Ich erwähne hier namentlich seiner Geschichte der Welt, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. Heidelberg 1848.

Aus den Händen dieser beiden Begründer, welche damals ihr besonderer Beruf zum Dienste des Vaterlandes von Nürnberg hinwegrief, empfing C. v. Raumer die Leitung und den Fortbau der Anstalt. Der werthe Freund hatte, ohne daß wir Beide es ahneten, die Aufgabe, einen großen Segen zu bringen, nicht nur für die Schule, zu welcher er hinging, sondern gleichwie im Vorübergehen noch eine ganz besondere Aufgabe der gleichen Art für mich und mein Haus. Zu unserer Freude ging er, auf seiner Durchreise nach Nürnberg mit seiner ganzen Familie als Gast unter unser Dach in Erlangen ein. Das Haus war voll freudigen Lebens der Alten wie der Jungen, denn solche Kinder und eine solche Mutter der Kinder mußten überall, wo sie zu verwandten Seelen kamen, Wohlgefallen, Freude und Frieden mit sich bringen. Da traten an einem sonnig schönen Nachmittag, den wir im Garten am Hause zubrachten, ein Jüngling und ein Knabe zu uns herein, welche von Raumer und seinem kleinen Volke fröhlich und vertraulich wie alte, liebe Bekannte, bewillkommnet wurden. Ich betrachtete mir den Jüngling, wie er mit seiner Reisetasche auf dem Rücken so vor mir stand. Er hatte mir gleich mit seinem ersten Gruße Viel zu sagen, denn er kam von der Insel Rügen, aus dem Hause und von dem Herzen meines Freundes, des Pfarrer Baier, und der Knabe, den er mir da zuführte, war Allwill, jenes glückliche Kind, dem der Vater die Grundtöne seines eigenen Wesens, noch ehe es Menschenworte verstand, in sein Gemüth gesungen hatte (m. v. oben S. 146). An dem Führer aber des Knaben hing mein Auge und bald auch mein Herz mit besonderem Gefallen. Die jugendlich blühende Wohlgestalt des Jünglings war wohl eine schöne, ihm von Gott geschenkte Zierde, schöner aber noch stand

ihm die Zierde der Demuth an. Sein ganzes Wesen trug das Johanneische Gepräge eines Gemüthes, das durch die kindlich treue Liebe zu dem Herrn geweiht und zubereitet ist für Thaten der Liebe an den Menschenseelen. Wer in dieses Auge sah, dem kam daraus der Blick eines reinen, guten Gewissens entgegen. An diesem Jüngling, so dachte ich mir, könnte man wohl Manches von Dem sehen, was in einem alten, schönen Liede von Arnold erbeten wird, dessen ganzer Inhalt in den Worten des einen Verses ausgesprochen ist: „Mach mich in Allem dir ergeben und deinem heil'gen Vorbild' gleich."

Raumer nahm mich, dort bei dem Brunnen im Hofe auf die Seite. „Wie kann ich's verantworten," sagte er, „daß ich Dir zu den vielen Gästen, die Du schon an mir und meiner Familie bekommen hast und mit denen Dein Haus erfüllt ist, noch zwei neue bringe." — „Laß das gut sein," sagte ich fast muthwillig scherzend, „wer weiß, ob nicht da Dein junger Freund noch mein Schwiegersohn wird." Ich dachte mir nichts bei diesen Worten, in denen kein Gedanke lag an die Möglichkeit ihrer Erfüllung, und dennoch ist jener Scherz in unerwarteter Weise zum Ernst geworden. — Der Jüngling hieß Heinrich Ranke, war aus Preußen, Candidat der Theologie und der Philologie, aus Wolf's Schule in Halle.

Wir lebten damals noch einige schöne Tage zusammen. Der Heinrich Ranke hatte aus dem Hause seines väterlichen Freundes Baier in Rügen die höchste Gabe des Menschenherzens: den festen, zuversichtlichen Glauben als bleibendes Erbtheil mit sich genommen, neben diesem aber auch eine andere, die mit dem Glauben sich gern vermählt: die Gabe der Töne und des Gesanges. Im Vereine mit der Meisterin des lieblichsten Gesanges, der Frau meines Freundes Rau-

mer, einer Tochter des Kapellmeister Reichardt, machte er schon bei diesem ersten Besuche unser Haus zu einem kleinen Tempel, darin man dem Herrn aus fröhlichem Herzen singt.

Nun, die Tage dieses fröhlichen Beisammenseins vergingen bald; die Freunde setzten ihren Stab weiter; traten in Nürnberg ihr Tagewerk muthig an.

Während mir, in dieser meiner alten Vaterstadt zwei neue Gestirne der Freunde aufgingen, neigten sich zwei andere, theuere, liebe, zu ihrem Untergange. Der Vater Kießling erschien zuletzt wie ein müdes, leiblich schmerzensreiches, liebendes Kind, das von dem Schooße der Mutter und aus ihren Armen gar nicht mehr weichen will. Er lebte von der Welt abgeschieden, nicht mehr auf Erden daheim, sondern nur bei Ihm, seinem Herrn, dessen Name fast immer in seinem Munde, sowie ohne Aufhören in seinem Herzen war. So, in Mutterarmen getragen, ist er auch verschieden. Ranke war noch oft an seinem Kranken- und Sterbelager, hat ihm da, in Begleitung einiger der Kinder aus seiner Schule, liebliche Lieder der Hoffnung und des Trostes gesungen. Anders nahm sich unser alter Rosenbäcker Burger auf der letzten Strecke seines Ganges zum Tode aus. Seine leiblichen Füße hatten zuletzt freilich das Gehen fast ganz verlernt; der Geist aber blieb bei dem 72jährigen Manne noch in so frischer, kräftiger Bewegung, der freudige Muth so ungebeugt, als er dieses sonst gewesen. In den Geschäften seines äußeren Berufes, als ordnender Hausvater war er thätig bis zu seinen letzten Tagen, man sah ihn noch täglich, wie sonst, lesen in dem Buche der Bücher und in solchen Schriften der Menschenhand, die auf das Wort, das von Anfang war, hinweisen und zu ihm führen. Selbst mit der Lösung mathematischer Aufgaben beschäftigte er sich noch gern.

Doch war es zunächst nur die Ansprache der alten Freunde und Bekannten, welcher er Rede und Antwort geben mochte, und vor denen er den Schatz seines Innern aufschloß, neue Bekanntschaften in Schrift und Wort liebte und suchte er nicht. Mit dem Tode, als dieser an seine Thüre klopfte, machte er so wenig Wesens und Umstände, als ein Mann, der so eben zu dem Besuche bei einem ihm wohlbekannten und befreundeten hohen Herrn sich anschickt und sein Ehrenkleid anlegt, mit einem Bruder macht, der beim Ankleiden zu ihm hereintritt. Ja er ging dem Tage seines Todes wie einem Ehrentage entgegen.

Ich war unter den Leidtragenden bei seinem Begräbnisse. Als ich da, nach alter Sitte die ersten Schaufeln der Erde auf seinen Sarg hinabwarf, bei dem Gesange des Verses eines alten kindlichen Liedes, welcher die Ruhe des in Hoffnung entschlafenen müden Leibes beschreibt *), da hat mich ein Gedanke, ein Mitgefühl des Friedens und der Freuden der Ewigkeit ergriffen, wie ich selten in solcher Lebendigkeit ihn empfunden.

Die Alten aus dem Kreise, darin ich sonst, wenn ich in Nürnberg war, eine liebe geistige Heimath fand, waren zu ihrer Ruhe gegangen oder schickten sich dazu an. Zu diesen immer Reisefertigen gehörte namentlich der mir unvergeßliche Vater Fr. von Scheurl, in seinem Stammschlosse zu Erlenstegen, der freudige Bekenner und Zeuge des Glaubens einer besseren Vergangenheit und Verkünder einer zum Leben wieder erwachenden besseren Zukunft durch Wort und That. Seiner Einladung folgend feierten wir drei Erlanger Freunde: der Kirchenrath Vogel, Kanne

---

*) Man sang beim Einsenken des Sarges aus Scriver's Lied: „der lieben Sonne Licht und Pracht“ den letzten Vers.

und ich mit dem alten Herrn, ich weiß nicht mehr welchen Gedenk- und Ehrentag seines Lebens in seinem Schlosse Erlenstegen. Es gab da eine Unterhaltung, wie man sie jetzt wohl schwerlich auf einem deutschen Ritterschlosse noch finden würde; man konnte wohl sagen „alte Zeiten wurden jung“ in den Berichten, die wir da aus dem Munde des geistig viel gewanderten Mannes vernahmen, dem das Bewegen der letztvergangenen Menschenalter zur Linken wie zur Rechten wohlbekannt war. Er hatte es immer mit dem Rechten gehalten und ist dabei geblieben.

Auch der Vater Dallinger war schon unter den Reisefertigen. Dagegen gab es auch aus dem vertrauten Kreise der Freunde, der sich um Schöner, Kießling und Burger geschlossen hatte, noch Männer, in denen die Kraft des alten Stammes fortgrünte und ihre Früchte trug. Als ein solcher vollendeter Mann in jener rechten Weisheit des Lebens, welche unverrückt auf das Ende siehet, stand Heinrich Fabricius da. Ein Gemüth voll aufopfernder Liebe und Treue, mild und ernst. Er machte von der Gabe des eigenen Menschenwortes nur einen züchtig mäßigen Gebrauch, weil in ihm ein Wort lebte, vor dessen Licht die Menschenworte dahinschwinden wie die Sterne vor dem Glanze der Sonne. Er war zwar lieber ein Thäter als ein Sprecher dieses Wortes, was er aber redete, das redete er im Sinne desselben, und zeigte sich hierin als ein vollkommener Mann. Er hatte den Grund, der seinen Anker hielt, frühe gefunden und ist bei diesem geblieben bis an sein Ende. Von dem theueren Schwestersohne des Vater Kießling, von Tobias Naumann sprach ich schon oben S. 277 und bei anderen Gelegenheiten. Unter diesen Männern, sowie einigen der ihnen gleichgesinnten Freunde und dann zugleich auch in dem Hause vor dem Wöhrder

Thore, darin Raumer und Ranke mit ihren pflegebefohlenen Kindern wohnten, fand ich den Geist meines alten Nürnberg noch fortlebend, erfreute mich da öfters an dem Tone einer solchen Unterhaltung, der mit dem Tone der Neunuhr-Abendglocken (S. 265) gar harmonisch zusammenstimmte.

Bei uns in Erlangen hatte der Tod auch eine Lücke gemacht in dem Kreise der theologischen Lehrkräfte. Dr. Berthold (S. 304), wegen seiner bürgerlichen und häuslichen Tugenden von seinen Mitbürgern geliebt, von seinen Collegen geachtet, war gestorben; das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hatte die Aufgabe der Wiederbesetzung des erledigten Lehrstuhles selbst in seine Hand genommen, und in einer wohlbedenkenden Weise sie ausgeführt.

Der Professor Heller, dessen eigenthümliche Weise ich oben II S. 318 beschrieben habe, war in seiner Geschäftigkeit unermüdet, Vetterschaften von geistiger Art aufzuspüren und Verbindungen solcher neuentdeckten Verwandtschaftlichkeiten mit sich oder zwischen Anderen anzuknüpfen. Eines Tages, als ich mit meinem Collegen und täglichen Genossen unserer Ruhestunden Pfaff draußen im Freien, wenn ich nicht irre, im Welsgarten, unter den schattigen Bäumen saß, führte uns Heller einen Fremden zu, den er mir als einen Landsmann aus Sachsen ganz besonders vorstellte. Es war der Dr. Georg Benedict Winer, der von der Universität Leipzig an die unsrige als Berthold's Nachfolger berufen und seit einem oder etlichen Tagen in seiner neuen Heimath eingezogen war. Es ging dem gelehrten Manne ein großer literarischer Ruf voraus, welcher bei Verschiedenen sehr verschiedene Erwartungen von seinem persönlichen Erscheinen und Wirken erregt hatte. Jetzt ließ sich diese Persönlichkeit bei hellem Tageslichte unter den grünenden Bäumen bei uns sehen. Ich denke gern an den

ersten Eindruck, den Winer, welchen ich nicht aus seinen Schriften kannte, auf mich machte, denn, wie ich's später gefunden, dieser erste Eindruck war der richtige.

Ein Mann, noch an der Gränze des Jünglingsalters stehend *), bescheidenen Benehmens, mit einem treuen Auge, daraus ein gutes Gewissen hervorschaute, unter einer Stirne, daran wohl jeder Menschenkenner die äußere Signatur eines forschenden Geistes gelesen hätte; in solcher Gestalt trat der neue College unter uns auf. Pfaff's ganzes Wesen glich nicht einem Studirzimmer, das von Wänden und zugemachten Fenstern umschlossen ist und in welches man erst nach einem Anklopfen an der Thüre hineintreten kann, sondern einer nach allen Seiten offenen Gartenhalle, in welche jeder Vorbeigehende hineinschauen und eintreten, auch nach Belieben einen Sitz zum Mithören und Mitsprechen sich nehmen kann. Winer schien da bei uns bald den Zug der geistigen Vetterschaft zu fühlen, welchen Heller, wie im Vorüberfluge einer Schwalbe (II. S. 318), an ihm ausgespürt hatte; er wurde heiter und zutraulich, ging auf Pfaff's Scherze mit einem harmlos gutmüthigen Frohsinne ein, der ganz wohl zu unserer Weise stimmte. Heller hielt nicht sehr lange Ruhe; er führte seinen Neubekannten weiter. Als dieser fort war, urtheilte einer von uns: „dieser hat nichts Versteckles hinter den Ohren, nichts Finsteres in den Augen, sondern was er hat, das trägt er hell und offen zu Tage."

Winer wurde durch Heller bald auch bei Vogel und in seiner Mitgenossenschaft eingeführt. Die kindliche Achtung, die er unserem alten, väterlichen Freunde bezeugte, ließ von der Verschiedenheit der inneren Stellung beider

*) Er war damals 34 Jahre alt.

zum Glauben und seinem Bekenntnisse, auf welche man aus dem Lesen von Winer's Schriften geschlossen hatte, nichts bemerken. Das mußte Jeder, der Winer sprach und kennen lernte, bald erkennen: dieser Mann ist kein Feind und Gegner der Wahrheit, — wie dies wohl Einige gefürchtet hatten, sondern er hört sie gerne und achtet sie, wo und wann er sie in treuer Redlichkeit in solchen Herzen findet, darinnen kein Falsch ist.

Dasselbe bezeugten auch seine Zuhörer und werden es noch bezeugen. Nicht ohne Verwunderung hörten sie, wie dieser gründlich gelehrte Theolog so entschieden gegen das flache Mißverstehen des geoffenbarten Wortes sich aussprach, gegen die grammatische Unachtsamkeit eines Paulus, gegen den frechen Leichtsinn Anderer, welche die Aechtheit mehrerer Schriften des neuen Testamentes antasteten. Ohne Rückhalt gab er dem Festhalten am Buchstaben des Wortes, bei den großen, gläubigen Theologen, ein gutes Zeugniß, rühmte bei Gelegenheit Männer, selbst wie August Hermann Francke und Spener, als ehrenwerthe Säulen der Kirche. Unsere jungen Theologen, unter ihnen die besten und tüchtigsten, fühlten sich bald mit Achtung und Liebe zu diesem Lehrer hingezogen, dem es ein treuer Ernst war mit dem, was er sprach und gab, und der als ein wohlwollender Freund Jedem entgegen kam, der ihm sich nahte. Und diese Anerkennung des Mannes und seines Wirkens in der Theologie seiner Zeit, welche nicht auf den Kreis der Zuhörer beschränkt geblieben, sondern eine allgemeine geworden ist, war eine wohlbegründete, wie ich dieses hier, so gut ich es vermag, in vergleichender Weise andeuten will.

Jedes höhere, geistige Wesen und Wirken hat in dem niederen Gebiete des Sinnlichen ein Gleichniß und Vor-

bild. Obgleich uns das Bemühen der Masoreten, die geoffenbarten Schriften des alten Bundes in ihrer ganzen Vollständigkeit unversehrt zu erhalten, dann als eine Arbeit von untergeordnetem Werthe erscheinen mag, wenn jene fleißigen Männer in ihren heiligen Schriften die Worte und Buchstaben zählten, für jedes der einzelnen Bücher die mittleren Worte aufsuchten und feststellten, müssen wir dennoch das mit Achtung anerkennen, was sie zu solcher Anstrengung getrieben hat. Es war dies die Ehrfurcht vor dem heiligen Schatze des geoffenbarten Wortes. Die Masoreten hatten, ohne sich selber dessen bewußt zu sein, die Aufgabe, darüber zu wachen, daß nicht der kleinste Buchstabe, noch ein Strichlein vom Gesetze vergehe, bis daß es Alles erfüllt werde. Ein solches kindlich treues Beachten, selbst des Buchstabens der Offenbarungen, ist für die Männer, die dasselbe übten, nicht ohne Lohn geblieben. Wir wissen, was wir dem öfters tiefer eindringenden Blicke der Masora in den Sinn und Gehalt der Schriften des alten Bundes verdanken.

Dieser Masora des jüdischen Alterthumes, welche zunächst nur von der Aufmerksamkeit und Schärfe der äußeren Sinne abhängig war, steht in der neueren Zeit der christlichen Kirche eine Masora von geistiger Art gegenüber, welche nicht die Strichlein und Form der Buchstaben, sondern den wahren, ewig feststehenden Sinn des Wortes vor Augen hat und über dem Festhalten und klarem Verständnisse dieses Sinnes eben so sorgfältig wacht, als die alten Masoreten über dem anvertrauten Schatze ihrer Buchstaben. Dieses geistige Hüteramt ist dem Exegeten Winer im weiteren Umfange übertragen worden. Und es war ein hochnöthiges Werk für eine Zeit, welche die Deutung des Wortsinnes der Schriften des neuen Bundes mit so unredlicher

Willkühr oder leichtsinniger Geringachtung betrieb, daß der wahre Sinn der Worte unter ihrer Hand ein ganz anderer, schwankender oder durchaus falscher wurde. In's Angesicht trat Winer diesen zum Theile berühmten Falschmünzern als Kämpfer für die wahre Geltung entgegen, zeigte mit einer, jener alten überlegenen grammatischen Gründlichkeit und Schärfe: „so und nicht anders müssen die Worte heißen", „dieser und kein anderer ist der eigentliche Lehrbegriff z. B. eines Apostel Paulus." Und da dieses vorzugsweise nur der alte, in der Kirche längst festgestellte Sinn war, trat Winer allerdings, den Neuerern gegenüber, als ein Vertheidiger des Alten auf.

Auch dieser neuen, geistigen Masora liegt, und zwar in einem noch viel höheren Maaße als der alten jüdischen, eine Ehrerbietung gegen das Wort aus Gott zum Grunde, und eine solche Ehrerbietung ist nahe verwandt mit der Liebe, die der Gaben höchste, die der rechten Erkenntniß Mutter ist. Darum geht ein Segen für Viele aus einem solchen treuen Wirken hervor, und der fleißige Arbeiter im Weinberge, wenn der Abend kommt, empfängt seinen Lohn. „Wohl dem, der auf das Wort achtet, denn aus dem Wort kommt das Leben."

Aber es ist Zeit, daß ich von der Geschichte meiner äußeren Umgebung wieder zurückkehre zu der Beschreibung des eigenen Lebens und Wirkens in derselben Zeit.

## 35. Das Tagewerk des Lehrers durch das mündliche Wort.

Von meinem Unterrichte in den einzelnen Gebieten der Naturgeschichte sprach ich schon oben. Die mir vorgeschriebene Hauptaufgabe meines Lehrerberufes an der Universität waren die Anleitungen der studirenden Jugend zur

Erkenntniß und zum Verständnisse des großen Ganzen der sichtbaren Natur und der in ihr waltenden Kräfte. Der Name, welchen diese Aufgabe führte, war: allgemeine Naturgeschichte.

Ich weiß wohl, was man gegen das öffentliche Lehren der allgemeinen Naturgeschichte an den Hochschulen mit Recht oder Unrecht gesagt hat und was man dagegen sagen kann. Die Naturgeschichte, selbst der einzelnen Reiche, ist durch die Forschungen und Entdeckungen der neuen Zeit zu einem solchen Umfange angewachsen, in solche Tiefen gedrungen, daß nur selten ein Lehrer gefunden werden kann, der die Erkenntniß eines einzelnen Naturreiches gründlich selber erfaßt hat und Anderen sie mitzutheilen vermag. Die genauere, auf lebendiger Anschauung beruhende Bekanntschaft, selbst nur mit den einzelnen Regionen eines der drei irdischen Naturreiche, gleicht der Ausbeute einer Reise um die Welt, die nicht Jeder zu machen die Kräfte und Mittel hat. Denn je weiter in das Einzelne und Kleine, desto unermeßbarer und unzähliger werden die Erscheinungen, unerfaßbarer ihre Namen. Wer aber möchte das unsichere Glück eines Luftschiffers versuchen, der aus der Höhe über den Wolken herab das große, herrliche Ganze der Gebirge, der Ströme und Seen, der Waldungen und grünenden Fluren, der großen Städte, von Menschen gebaut, überblickt, ohne für das Auge einen sicheren Anhaltspunkt, selbst an der einzelnen Eiche oder hochwüchsigen Ceder zu finden?

Von anderer Seite her hat man mit Recht gesagt: der künftige Arzt, der künftige Landwirth, bedürfen vor Allem einer möglichst genaueren Erkenntniß des Pflanzen=, des Thier=, des Mineralreiches. Selbst diese Vorhallen von ihrem künftigen Berufskreise lassen sich kaum in der Zeit eines Universitätssemesters durchwandeln und überblicken,

wo bliebe dem Jüngling die Zeit, dem Lehrer durch die unermeßbaren Räume eines Weltganzen zu folgen? Die Vorträge über allgemeine Naturgeschichte sind deshalb aus dem Lehrplane der meisten deutschen Universitäten verschwunden und nur die Anleitungen zur Bekanntschaft mit den einzelnen Naturreichen, als nothwendig für den künftigen Beruf eines großen Theiles der Studirenden, sind stehen geblieben.

Dennoch halte ich es für Unrecht, das man an der studirenden Jugend begeht, wenn man dem Lehrstuhle der allgemeinen Naturgeschichte gar kein Räumlein mehr unter dem großen Obdache der Universitäten vergönnen will. Es verhält sich mit dem Buche der Werke, wie mit dem Buche der Offenbarung: jeder einzelne Theil, ja jedes Capitel des einen wie des anderen zeugt zwar von dem Geiste, aus welchem das Ganze hervorging, sowie in jedem der sechs Blüthenblätter einer Lilie die Schönheit dieser Blumenkönigin sich abspiegelt, in jedem der Liliendust sich spüren läßt. Dennoch spricht zu unserem Sinne in ungleich mächtigerer Weise der Anblick eines ganzen Schaftes der Lilien, unten mit seinen grünen Blättern, oben mit den Blüthen, deren innerer Tempelbau offen vor Augen liegt, oder als Knospe noch geschlossen ist. Wenn das Buch der Bücher der sichtbaren Werke gedenkt und hierbei zur Weise des Lobgesanges in höherem Chore sich erhebt, da zeugt es allezeit von der Herrlichkeit des Schöpfers aller Werke des Himmels und der Erde zugleich. Wer vermöchte die Bedeutung des Pflanzenreiches zu verstehen, ohne die Beachtung des Thierreiches, für welches es gemacht ist, wem würde die Verschiedenheit der Naturart der Thiere begreiflich sein, außer ihrer Zusammengesellung mit der Natur und den Kräften der Gewächse. Ein tieferes, lebendigeres

Eingehen in die Naturgeschichte einer einzelnen Region der sichtbaren Dinge wird jederzeit das Verlangen nach einem Ueberblicke über das große Ganze anregen und den Sinn zu solchem Ueberblicke bekräftigen. Darum muß der Lehrer der allgemeinen Naturgeschichte wenigstens in der Erkenntniß des einen Gebietes derselben als Bürger und Insasse vollkommen festen Grund und Boden besitzen, ehe er, ausgerüstet mit den nöthigen Mitteln und Kräften, aus dem ebenen Lande zu einem Gipfel des Gebirges sich erheben kann, von welchem er die Aussicht über Land und Meere hat; wie mächtig aber der Reiz eines solchen Ueberblickes über die Gesammtheit der sichtbaren Werke für den Menschen ist, das bezeugt die allgemeine, freudige Theilnahme, welche Alexander von Humboldt's Kosmos bei unseren Zeitgenossen fand. Auch Blumenbach's Vorträge über Naturgeschichte haben nach allen Seiten hin das Wohlgefallen an der Betrachtung und Erkenntniß der sichtbaren Werke geweckt.

Ich selber bin an Kenntnissen und Kräften kein Blumenbach und noch weniger ein Alexander von Humboldt; eben so wie diese fühlte jedoch auch ich mich mächtig hingezogen zum Erfassen der großen Gesammtheit der Schöpfungen Gottes und zum Zeugen von dem Gedanken dieser Gesammtheit in meinen belehrenden Vorträgen. Ein tieferes Eingehen in den Lehrplan, welcher diesen Vorträgen zu Grunde lag, darf ich mir und meinen Lesern wohl ersparen, da derselbe für Jeden, der daran ein Interesse nimmt, in mehreren meiner Schriften, von denen ich nachher reden will, vor Augen liegt. Nur im Allgemeinen erwähne ich, daß ich als Einleitung einen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Naturwissenschaft gab, darin ich den

Drang zur Erkenntniß der Natur und der in ihr waltenden Schöpferkräfte als eine tief in der Natur des Menschengeistes begründete, ihr eingeborene Gabe zu erweisen suchte. Die Anfänge dieser Entwickelungsgeschichte sind eine Weisheit der Tempel gewesen: eine Erkenntniß der Natur im Vereine mit der Erkenntniß ihres Schöpfers. Der Menschengeist hat bei dem Werke seines Wissens wie seiner Kunst nach allen Richtungen zuerst die Hand an den Umriß des großen Ganzen gelegt, ehe er die Ausführung der einzelnen Lineamente versuchte. In der Zeit seiner Jugend und aufblühenden Stärke wohnte in ihm die Kraft jener Titanen, welche nicht am Aufheben der Strohhalme oder der kleineren Steine, sondern am Fortbewegen und Aufthürmen großer Felsenlasten und ganzer Berge sich ergötzte. Unter den Kunstwerken der Menschenhand stehen die riesenhaftesten: die Pyramiden des Nilthales und der noch in seinen Trümmern mächtige Bau am Euphrat, als die ältesten da; unter den Wissenschaften gebührt der Sternkunde im Alter der Vorrang *), nächst dieser der Geschichte des Steinreiches, dann jener der Pflanzen und Thiere, zuletzt, auf diesem Grundbau, fügte sich als Schlußstein des Ganzen die Betrachtung der Natur des Menschen. In dieser Ordnung denn suchte ich auch durch meine Vorträge das Aufmerken meiner jungen Zuhörer und die Freude an der Betrachtung der Natur zuerst durch das Hinweisen auf das Erhabenste und Höchste: auf den Sternenhimmel und die Gesetze seines Bewegens zu

*) M. v. hierüber mein Buch: „Die Geschichte der Seele“ in den Capiteln über die Kunst und über die Wissenschaft. Vierte Aufl. §. 65 u. 66. Th. II S. 729 u. 775.

erwecken. Außer den Vorträgen im Hörsaale benutzte ich an hellen Abenden draußen im Freien die Anleitungen zur Kenntniß des gestirnten Himmels. An die Betrachtung des Weltgebäudes schloß sich durch naturgemäßen Uebergang die des festen Erdkörpers und seiner verschiedenartigen Gebirgsformationen an. Schon hier gab es Gelegenheit zum Anknüpfen einer vorläufigen Bekanntschaft mit manchen der am allgemeinsten verbreiteten Steinarten, durch den Abriß einer Naturgeschichte des Steinreiches wurde jedoch jene vorläufige Bekanntschaft zu einer genaueren Anschauung der Hauptformen, Klassen und Familien der Mineralien erweitert.

In den naturgeschichtlichen Vorträgen über das Steinreich, Pflanzen- und Thierreich pflegte ich mich gern einer aristokratisch, gesinnten Partheilichkeit hinzugeben. Ich verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Betrachtung der Naturkörper von fürstlichem, altadeligem, so wie verdienstadeligem Range. Die Gegenstände von altadeligster Würde waren mir die, welche schon in dem ältesten und geistig bedeutungsvollsten Buche der Bücher genannt und zum Theile nach ihren Eigenschaften und ihrer Stellung im großen Haushalte der Erde beschrieben sind, unter ihnen vor allen jene, denen ihre symbolische Vorbedeutung eine königliche Weihe gab. Nächst diesem ältesten Adel haben jene Stein-, Pflanzen- und Thierarten einen alten Adel, welche im Kreise des Tempeldienstes der ältesten Völker auftreten, dann folgen die Reihen jener natürlichen Dinge, welche das klassische Alterthum, als der näheren Bekanntschaft werth, hervorgehoben, welche die ehrenwerthen Altmeister der Naturgeschichte: Aristoteles, Theophrast, Dioscorides, Plinius und Galen benannt und beschrieben haben.

Aber auch dem Verdienstadel wurde die ihm gebührende Würdigung gegeben; jene Mineralien, Pflanzen und Thiere wurden vorzugsweise beachtet und in ihrer Gestalt und Eigenschaft am ausführlichsten beschrieben, welche für den allgemeinen Haushalt der lebenden Natur, am meisten aber für den des Menschengeschlechtes, die höchste Bedeutung haben. Das sind die niemals versiegenden Quellen, welche des leiblichen Lebens Mangel mit Strömen des Wohlgefallens erfüllen, welche dem Menschen Speise und Trank, Kleidung und Obdach, Wärme und leuchtende Flamme darreichen, oder mit ihren heilbringenden Kräften an sein Krankenbett treten. Aber auch unter der Mehrzahl der nichtadeligen Naturkörper: unter dem Bürger- und Bauernstande derselben, finden sich viele, welche durch ihr äußeres Erscheinen eine Lust der Augen sind, oder durch die Geschichte ihrer Entdeckung, ihre willkührliche Verwerthung im Handel und Wandel der Völker, gleichwie die Kaurisschnecke, merkwürdig sind und selbst das Volk aus dem Bettlerstande der natürlichen Dinge hat seine Bedeutung für das Gesammtleben und Bestehen des Ganzen. Mitten aber in dem friedlichen Verkehre der natürlichen Dinge treten auch die feindlichen Kräfte der Gifte und betäubenden Schädlichkeiten auf; unter ihnen die Mächtigen von so uraltem Adel als die Schlange; auch bei ihnen, sowie bei der Beschreibung ihrer Wirksamkeit und ihrer Stellung zu den anderen Reichsgenossen der Sichtbarkeit muß die Betrachtung verweilen.

Man halte es dem Arbeiter im Handwerke zu gute, wenn er in fast ungebührlicher Ausführlichkeit von seinem Tagewerke und der Führung desselben sprach. Aber die Art und die eigenthümliche Führung der Tagesarbeit, das Ge-

lingen wie das Mißlingen derselben bildet ja ein wesentliches Stück der Lebensgeschichte des Arbeiters selber.

Für meine Vorträge über allgemeine Naturgeschichte war mir das Winterhalbjahr geblieben, während die Zeit des Sommers, als die dafür günstigere, den Anleitungen zur anschaulichen Erkenntniß der lebenden Natur: des Pflanzen- und Thierreiches, sowie zu einigen anderen, bereits oben (S. 285) erwähnten Vorlesungen bestimmt war. Obgleich ich jedoch die allgemeine Naturgeschichte als die Hauptaufgabe meines damaligen Lehrerberufes betrachtete, welche zugleich unter allen anderen meinen Neigungen am meisten zusagte, hatte ich dennoch bei dem ersten Angreifen dieses mir lieben Tagewerkes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Grundplan zu dem großen Ganzen, das ich durch meine Vorträge darstellen wollte, lag mir zwar schon so, wie ich ihn eben beschrieben, klar vor Augen, aber zu seiner Ausführung in manchen der einzelnen Theile, sowie zur naturgemäßen Verbindung dieser Theile, fehlte mir noch manche Vorbereitung und Uebung. Dazu kam ein leibliches Leiden, dessen nahe liegende Veranlassung: die zu kräftige Heizung des mit Zuhörern ziemlich gefüllten Hörsaales meiner freundlichen Nachbarn, ich nicht erkannte, noch vermied. Die öfter wiederkehrenden Anfälle von Schwindel machten mich so muthlos und schüchtern, daß ich eine Zeitlang meine Vorlesungen nicht, wie ich dies früher und später immer that, frei hielt, sondern selbst da, wo ich von wohlbekannten Dingen sprach, mir die Mühe gab, sie vorher niederzuschreiben und dann abzulesen. Doch dieser Uebelstand war ein vorübergehender und ich erwähnte seiner nur, um meinen Dank auszusprechen für die theilnehmende Liebe, die mir bei dieser Gelegenheit mehrere meiner Zu-

hörer bezeugten, wenn sie, wie der gute Peter Heller, der nachmalige Schwiegersohn meines Freundes K. v. Raumer und nunmehriger Pfarrer, mich hinausführten in die kühle, frische Luft, so wie den anderen Allen für die Nachsicht, in welcher sie sich durch diese meine öfter wiederkehrende geistige Gebundenheit für die Lebendigkeit des Lehrvortrages dennoch an mir, als Lehrer, nicht irre machen ließen.

Auch von diesem, meinem Verhältnisse zu den Studirenden will ich hier noch einige Worte sagen. Der Kreis derselben, der sich näher an mich schloß, wurde allmählig ein immer größerer. Mir erschien es als Pflicht des Lehrers, und meiner Natur war es Bedürfniß, meine Zuhörer nicht nur während der Vorlesungen im Hörsaale, sondern alle die unter ihnen, denen ein solcher persönlicher Verkehr erwünscht war, auch in meinem Hause um mich zu sehen. An einer kleineren Universität, an welcher die Zahl der Besuchenden mit der mäßigeren Gesammtheit der Studirenden überhaupt im Verhältnisse steht, ist es allerdings leichter möglich, Jedem, der da kommen will, nicht nur den Hörsaal, sondern auch den Zugang in den häuslichen Kreis des Lehrers zu öffnen, als an einer größeren. Ich benutzte diese Erleichterung des persönlichen Verkehres in Erlangen gerne und auch im Winter war, wenigstens an einem Abende in der Woche, das geräumigste Zimmer meines Wohnhauses von den jungen Freunden gefüllt, die mich besuchten. Sie fanden da jederzeit einen Mann bei mir, mit dessen Leben und Wirken das meinige an der Universität in unzertrennbarer Weise verbunden war: meinen alten Freund Johann Wilhelm Pfaff. Dieser, mit seinem vielseitig beweglichen, in den Gebieten des Wissens

wie des Lebens wohlbewanderten Geiste, und mit seinem unerschöpflichen guten Humor brachte zu diesen Abendunterhaltungen die beste Würze. Den Gesprächen, welche da geführt wurden, fehlte bei ihrem leichten, heiteren Gewande der Gehalt nicht, so daß der Fluß der Rede, wenn er auch unscheinbaren Laufes vorüberging, dennoch hin und wieder an seinem Ufer etwas Brauchbares abgesetzt haben mag.

## 35. Die schriftlichen Arbeiten.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Erlangen mancherlei Schriften veröffentlicht und will Das, was sich etwa über ihren Inhalt sagen läßt, hier in Kürze zusammenfassen. Denn auch solche Arbeiten gehören in gewissem Maaße mit zur Geschichte unseres Lebens.

Die eine derselben hatte ich nach S. 154 schon in Mecklenburg begonnen, in Erlangen aber im Jahre 1821 vollendet. Es ist dieses die zweite Abtheilung des zweiten Theiles meiner Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Nach meinem Dafürhalten könnte man wohl diesem Theile des Buches ein besseres Zeugniß geben als ich vorhin (II S. 123 u. f. so wie 192 u. f.) seinen beiden vorhergehenden, früher erschienenen Bänden gab. Die vielen mühseligen Rechnungen desselben sind doch nicht so sehr auf eitlen Grund gebaut, wie namentlich die in der ersten Abtheilung des zweiten Theiles, sondern auf einen Gedanken, dem weiter nachzusinnen ich auch jetzt in meinen alten Tagen mich nicht schämen würde. Ich will denselben hier nur durch einige Züge andeuten.

Das Walten eines allbedenkenden, allerhaltenden Geistes, welcher der Grund alles Seins und Lebens ist, muß sich in unserer Sinnenwelt namentlich auch darin kund geben, daß er überall im großen Ganzen wie in seinen

einzelnen Theilen, bis in's Kleinste herunter ein bestimmtes Normalmaaß der Raum= wie der Zeitenverhältnisse durchgeführt hat. Denn was ist es, das an den gedankenvollen Meisterwerken selbst der Menschenhand: an den Christentempeln des Mittelalters den Eindruck der vollkommenst harmonischen Zusammenstimmung aller ihrer einzelnen Theile, das Gefühl des Wohlgefallens an ihrem herrlichen Ganzen begründet, als die allseitige Durchführung eines Normalmaaßes der räumlichen Größen, das der Geist des bauenden Meisters im vorbedachten Plane seines Werkes festgestellt hat? Ein Stein, dem seine Beziehung zum Altar diese besondere Bedeutung gibt, stellt die Einheit, die Grundzahl dar, auf deren geometrischer Vervielfältigung oder Verkleinerung alle räumliche Maaßverhältnisse des Gesammtbaues beruhen. Was wäre jener einzelne Stein, den das Wasser eines Baches, in dessen Bett er läge, von seiner Stätte wälzen könnte, ohne seine Zusammenfügung mit dem mächtigen Gebäude, das gegen die anschwellenden Fluthen der Jahrtausende unverrückbar seinen Stand hält.

Eine solche Einheit oder Grundzahl, stellt nach ihrem Maaße die Natur des Menschen, im Tempel ihrer sichtbaren Umgebung dar. Ein Instinkt, zum Theil auf den ganz nahe liegenden Kreis des sichtbar Vorhandenen gerichtet, zum Theil von jener prophetisch fernsichtigen Art, welche selbst im thierischen Instinkte wahrgenommen wird, hat den Menschen schon im frühesten Naturzustande seines Geistes zur Erkenntniß jener Normalmaaße der Sichtbarkeit geführt, die ihm sein eigener Leib und die räumliche Größe seiner Glieder, so wie die Zeiten seines leiblichen Lebens in die Hand geben. Es sind Maaße des Menschen: des Abbildes, deren Grundzüge im Wesen des

Urbildes selber und in der Geschichte der Thaten dieses Urbildes verborgen liegen.

Dieses bezeugt schon das allbekannte Verhältniß, in welchem der Gang des Menschen in seinem gewöhnlichen Schritte und mithin auch die leibliche Größe desselben mit der Größe seiner Erde und mit dem Fortgange ihres Bahnlaufes um die Sonne steht. Ein Verhältniß, vergleichbat mit jenem, in welchem zwei Pendeluhren stehen, welche beide dasselbe Zeitmaaß der Stunden und Tage genau und richtig einhalten. Wäre die eine, größere derselben etwa die Thurmuhr unserer Stadt, deren regelmäßiger Gang ohne mein Zuthun von einer Mitternacht zur anderen das ganze Jahr hindurch sich fortsetzt, die andere, kleinere aber wäre meine Zimmeruhr, deren Pendel ich nach Belieben jetzt anhalten, dann wieder in Schwung setzen kann, dann würde dennoch diese letztere, so oft sie in Gang käme, in der gleichen Zeit ihre Minuten und Stunden abmessen, als die Thurmuhr. Ebenso durchwandelt auch ein Mensch von gewöhnlicher Größe und Geschwindigkeit, wenn er sich zum Gehen in Bewegung setzt, in jeder Stunde eine eben so große Strecke von dem Umfange seiner Erde als diese in derselben Zeit auf dem Wege ihrer Bahn um die Sonne zurücklegt. Und wenn das kleine Uhrwerk unserer menschlichen Schritte so ungehemmt und rastlos im Gange bleiben könnte, als das große des planetarischen Umlaufes, dann würde ein Fußgänger ebenso in der Zeit eines Jahres einen Umlauf um seine Erde vollenden, als diese den ihrigen um die Sonne. Und wie sich an manchen unserer Zimmeruhren außer den Zeigern der Minuten und Stunden noch ein dritter, näher an der Mitte stehend findet, der den Verlauf der ganzen Monate andeutet, so findet sich auch in der natürlichen Geschichte des Menschen

ein solcher Zeiger für die einzelnen Zeitabschnitte des größeren Naturjahres des Vorrückens der Nachtgleichen von nahe 28000 Jahren. Denn die Zeit eines Menschenlebens bis zu dem Ziele, das ihr als gewöhnliches Maaß gesetzt ist: der Zeit von 70 Jahren kommt dem 365. Theile oder einem Tage jenes großen Aeons des Erdenwandels unter den Sternen gleich *).

In dem Band II des 2. Theiles meiner Ahndungen, von deren Inhalt ich hier spreche, habe ich, anschließend an den Inhalt der vorhergehenden Bände, zunächst als Naturforscher in den Raum- und Zeitverhältnissen der Körperwelt die Bedeutung der Zahlen 7 und ihrer Hälfte, der 10 und ihrer Hälfte, so wie der 3, der 6, der 4 und der wichtigsten Verbindungen dieser Zahlen unter einander ausführlicher betrachtet. Man könnte diese Zahlen mit jenen primitiven Grundstoffen in der Chemie vergleichen, in welche sich zuletzt alle irdische Körper zerlegen lassen und aus denen selbst die Dinge der unorganischen Natur: Wasser, Salz, Kohlensäure u. a. zusammengesetzt sind. Neben all' diesen primären Grundstoffen der festen, flüssigen, luftartigen Körper gibt es aber auch Grundstoffe einer sekundären (höheren) Ordnung, welche, von den Kräften des Lebens durchwirkt, den Leib der Pflanzen und Thiere bilden, und nur dann, wenn der natürliche Tod und die Verwesung, oder wenn unsere chemische Kunst das

*) In weiterer Ausführlichkeit als auf S. 123 u. a. meiner Ahnd. II, 2 habe ich diese Gleichmäßigkeit der Raum- und Zeitverhältnisse der Naturgeschichte des Menschen und seines Planeten betrachtet in m. Gesch. der Seele §. 24, so wie in m. Buche: das Weltgebäude, die Erde u. s. w. §. 21 S. 724 f.

Leben vernichtet hat, so wie z. B. die Pflanzenöle oder das thierische Fett in Kohlenstoff, Sauer- und Wasserstoff, oder wie das Eiweiß und die thierische Faser in Kohlen- und Stickstoff, Sauer- und Wasserstoff sich zerlegen lassen. Solche Normalzahlen der Raum- wie der Zeitverhältnisse, welche sich mit den Elementen der organischen Chemie vergleichen lassen, begegnen uns vorzüglich in der Naturgeschichte des Menschen so wie seines ganzen Geschlechtes. Einige von ihnen habe ich bereits (S. 483) erwähnt. Es gibt aber noch viele andere dieser Art. Namentlich gehört hierher das Maaß jener Zeit, welche der Mensch von seiner Erzeugung an bis zu seiner Ausgeburt an das Licht im Schooße der Mutter verschläft. Dieses Naturjahr der Entwickelungsgeschichte des Menschen umfaßt die Dauer von 10 Umläufen oder Durchgängen des Mondes durch jene Punkte seiner Bahn, welche in gleicher Linie liegen mit der Stellung der Erde und der Sonne. Zehn solche sogenannte Knoten- oder drakonitische Mondumläufe von etwas mehr denn 272 Tagen kommen nahe gleich neun Zwölftheilen oder Kalendermonaten, in welche unsere künstliche Zeitberechnung, nicht die Natur selber, das Jahr theilt. In welcher Beachtung aber ein zehnmonatliches Jahr in den Zeitrechnungen mehrerer Völker der alten Welt gestanden, das wird a. a. O. S. 147 und in seiner genaueren Uebereinstimmung mit dem Naturjahre der menschlichen Entwickelungsgeschichte S. 151 u. f. gezeigt. Wenn, namentlich die griechische Uebersetzung des alten Testamentes, die sogenannte Septuaginta, die Zeit von der Schöpfung bis zur Sündfluth, statt nach der Angabe des ihr vorliegenden hebräischen Grundtextes zu 1656, mit absichtlich künstelnder Hand zu 2222 Jahren berechnet, dann scheint sie ein System der Zeitrechnung vor Augen gehabt

zu haben, welchem das zehnmonatliche Naturjahr zu Grunde lag. Denn 1656 Sonnenjahre sind gleich 2222 Jahren von 272,187 Tagen (a. a. O. S. 142, 143 f.). Und von einer Beachtung dieses, im Vergleiche mit unserem Kalender künstlichen und dennoch natürlichen Menschenjahres zur Berechnung der Zeiten finden sich in den schriftlichen Urkunden des Alterthums manche Spuren.

Die uranfängliche Bestimmung der Sternenwelt, zu scheiden Tag und Nacht, zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, geht jedoch nicht allein das Leben des einzelnen Menschen und die Dauer seiner Entwickelung an von der Erzeugung bis zum Tode, sondern eben so sehr und noch mehr die Geschichte seines ganzen Geschlechtes. Der Mittelpunkt dieser Geschichte und die Zeit ihrer Erfüllung ist das Erscheinen des verheißenen Menschensohnes im Fleische. Jener prophetische Instinkt, von welchem ich vorhin (S. 482) sprach, hat den Geist des Menschen in seinem anfänglichen Naturzustande schon frühe vielleicht zu der Ahnung einer Naturperiode geführt, welche die Stufen der Entwickelung seines Geschlechtes in der Geschichte der einzelnen so wie aller Völker der Erde bis zu dem verheißenen Ziele der Erfüllung abgränzt. Die unter dem Spiele mit Jahrtausenden geheimnißvoll sich verbergende Zeitrechnung der Inder, Babylonier und Aegypter hat diese prophetische Bedeutung gehabt, wie ich dieses namentlich im 5. und 8. Kapitel des erwähnten Buches zu erweisen gesucht habe, wo ich von der Achtung rede, in welcher die Naturzahl 432 und noch mehr 4320 fast bei dem gesammten Alterthum gestanden und von dem Mondenjahre, als Fest- und Kirchenjahr, so wie von den merkwürdigen Eigenschaften der Periode von 4320 Mondenjahren. — —

Untersuchungen dieser Art, auch wenn sie mit Bedacht

und Ernst geführt werden, gleichen allerdings dem Geschäfte des Nachgrabens in den Schutthaufen der alten, zerstörten Städte, einem Geschäfte, dessen Erfolg immerhin ein unsicherer ist. Doch gewährt es dem forschenden Auge schon eine Art von Befriedigung, wenn die reihenweise fortlaufenden Schutthaufen ihm die ungefähre Richtung der Straßen des alten Babylon erkennen, die aufgehäuften Trümmer den Bauplan des Belustempels der Stadt errathen lassen, in deren Mauern einst der prophetische Geist eines Daniel an anderen Menschengeistern sich bezeugt hat. Und nicht selten spricht selbst die eingebrannte Inschrift eines Ziegelsteines unter den Trümmern von dem Geheimnisse der Tempelweisheit, welche ein Erbtheil aus den Zeiten der langlebenden und fern in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickenden Urväter war.

Es mögen allerdings viele der Rechnungen meines Buches, namentlich die vorwitzig in die Zukunft sich verlaufenden, ihrem Werthe nach zu den kupfernen oder eisernen Bettlergaben einer Rückenlast gehören, von der ich vorhin Th. II S. 103 gesprochen. Doch kann darunter hin und wieder auch noch ein beachtenswerthes Stück sich finden. Mein Freund Spleiß hatte große Freude an diesen Stücken und hielt die Grundgedanken des Buches für solche, denen man wohl weiter nachsinnen und nachgehen sollte. Mehrere meiner Ansichten über die Hindeutung der chronologischen Systeme auf die Erfüllung der Zeiten, so wie die ihnen beigefügten Berechnungen sind anderwärts von einer fremden Hand benutzt und öffentlich mitgetheilt worden, zum Theil ohne die Quelle zu nennen. —

Den Bienenschwärmen kommt der Drang zum Ausfliegen aus dem mütterlichen Stocke und zum Einziehen in eine neue Heimath erst in der warmen Zeit des Sommers

an; bei uns aber, an der Universität Erlangen, hat sich etwas, das einem solchen Aus- und Einzuge der Bienen glich, nicht im Sommer zugetragen, sondern noch im Verlaufe des freilich milden Winters von 1822. Das junge Volk unserer Studirenden war, einmüthiglich zusammengeschaart, aus der Stadt ausgewandert; hatte noch einmal in unseren späten Tagen im Kleinen einen solchen Handstreich versucht, dergleichen die Geschichte der früheren, namentlich der mittelalterlichen Universitäten, mehrere zu berichten hat; wir Alten, die wir es mit dem Mutterstocke hielten: wir Professoren, fanden eines Tages unsere Hörsäle leer und bei'm Hinaustreten auf die Straßen auch diese so verlassen von den Studenten, wie dies kaum in der Zeit der Ferien zu sein pflegt. Denn selbst die in Erlangen und seiner Nachbarschaft wohnhaften Studirenden hatte der Schwarmgeist angeregt, daß sie entweder mit dem großen Haufen hinwegzogen oder vereinzelt sich zerstreuten. Ich habe dieses Ereignisses hier zunächst nur wegen des Zusammenhanges gedacht, in welchem dasselbe zufällig scheinender Weise mit meiner literarischen Thätigkeit stand*).

Die ärztliche Erfahrung lehrt es, daß nicht selten auch ältere Leute von jenen Krankheiten angesteckt und ergriffen werden, welche zunächst die Kinder zu befallen pflegen; ich selber habe noch in meinen angehenden vierziger Jahren, zwar nicht in leiblicher, wohl aber in geistiger Hin-

*) Ich erwähne nur im Vorbeigehen, daß aus einer Schlägerei zwischen der studirenden und der nicht studirenden Jugend der Stadt ein wahrhafter Bürgerkrieg geworden war, welcher bei der ungewöhnlichen Erbitterung von beiden Seiten in fataler Weise dem Fatum der Justiz zu verfallen drohte. Die Studenten erschienen wirklich als der mit Unrecht ge-

sicht, etwas Aehnliches an mir erfahren müssen. Der Schwarmgeist, welcher unsere Studirenden, mit denen ich durch Liebe verbunden war, aus Erlangen hinwegführte nach Altdorf, hat, obwohl in anderer Form, auch mich angeweht und meinen Geist hinweggerückt vom festen Boden der planetarischen Natur, nicht nur in die unermeßbaren Räume des Sternenhimmels, sondern noch über diese hinaus. Ich schrieb damals, während der Ferienzeit, die unsere Studirenden sich selber und uns so unversehens gemacht hatten, mein Buch: „Die Urwelt und die Fixsterne" in einem so maaßlosen Drange zum Fleiße, daß ich mit den Zeiten des Tages öfters auch die der Nacht dazu benutzte. Die äußere Gelegenheit zur Ausarbeitung des Buches habe ich soeben angedeutet, ich habe jedoch auch von der inneren Anregung und Anforderung zu dem Werke noch einige Worte zu sagen.

Die Beobachtungen der Doppelsterne und ihrer Bewegungen um einen gemeinsamen Schwerpunkt öffneten

---

kränkte schutzloseste Theil. Der Einfall, auf einige Tage die Gelegenheit zu blutigen Händeln durch Hinweggehen aus der Stadt ganz abzuschneiden, war aus einem klugen, jugendlichen Kopfe hervorgegangen. Das junge Volk zog durch Nürnberg nach der ehemaligen reichsstädtischen Universitätsstadt Altdorf, fand daselbst gute, willkommene Aufnahme. Daß sowohl dort, als auch bei der Rückkehr nach Erlangen, Alles so versöhnlich und ordnungsgemäß ablief, war vorzüglich der Klugheit und seltenen Gewandtheit eines wohlberedten Führers zu danken: des damaligen Erlanger Studirenden und jetzigen Jenaischen Professors der Theologie, Dr. Aug. Hase, eines Verwandten meines Jugendfreundes Dr. Ben. Hase (nach Th. 1 S. 256 u. f.)

um diese Zeit einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des Weltgebäudes, welcher zu unerwartet neuen Ansichten über das Wesen des Fixsternhimmels führen mußte. Den lebendig und kräftig beweglichen Geist meines Freundes Pfaff, und nicht minder mich, hatten jene neuen Forschungen und Entdeckungen so mächtig hingenommen, daß sie bald der Gegenstand unserer angelegentlichsten und liebsten Unterhaltungen wurden. Denn welches andere Ereigniß in der damaligen Zeit konnte nach unserem Ermessen dieser Auffindung eines neuen geistigen Welttheiles im Gebiete des Wissens an Bedeutung gleichkommen? War doch hiermit dem scheinbar unendlichen Einerlei einer ewigen Wiederholung der Naturverhältnisse unseres Planetensystemes von Stern zu Stern schon dadurch eine Gränze gesetzt, daß dort selberleuchtende Sonnen um und mit nachbarlichen Sonnen sowie bei uns Monde um Planeten sich bewegen. Und ist nicht an vielen dieser schwesterlich zusammengesellten Sonnen selbst das Licht zur wunderherrlichsten Farbe geworden, so daß sie dem Auge, wenn es in diesen gränzenlosen Garten Gottes hineinblickt, gleich reizenden Blumen einer unendlich höheren Ordnung erscheinen? Ja, es ist Vieles dort anders als bei uns; Eines aber bleibet und bestehet dort jenseits wie bei uns: das ist jene Schöpfermacht, welche, als Schwere bekannt, alle Welten wie alle Staubkörner der Körperlichkeit zusammenfaßt, und ihren Bewegungen ein ordnendes Maaß setzt. Diese Macht ist mitten in den Räumen der Sichtbarkeit eine unsichtbare; mitten im Wandel des Zeitlichen eine außer- und überzeitliche. Denn jene Räume des Weltgebäudes, welche (nach einer freilich viel unsichereren Berechnungsart als die der Zahl der Sandkörnchen eines Hügels nach dem ungefähr bekannten Inhalte der Archi-

medischen Sandmäßchen) der Lichtstrahl erst nach Hunderten, ja nach Tausenden der Jahrtausende durchdringen sollte, durchwirkt die zusammenhaltende und die Bewegungen ordnende Kraft der Schwere in einer über jedes Maaß unserer Zeiten erhabenen Eile des Gedankens. Denn sie selber, die Herrscherin in der Natur des Leiblichen, ist vom Wesen des Geistes; vor ihr ist die abgelegene Ferne der Räume wie der Zeiten ein gegenwärtig Genahetes.

Das Spiel, welches eine phantastische Naturforschung und Naturbeschreibung mit der Unendlichkeit und Ewigkeit einer für Zeit und Raum geschaffenen Körperwelt zu treiben pflegt, kann zu einem Schreckbilde werden, an welchem das Gefühl des eigenen Selbst des Menschen, sowie der erhebende Gedanke an das ihm verheißene Kindesrecht im Hause des Vaters wie ein Dampf sich verflüchtigen. Dieser Gefahr zu begegnen, hätte es einen würdigeren und näheren Weg gegeben als den, welchen ich in meinem eben erwähnten Buche eingeschlagen habe. Ich deutete denselben beiläufig schon oben in der ersten Abtheilung dieses Buches S. 104 an. Denn, so frage ich, sollte uns nicht auf dem Wege unserer Forschungen durch die sichtbaren Schöpfungen Gottes etwas Aehnliches begegnen können, als bei den älteren wie neueren Schätzungen der räumlichen Ausdehnung der Meere, des Luftkreises und des alldurchdringenden Aethers nach ihren Höhen, Weiten und Tiefen? Zwar sind unsere Blicke, durch die immer höher gesteigerte Vervollkommnung der Fernröhre am Sternenhimmel unvergleichbar weit über den Gesichtskreis der früheren Zeiten hinaus gekommen; die Reihe der bekannten Planeten hat sich schon durch die Entdeckung des Uranus, noch mehr durch die des Neptun, weit über die von dem Alterthume festgestellten Gränzmarken des Sonnensystemes hinaus er-

weitert; nicht nur die Milchstraße selber hat uns ihre vorhin geheimnißvollen Tiefen aufgeschlossen, sondern weit über diese hinaus haben sich andere Tiefen der Nebelschimmer mit ihren unzählbaren Sternenheeren uns eröffnet. Und immer noch widerfährt unserem Forschen in diesen Abgründen des Weltgebäudes Dasselbe, was in neuerer Zeit den Messungen der Seefahrer geschehen, welche in Tiefen des Meeres, deren Maaß alle bis dahin vermutheten und als wahrscheinlich vorausgesetzten Gränzen weit übersteigt, noch keinen Grund fanden *). Die Welt des Sichtbaren erscheint dem endlichen Sinne des Menschen als ein Unendliches, denn es hat keine für sein Forschen abreichbare Grenzen. Welcher messende Sinn geht der Luft bis zu ihrer oberen Gränze am luftleeren Weltraume oder in die Tiefen des Gewässers nach, darin sie dem im Dunkel wohnenden Thiere seinen Athem gibt; wo sind die Gränzen, von denen das Bewegen der Kräfte, die den Aether durchwirken, ausgeht, und an denen es endet? Und was ist die Allheit des leiblich Geschaffenen gegen den Geist, der in die Ordnung der Zeiten und der Räume sie dahinstellte, und gegen seine unsichtbare, die Welt der Sichtbarkeit allburchdringende Welt? Er selber ohne Maaß des Raumes und der Zeit, ohne Anfang und Ende. Und dringt nicht dieses gränzenlose Sein der Ewigkeit unvergleichbar viel mächtiger und lebendiger in die Reiche seines leiblich Geschaffenen herein als der Saum seines Gewandes, das Licht, oder sein Schatten am Boden der End-

---

*) Der amerikanische Marinelieutenant Walsh fand durch eine Messung mit dem Tiefloth bei 34,000, Bergmann bei 39,000, Parker bei 50,000 Fuß Tiefe noch keinen Grund. (M. v. Maurys, physikal. Geogr. des Meeres.)

lichkeit, die Schwere? Ist nicht dieses Sein meinem Geiste, hier bei dem Staube der Erde eben so erfaßbar und nahe, als allen anderen lebenden Zeugen seiner Herrlichkeit in den unermeßbar fernen Höhen und Tiefen seiner Schöpfungen? In gleichem Augenblicke, in gleicher Kraft bei mir wie bei Jenem. Zu Ihm allein sagt mein Geist: Du bist es, ewig Derselbe; Dich kenne ich bei Deinem Namen; die Welt der Sichtbarkeit mit ihren Anfängen und Enden werde ich kennen, wenn Du mich bei meinem neuen Namen rufest.

Es war, wie ich schon vorhin andeutete, nicht zu verwundern, wenn mich und meinen Freund Pfaff die astronomischen Entdeckungen jener Zeit, namentlich die bewundernswürdigen eines Struve, mit begeisterter Theilnahme erfüllten. Man wird den Grund dieser Theilnahme vielleicht schon bei der Beachtung jener Umrisse gerechtfertigt finden, die ich von der weiteren Entwickelungsgeschichte jener Entdeckungen gegeben habe in meinem späteren Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" (Erlangen, 1852), namentlich im §. 6 S. 71—88. Die Kunde von all' den großen Neuigkeiten, welche die Beobachter des Sternenhimmels von ihren nächtlichen Wanderungen mit sich brachte, hat mein Aufmerken erregt, wie die Töne bei dem Stimmen der Instrumente vor einem großen Konzerte. Noch hat dieses nicht begonnen in der Vollendung seiner Harmonieen; einige Akkorde sind laut geworden, andere schweigen noch. Denn neben den erkannten Thatsachen, die als Lichtpunkte dastehen, zeigen sich uns in der Geschichte der Doppelsterne eine Menge von Räthseln, deren Lösung für die Physik des Himmels einen neuen Tag herbeiführen kann.

Ich habe in meiner vorhin erwähnten Schrift (das

Weltgebäude u. s. w.) mehrere dieser Räthsel erwähnt, aus denen ich auch hier einige hervorhebe. Was uns zunächst an den Doppelsternen wie an allen Sternen in's Auge fällt: das Licht ist nicht nur, wie wir schon sagten, bei vielen von ihnen zur strahlenden Farbe geworden, sondern diese Farbe wie die Helle des Lichtes ist hin und wieder einem Wechsel unterworfen, bei welchem der vorhin größer erscheinende (hellere) zum kleineren (lichtschwächeren) und umgekehrt wird (Weltgeb. S. 55 u. f.), ja bei welchem der eine, wie aus dem Vergleiche älterer mit neueren Beobachtungen hervorgeht, dem Auge ganz entschwindet. Ein Zug zur Einigung der einen körperlichen Masse mit der anderen, den wir als Schwere benennen, und mit diesem Zuge zugleich der Drang zur selbstständigen Sonderung und freieren Bewegung durch den Weltraum (die Schwungkraft oder Triebkraft) sind es, welche die Bewegung der Planeten um ihre Sonne, des Mondes um seine Erde begründen. Der Drang zur selbstständigen Sonderung oder die Triebkraft ist es, welcher namentlich die planetarischen Weltkörper an dem einen Punkte ihrer Bahn mehr oder minder weit über ihre mittlere Entfernung von der Sonne hinaus führt, während ihnen der Zug der Schwere an dem entgegengesetzten Punkte der Bahn eine um so größere Annäherung an die Sonne nöthig macht. Eine Folge dieses Wechsels der Stellungen, welche dem Wechsel gleicht zwischen dem neubekräftigenden Schlafe und dem Verbrauche der Kräfte in der Arbeit des Wachens, ist die mehr oder minder von dem Kreise abweichende, elliptische Form der Bahnen. Bei keinem der Planeten und Monde unseres Sonnensystemes ist diese Abweichung so augenfällig mächtig als an den meisten Doppelsternen, deren Bahn eine so lang gezogene Ellipse ist, wie die der Kometen. (Weltg.

S. 80, 81.) Das sind Wesen, welche, um den eben gebrauchten Vergleich zu wiederholen, nur eines seltenen, kurzen Schlafes bedürfen zur Stärkung für das lange Tagwerk ihres nach selbstständiger Freiheit und Entbundenheit des Bewegens strebenden Laufes. Auf ein höheres Maaß solcher Entbundenheit von dem Gesetze der gemeinen Massenanziehung scheinen jene Fälle zu deuten, von deren einem (dem Doppelsterne ζ im Bootes) Mädler in seiner populären Astronomie 4. Aufl. S. 515 sagt: „Entweder ist die leuchtende Kraft dieses Sternenpaares viele tausend Male größer als die unserer Sonne, oder die Dichtigkeit der Sterne viel geringer als selbst die unserer Atmosphäre.“ Denn die, wie im Gleichgewichte zweier Wagschalen ruhende Stellung dieses Sternenpaares wird durch keine Bewegung des einen um den anderen gestört, obgleich beide in verhältnißmäßig großer Nähe an einander stehen, wohl aber ist an beiden eine gemeinsame Bewegung durch den Weltraum erkennbar. Obwohl auch die größer oder geringer erscheinende Lichtstärke an den Fixsternen für uns ebensowenig ein sicheres Zeichen ihrer größeren oder geringeren Nähe sein kann, als an den Planeten, unter denen die uns viel nähere, einer Milchstraße im Kleinen gleichende zahlreiche Gruppe der Asteroiden unvergleichbar viel lichtschwächer in unser Auge fällt, als die ungleich ferner stehenden Planeten Jupiter und Saturn.

In einer weiteren Abtheilung meines Buches: die Urwelt und die Fixsterne bin ich bemüht gewesen, die allzuwindigen Berechnungen eines Ballenstädt über das Alter des jetzigen Zustandes der Erdoberfläche und seiner Bewohner zurechtzuweisen. Ich wünschte, ich hätte dieses in minder leichtfertiger Weise gethan, als es von mir im auf-

geregten Zustande bei der nächtlichen Lampe (nach S. 489) geschehen ist. In meinem oben erwähnten Buche (das Weltgebäude) habe ich, wie mir scheint, einen sichereren Standpunkt zur Beseitigung mancher Zweifel an der Wahrheit der mosaischen Urkunde und ihrer Zeitrechnung gewählt, indem ich die Zeiten der Geschichte des jetzigen Zustandes unserer Erdoberfläche und ihrer lebender Bewohner von jenen früheren Aeonen unterscheide, welche dem Beginne der Tage des Menschen und seiner Herrschaft auf Erden vorausgingen. Es scheint übrigens ein fast unwiderstehliches Gelüste, gleich jenem Drange, der den Kometen von der Sonne hinwegtreibt, den armen, der Eitelkeit dienstbaren Menschenwitz von dem Lichte der Wahrheit hinwegzuführen, wenn er ohne Aufhören z. B. in der Geschichte eines älteren Volkes Jahrtausende, gleich Steinen zu einer Cheopischen Pyramide aufzuthürmen sucht. Namentlich ist dieses auch noch in neuerer Zeit bei der Berechnung der Dauer der ägyptischen Dynastieen in einer Weise geschehen, deren Irrgehen, wie schon früher mehrmals so auch wieder neuerdings durch Seyffarth klar und deutlich erwiesen worden ist. Aus der Tafel von Abydos und der Wand von Karnak, deren griechische Uebersetzungen sich bei Eratosthenes und Manetho finden, geht das richtige Ergebniß hervor, daß Manetho's erste Dynastieen gleichzeitig waren. Nur die Dynastieen I, XII, XVI haben hinter einander regiert, daher Menes erst seit 2781 v. Chr., wie schon das Vetus Chronicon bezeugt, also erst 666 Jahre nach der Sündfluth regiert hat (a. a. O. S. 399) *).

---

*) M. v. das treffliche Werk: Theologische Schriften der alten Aegypter, nach dem Turiner Papyrus zum erstenmal

Doch ich kehre noch einmal zu dem Hauptinhalte meines Buches (die Urwelt u. f.) zurück und füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß es scheint, als ob dort, in den Regionen der Doppelsterne und Sternenhaufen (Weltgeb. S. 83 u. f.), der Finger noch anderer Naturkräfte als die Anziehung der schweren Massen (z. B. die elektromagnetischen) in das Saitenspiel der siderischen Bewegungen eingriffe, um jene Harmonie der Sphären hervorzurufen, von welcher, als ich mein Buch (die Urwelt) schrieb, nur die ersten Laute, wie beim Stimmen der Instrumente, vernommen wurden. Mir so entzückend tönend, wie jenem Negerkönige, dem unter allen Musikstücken, welche die holländischen Geiger und Pfeifer vor ihm aufführten, das erste (das Stimmen der Instrumente) am besten gefallen hatte. Weshalb ich auch in der späteren Auflage meiner Urw. u. d. Fixst. (von 1838) neben mancherlei Verbesserungen und neuen Zusätzen die negerkönigliche Vorliebe für „das erste Musikstück" nicht ganz zu unterdrücken vermochte. —

Ein näher liegendes und für mich leichter zu erreichendes Ziel, zu welchem ein sicherer Weg auf ebenem Boden führte, faßte ich in's Auge, als ich in den ersten Wochen der Herbstferien des Jahres 1822 mein „Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterrichte" schrieb. Ich gab mich bei der Ausarbeitung der ersten Auflage die-

---

übersetzt u. s. w. von G. Seyffarth, Gotha 1855. Das wichtigste der hier aus dem Hieroglyphentexte in koptische Wurzeln umgeschriebenen und übersetzten Stücke ist das Erste Buch der schon von Clemens Alexandrinus erwähnten heil. Schriften der alten Aegypter. (M. v. die Anzeige in Rudelbach's Zeitschrift 1850 II. Heft S. 397.)

ses kleinen Lehrbuches weder für seine öffentliche Aufnahme besonderen Erwartungen hin, noch ließ ich mir es angelegen sein, solche Erwartungen zu erregen. Der damalige Verleger, C. Heyder in Erlangen, ein durchaus redlicher, ehrenwerther Mann, war auf den Gedanken gekommen, eine Naturgeschichte für Schule und Haus, allgemein faßlich durch Form und Inhalt, von einem Sachverständigen schreiben zu lassen und zum Drucke zu fördern. Ich war mit dem Gedanken an eine andere, mich vornehmer dünkende wissenschaftliche Arbeit beschäftigt, und wies deshalb H. Heyder's Antrag zuerst von mir weg, ging aber dennoch, nach ernsterer Ueberlegung, auf denselben ein. Denn die Aufgabe, recht gefaßt, lag ja ganz auf dem Wege, welchen ich als den meines äußeren und inneren Berufes für mein Volk und meine Zeit erkannt hatte (nach B. II S. 509, 510). Die äußeren Bedingungen, unter denen das Buch in die Hände seiner Käufer und Leser kam, können es bezeugen, daß weder ich noch mein Verleger bei diesem Unternehmen einen Geldgewinn im Sinne hatten, und alle späteren, allmählig immer mehr vervollständigten, umfangsreicher gewordenen Auflagen bis zu der zuletzt erschienenen achtzehnten, werden dasselbe Zeugniß ablegen. Der Mann, dessen Urtheil über den Werth der Bücher zum Nutzen und Dienst der rechten, christlichen Volksbildung die höchste Bedeutung hat: D. Wilh. Harnisch sprach sich sogleich mit freundlichster Anerkennung über meine Arbeit aus und diese fand überhaupt einen unerwartet günstigen Eingang in Schule und Haus. Auch darf ich wohl sagen, daß ein Geist darin herrscht, der es mit der Jugend gut meint, und welcher mit der Liebe zur Natur und der Freude an ihrer Erkenntniß gern auch die Liebe zu dem Schöpfer und die Lust an seiner Erkennt-

niß wecken möchte. Ein Autor, der sich Rebau nannte, brachte auch dadurch einen ziemlichen Theil des Inhaltes meines Buches unter die Leute, daß er ihn, großentheils fast ganz wörtlich, abschrieb und in einem Buche von ähnlichem Titel unter seinem Namen abdrucken ließ. Uebrigens hat der spätere, redliche Herausgeber der sogenannt Rebau'schen Naturgeschichte das nicht zu sehr assimilirte fremde Eigenthum nach bestem Wissen wieder auszuscheiden gesucht.

Mein Handbuch der Kosmologie (Nürnberg 1823) schloß sich an das Lehrbuch der Geognosie und Bergbaukunde an, das ich 10 Jahre früher in demselben Verlage (L. Schrag) herausgegeben hatte. Für die Zeit, in welcher jenes Handbuch erschien, ist es, nach dem Maaße meiner Einsichten und Kräfte, ziemlich fleißig ausgestattet, auch hat es manche (populäre) Ansichten vielleicht zuerst aufgestellt, welche später von einigen populären Schriftstellen über den gleichen Gegenstand als eine neue Erfindung gegeben wurden, weil der Fund für sie ein eben so nahe liegender und leichter war, als er für mich gewesen. Die letzten §§. des Buches, von §. 39 bis 42, mühen sich mit Fragen und Räthseln ab, deren Beantwortung und Lösung wohl nicht Jedermanns Sache, am wenigsten die meinige sein kann. Daß übrigens der Verschiedenheit der körperlichen Größen wie der Dichtigkeiten und der Rotationsgeschwindigkeiten bei den planetarischen Weltkörpern unseres Sonnensystemes ein maaßgebendes zusammenordnendes Gesetz zu Grunde liegen möge, welches nicht auf mechanischen, sondern auf dynamischen Verhältnissen beruht, mag vielleicht keine ganz ungereimte Vermuthung sein. Das, was ich im §. 20 über die Doppelsterne gesagt habe, gehört auch (nach S. 493) der Zeit an, in welcher die Mei-

ster der großen Entdeckungen noch die Instrumente stimmten zu einem künftigen, harmonisch volltönigen Preisgesange der Werke.

Ich war während der Arbeit an dem eben erwähnten Buche lange Zeit nicht dazu gekommen, einen Brief zu schreiben; da schrieb ich nach der Zurückkunft von meiner Herbstferienreise 1822 einen ungewöhnlich langen an meine hochverehrte gewesene Schülerin, die Prinzessin Marie von Mecklenburg, welche seitdem die glückliche Gemahlin des damaligen Prinzen, nachmaligen Herzoges Georg von Sachsen-Altenburg geworden war. Eines Fürsten, welcher durch die That seines Lebens bis zu seinem Ende es erwiesen hat, daß er den Ruf der Weisheit, die von oben ist, verstanden, und zu Herzen genommen habe (Sprüchw. 8, V. 6 u. f.); eines Mannes von kindlich demüthigem, sanftem, liebevollem Gemüthe und einer Gesinnung, welche fürstliche Gedanken hegte, und in den Kämpfen seines Lebens an denselben festhielt. Nun, jener ungebührlich lange Brief wurde von mir in gebührlicher Weise zu einem Buche verlängert, das im darauffolgenden Sommer unter dem Titel erschien: „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardei.“ Es haben nur wenige Bücher von mir ein so rasches Glück in der Welt gemacht, als dieses. Denn während die erste Auflage noch gar nicht einmal recht unter die Leute gekommen war, sondern eben nur erst aufgetragen wurde zur Tafel, da bemerkte man, daß so viele Gäste zu dieser, gerade nicht sehr apparten Hausmannskost sich einfanden, daß der Vorrath nicht zulangen wollte. Der Bäcker mußte noch einen Nachschuß in den Ofen gehen lassen und auch später sind noch einige neue Auflagen herausgebacken worden. Dieses besondere Glück verdankt das

Buch nur seinem harmlos naturwüchsigen Humor, der für die damalige Zeit, darin man noch nicht so sehr dem künstlichen Effekte nachging, gut genug war. Doch ward das Buch schon damals und wird auch noch jetzt von manchen Leuten gern gelesen, welche in dem Scherze auch den Ernst suchen. Selbst mein ernster, theurer Schelling fand besonderes Wohlgefallen daran, und ein anderer gar werther Gewinn, den mir mein Wanderbüchlein verschaffte, war mir ein Brief des für mein inneres Leben hochgesegneten Bischofes Johann Michael Sailer in Regensburg. Dieser Brief, welcher nicht der einzige ist, den ich von seiner theuren Hand besitze, führte mich denn auch später zu seiner persönlichen Bekanntschaft, als ich mit ihm und seinem Freunde und Begleiter, dem tiefführenden Kenner und Meister des uralten, christlichen Kirchengesanges, dem Domherrn Proske, zusammentraf. Eine weitere Folge von diesem mir in Eger gewordenen Erwerb war für mich die persönliche Bekanntschaft mit dem damaligen Vorstande am geistlichen Seminare, späteren Bischof Wittmann, diesem hochbekräftigten, treuen Zeugen des apostolischen Glaubens durch Wort und That, und die Freundschaft des geistigen Sohnes Sailer's sowie Wittmann's: des unvergeßlichen Melchior Diepenbrock, nachmaligen Fürstbischofes in Schlesien. Ich kann mir es nicht versagen, den lieben Brief des J. M. Sailer, der all' diese Folgen für mich hatte, als Erinnerungszeichen an die damaligen Tage meines Lebens hier mitzutheilen. Er lautet so:

„Ungesehen, aber nicht ungekannt, waren Sie, Verehrter, Geliebter, meinem Herzen seit Langem theuer. Nun brechen Sie auf eine so edle Art, so viel möglich war, auch das sichtliche Incognito, indem Sie sich mir in Ihrem Briefe und lieben Geschenke recht sichtbar machen."

„Wenn Sie in einigen meiner Schriften einen Zug nach innen und einen nach oben gefunden haben, so müßte ich es Dem danken, der uns zu Lebensgenossen in diesem höchst merkwürdigen Aeon gemacht hat, und die Spuren seiner Liebe so reichlich eingedrückt in unsere Pfade, und der Menschen durch Menschen so wunderbar zu sich weiset, locket, dränget. Ja Ihm, Ihm allein sei Preis und Ehre; uns seine Gnade."

„Die Frau von Bechtolzheim hat mir schon Hoffnung gemacht, daß Sie mich hier besuchen werden. Thun Sie das, wenn es sich machen läßt. Indeß lese ich in Ihrem Wanderbüchlein; ich wandere auch mit und bin bereits da, wo Welschland angeht. Sie haben den Ton der Conversation, der Gemüthlichkeit, der Demuth gefunden. Oft ist es mir, ich reise mit dem Wandsbecker Boten."

„Ich grüße auch Ihre Mitwanderin im Hause, im Leben — und auch auf der Reise. Reiset stets froh und selig mit euren Kindern: der rechten Heimath zu!" „Ich danke und bleibe in Liebe"

Ihr

R. 3. Mai 1824. J. M. Sailer.

Ein heiteres Naturell ist wohl eine glückliche Gabe für das äußere Leben, das innere aber gedeiht nur unter der Obhut und Pflege einer ernsten Gesinnung. Ich fühlte dieses mehr denn jemals nach der Vollendung meines Wanderbüchleins, und dieses Gefühl führte mich zu dem Ausruhen in einer anderen Arbeit, welche es nicht mit Zahlenaufgaben, wie manche der früheren, sondern mit lauter abgeschlossenen Rechnungen zu thun hatte, auf deren Richtigkeit man sich verlassen durfte. Ich schrieb den 2ten Band meines Alten und Neuen (Leipzig, bei Reclam), darin ich eine ausführlichere Lebensbeschreibung des seligen

Joh. Tobias Kießling gab, in welcher auch einige seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken geschildert sind. Eine hervorragende Persönlichkeit unter diesen ist der Pfarrer Esper zu Uttenreuth (später in Wunsiedel). Kießling's unermüdete, vielseitige Bemühung, Seelen zu retten, sie anzuwerben und zu bekräftigen für den Glauben, mußte wohl für jeden Unbefangenen als eine bewundernswerthe erscheinen. Namentlich ist sie beschrieben in den Kapiteln, darin er als Tröster, als Kinderlehrer, so wie in seinen nur um ein „Lohn's Gott" betriebenen Nebengeschäfte als reisender und stationirender Buchhändler, oder in seinen Leistungen als Augenarzt, Krankenbesucher, multiplizirender Brandretter, Troßbube und Soldatenknecht dargestellt wird, und nicht minder in den Kapiteln mit den Aufschriften: wie man sich bei den Postillonen in Respekt setzt; ein sonderbarer Flurschütz und Viehhirte; Freuden und Leiden eines Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in seiner Civilkleidung einhergeht; Sünderfreundschaft; Kießling als Mühlenarzt; als Bücherverleiher u. s.*)

Außer dem Lebensbilde des Tobias Kießling enthält der eben erwähnte 2. Band meines Alten und Neuen Züge aus des Würtemberger Pfarrers Flattich Leben, so wie die seitdem auch von anderen Seiten mehrmals veröffentlichten 30 Hausregeln desselben. Namentlich aber möchte man in unseren Tagen, bei den Spaltungen, die selbst unter den Treumeinenden und Gläubigen eingerissen sind, manchen dieser lieben Brüder die schriftliche Antwort zum

*) Ein Neffe des seligen Kießling, der mir und Anderen nahe befreundete Buchhändler Justus Naumann in Dresden hat einen guten Auszug aus dieser Lebensbeschreibung in seinen Verlag genommen.

Lesen anempfehlen, welche der alte Pfarrer Flattich den in Umlauf gesetzten Fragen des Pfarrer Hartmann zu Kornwestheim beifügte.

Nach Flattich führe ich dann weiter den Calwer Boten: den Pfarrer Machtdolf zu Möttlingen in die Bekanntschaft mit meinen Lesern ein, von welchem ich schon oben S. 143 Einiges erzählt habe. Den alten, ehrwürdigen Prälaten Oetinger, für dessen Auftreten und geistiges Wirken in seiner Zeit erst in unseren Tagen wieder eine allgemeinere, hochverdiente Theilnahme und Aufmerksamkeit erwacht ist, lernt man hier vorläufig in dem Kapitel kennen, das die Ueberschrift führt: ein merkwürdiger Stammbaum*). Den Beschluß des Bandes macht der schon durch Jacobi mitgetheilte Brief eines Würtemberger

*) In einer Weise, durch welche die alten Zeiten wieder wahrhaft jung und frisch werden, führt uns ein verwandter Geist (denn nur ein solcher konnte es) D. Chr. Barth durch seine Schrift: „süddeutsche Originalien" in den Kreis jener alten Würtembergischen Theologen ein, zu welchem die hier erwähnten Männer gehörten. Sehr lesenswerth und anziehend ist auch Flattich's Leben von Pfarrer Ledderhose beschrieben. Um die gründliche Bekanntschaft und die neue Anregung zur allgemeineren Theilnahme an Oetinger und seinen tiefsinnig gehaltvollen Schriften hat sich aber das wesentlichste, bleibendste Verdienst erworben Dr. J. Hamberger durch die neue mit lichtvollen Erläuterungen versehene Ausgabe von Oetinger's biblischem Wörterbuche. Einem Kapitalwerke der alten Würtembergischen theologischen Schule, so wie der tiefer gründenden Bibelforschung und Erkenntniß überhaupt. Schon früher gab Hamberger die Selbstbiographie Oetinger's heraus; später die Epistelpredigten und einige andere Werke desselben, ein Bemühen, an welchem neuerdings auch Pfarrer Ehmann in sehr verdienstvoller Weise Theil genommen hat.

Bürgersmannes: des Thomas Wizenmann an seinen zum Tode kranken und dem sicheren Ende freudig entgegengehenden Sohn. — Ich will von diesem meinem Buche, dessen Form und Schreibart ich wohl im Einzelnen wie selbst im Ganzen gern anders haben möchte, Nichts sagen, als Das, was ich schon oben S. 151 über den ersten Band ausgesprochen habe. Wer in dasselbe hineinsieht, wird wohl von selber erkennen, ob es für ihn geschrieben sei oder nicht.

Abgesehen von mehreren kleineren literarischen Arbeiten und einigen neuen nicht unverändert gebliebenen Auflagen früherer Schriften, womit ich noch in der Zwischenzeit beschäftigt war, wendete ich alle freien Stunden der letzten Jahre meines Aufenthaltes in Erlangen zur Ausarbeitung und Herausgabe eines größeren Werkes an, das ich für meine Lehrvorträge an der Universiät zu Grunde legen wollte. Es erschien unter dem Titel: „Allgemeine Naturgeschichte" u. s. als ein voluminöser Band, bald hernach in seiner zweiten vermehrten und zum Theil umgearbeiteten Ausgabe unter dem Titel: „Geschichte der Natur" (als Seitenstück zu meiner Geschichte der Seele) in zwei Bänden und ist nach dem Plane seiner dritten Auflage zu vier Bänden angelegt, von denen bis jetzt zwei erschienen sind. Der erste von diesen ist, wie erwähnt, auch unter dem besonderen Titel: „das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" als ein selbstständiges Ganzes ausgegeben worden. Bei all' den vielen Schwächen und Uebersehungen, welche in Folge einer langen, entmuthigenden Erkrankung des Verfassers diesem ersten Bande der dritten Ausgabe anzumerken sind und bei all' den vielen, sinnentstellenden Druckfehlern, welche sich während einer mir ärztlich gebotenen Reise in demselben eingefunden ha-

ben, lege ich dennoch, im Vergleiche mit meinen anderen naturgeschichtlichen Schriften, einen etwas höheren Werth auf dieses Tagwerk einer schweren, ernsten Zeit meines Lebens *).

Von einer kleinen Schrift, welche den Beschluß meiner literarischen Arbeiten in Erlangen machte, will ich hier nur noch einige Worte sagen. Am Tauftage meiner ältesten Enkelin Agnes, am 19. März 1827, hatte ich auf der Heimfahrt von dem damaligen Aufenthaltsorte meiner Kinder nach Erlangen bei einem Umsturze des Wagens den Arm gebrochen. Während der mir gewaltsam aufgedrungenen Ruhezeit der Arme nnd Hände las ich die Lebensbeschreibung des Pfarrer Oberlin im Steinthal (S. 428), welche Professor Kraft in Straßburg bald nach Oberlin's Tode in Druck gegeben hatte. Der Inhalt des kleinen lieben Buches ergriff mich sehr; der merkwürdige Apostel des Steinthales, so schien es mir, könne jetzt, statt des Pfarramtes in Waldbach, von dem er nun auf immer enthoben war, das Amt eines Predigers der Gerechtigkeit weiter herum im deutschen Vaterlande übernehmen. Mein Freund, der Pfarrer Brandt, der Herausgeber des homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes, von dem ich nachher reden werde, wünschte außer seinem Blatte auch andere Weckstimmen des christgläubigen Bekenntnisses unter das Volk, namentlich unter die studirende Jugend, ausgehen zu lassen. Da diktirte ich, im Lehnstuhle sitzend, mein Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben" einigen meiner jungen Freunde in die Feder und sendete das Manuskript bei meiner Wiedergenesung gleich einem Dankopfer von „ein Paar Turteltauben oder zwo jungen Tauben"

---

*) Die Vollendung des ersten Bandes der dritten Auflage fällt in die letzten Monate von 1851, die des zweiten auf 1852.

dem Freunde Brandt zur weiteren Verbreitung durch den Druck. Die kleine Schrift hat in ihren neun sehr ansehnlichen Auflagen, denen sich später die Phil. Raw'sche Buchhandlung in Nürnberg unterzog, wie ich hoffe, nicht ohne Segen, eine freundliche Aufnahme in allen Gegenden von Deutschland gefunden.

## 36. Schelling's Auftreten an der Universität Erlangen.

Unser bayerisches Regnitzthal ist kein Indien, Erlangen ist kein Islamabad. Die Anhöhe des vormaligen Fleischmann'schen Gartens gewährt nicht wie die reizend schönen Hügel, welche nordwärts von jenem indischen Montpellier sich erheben, die Aussicht hinab nach einem Meerbusen und landeinwärts nach den duftenden Waldungen und Gärten des bengalischen Himmels. Dennoch, vermöge jener wunderlichen Ungereimtheit, in welche sich die Gedankenbilder der verschiedensten geistigen Zonen und Geschlechter in unserem Inneren, gleich den Wanderern auf einer volkreichen Landstraße, begegnen, treten mir hier, wo ich von Schelling's Auftreten in Erlangen reden will, Vorstellungen von einem von mir nie gesehenen indischen Paradiese vor die Seele. Sie kamen mir aus den Ruinen eines Landhauses, das nahe bei Islamabad im Schatten der hochwüchsigen Bäume lag*); sie kamen mir im Geleite der Erinnerung an den geistig hochragenden Mann, der vormals öfters dort wohnte: an den unvergleichlichen William Jones. Ich dachte an die wunderbare, geistig weckende und belebende, umgestaltende und veredelnde Macht, welche dieser große Mann durch sein persönliches Erscheinen in Indien an seinen dort wohnenden Lands-

*) M. v. Carl Ritter's Erdkunde. Fünfter Theil. S. 417.

leuten wie an dem Volke der Einheimischen erwiesen hat. Was war der gesellige Ton, was war die wissenschaftliche Thätigkeit der gebildeten Europäer in Indien, als William Jones dorthin kam, und was ist sie in, so wie nach seiner Zeit durch seinen anregenden Vorgang geworden! Englands handeltreibende, ostindische Kompagnie war allerdings zur äußeren, leiblichen Besitznahme einer Schatzkammer der Erde gelangt; die geistige Herrschaft aber über Indien hat William Jones begründet.

Nun, wie ich schon vorhin sagte, der vormalige fränkische Kreis unseres Vaterlandes ist kein Indien, Erlangen, die deutsche Universitätsstadt, hat nicht, wie die berühmte, mohamedanische Hochschule von Islamabad, Schiffe auf dem bengalischen Meerbusen gehen; am Fuße des Rathsberges wird der Zauber der Naturreize nicht gefunden, welcher über Jaffirabat, wo William Jones' Landhaus stand, sich ergoß, dennoch hat mich mein damaliger kleiner Wohnort Erlangen, durch das, was sich bei Schelling's Einziehen in demselben zugetragen, weniger zwar an Islamabad und Jaffirabat in Indien, als an das Wirken des Mannes erinnert, der daselbst während der heißesten Monate des bengalischen Sommers seine Ferienzeit zubrachte. In dem Kreise der Bekannten wußte man davon, daß Schelling gesonnen sei, München auf einige Zeit zu verlassen, „denn die geistige wie leibliche Luft, welche dort herrschte, sei ihm unerträglich geworden, wegen der oft plötzlichen Wechsel und Uebergänge vom Warmen zum Kalten, sowie wegen des vielen Staubes, den der Wind in die Augen und Brust führt." Die Freunde wußten noch mehr. Schelling fühlte sich getrieben, zu seinem inneren wie äußeren Berufe als Lehrer, nicht nur durch Schriften, sondern durch das lebendige Wort zurückzukehren; er wollte, so wie einst in

Jena, in dem stillen, friedlichen Erlangen, das bescheidene Loos eines Universitätslehrers mit uns theilen. Er fand da einen Landsmann und Jugendfreund, unseren Johann Wilhelm Pfaff, fand an mir einen alten, treuergebenen, dankbaren Schüler, war mit Döderlein durch den Vater Niethammer befreundet, wußte auch, daß er außer diesen seinen Bekannten noch mehrere andere ehrenwerthe, seinem Sinne zusagende Männer als Mitgenossen des Universitätslebens finden werde. Seit seiner Durchreise durch Nürnberg hatte ich den theuren Lehrer nicht gesehen. Er war an äußerer Kraft und Frische derselbe geblieben, doch war zu seinem Ernste eine Milde und Zutraulichkeit gekommen, die ich in solcher Weise noch nicht an ihm gekannt hatte. Er kam mir gleich in der ersten Stunde nicht wie der herablassende Lehrer dem Schüler, sondern wie ein älterer Bruder dem Bruder entgegen; er wollte auch, daß von nun an zwischen uns, als Zeichen unseres näheren Verhältnisses, das brüderliche Du bestehen möchte.

Ich werde nachher den merkwürdigen, veredelnden Einfluß beschreiben, den Schelling's Persönlichkeit und geselliger Umgang auf uns Alle, auf das ganze dafür empfängliche alte wie junge Erlangen hatte. Zuerst sei es mir aber erlaubt, von Dem zu reden, was von jenem Einflusse auf mich selber und auf mein Haus kam. Wenn ich sage, daß ich von Schelling's mehrjährigem Verweilen in Erlangen den meisten und reichsten Gewinn hatte, dann wird man dieses wohl begreiflich finden, denn kein Anderer konnte ihm ja durch herzlich dankbare Liebe so zugethan sein als ich es war. Auch äußerlich hatte sich für mich Alles so glücklich gefügt, daß Schelling als unser nächster Nachbar in ein unserer Wohnung gegenüber gelegenes

Haus zog. Und er kam nicht allein in diese Nachbarschaft, sondern mit ihm seine Frau und drei seiner Kinder. Das war ein kleiner Familienkreis, in den selbst nur hineinzuschauen es wohl Jedem gelüsten konnte; wir aber durften nicht nur hineinschauen, sondern im täglichen Verkehre hineintreten. Wir, die Nachbarn, legten gleich am ersten Abende, nach Schelling's Ankunft, bei dem Einzuge in seine neue Wohnung hilfreiche Hand an und meine Frau hatte da Gelegenheit, ihre ganze Freude und Lust, so wie ihre Geschicklichkeit und Tüchtigkeit in dergleichen kleinem Dienste kund zu geben. Und bei dieser Gelegenheit zogen die neuen Ankömmlinge nicht nur in ein Nachbarhaus, sondern in unsere Herzen ein, denn gleich in den ersten Stunden des Zusammenseins hat sich zwischen den beiden Frauen ein schwesterlich vertrauliches Liebesbündniß begründet, das nur der Tod für die noch übrige Zeit des Lebens unterbrechen konnte. Das Gewinnen einer solchen Freundin war ein seltenes Glück. Schelling's Frau ist von Vielen, die sie kannten, nach ihrem hohen, geistigen Werthe geschätzt und bewundert, von Wenigen aber so im nahen Verkehre des Gemüthes erkannt und geliebt worden als von uns. Es war eine Lichterscheinung, welche, wenn auch für Alle anziehend, dennoch für die Augen verschiedener Beobachter, je nach ihrer Stellung, als eine verschiedene sich zeigte. Der Regenbogen mit dem Reize seiner herrlichen Farben auf dem dunklen Grunde der Wolken zieht alle Blicke an und wird von der Menge der Zuschauer bewundert. Er wäre aber nicht da, wenn nicht das erhellende und wärmende Licht der Sonne den Wolkengrund bestrahlte. Den Regenbogen, auch wenn seine Enden in nicht großer Ferne von dem Zuschauer auf dem Boden des Hügels aufzuliegen scheinen, kann auch der schnellste Fußgänger nicht ereilen,

nicht mit seiner Hand ihn greifen. Wer aber aus dem Hause, aus dessen Fenstern er das hohe Farbenbild beschauet, hinaustritt in's Freie und sein Auge seitwärts von den Wolken wendet, der findet sich, in unmittelbare Nähe von den Kräften des lieben Sonnenlichtes angeregt und erfaßt, das dort in der Ferne nur seine farbigen Strahlen in die Regenwolken vertheilt. Als Freundin ihrer Freunde war jener seltenen Frau eine Gabe des klaren hellen Verstandes und zugleich einer warmen liebenden Theilnahme in Freud und Leid verliehen; sie war reich an treffendem Rath wie an Trost; bereit zur Hilfe durch Wort und That. Wie im klaren Spiegel schaute Schelling in diesem ihm zugesellten Geiste die Außenwelt an, theilte mit der Gefährtin zugleich das Licht seiner Innenwelt, dessen Gaben sie jedoch gleich einem ihr zum Aufbewahren gegebenen Schatze niemals öffentlich zur Schau trug. Mit dem Wesen dieser Eltern reimte sich auch das Wesen der Kinder, von denen sich das eine, der kleine, damals etwa dreijährige Fritz, in besonderem Zutrauen an mich anschloß.

Aber nicht nur wir, obwohl in mehr denn einer Hinsicht die nächsten Nachbarn, spürten an uns einen ganz besonderen geistig anfassenden Einfluß aus Schelling's Nähe und aus dem fast täglichen Verkehre mit ihm, sondern auch Anderen erging es so. Ueberall, wo er in einen seiner Stellung angemessenen geselligen Kreis eintrat, brachte er, ohne das zu suchen, eine wohlthuend erhebende und zugleich erheiternde Stimmung mit sich, durch welche, wo sich einer fand, jeder edle Lebenskeim geweckt und in Bewegung gebracht wurde. Die Tagesgespräche des einen Nachbars mit dem anderen verstummten, Alle hörten auf Das, was Schelling sprach, und seine Worte zündeten in den Anderen neue Gedanken und Gespräche an, die zu dem

Grundtone einer würdigeren Unterhaltung paßten. Wenn er aber auch nur schweigend den Gesprächen zuhörte oder ihrem harmlos gewöhnlichen Verlaufe sich hinzugeben schien, so lag dennoch in seinem Wesen etwas, das an das Verhältniß eines ernstlich sinnenden Steuermannes erinnerte, der, auf ein für Alle bedeutungsvolles Ziel zusteuernd, ohne Aufhören den Polarstern und den Kompaß im Auge behält, während er in die abendlichen Gespräche der Schiffsmannschaft auf dem Verdecke theilnehmend einzugehen scheint. Es ging auch bei solcher Gelegenheit eine Stimmung des Ernstes von ihm aus; man fühlte es diesem Geiste an, daß er reichere Gaben mitzutheilen habe, als er von den Anderen empfing.

Und was dieser verborgene Schatz, den er gern zu geben bereit war, sei, das zeigte sich, als er auf einmal mit so jugendlicher Frische, wie einst, in Erlangen den Lehrstuhl betrat und seine Vorlesungen vor einem großen Kreise der Studirenden so wie selbst ihrer Lehrer begann. Auch ich war einer seiner Zuhörer und mit mir unser geistreicher Freund: J. W. Pfaff. Ich erinnere mich noch deutlich des Eindruckes, den seine erste Vorlesung auf uns und auf Viele machte. Hierbei wird es mir aber auch von einer anderen Seite klar, wie sich, indem ich von Schelling's Auftreten in Erlangen sprach, der Faden der Erinnerungen nach Indien hinüber spinnen konnte bis zu William Jones und seinem Landhause. Es besteht wirklich ein polarisches Verhältniß der geistigen Verwandtschaften zwischen diesen räumlich und zeitlich weit von einander abgelegenen Erdplätzen und Persönlichkeiten; den beiden Männern, William Jones und Schelling, war, Jedem in seinem Kreise und nach dem Maaße seiner Kräfte, eine ähnliche Aufgabe für das Leben gestellt: sie sollten das Gold

und alle Herrlichkeit der alten, heidnischen Vorwelt herbeiführen und weihen zu dem Schatze im Hause des Herrn.

In der Stadt, die ich jetzt bewohne, steht ein Bauwerk der christlichen Andacht, das ich niemals ohne ein Gefühl der besonderen Erhebung betrachten kann. Es ist die dem großen Apostel der Heiden, dem h. Bonifacius geweihte Basilika, von König Ludwig erbaut. Nicht die majestätisch schöne, mächtige Einheit im Bauplane, nicht die vollendete Herrlichkeit und Pracht seiner Ausführung im Aeußeren wie im Inneren bringt den erhebenden Eindruck auf die Sinne hervor, sondern dieser Eindruck kommt noch aus einem anderen geistigen Elemente, das in der Geschichte dieser ältesten Form der christlichen Kirchengebäude liegt. Die Königshallen oder Basiliken waren ursprünglich zum Dienste des weltlichen, bürgerlichen Verkehres erbaut. Hier saßen die Richter zu Gericht, hier zeigten die Redner des Volkes die Kunst und Kraft ihrer Worte; hier wurden Verträge geschlossen, allerhand Händel geschlichtet. Die Kunst des Heidenthumes hatte an diesen Gebäuden sich verherrlicht; sie standen zur Ehre und Zierde der Städte da. Und in diese Königshallen, welche vorhin der Pflege der heidnischen Gesetze und der Obhut über den alten Bestand der Dinge bestimmt waren, zog, als seine Zeit gekommen war, das Christenthum ein, welches statt der heidnischen Gesetze das Wort der Gnade brachte; die Kunst und Weisheit der abgöttischen Vergangenheit wurden, durchdrungen von der Macht eines neuschaffenden Geistes, dem Glauben geweiht, in welchem das Leben der Ewigkeit seinen Anfang nimmt. Wie Bonifacius die Seelen der Heiden, die er bekehrte, als lebendige Bausteine zu einem Tempel Gottes zusammenfügte, so wurden die Königshallen im römischen Herrscherreiche an den

Tausenden der Orte, da sie standen, in ihrer Umgestaltung zu christlichen Kirchen, Pfeiler und Denksteine der einen Kirche, deren geistiger Bau über alle Länder und Völker sich erhob.

William Jones, „hochgebildet in den Schulen der Weisheit seiner Zeit" ein Geist voll demüthig gläubiger Ehrfurcht vor der ewigen Gotteswahrheit des Christenthums, fühlt sich von einem unwiderstehlichen Zuge ergriffen nach der uralten Weisheit des Indischen Heidenthumes. In diesem Erbtheile einer hehren Vergangenheit erkennt er Saamen von unvergänglicher Natur; prophetische Keime einer Zukunft, deren Entwickelung in der Zeit des Christenthumes begonnen hat. Diese Saamenkörner und Keime, schlafend im Geiste des Indischen Volkes: in seiner Tempelweisheit, in seinen patriarchalischen Gesetzen, in seinen Sitten und bürgerlichen Zuständen, so wie in den Werken seiner Dichter sollten, so urtheilte Jones, von dem Geiste des Christenthumes geweckt und herangezogen werden zur Reife: der Orient sollte mit dem Occident seine urväterlichen Schätze austauschen; England sollte den schon durch inneren Kampf zerrütteten und von ihm gestürzten Reichen des fernen Ostens ein Reich des Friedens bringen, das keine Erdenmacht vernichten kann.

Wie tief und kräftig Jones diese Aufgabe seines Lebens erfaßt und wie weit er sie gefördert habe, das weiß die ganze wissenschaftlich gebildete Welt. Allerdings nur begonnen hat er das Werk der neuen geistigen Belebung des indischen Morgenlandes; wie jedoch der leibliche Mensch in den ersten Zeiten seines Lebens am rascheſten wächst, wie selbst die ungeborene Frucht im Schooße der Mutter während der 9 Monate ihres Verborgenseins nahe den 4. Theil, das Kind von drei Jahren nahe der Hälfte der

Länge des vollendeten Wachsthumes der späteren Jahre erreicht, so ist auch der Anfang, den Jones in der geistigen Förderung der Völker von Indien gemacht hat, im Verhältnisse der späteren Leistungen ungemein weitgehend und vielseitig gewesen, obgleich ihm für sein großes Tagwerk nur eine kurze Zeit des Erdenlebens zugemessen war*). Man kann wohl von ihm sagen: er hat die äußere, leibliche Besitznahme des Landes durch die handeltreibende englische Compagnie zu einer geistigen Herrschaft über Indien und seine Völker erhoben, hat Licht in die Kunde dieser erhabenst schönsten, reichsten Gegend der Erde wie in die älteste Geschichte der geistigen Entwickelung ihrer Bewohner gebracht. Seine Vorgänger im Richteramte, hatten die Klagen, hatten die Beschwerden der unter der Willkür der Gesetzlosigkeit und tausendfältigen Unordnungen erliegenden Völker ihrer indischen Eroberungen nicht verstanden, das Volk konnte nur durch Dolmetscher mit ihnen reden; Jones aber, welchem das Ohr und die Zunge für 28 lebende Völkersprachen geöffnet und geschickt gemacht waren, vernahm nicht nur als Richter die Aussagen der Noth aus dem Munde des Volkes, sondern war auch Meister zu helfen. Sein großes Werk über die in Indien bei den Mohamedanern, wie bei den eingeborenen Hindus und Banyanen herrschenden eigenthümlichen Gesetze hat der englischen Rechts- und Gerechtigkeitspflege in Indien einen festen Boden gegeben, in welchem allein die christlich-europäische Gesittung und geistige Bildung ihre tieferen Wurzeln schlagen und Früchte bringen könnte, zur neuen Belebung und Erhebung des Heidenthumes in der dem Ge-

*) Als Oberrichter wirkte er in Indien 10 Jahre; er erreichte nur das Alter von 47 Jahren.

schlechte des Menschen verheißenen, vollendeten Form. All' diese scheinbar über das Maaß der Kräfte und der Zeit eines Menschenlebens gehenden Werke hat der seltene Mann begonnen und vollendet, obgleich er für viele derselben weder Vorarbeiten noch auch nur ausreichendes Material vorfand, so daß er die Steine zu seinem Bau selber erst mühsam aus dem Boden brechen und aus weiter Ferne herbeiführen mußte. Er aber, wie wenig Andere, verstand auch die Zeit seiner Tage zu nützen, und kannte den immer strömenden Bach am Wege, dessen Wasser dem trinkenden Wanderer immer von Neuem die Kraft gibt, das müde Haupt zu erheben. Denn an jedem Morgen stärkte er den Geist zu seinem Tagwerke durch das Lesen in Gottes Wort, nicht nur eilfertig vorübergehend und mit nur einzelnen Stellen, sondern länger verweilend und nach gründlichem Plane*), alsdann erst ging er an die Hauptaufgabe seines Lebens in Indien: an das Studium der Hindugesetzbücher und des Sanscrit. In den heißen Stunden des Nachmittags wendete er den inneren Sinn gleichwie zu einem Ausruhen im Schatten auf die Betrachtung der Natur und Landeskunde von Indien, am Abende auf die Kunde der Geschichte, namentlich der des alten Roms, bis zuletzt nach mannichfachem Uebergang aus der aufgeregten Geschäftigkeit in die innere Stille der Geist wieder in der Mitte jener Gedanken und Gefühle sich sammelte, in denen er am Morgen sich erhoben. So ist es ihm gelungen, das Sein und Wesen des indischen Volkslebens in vorbereitender Weise mit den geistigen Anregungen des Christenglaubens zu durchdringen.

---

*) Dieser Plan scheint auf täglich zehn Kapitel berechnet gewesen zu sein.

Schelling's Lebensaufgabe war eine äußerlich sehr verschiedene und dennoch innerlich verwandte. Auch dieser suchte das Heidenthum nicht nur der vergangenen Zeiten, sondern das noch in der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit fortlebende Heidenthum mit dem ernsten Geiste des Christenthums zu durchleuchten. Mit Ehrfurcht betrachtete er das geoffenbarte Wort als den Lichtpunkt, von welchem man ausgehen müsse, um in das Dunkel der heidnischen Tempelweisheit erkennend einzudringen. Es erging ihm, vergleichungsweise wie einem Bergmanne, der den reichen Erzgang, welcher der eigentliche ergiebigste Kern- und Mittelpunkt des Anbaues ist, niemals zwar verläßt, zugleich aber einen mühsamen Durchschlag nach einem anderen, in gleicher Richtung streichenden, abgelegenen Nebengang in's Werk setzen will, um die Ausbeute von diesem mit der des Hauptganges zu verbinden und vielleicht aus beiden zugleich das Grubenwasser, das die Tiefe bedeckt, hinwegzuführen. Der Meister eines solchen Werkes muß sich bei seiner Arbeit durch viel taubes Gestein hindurchbrechen und viele seiner Gesellen, wie jene des Columbus, ermüden bei dem Geschäfte und werden irre an seinem Erfolge. Dennoch gelang es dem Columbus, das Ziel seiner Fahrt zu erreichen und der widerstrebenden Schaar der Gefährten den Zugang zu der neuen Welt zu öffnen.

Ich habe zunächst hier nur von Schelling's Wirksamkeit als Lehrer der Philosophie in Erlangen zu reden. Statt meiner, und besser als ich es könnte, soll aber hier einer seiner Schüler sprechen, den der große Lehrer in Erlangen mit ganz besonderer Liebe an sich zog und in dieser treuen Liebe und Anerkennung festgehalten hat bis an sein Ende. Nur wenig andere seiner Schüler sind mit Schelling in so vertraulichem Verkehre und Umgange gestanden als

Dr. Dorfmüller (jetzt Professor in Augsburg), aus dessen Brief an mich, der zunächst die Zeit unseres Zusammenlebens in Erlangen beschreibt, ich mehrere hieher gehörige Stellen mittheile.

— — „Ja, tiefe Wehmuth durchdringt mich, so oft ich an den theueren Hingeschiedenen denke, so oft ich von ihm spreche. Ich kannte die Tiefe dieses Geistes, die Liebe und die Milde seines Herzens; ich vergesse nie den seelenvollen zu Herzen dringenden Blick seines klaren Auges." —

„Ehe Schelling las, war in Erlangen von Philosophie oder vielmehr überhaupt von tiefer eingehender Forschung auf dem Gebiete des Geistigen wenig zu finden. Schelling's Geist wehete daher wie ein belebender Frühlingshauch über ein erstorbenes Erdreich. Er las von 1821—23 einige Male Initia Philosophiae, gab in diesen Vorlesungen nach einer geschichtlichen Einleitung eine genaue Auseinandersetzung der inneren Elemente des Monotheismus, dann Einleitung in die Philosophie der Mythologie. Den größten Antheil an diesen Vorlesungen nahmen damals Platen, Stahl, Höfling, Mezger, Rudolf und Andreas Wagner, Hase, Hodes, Wild, Herbst, Strebel. Die empfänglicheren Gemüther wurden hingerissen von der Tiefe und schöpferischen Kraft seiner Ideen. Von der Mehrzahl wurden seine Gedanken, bei dem fast gänzlichen Mangel ihrer Vorbereitung für solche Dinge, mehr bewundert als verstanden, die Wirkung war deshalb zwar Anfangs ergreifend und aufregend, aber nicht so tief nachhaltig, als sie hätte sein sollen. Doch erkannten fast alle Gebildetere in Schelling's mündlichen Vorträgen das Ueberraschende, Geistreiche, wenn auch zum Theil ihnen Unverstandene an, in seiner schönen Form, in dem be-

geisterten Flug der Gedanken. Platen war es vor Allen, dem sein poetischer Genius Vieles errathen ließ, was er nicht vollständig begriff. Die tieferen Gemüther, von der Art eines Höfling, oder die didaktischen Geister, wie Stahl, wurden in nachhaltiger Weise für das tiefere Forschen gewonnen, überhaupt aber ergriff die neubelebende geistige Anregung alle besseren Köpfe, alle feiner organisirten Geister, sei ihre innere Stellung für oder wider die Schelling'sche Philosophie gewesen."

Dorfmüller, der Schreiber des Briefes, kam erst im Herbste 1823 nach Erlangen, als Schelling schon aufgehört hatte, dort zu lesen, und ganz nur seinem schriftstellerischen Wirken lebte. Er kam aus Gabler's philosophischer Schule in Bayreuth, wohlgeübt im Denken durch die nähere Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie, in welche Gabler mit großem Geschicke seine Schüler einführte. Es war, als sei, gleich einem anregenden unsichtbaren Stoffe, der in der Luft liegt, der Eifer für das Studium der Philosophie erwacht. Die geistig begabtesten Jünglinge, an ihrer Spitze Nägelsbach, Burger, Imhof, mit ihnen der Schreiber des Briefes, gaben sich dem Drange hin, und da das ihrem Verlangen genügende, mündliche Wort des Lehrers für jene Zeit verstummt war, wendeten sie sich mit desto größerem Ernste und eindringendem Fleiße zu den vorhandenen Schriften der tieferen Denker, zunächst im Anfange zu Hegel's Schriften. Der Eifer für diese geistige Geschäftigkeit war ein fast allgemeiner, namentlich unter den Mitgliedern der Burschenschaft, von denen 40 bis 50 sich öfters schon am frühen Morgen an einem nahe bei Erlangen gelegenen Orte versammelten, um etwa Hegel's Rechtsphilosophie zu lesen und ihren Inhalt zu besprechen. Nägelsbach, Burger, Dorfmüller leiteten

diese lehrreichen Unterhaltungen, so wie die zur Uebung in der Dialektik veranstalteten philosophischen Wortkriege, und in den Wintermonaten die wissenschaftlichen Forschungen der attischen Nächte, in denen die Werke der griechischen Tragiker, vor allen die des Sophokles und Aeschylus gelesen wurden. Nicht nur die jungen, künftigen Theologen, wie der geistreiche Harleß, Kraußold, Schott, sondern auch Juristen, wie Korte und Kraft aus Nürnberg und andere Gleichgesinnte aus allen Fakultäten nahmen an diesen freudigen, geistigen Bewegungen lebendigen Antheil. Der Schreiber des Briefes fährt hierauf weiter fort:

„Bald merkte ich aber die Trostlosigkeit und das Unbefriedigende der Hegel'schen Philosophie. Ihre ganze Dürre fühlte ich praktisch bei dem Tode meines Vaters (1824). Schon damals griff ich mit Ernst nach den Schelling'schen Schriften, legte Alles bei Seite, um nur, in ununterbrochener Reihenfolge, diese zu lesen." — „Da öffnete sich mir ein anderer Gesichtskreis, ich beschloß, Plato's Werke mit gleichem Fleiße zu lesen, da wollten mir Hegel's Schriften nicht mehr schmecken. Nun war es mein höchster Wunsch, mich Schelling persönlich zu nahen, doch hatte ich hierzu bei des Mannes zurückgezogener Lebensweise nur wenig Aussicht, bis ich mit Graf Platen bekannt und vertraut wurde. Dieser, der schon durch seine eigene Persönlichkeit mächtig auf mich einwirkte, führte mich bei Schelling ein, der mich so freundlich und herzlich aufnahm, daß alle Befangenheit bei mir verschwand. Ich durfte jetzt öfters Schelling auf seinen Spaziergängen begleiten. Bald war mir in dem belehrenden Umgange, durch das tiefgehende lebendige Wort und den Ernst des Denkens über das, was wahr und wirklich ist, das Spiel mit dem scho-

lastischen Blendwerke des Scheines ganz verleidet. An dem Lichte eines dem Drange meines Wissens genügenderen Erkennens nahmen mehrere der Mitstudirenden Theil, namentlich Port, Bäumler, Weber; wir, mit noch Anderen vereint, lasen jetzt eifrig die Schriften von Schelling." — So übte dieser Mann, obgleich er damals seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer aufgegeben, noch fortwährend einen bildenden Einfluß auf den Geist der Studirenden. Er auch war es, welcher in Dorfmüller den Entschluß weckte und befestigte, sich mit ganzem Ernste zur Theologie zu wenden.

Der Schreiber des mir vorliegenden Briefes war bis zu seinem Abgange von der Universität in dem gleichen lebendigen und vertraulichen Verkehre mit Schelling geblieben, war dann als Lehrer nach Augsburg gekommen. Und hier wurde ihm der Segen des Umganges mit dem Manne, dem er so Vieles verdankte, noch einmal gewährt.

„Im Jahre 1836," so schreibt er, „verweilte Schelling fast 3 Monate in Augsburg; täglich war ich mehrere Stunden bei ihm und mit ihm. Da erst lernte ich ihn vollständig innerlichst kennen; ich hatte jetzt eine andere Reife erlangt, als jene des jungen Studenten." Welch' eine bewundernswürdige Produktionskraft der Gedanken war in diesem Geiste; überreich, wie die Fülle der Blüthen, mit denen der Baum im Frühlinge sich schmückt, von denen jede den Keim zur Entwickelung einer Frucht in sich tragen könnte, wenn das Jahr des Lebens derselben, und der Saft, der für diese Zeit ihnen zur Nahrung gegeben ist, für die Auszeitigung aller hinreichen könnte."

„Es gibt wenig Denker, die eine solche Produktionskraft in den tiefsten Regionen des menschlichen und göttlichen Wesens entfaltet haben. Er war der Erste, der

auf methodisch wissenschaftliche Weise wieder den Eingang zu dem Schachte des ächten theosophischen Forschens aufgefunden und eröffnet hat, welcher seit Jacob Böhme, Oetinger, St. Martin von dem dürren Gestrüppe des Scholastizismus und den hohlen Binsen der Schulphilosophie ganz überwachsen und verdeckt war. Denn mit solcher Kraft, wie er, hat kein Anderer dieses Unkraut bei der Wurzel erfaßt und aus dem Boden gerissen. Dieser Boden, so wie der Schatz, dem er in der Tiefe des Schachtes nachging, war das Wort der Bibel, zu welchem er sich, als zu der von Gott geoffenbarten, ewig feststehenden Wahrheit gern bekennen wollte, auch da, wo den Forscher in seine selbst gegrabenen Tiefen nur noch der Schein seines Grubenlichtes begleitete." — —

Man darf nicht die Zeit vergessen, in welcher und gegen deren herrschenden Geist Schelling durch Wort und Schriften auftrat. Wie viele waren unter seinen Zuhörern in Erlangen, welche das geoffenbarte Wort kaum kannten, und welche seine Lehren kaum jemals treu und wahrhaftig vernommen hatten. Da hörten sie nun einen Mann, dessen hoher Geist, dessen Scharfsinn, dessen gelehrter Ruhm so allgemein anerkannt war, das Buch mit Ehrfurcht nennen und die Tiefe seines Inhaltes preisen, das sie, wie ein altväterliches Geräthe, welches der Strom der Zeit aus einem zertrümmerten Hause auf den Sand an seinem Ufer ausgesetzt hatte, kaum noch der Beachtung werth hielten. Mag die Theilnahme, die für das unbeachtete Buch in den jungen „Europäern" (S. 264) erwachte, auch nur von jener Art gewesen sein, die sich in den Türken regt, wenn ein fremder Alterthumsforscher in den Trümmern der Vergangenheit, wie sie meinen, nach einem verborgenen Schatze gräbt; immerhin blieb die Folge davon, daß ein großer

Theil der Zuhörer von Schelling sich zum Lesen der Bibel, zur ernsteren Beachtung ihres Inhaltes wendeten. Und in Vielen von ihnen wurde bei diesem Lesen das Verständniß der Worte ein lebendiges: „Forschet in der Schrift, denn sie ist es, die von Mir zeuget."

Diesen Allen ist das geschehen, was der Schreiber des hier vorerwähnten Briefes am Schlusse desselben von sich aussagt: „Ich selbst bin seit 20 Jahren meinen eigenen Weg gegangen, habe mich auf's Strengste und Genaueste an die Bibel gehalten und in dem engsten Anschlusse an die innere Tiefe des Wortes Gottes immer mehr und mehr meine ausgebildete Ansicht gestaltet." Den Regungen nach dem Lichte, wenn sie, wie das Wachsthum der Pflanze, das sich aus der dunklen Decke, die auf seinen Sprossen liegt, hinaufstreckt in's Freie, den Weg nach oben findet, kommt alsbald und überall das Tageslicht entgegen. So ist es auch damals der geistigen Anregung geschehen, die, wie wir so eben beschrieben, in Erlangen erwacht war. Von dem weithin und auf ferne Zeiten hinausreichenden Ereignisse, welches ich hier meine, wird das nächste Kapitel handeln.

Von meinem eigenen, innersten Verhältnisse zu Schelling in der theuersten Angelegenheit des Lebens, in der des Glaubens, muß ich hier auch noch ein Wort reden. Ich habe diesen hochgebildeten Mann, so lange er bei uns in Erlangen war, öfter vielleicht als Andere, in seinem Familienleben gesehen. Zuweilen kam ich zu ihm, wenn etwa so eben ein Fremder bei ihm war, welcher nicht nur durch den äußeren Ruf, sondern durch den inneren Beruf eines tiefen Denkens und eines in vielseitiger Erkenntniß reichen Geistes, der besonderen Beachtung werth erschien. Das Gespräch zwischen den beiden Männern erging sich in

solche Höhen und Tiefen des Denkens, daß nur ein gereifter, männlich erstarkter Verstand seinem Verlaufe folgen konnte. Der Fremde schied und die Kinder kamen, von der Mutter geführt und getragen, zu Schelling hinein. Wo war jetzt noch an seinem ganzen Wesen, in seinen Mienen, im Tone seiner Stimme, in seinen Worten, die er zu den Kindern sprach, auch nur eine Spur zu sehen von dem hochgebildeten, von der Fülle der tiefsinnigsten Rede überfließenden Philosophen? Dieser war mit dem Fremden hinausgegangen, und nur der liebende Vater war geblieben, der mit seinen Kindern und mit den Kleinsten von ihnen am meisten so ganz in ihrer Weise sprach, und that, daß man erkennen mußte, in ihm sei die eigene Kindheit noch nicht veraltet, sie sei ihm noch ganz in den Reizen ihrer Unschuld geblieben. Und da unter seinen Kindern schien er sich am wohlsten und heimathlichsten zu fühlen.

Daß in Schelling auch geistig eine solche väterliche Liebe zu Denen wohnte, welche im Vergleiche mit seinem Erkennen nur Kinder an Geist waren, das kann ich aus jenen Erfahrungen bezeugen, die ich in meinem vertraulichen Verkehre mit ihm in Erlangen gemacht habe. Er war mit solchen Kindern selbst wie ein Kind, sprach mit ihnen in ihrer Sprache, ebenso wie er seiner auf der Höhe des menschlichen Wissens stehenden Zeit in ihrer Sprache entgegentrat, um sie an dem Saume ihres eigenen Gewandes heraufzuziehen von dem Wissen zu einer That der Erkenntniß. Und in dem Gespräche mit den Kindern, die nur im Glauben und Hoffen lebten, war er so ganz besonders warm und herzlich, daß man es ihm anfühlen konnte, in ihm selber sei die Natur einer solchen Kindheit den Jahren und ihren Lasten nicht erlegen, sondern in voller, frischer Kraft geblieben. Mögen bei dem, was ich

hier sage, Manche, welche Schelling nach ihrem Verständnisse seiner Schriften und aus jenen Kämpfen beurtheilen, zu denen seine reizbare Natur in späterer Zeit ihn zuweilen fortgerissen hat, an die Worte des berühmten Rollin denken: daß bei manchen reich begabten Menschen der Verstand auf einen Irrweg gerathen kann, während das Herz auf seinem geraden Wege bleibt; ich scheue mich nicht, zu bezeugen, daß dieser mir theure Mann in seinem innersten Wesen der geoffenbarten Wahrheit mit Ehrfurcht zugewandt und ein kindlich gläubiger Christ war und bis an sein Ende blieb. Er ist in demüthiger Selbsterkenntniß da hinübergegangen, wo der eigene Geist mit seinen menschlichen Gaben uns verläßt und nur der Geist bei uns bleibt, welcher hienieden mit unaussprechlichem, der Erhörung gewissem Seufzen uns vertritt *).

Zu der Beschreibung von Schelling's geistigem Wirken in Erlangen würde wohl auch eine Schilderung jener Umgebung gehören, welche mit jenem Wirken in nächster Beziehung stand. Der Brief eines seiner treuest ergebenen Schüler, daraus ich im Vorhergehenden mehrere Stellen mittheilte, nennt uns manche Namen der bedeutendsten Glieder des Kreises, der sich um Schelling's Persönlichkeit, so wie um die ersten Anfänge seiner Schule bildete. Ich kann hier nur andeuten, was ich zum Theil gerne in ausführlicheren Umrissen mittheilen möchte.

*) In eine Art von Stammbuchblatt, das ich ihm vor seinem Abgange aus München nach Berlin zum Einzeichnen eines Abschiedsgrußes vorlegte, schrieb er die griechischen Worte nach Kor. 2. V. 3: In Ihm, in Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß. — Dieses war unsere gemeinsame Losung, darin wir uns einander naheten und erkannten.

Bald nach dem Beginne des zweiten Halbjahres meines Aufenthaltes in Erlangen kam ein Jüngling in mein Haus, der mir schon in meinem Hörsaale unter all' den anwesenden Zuhörern, so oft mein Blick auf ihn traf, als eine ganz besondere, ausgezeichnete Erscheinung aufgefallen war. Warum dieses so sein mußte, das werden alle Die begreifen, welche den merkwürdigen Zeitgenossen persönlich kannten: es war der damals 23jährige Dichter, der Graf August Platen von Hallermünde. Daß er von einem vornehmeren Stande der leiblichen Geburt sei, als die Nachbarn im Hörsaale, bei denen er seinen Platz gefunden, das ließ sein äußeres Ansehen nicht errathen. Sein eng anliegender Rock, welcher eher zur Tracht für den Sommer, als für den angehenden Winter geeignet schien, sein langes, etwas blondes, gegen jede zierliche Anordnung um Stirn und Schläfe sich sträubendes Haar, und manches Andere erinnerten eher an das Aussehen eines nicht sehr bemittelten Fußwanderers, der beim frühen Aufbruche zu seiner Weiterreise am Morgen sich nicht die Zeit gelassen zur Sorge für seine Toilette, als an das Aussehen eines jungen Mannes, der nach seiner standesgemäßen Erziehung im elterlichen Hause die militärische Zucht eines Cadettenhauses, dann in der Pagerie die äußere Bildung für das Hofleben empfangen, ja der bereits als junger Offizier im bayerischen Militär den zweiten Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte. Wenn aber auch unter solcher Hülle der äußere Adel der Geburt und des Standes nicht sonderlich bemerkbar schien; so war dieses desto mehr ein innerer Stand und Adel, der sich in dem ganzen Wesen dieses seltenen Jünglinges in unverkennbarer Weise kund gab. Allerdings konnte er auf den ersten nur das Aeußere beachtenden Blick wie ein vorüberreisen-

der Wanderer erscheinen, aber nicht wie ein Wanderer aus der alltäglichen Nachbarschaft des Raumes und der Zeit, sondern wie ein Fremdling aus ferner Heimath und weit abgelegener Vergangenheit oder Zukunft. Ich weiß Das, was ich sagen möchte, nur mit den Worten anzudeuten: es lag etwas klassisch Antikes in den Zügen und dem Ausdrucke seines edlen jugendlichen Angesichtes. War der Jüngling aus dem Geschlechte eines Petrark oder aus den noch älteren eines Sophokles, eines Pindar, so mußten seine Ahnen in ihrer Jugend ausgesehen haben, wie jetzt er.

Frei von aller Befangenheit und Schüchternheit, aber in bescheidener, stiller Haltung nahte er sich den älteren Männern, zu denen eine gewisse Achtung ihn hinzog. Er hatte ein feines Gefühl für die Bedeutung, welche ein wahrhaftes Wohlwollen und eine anerkennende Beachtung seines nicht für Jeden verständlichen Wesens in die Worte und selbst in die Mienen eines Anderen legte; einen feinen Sinn für den Grad der Wärme oder Kälte der Menschenherzen. Wo er die Temperatur des Gemüthes fand, die ihm zusagte, da war er so zutraulich und herzlich, wie ein liebendes Kind, freute sich gern an der Fröhlichkeit der Anderen. In Pfaff's Hause, wie in dem meinigen, und in Engelhardt's Umgang fand er bald nach seiner Ankunft eine Umgebung, in der es ihm wohl gefiel. Bei den Unterhaltungen, die es da gab, war er keineswegs untheilnehmend, dennoch, wenn man ihn betrachtete, erschien er immer, nicht zwar wie ein Träumender, sondern wie Einer, der mitten in den Gesprächen einer Gesellschaft auf die Töne eines Gesanges hört, der sich draußen vernehmen läßt, oder lauschend wie Tasso, wenn selbst in der Gegenwart eines lebenden Menschen sein Schutzgeist — der Geist des Virgil — mit ihm sprach. Die eigene Persönlichkeit

selber schien nicht in seinen, sondern im Dienste einer hohen, ehrfurchtgebietenden Herrschaft zu stehen, deren Wink und Worten sein inneres Auge wie das innere Ohr beständig gewärtig waren.

Von dem Wesen dieser Herrschaft will ich nachher reden, hier erwähne ich nur, daß der beständige Diensteifer gegen den Gebieter von innerer, geistiger Natur, mit dem menschlichen Dienste der äußeren, persönlichen Stellung unseres Freundes Platen oft in seltsame Kollision kam. Erzählt man sich doch, daß er einst als angehender Offizier den Trupp der Soldaten oder Rekruten, mit welchem er so eben in militärischer Uebung begriffen war, das Kommandowort Linksum zugerufen habe, während er selbst sich rechtsum wandte, und in der Meinung, die Anderen folgten ihm, vorausging, bis er sich nach der gemessenen Zahl der Schritte an dem zur Rechten gelegenen Ende des Platzes ohne seine Soldaten sah, diese aber am Ende zur Linken ohne ihren Offizier sich fanden. Diesmal ein kurzer, später, als er auf einer Reise die bestimmte Zeit seines Urlaubs vergessen und überschritten hatte, ein längerer Arrest mußte ihn daran erinnern, daß er außer dem Dienste der inneren geistigen Herrschaft auch noch im Dienste einer äußeren, menschlichen Ordnung stehe, die über sein leibliches Wesen und Bedürfniß Recht und Gewalt habe.

Es konnte kein Zweifel darüber entstehen, welche von beiden Herrschaften: die innere, geistige, oder die äußere leibliche in seinem Wesen und Leben die mächtigere sei. Der letzteren Herrschaft lernte er bald den Dienst aufsagen, indem er sich von den Banden des leiblichen Bedürfnisses, welche ihn an diesen Dienst festhielten, mit bewundernswürdiger Kraft des Geistes, so weit, als die Natur es erlaubt, frei machte. Ich habe im weiteren Verlaufe meiner

Jahre nur noch einen einzigen mir theuren Mann kennen gelernt, der schon als Jüngling zu einer solchen Entbundenheit des Willens von dem äußeren, leiblichen Bedürfnisse gelangt ist. Platen, wenn er sich selber überlassen war, erinnerte durch seine Genügsamkeit, durch seine Unabhängigkeit von dem Bedürfnisse nach Speise und Trank, öfters an die Sage vom Paradiesvogel, welcher nicht für den Gang der Füße am Boden, sondern nur für das Schweben seiner Flügel in der Luft gemacht, nur vom Thau der Wolken sich ernährt. Wenn er in der Geschäftigkeit seines inneren Dienstes war, da mußten Hunger und Durst, auch wenn sie ihre Stimme vernehmen ließen, außen vor der Thüre warten, er vergaß dann Essen und Trinken. Die wenigste und geringste Kost genügte ihm, ja er schien kaum zu schmecken, was er genoß. So hatte er, als er mit seinen beiden edlen, geistesverwandten Freunden, dem verstorbenen Grafen Fugger und dem noch lebenden Grafen La Rosée in Italien war, bei dem Genusse seines Frühstückes es lange nicht bemerkt, daß der Bediente aus Versehen ihm Mandelkleie statt des Zuckers gebracht habe, sondern nur sich gewundert, daß dieser Zucker nicht süß schmeckte und als seltsamer Bodensatz unten in der Tasse blieb. Was wir anderen Gäste an der Kost eines bürgerlichen Speisehauses in Venedig nicht zu loben fanden, das war Platen bei seinen täglichen Besuchen niemals aufgefallen, sondern hatte ihn vollkommen befriedigt. Wie er in seiner Kleidung so fern von äußerer Eleganz und Prunk war, das habe ich schon vorhin angedeutet. Ein leichter Rock für den Sommer, ein etwas dichterer für den Winter mußten gewöhnlich an und mit seinem Leibe mehr denn einen Jahrescurs durchmachen; ein einziges Paar Schuhe für den Sommer, ein einziges Paar Stiefeln für die Zeit

des Regenwetters und Winters reichten ihm für seine Ausgänge während des Aufenthaltes in Italien hin, obwohl ihn diese Sparsamkeit zuweilen in eine unliebe Abhängigkeit von dem Schuhmacher versetzte. So ging der treffliche Mann überall im strengsten Incognito unter dem Volke der Deutschen wie der Welschen umher. Zu Innsbruck in der Stadt saß er einst, ich weiß nicht, wie lange, als ein fast beständig schreibender Gast auf seinem kleinen Zimmer in einem bürgerlichen Gasthause vom 3. oder 4. Range. Ich kam eben in dieser Zeit auch dahin; Platen las dieses in einer Fremdenanzeige, wollte mich aufsuchen, und ließ, als er mich nicht zu Hause fand, eine Karte, mit Angabe seiner Wohnung, zurück. Ich eilte baldmöglichst nach dem angegebenen Wirthshause, fragte nach dem Grafen von Platen, Niemand wollte etwas von ihm wissen, und die Kellnerin sagte ganz treuherzig, in ihrem Hause logirten lauter gemeine Leute, ein Graf aber nicht. Als ich nun dennoch den Gesuchten auffand, da war die Verwunderung der dienenden Jungfrau darüber, daß dieser Mann im ziemlich abgetragenen Röckchen und mit gar veraltetem Hute ein Graf sei, nicht gering.

Die äußere Armuth, in welcher er meistens lebte, war bei ihm theils Geschmackssache, theils aber ein absichtlich und mit Vorbedacht gewähltes Mittel, um reich zu werden. Und zwar nicht reich, im Sinne der meisten anderen Leute, sondern in seinem Sinne. Dieser Sinn stand bei ihm nicht, wie bei einem seiner Standesgenossen, nach dem Ankaufe eines Gutes in einem auswärtigen Lande, sondern nach dem Ankaufe und baldmöglichsten Besitze gar vieler Güter in gar vielen fremden und fernen Ländern, und sogar Zeiten, nämlich nach Büchern, vor allen nach Werken der Dichter aller Nationen und Zungen aus alter und

neuer Zeit. Diese durch mühsame Ersparniß gewonnenen Güter konnte man schon in Erlangen bei ihm im Zimmer sehen, dessen Wände und Tische davon voll waren, und was er von seinen Gütern täglich gewann und genoß, das blieb seinen Freunden und nächsten Bekannten auch kein Geheimniß. Der seltene Mensch las, wie dieses sein nächststehender Freund Engelhardt von ihm bezeugt, mit fast gleicher Leichtigkeit griechisch, lateinisch, portugiesisch, spanisch, italienisch, englisch, französisch, holländisch, schwedisch und dänisch, wozu bald nachher noch persisch und indisch kamen. Und nicht nur von den Früchten, wie sie einst vom Baume abgefallen, in den Werken der Dichter all' dieser Nationen vor ihm lagen, genügte ihm der Besitz, sondern er wollte auch rechtmäßiger Herr über den Stamm und seine Aeste sein, daran sie gewachsen waren. So stand in seiner Büchersammlung außer den Werken in verschiedenen Sprachen auch die beste, kostbarste Auswahl der Wörterbücher und Grammatiken, und diese standen nicht müßig und ungelesen da. „Mit unglaublicher Anhaltsamkeit" (so erzählt Engelhardt) „hatte er die große, griechische Grammatik von Matthiä durchgearbeitet, was ihm bei seinem Studium der griechischen Dramatiker sehr zu statten kam." Und in derselben gründlichen Weise betrieb er das Studium der persischen Sprache. Um hierzu die nöthigen Hülfsmittel (wie Richardson's großes arabisch-persisch-englisches Wörterbuch) in eigenen Besitz zu bekommen, ließ er sich mehrere Monate lang, ohne seine Freunde es ahnden zu lassen, die Diät eines fast nur von Brod und Wasser lebenden Büßenden wohl gefallen. So wählte er die Armuth und äußere Noth als Mittel, um reich zu werden.

Aber nicht immer hatte die äußere Enthaltsamkeit unseres Freundes denselben Grund. Zuweilen ging sie aus

einer Faulheit hervor, welche der merkwürdige Mann mitten in seinem unausgesetzten, angestrengten Fleiße sich zu Schulden kommen ließ. Er war zu faul, um auch nur etliche Zeilen zu schreiben mit dem bloßen Inhalte etwa seiner Adresse oder der Weisung, ihm eine Summe zu senden, die für ihn zur Absendung bereit lag. Und dennoch, wenn die Antwort auf die Zeilen, die er niemals geschrieben, noch weniger aber abgesendet hatte, ausblieb, zürnte er nicht mit sich selber, sondern mit den Freunden daheim, an welche er vernünftiger und billiger Weise hätte schreiben sollen. Auf diese Weise ist er unter andern in Italien ein oder mehrere Male in große Noth gekommen. Er war verreist, die Freunde in München wußten, daß er in Italien, nicht aber, an welchem Orte er sei. Sie warten lange vergeblich auf einige Zeilen von ihm. Da kommen auf einmal, nicht nur etliche Zeilen, sondern es kommt ein Brief von ihm an seinen treuest ergebenen mit Geist und Gemüth ihm herzlich befreundeten Jugendgenossen, den Grafen La Rosée. Der Brief bringt nicht etwa eine freundliche, liebevolle Begrüßung aus der Fremde, Nachricht oder Fragen über das gegenseitige Befinden, sondern ist voll fulminanter Vorwürfe über die lieblose Vernachlässigung und Unfreundlichkeit der alten Freunde, die ihn so lange in bitterster Noth hangen und bangen lassen, ohne ihm das Geld zu senden, das er in München (damals von der Akademie der Wissenschaften) schon längst zu fordern habe. Eine edle, geistreiche Dame, eine Italienerin, habe ihn bis dahin vor dem Hungertode bewahrt. Zum guten Glücke für die Freunde sagt der Brief wenigstens, wo Platen sei; er ist von Siena datirt. Dahin sendet denn der edle Freund augenblicklich die für Platen bereit liegende Summe, aber sein Brief findet diesen nicht mehr in Siena. Er war, wie

die hohe, wohlthätige Dame schrieb, deren Namen man im Briefe erfahren hatte, mit einigen Mitteln von ihr dazu unterstützt, weiter gereist, ohne anzugeben, und ohne vielleicht zu wissen, wohin?

Ich bin aber hier, ohne es fast zu bemerken, in Erinnerungen, eigene wie fremde gerathen, welche aus Platen's späterer Lebenszeit herkommen, und es sollte doch zunächst nur meine Aufgabe sein, Platen's Leben in Erlangen, so wie sein nahes Verhältniß zu Schelling zu beschreiben. Aber der größte und beste Theil dieser Aufgabe ist bereits in einer Vollendung gelöst, welche weiter nichts zu thun übrig läßt, durch einen Freund, an welchen sich Platen als an einen Genossen von fast gleichem Alter und vollkommen gleicher Stimmung der Neigungen und Gaben mit brüderlicher Liebe und unbegränztem Vertrauen angeschlossen hatte. Auf Engelhardt's Aufsatz: „Graf Platen in Erlangen*)", welcher wohl bald als besonderer Abdruck mit anderen, verwandten Arbeiten desselben Verfassers erscheinen wird, darf ich jeden Leser verweisen, der von Schelling's wie von Platen's geistigem Wesen ein vollkommenes, klares Bild sehen möchte. Schelling kam bald nach Platen zu uns nach Erlangen und es war augenfällig, wie diese Beiden durch einen vorbedachten Rath gerade damals, der Eine an einem Ausruhe-, der Andere an einem Entwickelungspunkte ihrer geistigen Kraft zu einander geführt wurden. Platen hätte keiner besonderen Einführung in Schelling's Haus bedurft; er wäre mit diesem gleich bei dem ersten Eintreten befreundet worden, doch kamen wir Nachbarn seiner Bescheidenheit zu Hülfe. Wo anders in der Welt hätte der wunderbar geartete Jüngling eine solche

*) Morgenblatt für gebildete Stände, Jahrgang 1836, Nr. 210 bis 215.

mütterliche Freundin finden können, als Schelling's auserlesene Frau ihm ward, die gar bald mit ihrem tiefblickenden Geiste den Isisschleier hinwegnahm, der auf seinem Wesen lag, während Schelling den nachtwandelnden (somnambülen) auf helldunklen Höhen steigenden Geist des jungen Freundes bei seinem rechten Namen rief und ihn zur bestimmten That des Lebens weckte. Bei Schelling's „fand sich Platen wie der Sohn vom Hause, anerkannt, gefördert, aufgemuntert, und, wenn es Noth war, gescholten“ (Engelh. a. a. O.).

Platen war in der für seine geistige Entwickelung günstigsten, besten Zeit nach Erlangen gekommen. Während der sieben Jahre seines dortigen Aufenthaltes hat er die meisten seiner poetischen Werke im Geiste empfangen und viele von ihnen daselbst vollendet. In einer höchst anziehenden und anmuthigen Weise erzählt Engelhardt die Geschichte des ersten öffentlichen Auftretens des Dichters als Schriftsteller.

Platen hat eine hohe Bestimmung für seine Zeit und für sein Volk gehabt und nach seinem Maaße sie erfüllt. Er hat der deutschen Sprache, da, wo sie im poetischen Fluge über den Boden der alltäglichen Rede sich erhebt, eine Weihe und Würde, vereint mit natürlichem Wohlklange gegeben, deren äußerer Schein von manchen Anderen wohl nachgebildet, nicht aber an innerem Gehalt erreicht worden ist. Denn dieser Gehalt kam bei ihm aus einer Tiefe des zum Ernst gestimmten Gemüthes, welche die größte im Inneren des Menschen erreichbare wäre, wenn es nicht eine noch tiefere Tiefe gäbe. Es lag in seiner edlen Natur Etwas, das nach dem festen Grunde dieser noch tieferen Tiefe verlangte, von welchem ihm in seiner frühesten Kindheit die Kunde gekommen war, zugleich aber gab es in

dieser Natur Etwas, welches wie das Seegras des Hinabsinken des Bleilothes, das Hinabkommen zum festen Ankergrunde verhinderte. Platen ist später in leiblicher Weise öfters an die lieblichen Ufer von Campanien und in die Nähe der Insel Capreä gekommen und hat dort gefahrlos das bekräftigende Bad der grünen Fluthen genossen. So gefahrlos war einst diese felsige Küste nicht. Denn nach der Homerischen Sage wohnten hier die Seirenen mit dem wundervollen Zauber ihrer Gesänge, welche dem nahenden Hörer sein Herz so ganz hinnahmen, daß er keiner anderen Lust des Lebens mehr gedachte, als der des Hörens. Ueber diesen Freuden vergaß er der Heimkehr nach dem Vaterlande, und siechte an den Freuden des Ohres dahin, bis sein moderndes Gebein bei dem der anderen, früheren Hörer lag. Und was war der Zauber, der in dem helltönenden Gesange lag? so mächtig, daß selbst der kluge, erfindungsreiche Odysseus, obwohl er die Gefahr kannte, von dem Reize der Töne besiegt worden wäre, hätten ihn nicht nach seinem eigenen Rathe die Freunde, deren Ohr kunstreich den Tönen verschlossen war, festgebundem am Mastbaume. Der Dichter läßt uns die Natur des für das Menschenherz unwiderstehlichen Reizes gleich in den ersten Tönen des Gesanges der Seirenen erkennen: „Komm', preisvoller Odysseus, erhabener Ruhm der Achaier."

Es gibt andere Seirenen als die homerischen an Campaniens Ufer im Inneren solcher Menschen, deren geistige Natur so reich begabt, so erhaben schöner Art ist, als die Felsen von Capreä und die Küste von Campanien. Auch diese inneren Sirenen singen unseren Herzen vor: „den Ruhm der eigenen Kräfte, das preiswürdige Gelingen unserer eigenen Werke und das erhabene Ziel ihrer Vollendung." Hätte nicht die Vorsorge der rathenden Göttin den

Odysseus auf seiner Fahrt geleitet, er wäre der Gefahr nicht entgangen; auch der lockenden Stimme der inneren Sirenen kann das Menschenherz durch eigene Kraft nicht entkommen, es bedarf hierzu einer göttlichen Bekräftigung. Dem reichbegabten Geiste unseres Freundes Platen hatten die Seirenen des Inneren schon bei seiner Wiege und in der lieblichen Kindheit ihr Lied gesungen und ihre Stimme hatte ihm bei zunehmenden Jahren immer heller getönt. Odysseus zwar sah sich aus der Gefahr gerettet, als das schnellgeruderte Schiff in jene weitere Ferne gekommen war, wo nichts mehr, „weder vom Laute der Seirenen daherscholl, noch vom Gesange," und unbedenklich durften jetzt seine Genossen das Wachs, das ihre Ohren verkleibte, hinwegnehmen; anders aber ist es bei dem Gesange der inneren Seirenen, vor dessen das Herz bewältigender Macht kein Klebwachs im Ohre schützt; denn dieser tönt fort im geistigen Ohre, das keine Menschenhand erreichen kann und bannt zuletzt den entzückten Hörer an unheimlich fremder Küste so fest, daß er die Fahrt nach dem Hafen der Heimath vergißt. Jener innere, geistige Gesang, der unserem unvergeßlichen Platen die Gesänge eingab, deren Zauber die Welt kennt, war die gebietende Herrschaft (nach S. 528), in deren Dienst sein hoher, zur Freiheit geschaffener Geist ohne Aufhören sich abmühte. Engelhardt, in seinem vorhin erwähnten Aufsatze, beschreibt uns in sehr treffender Weise die Härte dieses Dienstes, in dessen Abhängigkeit der junge Dichter immer tiefer gerieth, je höheren Genuß ihm das Gelingen seiner Werke und das Lob von außen gewährten. — — „Die Ueberzeugung, daß ihm ein ausgezeichnetes Talent geworden sei, daß ihm Ruhm gebühre, wurzelte fest in ihm." — Seine ersten öffentlich bekannt gewordenen Produktionen fanden rühmliche Anerkennung

der bedeutendsten Männer. „Aber der Friede der Seele war eigentlich mit diesem ersten Schritte vor das Publikum gewichen. Seine Ansprüche steigerten sich immer mehr; sie gingen endlich über Alles hinaus, was die größten Dichter bei ihren Lebzeiten erreicht hatten*). Da wandte er denn wohl von Zeit zu Zeit den sehnsüchtigen Blick auf jene Tage zurück, die er so unvergleichlich in den Worten geschildert hat:

Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele
Zu seinem Priester, ob er mich geweiht,
Malt' ich die stillen Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit."

Nicht nur der inneren Heimath, die ihm in seiner Kindheit lieb gewesen, auch der äußeren, des lieben deutschen Vaterlandes, entführte ihn der Geist, in dessen Dienstbarkeit er sich begeben hatte. Er fand sein Grab in der Mitte seines Lebens (am 5. Dezember 1835) neben den Gärten der Oliven bei Syrakus.

Ich gehe nicht ohne Wehmuth von dem Lebensbilde hinweg, das ich so eben in einigen Zügen entwarf, und nun thut es mir desto wohler, wenn ich mich bei dem Lebensbilde eines anderen jungen Freundes aus dem engeren Kreise, der sich an Schelling wie an Platen anschloß, auf einige Augenblicke verweilen darf. Dr. Georg Friedrich Puchta erscheint mir als einer der hochbedeutendsten Menschen, denen ich auf meinem Lebenswege nicht nur begegnet, sondern befreundet worden bin. Schon die Erinnerung an ihn hat für mich etwas Erhebendes, Stärkendes, Trostreiches, und selbst der Gedanke an sein frühes Grab etwas

*) Solche über alles Maaß gesteigerten Ansprüche habe ich niemals Gelegenheit gehabt, an Platen zu bemerken.

Beruhigendes. Dieser Geist hat schon früher, ohne durch das hemmende Seegras gehalten zu werden (S. 535), den festen Grund der inneren tiefsten Tiefe gefunden, auf dem sein Anker bis an's Ende ruhen blieb. In der Fülle seiner bewundernswürdigen äußeren wie inneren Gaben hätte ihm der Gesang der Seirenen wohl geistig todesgefährlich werden können, aber mit Gott in seinem Inneren bestand er die Fahrt zur Heimath glücklich; er ist mitten im unablässigen Drange seines Wirkens, im Glanze der Ehre und des schmeichelhaften Ruhmes der ungläubigen Welt ein fester, gläubiger Christ geblieben. Puchta war im J. 1798 geboren, mithin nur zwei Jahre jünger als Platen, zu dem er sich, und durch ihn zu Schelling in Liebe und Achtung gezogen fühlte. Schon sein Aeußeres, der hochgewachsene wohlgestaltete Körper, das geistvoll blickende Auge waren ein Spiegel der inwohnenden, seltenen Kraft. Mein Freund Engelhardt gab mir in einem nach Puchta's Tode geschriebenen Briefe die nachstehende Schilderung von ihm.

„Ein Charakter von Eisen, ein Verstand von schärfster Schärfe, eine bewundernswerthe Reife im Urtheil schon im Jünglinge; ein sicherer Blick auf das Ziel, das er erreichen wollte und eine Kenntniß des Weges dazu, voll Anschaulichkeit Schritt vor Schritt; eine entschiedene, aufrichtige Schätzung alles Guten, Edlen, Tüchtigen, welcher Art und welcher Erscheinung es auch sein mochte; ein herbes Hinwegweisen alles Leeren, Hohlen, Mittelmäßigen, Anmaßenden, Trivialen, das er mit schneidender Schärfe, mit mehr als kaustischem Witze verfolgte. Ein auf das Glücklichste organisirter Geist, der in den verwirrenden Weiten juristischer Quellen wie mit der Wünschelruthe den Punkt fand, an dem edles Metall zu finden war; eine

seltene Gabe der Darstellung voll Anmuth, Klarheit, Feinheit, eine wunderbare Oekonomie der Gedanken wie des Styles. So kennt ihn die Welt als klassischen juristischen Schriftsteller, so erinnert sich seiner die Menge seiner Schüler, die in Erlangen, in München, in Leipzig, in Marburg, in Berlin zu seinen Füßen saßen. Es war Hugo, der dieses Talent zuerst erkannte, Savigny, der ihm das Muster wurde, dem er nachstrebte, neben das sich zu stellen ihm vergönnt war. Einem Jüngling, wie diesem, mußte Hegel's Unterricht, den er in der Oberklasse des Nürnberger Gymnasiums genoß, von großem, bildendem Einflusse sein. Seine Studienzeit fiel in die Jahre der schönsten vaterländischen Begeisterung und der Rückkehr zu dem Glauben der Väter, dem er mit der ganzen Entschiedenheit einer starken Natur anhing. Er war schon ein angesehener, einflußreicher Student, eben so gefürchtet wegen der durchdringenden Schärfe seiner Dialektik als wegen vortrefflicher Führung der Klinge. Seine Freude an der Poesie und die Erzeugnisse seiner eigenen poetischen Anlage bekränzten diese ernste Gestalt mit ihrem lieblichen Schmucke; so lange es seine frühe leidende Brust erlaubte, erfreuten sich die Freunde an dem Klange seiner herrlichen Baßstimme. Poetisches Gefühl und Verstand und Charakter schienen sich in seinem Gesange zu vereinigen. Er hatte Musik, wie Alles, gründlich getrieben. Seine Unterhaltung war stets gehaltvoll, klar und frisch. Nicht umsonst liebten ihn die bedeutendsten Männer, Roth, der unvergeßliche, Cornelius, der geistvoll herrschende Künstler, der milde Schnorr, Savigny und viele Andere vom geistigen Geschlechte." — —

Mir ist Puchta schon in Erlangen, noch mehr aber in München während der ersten, innerlich oft getrübten Jahre meines Aufenthaltes daselbst ein Freund gewesen,

dergleichen ich wenige auf Erden gefunden habe. Er, obgleich der jüngere Mann, war durch die reiche Gabe seines Verstandes öfters mein rathgebender Führer, und wenn er mit seinem liebewarmen, treuen Gemüthe, mit seinem freudigen Muthe mich anfaßte, da wurde auch ich freudig und getrost. Die Stunden mit und bei ihm waren meine liebsten, besten Stunden. Ein Ernst, welcher in allen Dingen und Angelegenheiten des Lebens stets auf das gute, rechte Ende sah, verließ ihn nie; das ließ er weniger durch Worte als durch sein ganzes Thun bemerken. Als ihn auf der ehrenvollsten Höhe seines äußeren Wirkens schon in seinem 48. Jahre (1845) der Tod kam, da trat er ihm fest und ruhig in dem Sinne des alten Liedes entgegen: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod' umfangen."

Wenn wir im reiferen Alter, mit geöffneten Augen auf unser vergangenes Leben zurückblicken, da begegnen wir in der Erinnerung nur wenigen uns näher befreundeten Menschen, denen wir nicht, wenn wir ihnen noch auf Erden begegnen könnten, gleich nach dem Gruße zurufen möchten: vergib mir, daß ich so viel an dir versäumt, daß ich dir für alle deine Liebe und Treue so wenig, so schlecht gedankt, ja daß ich dich da und dort verkannt habe. Meinem Freunde Puchta habe ich sein Wohlthun an mir niemals genug verdanken können und verdankt. Doch der Dank und die Schuld finden zuletzt ihren Ruhepunkt bei Dem, der Anderen für uns die Gabe des unvergoltenen Wohlthuns schenkte und die Schuld abgethan hat.

Schelling's Geist und Ruhm hatte auch aus weiter Ferne verwandte Geister nach Erlangen gezogen. Ich nenne unter ihnen den heiteren Polen Goluchowsky aus Krakau und den edlen jungen Schweden Kernell, den Verwandten Atterbooms, welcher schon früher

auf einer Reise nach Süden in München mit Schelling näher befreundet worden war. Kernell der herrliche Jüngling führte uns durch seine eigene persönliche Erscheinung und durch seine lebendigen Mittheilungen aus dem Kreise seiner Lehrer und ruhmeswürdigen Landsleute so frisch und kräftig in das geistige Leben seines Vaterlandes ein, daß wir Alle, die wir ihn näher kamen, schwedische Reichsgenossen mit ihm wurden. Ich denke noch mit Vergnügen an die geselligen Abende bei oder mit Schelling, an denen Kernell uns nicht nur in die Werke der damals lebenden großen Dichter, sondern in Haus und Hof seines schwedischen Volkes, in die Hörsäle von Upsala, in die Naturschönheiten seines Landes wie in seine alten Kirchen einführte. Wenn er uns daneben von seinem Aufenthalte an der Südseite von Spanien wie in Südfrankreich und Italien erzählte, da ward es dem theilnehmenden Gefühle schwer, sich darüber zu entscheiden, welcher heimathliche Zug mächtiger und tiefer begründet sein möge, ob jener nach dem ernsten kräftigen Norden oder der nach dem lachend schönen, lieblichen Süden. Der große Forscher und Beschreiber der Geschichte des scandinavischen Nordens: E. G. Geijer, war nicht nur Kernell's Lehrer, sondern sein väterlicher Freund; von diesem hatte der Geist des Jünglinges das Bürgerrecht im Gebiete der Geschichte als Erbtheil empfangen. Neben seiner vielseitigen, wissenschaftlichen Bildung hatte Kernell auch eine Weihe der Künste erhalten, welche dem geselligen Verkehre mit ihm einen besonderen Reiz gab. Er war schon in früher Jugend als ein Meister des Gesanges in seinem ganzen Vaterlande so berühmt gewesen, daß ihm kaum einer der anderen sogenannten „Belmanssänger“ in Schweden gleichkam. Selbst in Erlangen ließ er noch zuweilen in Gesellschaft mit Puchta einzelne volltönige, tief zu Herzen gehende Lieder des Nordens uns vernehmen,

die wie geheimnißvolle Laute über dem Grabe der alten Whole ertönten oder Gefühle anregten, welche an die geistigen Frühlingsstunden einer sich noch selber kaum verstehenden ersten Liebe erinnerten. Aber dieses waren die einzelnen Töne, welche im Herbste ein scheidender Wandervogel vernehmen läßt, wenn er dem Frühling in einem Lande jenseits des Meeres entgegen zieht. Denn der edle, leiblich zarte, tief und kräftig fühlende Jüngling hatte sich, wie man dafür hält, durch die frühe Anstrengung seiner Brust als „Belmanssänger" ein Leiden zugezogen, das sein Aufenthalt in den Südländern von Europa nur lindern, nicht heben konnte. Er erkrankte in Erlangen; Platen war als treuer Pfleger und liebender Freund bei ihm bis an sein Ende. Die Freunde aus Schweden, Geijer und der Tonkünstler Lindblad, welche im Jahre nach Kernell's Tode, in Gesellschaft der geistvollen Baronin Silverstolpe nach Erlangen kamen, fanden den frühe hingeschiedenen Landsmann, wenn auch nicht mehr leiblich, doch geistig fortlebend bei den in der Nähe seines Grabes wohnenden Freunden.

Von da an bin ich durch manche besuchende und begegnende Wanderer von dorther mit dem mir theueren Schweden in geistig leiblichem Verkehre geblieben. Einen der theuersten mir auf meinem Wege begegnenden: Fjellstedt habe ich schon oben genannt (S. 407); einer, der in den letztvergangenen Jahren länger bei uns verweilte, Gustav Anderson aus Lund, ist mir so liebend nahe befreundet geworden, wie ein eigener Sohn. Ich habe vielleicht manche Namen, nicht aber den geistigen Eindruck aus der Seele verloren, den diese Männer aus Schweden mir zurückließen, und könnte ich sie ihnen zubringen, dann würde ich gern dankbar liebende Grüße sagen an den Dr. Chr. Stenhammar zu Linköping, an Gustav Clarholm, Carl

Magnus Arrhenius in Wermeland, O. Fr. Myrberg in Gothenburg, Rudolf Ammerstedt aus Upsala, Erik Svedbom und seine liebe Lebensgefährtin aus Stockholm, an den gedankenreichen Arzt C. M. Witt aus Carlsham, so wie an die edlen Norweger Wilh. Chr. Ditrichsson aus Christiania und Knud Gislesen. Noch manche andere hier nicht genannte, aber dennoch dem Wesen nach Unvergessene, hoffe ich da wieder zu finden, wo man sich nicht mehr mit dem vergänglichen alten, sondern mit dem neuen, unvergeßlich bleibenden begrüßt. Namentlich so die lieben Jünglinge aus Abo in Finnland, die mich 1828 in München besuchten.

Ich habe mich so eben auf einem Nebenwege der Erinnerungen aus sehr verschiedenen Zeiten meiner Vergangenheit über die Gränzen hinaus verloren, die mir der Inhalt dieses Capitels anweist und kehre wieder in dieselben zurück.

Zu dem Kreise, der sich um Schelling anschloß, gehörten viele von denen, die ich vorhin (im Cap. 22 u. 33) nannte. Doch kam er, der vielbeschäftigte Mann, nur selten zu den geselligen Vereinen, die sich schon früher, namentlich um unseren väterlichen Freund Vogel, gebildet hatten, während er, besonders im Sommer, wo möglich in Begleitung seiner Familie gern an einem von dem allgemeineren Zudrange abgeschlossenen Orte im Freien, mit Freunden sich zusammenfand. Einen dieser Orte muß ich hier besonders erwähnen, des vormaligen Fleischmann'schen Gartens, am Abhange des Hügels gelegen. Denn dieser Garten hat für die Geschichte von Schelling's Aufenthalt in Erlangen, sowohl wegen seines Besitzers als wegen der hier sich einstellenden besuchenden Freunde desselben eine bleibende Bedeutung. Dr. Gottfried Fleischmann hat den Glanz des Ruhmes in dem weiteren Kreise der Oeffent-

lichkeit niemals gesucht, noch geliebt. Nach seinem Maaße und in seiner Stellung als Lehrer an der Universität begnügte er sich gern und überall mit dem weniger in die Augen der Welt fallenden, dafür aber desto sichereren, gesegneteren Wirken eines Handlangers, blieb deshalb einen großen Theil seines Lebens bei dem Geschäfte eines Prosektors stehen. Alle seine besseren Schüler wissen es aber und halten es im dankbaren Andenken, was sie von diesem Führer in die Forschungen über den inneren Bau der thierischen Leiblichkeit empfangen haben. Als Arzt war er bei Alt und Jung sowohl in als außer der Stadt so geliebt und geehrt, wie nur wenige seiner Standesgenossen dieses sein können. Denn sein theilnehmendes, redliches Herz wußte sich bald Vertrauen zu gewinnen, er wurde in den Familien, dahin man ihn rief, nach kurzer Bekanntschaft nicht nur Arzt, sondern Freund des Hauses, und wo es Noth that, väterlicher Versorger und Wohlthäter. Das war der ächte, gute, treue Bürgersinn eines Reiches, dessen Genossen in mehr als einer Welt sind.

Auch in Schelling's Familie war Dr. Fleischmann nicht nur Arzt, sondern vertraulicher Hausfreund. Er fehlte selten oder nie, wenn die näher befreundeten Gäste am Familientische sich vereinten. Meist zwar, nach seiner wenig Worte machenden Weise, ein stiller Zuhörer der Gespräche, doch auch, wo sich Gelegenheit fand, durch seinen natürlichen, trefflichen Humor und sein gesundes, gerades Urtheil ein anmuthiger Gesellschafter. Auch dem Schelling'schen Hause ist Dr. Fleischmann mehr denn einmal ein Freund und glücklicher Helfer in der Noth gewesen. Namentlich damals, als die treue Mutter des Hauses, unsere Freundin Schelling, durch ein räthselhaftes leibliches Leiden in Gefahr des nahen, und, wie es schien, unvermeidlichen Todes kam. Fleischmann stimmte damals kühn

dem instinktmäßigen Verlangen der Kranken bei, alsbald und unverzüglich nach Karlsbad zu gehen und den Sprudelquell zu trinken, obgleich es im angehenden Winter war. Wir Anderen sahen sie mit banger Sorge, wie für immer, von uns scheiden. Fleischmann sprach uns Muth ein und die Kranke kam nach einem verlängerten Aufenthalte neubelebt und wiedergenesen in ihr Haus zurück. Das heitere muthige Gottvertrauen, in welchem sie damals von uns gegangen war, brachte sie mächtiger gestärkt mit sich zurück, und hat sich dasselbe erhalten auf der noch weiter verlängerten Strecke ihres Erdenlebens bis an's Ende.

Ich bin hier, wo ich von den Jahren meines nächsten, innigsten Zusammenlebens mit Schelling sprach, vielleicht etwas mehr beredt geworden, als es der vorgezeichnete Plan meiner Mittheilungen mir gestatten sollte. Der ungestörte Frieden eines solchen vertraulichen liebevollen Zusammenlebens konnte nur in Erlangens damaliger Zeit, niemals mehr auf Erden an einem anderen Orte und in anderer Zeit zu einem so unvergeßlich theueren Theile meiner Vergangenheit werden.

## 37. Ein Blick in den weiteren Kreis des Lebens.

Es sei mir erlaubt, noch einmal zu jenem Vergleiche zurückzukehren, den ich oben S. 455 und 456 gebrauchte, um ein doppeltes Bewegen in meiner armen Menschennatur und dem ihr gegebenen Berufe im Erdenleben anzudeuten. Der Mond, während er den engeren Kreis seines Laufes um die Erde beschreibt, welcher er die eine seiner Hälften unverrückt zuwendet, wird zugleich durch den Zug einer stärkeren Macht als die der Erde ist, hinausgeführt auf die weitere Bahn um den Quell des Lichtes, das seine Tage erleuchtet. Aber um wie viel lebensvoller und beglückender

wären diese Tage, wenn sie nicht mit so lange lastenden Nächten wechselten, voll Finsterniß und Kälte. Denn was hilft es, daß die eine Hälfte während der langen Nacht das Licht der Erde hat, an die sie wie der Fuß eines Gefangenen gekettet ist. Gibt doch dieses Licht weder Wärme noch eine rechte Helle des Tages, und die andere Hälfte, welche, abgewendet von ihm, von dem Erdenlichte nichts erfährt, wandelt während ihrer Nacht in der eisigen Kälte des Weltraumes 28 mal so lange als im Mittel eine Erdennacht bei uns dauert. Hätte der arme Mond das Selbstgefühl einer lebenden Kreatur und eine Sprache für dieses Gefühl, er würde wohl zu der Herrschermacht im Reiche der Planeten, zur Sonne, sagen: o du mächtiges Licht, das durch seine Kraft all' diese Welten bewegt und ordnet, ich kenne dich bei deinem Namen, du Sonne! Ach mach' mich doch frei von diesem Nachtlichte und Gewichte der Erde, welches das Werden meiner Abende zum Morgen so verkümmert und verspätet, daß mir der linde Hauch des Schlafes zum Todesschauer wird. Laß meinen Wandel ungehemmt nur um dich gehen, du tragende, belebende Mitte unseres Seins, und so eilig mich der Nacht entrinnen, daß die Wächterstimme des frühen Vogels den nahen Morgen verkünde, wenn die letzten Töne der nächtlichen Sängerin noch kaum verstummt sind. Laß meinen Wandel ungetheilt nur zu einem Wandel um dich, zu einem rastlosen Suchen und eiligem Wiederkehren nach deinen Strahlen werden, o du mein Licht.

Eben in jener Zeit, welche ich im vorhergehenden Capitel beschrieben, kamen zu mir aus der Ferne her einige besuchende Freunde, deren innerer Wandel ein Wandel in der rechten Freiheit des Geistes, nicht wie bei dem Monde ein getheilter, sondern ein ungetheilter und ungehemmter um

die belebende, Licht und Wärme gebende Mitte war. David Spleiß kam zu uns mit seiner Frau. Von ihm, dem Freunde, glaube ich schon oben im 25. Cap. u. f. ein nicht ungetreues Bild gegeben zu haben; seine Lebensgefährtin, diese Mutter in Israel, wandelt noch unter uns. Nicht von dem erscheinenden Menschen, der nach Seinem Bilde gemacht und geistig zu demselben erwacht ist, sondern von Seiner Gnade, welche das Bild gemacht und zum Leben geweckt hat, möchte ich hier reden. Die weibliche Anmuth und jungfräuliche Zucht mit Demuth und Milde, Ernst und Würde sind ein wohlbereiteter Boden zum Gedeihen der Früchte des Glaubens, welche der Apostel den Galatern (Cap. 5 V. 22) nennt. Ja, Liebe, Freude, Friede sind der Stamm, Freundlichkeit, Gütigkeit seine ersten Blüthen, der Glaube aber seine Wurzel. Unter den Gaben des Erdenglückes, die dem Pilgrim und Fremdling aus Gottes Hand kommen, ist keine, welche dem Bunde und dem gemeinsamen Wandel mit einer Seele gleicht, die in einem Weibe wohnet, das den Herrn fürchtet (Sprüchw. 31 V. 30). Wohl dir, mein lieber Bruder David, du hast dieses Erdenglück besessen.

Ein anderer besuchender Gast, der sich mir schon seit fast 6 Jahren angekündigt und mich erfreut hatte mit Gaben „aus dem Reiche“ der Wahrheit und des Friedens, die sich in meinem Alten und Neuen, so wie in meinen „Mittheilungen“ aus dem Reiche finden (m. v. S. 504), war Dr. Chr. Barth aus Würtemberg. Vierzig Jahre sind es jetzt fast, seitdem uns ein Zug der Liebe zu dem gemeinsamen Werke zusammengeführt hat, anfangs in Briefen, dann in leiblicher Persönlichkeit, was zuletzt zu einer Gewohnheit geworden ist, der man alljährlich ihr Genüge thun mußte. Ich möchte viel von diesem rüstigen Gefährten auf der ganzen Strecke der letzten Hälfte meines Lebens-

weges erzählen, muß mich aber kurz fassen, weil er mir noch auf die Finger sieht, und mit einem solchen Wasser, wie etwa das Menschenlob ist, könnte man ihm vollends nicht ankommen, denn es gibt eine Salbe von Oel, von welcher das Wasser abläuft, und nur den Boden naß macht. Genug, daß ich weiß, was er mir auf unserer gemeinsamen Wanderschaft so treulich Hand in Hand gewesen ist, und Gott wird es ihm lohnen. Es thut recht wohl, einen solchen Gesellen bei sich zu haben, besonders in der Nacht auf einem holprigen Holzwege, wenn man müde und maßleidig ist, öfters stolpert oder sich hinsetzen und einschlafen möchte, der andere aber bleibt frisch auf seinen Beinen, hat Geduld und Mitleid mit dem armen Marodör, ruft ihn beim Namen und faßt ihn bei der Hand. Ich sage nochmals, Gott vergelte das dem guten, treuen Kameraden.

Nicht von meinem brüderlichen Freunde Barth, durch den ich mit Würtemberg in geistige Mitbürgerschaft gekommen und darin geblieben bin, sondern von einem Aufbau will ich reden, der wie die sogenannten Netze der Telegraphenverbindungen sein Netz, ich möchte beinahe sagen, über die Völker aller Erdzonen ausgeworfen hat, um an ihnen das alte, gute Gewerbe der Menschenfischer zu betreiben. Ein Gewerbe, welches der Politik eines Reiches, das von dem Reiche Gottes auf Erden das gerade Widerspiel ist, eben so viel zu schaffen machen könnte als der Negerhandel den menschenfreundlichen Weltplänen der gebildeten, christlichen Nationen. Denn es geht auf das aus, was dem Sklavenhandel und dem Sklavereiwesen überhaupt gerade entgegengesetzt ist, indem es die Menschenseelen mit Gewalt aus der geistigen Sklaverei herausfangen und zu Freien machen will. Was denn auch wirklich hin und wieder mit augenfällig gutem Erfolge geschehen ist.

Barth ist in seinen jüngeren Jahren als Pfarrer in Möttlingen ein Nachfolger des alten Pfarrer Machtdolf gewesen, dessen ich bei mehreren Gelegenheiten als des „Calwer Boten" gedacht habe. Da hat er an der lustigen Handthierung eines Boten, der bei hellem Wetter wie bei Sturm und Regen immer unter freiem Himmel seinem Geschäfte nachgeht, ein ganz besonderes Wohlbehagen gefunden. Der Weg aber von Möttlingen nach Calw und von Calw nach Möttlingen ist seiner geistig langbeinigen und schnellfüßigen Natur zu kurz und dabei doch langweilig vorgekommen; er hat bedacht, daß hinter den Bergen und weitum über den Schwarzwald hinaus auch noch Leute wohnen, an denen man sich ein Gottes Lohn verdienen konnte, wenn man ihnen das, was sie im Haushalte brauchen, zubrächte. Und in Basel, bei dem Missionshause, mit welchem er beständig zu schaffen hatte, konnte man recht erfahren, was die weit abwohnenden Menschen zum Leben und Wohlaussein am nöthigsten brauchen: nämlich Gottes theures, werthes Wort und den Trost des Evangeliums. Da entschloß er sich, mit diesem köstlichsten Hausbedarfe der Menschenkinder seine Handthierung zu treiben und ein Heidenbote zu werden, der ebenso wie der alte Machtdolf wöchentlich ein oder etliche Male seine Waaren von Calw aus zu den weißen, schwarzen und anderen farbigen Völkerschaften in's Haus brächte und von diesen hinwiederum Bestellungen nach Calw annähme. Ein solches in's Weite ausgedachte Geschäft ließ sich nun freilich nicht zu Fuße, auch nicht auf schnelllaufenden Schiffen und Kameelen abmachen; die Sache mußte anders angegriffen werden; es ließ sich nicht anders thun, man mußte, gleichwie in einem großartigen Fangeballspiele mittelst einer Presse den Leuten über Berg und Thal so wie über's Meer hinüber die Waaren zuwer-

sen, sie aber ihre Bestellungen wieder herüber. Dieser Verkehr wurde erst vollkommen in Stand gesetzt zu Calw, wo der liebe Mann noch jetzt bei seinem Geschäfte des Werfens und Auffangens beständig auf der Lauer steht durch den „weltbekannten" Calwer Verein, der zunächst nur zur Verbreitung guter, christlicher Schulbücher gestiftet war. Ich will von Dem, was dieser Verein durch seine Presse hinausgeworfen hat in die Welt, nur einige Speditionszettel aufheben, die mir gerade auf dem Wege liegen.

Es thut sich schon mancher Autor in oder außer dem Reiche etwas darauf zu Gute, wenn ein Buch von ihm 10 oder 20 Auflagen durchgemacht hat, und wenn sein Werk ein gutes ist, darf er sich auch immerhin darüber freuen. Ich aber kann ein Buch von einem noch lebenden Autor nennen, welches in der vaterländischen Sprache 110 Mal neu gedruckt und in 550000 (sage mit Worten fünfhundert und funfzig tausend) Exemplaren unter dem deutschen Volke verbreitet, und welches dabei noch überdies ein gutes ist. Das ist die biblische Geschichte von Dr. Chr. Barth in Calw. Zu den 110 in Deutschland gedruckten Auflagen des Buches kann man auch die 10 deutschen Ausgaben des Buches zählen, die in Ungarn, und die 2, welche bis jetzt in Amerika erschienen sind. Aber das Volk in anderen christlichen Ländern von Europa, das die deutsche Sprache nicht redet und versteht, muß auch einen Wohlgefallen an dem Inhalte und der einfältig treu zu Herzen gehenden Erzählungsweise des Büchleins gefunden haben, denn es ist iin 4 Auflagen (jede zu 5000) englisch, in drei holländisch, n zwei französisch, in zehn slavisch, magyarisch, wendisch gedruckt worden. Außerdem ist es auch polnisch, dänisch, schwedisch, wallachisch, croatisch, lettisch, serbisch, russisch, finnisch, norwegisch, bretagnesisch erschienen. Die

Presse hat aber noch viel weiterhin ihre große Wurfkraft erwiesen, denn sie hat das Buch fern unter die Heiden gebracht durch seine Uebersetzungen in's Tamulische, Bengalische, Hindostanische, Chinesische (in 4 Dialekten), Hindi, Malayalim, Kafferische, Eskimo'sche, Kinika, Timnah, Negerenglische, so wie in die Fidschi, Sessuto, Mahratta, Guzurathi, Dajakisch rc., auch in's Arabische und Persische. Ja es ist sogar in der thibetanischen Sprache unter die Leute gekommen, auch neugriechisch, und jüdisch-spanisch ausgegeben worden u. s. w. Auch die christliche Kirchengeschichte von Barth mit ihren vielen, mannichfaltigen Uebersetzungen hat die Presse von Calw aus weit verbreitet, anderer guten Schriften, die von ihr ausgingen, gar nicht zu gedenken*). Aber wie ich schon vorhin sagte, auch von außen, von den Heiden her hat dieser neue Calwer Bote Bestellung nach Calw angenommen, welche in dem gar trefflichen Calwer Missionsblatte seit 1828 zu lesen sind. Diese Rückfracht ist denn auch gar goldeswerth gewesen, denn der Ertrag des Blattes, welcher sehr gewissenhaft und treu dem Missionswerke, namentlich in Basel, zugewendet wurde, hat sich in den 28 Jahren, seitdem es erschienen ist, auf mehr denn 20,000 fl. belaufen.

Wenn der alte, Calwer Bote für andere Leute und Haushaltungen die nöthigen Lebensbedürfnisse mitbrachte, so versäumte er nicht, auch sein eigenes Haus damit zu bedenken, vor Allem, damit er habe zu geben den Hungernden und den Bedürftigen, so wie den anderen Gästen,

---

*) Im Ganzen beträgt die Zahl der Schriften des Calwer Verlages 24, die der Sprachen, in welchen sie geschrieben oder übersetzt sind, 60. M. s. den gedruckten Bericht des Calwer Verlagsvereines.

die bei ihm zusprechen. Sein Nachfolger im Botenamte thut mit großer Treue dasselbe. Zwar ist er, seitdem er all' seine Zeit und Kraft dem Calwer Geschäfte zugewendet, nicht mehr in gewöhnlicher Weise Prediger im Amte, wohl aber im Berufe geblieben, denn es vergeht selten ein Sonntag oder Festtag, an welchem er nicht vor einer Gemeinde, welche solcher Zusprache begehrt, das Wort des Lebens verkündet. Und wen sieht das Volk mit größerer Freude bei seinen jährlichen Missionsfesten erscheinen, als ihn, den Ueberbringer der Freuden- und Friedensbotschaften aus allen Ländern der Heiden, zu denen die frohe Botschaft kam. Sei uns gesegnet, du lieber, werther Mann, du ein Nasir unter den Boten, die da Friede verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: dein Gott ist König.

Barth, als er zuerst im Jahre 1823 mich in Erlangen besuchte, war noch Jüngling. Er hielt da am Himmelfahrtstage eine Predigt, durch welche der Segen dieses Festes in vielen Herzen, wie in dem meinigen, fruchtbar wurde und lebendig. Er befreundete sich damals am nächsten mit den schon im Glauben gereiften Männern: Kanne und Kraft, so wie mit mir und meinem Hause, mit Pfaff und Schelling. Sein persönlicher Besuch war eine vorübergehende Erscheinung; was er uns aber zurückgelassen, war nicht vorübergehender Art. —

Ich habe in den vorhergehenden Berichten aus der Geschichte der ersten Hälfte meines Lebens öfters der Verwüstungen erwähnt, welche der Unglaube, namentlich in den protestantischen Kirchengemeinden, angerichtet hatte. Es sah zu jener Zeit in dem Reiche des Glaubens in ähnlicher Weise so aus, wie im Reiche Israels in den Tagen der Herrschaft Ahab's, als nach dem Worte, das der Herr

durch Elias den Thisbiter sprach, drei und ein halb Jahr lang kein Regen das Land getränkt hatte. Das Grün der Wiesen war erstorben; das Laub der Bäume verwelkt, auf den Ackerfeldern weckte die Sonne, bewegte der Wind, wenn er darüber fuhr, keine wogende Saat, sondern nur Wolken des losen Staubes auf; die reichen Hirten, die vorhin von der Milch ihrer Heerden in Fülle sich sättigten, in das Fell der Lämmer sich kleideten, gingen verarmt umher als Brüder der Schlangen und Gesellen der Straußen, die das Wüste bewohnen. Und wenn zu dieser Zeit ein Obadja es verhüten wollte, daß in ihm und seinem Hause das Leben nicht ganz erstürbe, da mußte er der Sättigung weit umher an den Wasserbrunnen und Bächen nachgehen oder in den Höhlen und Klüften der Felsen seinen Durst stillen an dem wenigen Wasser, das der Regen zurückgelassen. Wie sollte ich nicht, so lange der Odem zum Danke mir aus- und eingeht, mit Liebe all' der Wasserbrunnen und der Steinklüfte gedenken, darin ich in jenen Tagen zur Erhaltung meines Lebens ein lebendiges Wasser fand? Deiner, du theuerer Pfarrer Schöner in Nürnberg, deiner, du gotteskräftiger Harms, eurer, du lieber A. Neander, Kottwitz, Geibel, Merle d'Aubigny, Martin Boos, Goßner und J. Mich. Sailer. Und könnte ich deiner vergessen, du reichlich fließender Bach in Basel, dahin ich als der Knecht eines Obadja kam, oder deiner, du niemals versiegender Quell im Gemüthe meines Freundes Kraft, des reformirten Pfarrers in Erlangen, dann werde auch meiner als eines Undankbaren vergessen. Es war um jene Zeit in den Gliedern der kleinen Schaar von Gläubigen, wenn sie aus dem Gewühle der größeren Menge heraus an dem grünenden Ufer eines solchen Baches sich begegneten, ein ähnliches Bedürfniß der gegen-

seitigen Befreundung, ein ähnliches Bündniß des Friedens als unter den Curgästen, welche das gemeinsame Verlangen nach Heilung an einem gepriesenen Heilquell, etwa im Thale der Töpel oder der Eger zusammenführt. Die einen aus Norden, die anderen aus Süden, aus Osten oder Westen hätten im Gedränge ihrer großen Stadt und seines Pöbelvolkes sich kaum gegrüßt, hier aber sind sie bald wie zu einem Familienleben verbunden; die Freude des Einen an der Wärme des milden Frühlingstages und seiner Blüthen, oder das Leid über den rauhen Wind und den Regen, der abwechselnd mit der Luft in das Thal hereindringt, ist die Freude oder das Leid all' der Anderen auch. In der That, man konnte damals, bei all' der noch anklebenden Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit des kleinen Volkes der Treugebliebenen oder zur Treue Zurückgekehrten in ihm das Vorbild einer Kirche sehen, die zwar als ein Leib Christi aus vielen Gliedern besteht, in welcher aber diese Glieder, weil keines von ihnen der ganze Leib sein wollte, in einem Gemeingefühle des Lebens standen, darin, wenn ein Glied leidet, die anderen alle mit ihm leiden, oder wenn eines von ihnen verherrlicht wird, die anderen alle sich mit ihm freuen. Und dennoch konnte dieses fröhlich friedliche Zusammenleben, gleich jenem der Kurgäste an einem für sie alle erwünschten Heilquell kein blühendes und naturgemäßes sein. Man sehnt sich, je bekräftigter man sich wieder fühlt, desto mehr zurück nach einer eigenen, bleibenden Heimath. Und, um diesen hinkenden Vergleich noch weiter zu führen, wenn auch hin und wieder nach der Heimkehr ein Zustand eintrat, darin der Fuß zur Hand sagt, oder der Zahn in der übermächtigen Aufregung seines Nervenäthers zum Finger: komm' mir nicht nahe, du bist mir feindlich, ich kann deine Berührung nicht er-

tragen, so dürfte uns das nicht schrecken. Wenn in dem Fuße, wenn in dem Zahne dieser abstoßende Drang gegen die anderen Glieder herrscht, dann ist das über sie gekommen, was die Kunst der Aerzte Entzündung nennt; ein Zustand, da alle Kräfte, alle Gefühle des Nerven- und Blutlebens zu dem mächtig erregten einen Gliede, als sei dieses allein der Gesammtleib, sich hinziehen und in ihm zusammenstrahlen. Was sagt der menschliche Arzt, selbst nach dem beschränkten Maaße seines Wissens, zu solcher Erscheinung? Er weiß es, daß in dem Fieber ein heilkräftiger Drang der Natur liege, der zur Genesung und Wiederbelebung des ganzen kranken, schwachmüthigen Leibes führen kann. Israëls Arzt, in der allgemeinen Krankheit seiner Kirche, kennt die Wege der Heilung noch tiefer und besser, und Er hat gesagt, „ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn daß es schon brennete." Lassen wir Ihn zünden jetzt an dem einen, dann am anderen Orte seine Flammen, es wird die eine der anderen begegnen, die eine mit der anderen sich vereinen zum gemeinsamen Feuer der Zucht und der Liebe.

So sehr auch ich, so wie viele andere gleichgesinnte Glaubensgenossen der lutherischen Kirche, der ich mit treuem Herzen angehöre, uns freuten an dem neu aufgehenden Leben des Christenglaubens in den anderen Kirchengemeinschaften, blieb uns dabei dennoch ein beständig nagender Schmerz. Gerade in unserer lutherischen Kirche, darin der Quell, aus dem allein alles Leben fleußt: Gottes lauteres, wahres Wort und sein Evangelium zuerst wieder dem Durstigen aufgethan und am kräftigsten verkündet worden war, schien der Vorrath des lebendigen Wassers, so sehr ausgegangen und Alles so ganz dürr geworden,

wie zu den Zeiten Ahab's auf den Feldern des Reiches Israël. Am nächsten lag uns hier unser bayerisches Vaterland selber. Wer waren die Nachfolger Esper's, oben im Bayreuther Lande, und wie sah es mit den Früchten ihres Wirkens auf den Kanzeln und in den Schulen aus? Wer stand, seit Schöner's Tode, in Nürnberg dem frech aufstrebenden Unglauben entgegen? War nicht in den Büchern, daraus die Kinder in den Schulen, die Konfirmanden, ehe sie zum Altar gingen, die Religion, und selbst einen sogenannten Christenglauben sollten kennen lernen und zu Herzen fassen, überall nur „der Tod in den Töpfen?" Und was war aus Sachsen, dem gepriesenen Mutterhause der Reformation, geworden? Man blicke in die damals berühmtesten theologischen Zeitschriften des Landes hinein. Da lernt man gar gelehrte, wie es scheint, im Buche der Bücher eifrig forschende Männer kennen, die alle darin nach etwas Neuem suchen, das die alten gläubigen Bibelforscher übersehen haben, und woraus auf einmal mitten in der Finsterniß dieses Glaubens ein neues Licht aufgeht. Es ist ihnen aber dabei ergangen wie denen, die vom fruchtbaren Felde hinausgerathen sind in die Einöde. Wie Denen, die in ihrem Hunger „Nesseln ausrauften um die Büsche, und Wachholderwurzel war ihre Speise, und wenn sie die herausrissen, jauchzeten sie darüber, wie ein Dieb." — „Zwischen den Büschen riefen sie und unter den Disteln sammelten sie," rühmend das Effekt machende Neue, das sie entdeckt hatten. Die wenigen Treuen und Stillen im Lande, die noch nicht schliefen, sondern des Lichtes begehrten, suchten dieses in den verborgenen abgelegenen Hütten der Pietisten und in der noch lebenskräftig gebliebenen Gemeinschaft der mährischen Brüder.

Und dennoch, so betrübend auch damals der Anschein

des geistigen Elendes der lutherischen Kirche war, ist dennoch das Wort der Verheißung, welches der Herr durch den Mund des Propheten Jeremias (Kap. 35 V. 19) dem Hause der Rechabiten gab, auch an ihr, nach ihrem Maaße in Erfüllung gegangen: es hat auch ihr wie dem Jonadab, dem Sohne Rechab, immer gefehlt, daß nicht jemand von den Ihren allezeit vor dem Herrn stände. Denn sie war und ist auf das Gebot Gottes und sein geoffenbartes Wort begründet.

Namentlich auch in Bayern hat es in den Zeiten der ärgsten Verödung der lutherischen Kanzeln und Schulen einzelne Levitengeschlechter gegeben, denen der Geist der Treue des Hauses Rechab verliehen war und in deren Mitte es nicht an Solchen fehlte, die in gleicher Treue vor dem Herrn standen. Noch in der Zeit, da ich in Erlangen war, bis zum Jahre 1822, lebte in Gundelsheim der Pfarrer Johann Jacob Bomhard. Die kurze goldgediegene Biographie, welche der älteste Sohn desselben: Rektor Chr. Bomhard in Ansbach, dieser seltene Meister des Lehramtes, von jenem würdigen Pfarrer gegeben hat, stellt mir ein rührendes Ebenbild von meinem eigenen seligen Vater vor Augen. Denn wenn auch beide Männer in ihrer Geschichte verschieden, sind sie doch in der Treue und Kraft ihres Glaubens, wie in der Führung ihres Amtes und ihrem Wandel in der Welt sehr brüderlich verwandt gewesen. Von dem Pfarrer Bomhard und seiner Frau konnte man wohl sagen, was von dem Ehepaare aus dem priesterlichen Geschlechte Abia, von Zacharias und seiner Elisabeth gerühmt wird: sie waren alle beide fromm vor Gott und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich. Welche Früchte der herrschende Geist jenes Pfarrhauses für die Zeit getragen hat, deren Ge-

schichte ich so eben hier beschreibe, davon will ich nachher reden.

Ein anderes Geschlecht der Theologen, von der Treue des Hauses Rechab lebte zu jener Zeit noch in seinen jüngeren Gliedern kräftig fort. Johann Adam Lehmus, dessen geistliche Lieder ein Dichter von gleicher Salbung des Geistes, Albert Knapp, in seinem evangelischen Gesangbuche (Leipzig 1855) zu einem Gemeingute unserer Kirche erhoben hat, war ein Mann des Segens für das vorhergehende Jahrhundert gewesen*); ein jüngerer Zweig aus dem Stamme der Familie stand zu jener Zeit noch in voller Kraft als treuer Zeuge der Wahrheit da, welche währet für und für. Dieses war der Kirchenrath Dr. Lehmus in Ansbach, ein Mensch von kindlich treuem Herzen, dessen freudiger Geist sich nie genug thun konnte in den Beweisen der Liebe zu Seinem Herrn durch Wort und That. Diese kindliche Liebe zu Gott und den Brüdern war von so eindringlich beredter Art, daß mir noch jetzt warm und wohl zu Muthe wird, wenn ich an die Stunden denke, da sein Herz in persönlicher Nähe mit dem meinigen war. Er meinte es gut mit Gott und Menschen, in ihm ist mir (1837) ein lieber Bruder gestorben. Auch habe ich durch ihn eine recht brüderliche Zuneigung zu all' den lieben Männern überkommen, die aus dem Hause der Lehmus stammen, und diese Zuneigung hat guten Grund, denn auf all' Denen, die ich näher kennen lernte, ruhet der Segen, der dem Hause der Rechabiten verheißen war.

Es mag unter den lutherischen Theologen in Bayern zu jener Zeit noch einige gegeben haben, welche den Was=

---

*) Geboren 1707, starb als Superintendent zu Rotenburg an der Tauber 1788.

serbrunnen glichen, die Obadja im dürren Lande aufsuchte, aber ich weiß sie nicht zu nennen. Doch that der Herr in jenen Tagen Quellen auf im dürren Sande, darin kein Auge sie gesucht hätte. Zu Roth am Sand, zwischen Nürnberg und Weissenburg, fühlte ein dortiger Pfarrer, Chr. Ph. Heinr. Brandt, ein frühe im Feuer der äußeren wie inneren Trübsale geläuterter Mann, sich gedrungen, im Jahre 1823 eine theologische Zeitschrift herauszugeben, von welcher er, in Hoffnung tüchtiger Mitarbeiter, einen Segen für seine Zeit erwartete, der hernach zunächst ihm selber kam. Denn ihm selber ist bei diesem Tagwerke das volle Morgenlicht aufgegangen, und er hat in zwiefachem Maaße die Gaben empfangen, welche sein redliches Herz Anderen mittheilen wollte. Der treffliche Mann gab alle seine Zeit, welche ihm die gewissenhafte Führung seines Amtes überließ, der Begründung und Erhaltung jener Zeitschrift hin, und ist seitdem fortwährend durch die Herausgabe eines Predigtbuches, so wie eines Magazins für Prediger, vor Allem aber durch die Stiftung einer Schul- und Pflegeanstalt für die verwaisten Kinder aus den Pfarrerfamilien für das Reich Gottes thätig gewesen. Anjetzt ein alter Held und Zeuge des Glaubens, ungebeugt und freudig im Hoffen unter der Last der Krankheit und des Alters, demüthig und fest, kindlich freundlich und mild wie männlich ernst. Er ist einer von Denen, die ihren Lohn auf Erden nicht dahin genommen haben, aber er steht ihnen sicher, in guter Hand.

Doch ich wollte hier eigentlich nicht von dem Pfarrer und nunmehrigen Dekan Brandt, sondern von dem homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatte reden, zu dessen Herausgabe ihn ein innerer Drang genöthigt hatte, der ihm bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließ. Der Mann wußte

selber nicht recht klar, was er eigentlich damit wollte, und wie er der Sache angreifen müsse; daß er aber etwas Gutes wolle, und daß ihm Gottes Beistand und Segen dazu nicht fehlen werde, das wußte er wohl. Dazu schon allein gehörte jedoch ein guter Glaube. Denn die Geschäfte seines Amtes und die Mühen, die er damit hatte, sein Blatt nur unter die Presse, und aus dieser unter die Leute zu bringen, ließen ihm keine Zeit, selbst viel hineinzuarbeiten, er mußte sich unter seinen Herren Amtsbrüdern nahe und fern nach Mitarbeitern umsehen. Er fand dergleichen von der damaligen ordinären Art, und so geschah es, daß die ersten Nummern seines Blattes nichts Anderes als Nesseln der Nesselausraufer an den Büschen (S. 536) und faule Eier von Eidechsen, welche die Ausraufer unter dem Gesträuche gefunden zu Markte brachten. Dergleichen Zeugs konnte man jedoch überall um leichtes Geld und umsonst haben, keiner mochte es kaufen, und der arme Brandt wie der Drucker seines Blattes hätten sich zwar keine Nesseln aus dem Boden, wohl aber die Haare aus dem Kopfe raufen mögen wegen des schlechten Fortganges ihres Geschäftes. Da gerieth der Geist des Herrn über einen Simson, daß er den faulen Eselskinnbacken in die Hand nahm, und damit schlug die Philister. Eigentlich war es aber nicht Ein solcher schlagfertiger Held allein, sondern es waren ihrer Zwei, es war ein Brüderpaar aus dem Pfarrhause zu Gundelsheim, der August und Heinrich Bomhard, welche mit dem Eselskinnbacken in solcher Weise handthierten. Diesen beiden, wie allen ihren zahlreichen Geschwistern, hatte ihr geistreicher, treuer Vater und mit ihm ihre kindlich fromme Mutter einen so unerschütterlich festen Grund des Christenglaubens in Herz und Kopf gelegt, daß derselbe auch bei den beiden Theologen gegen

das Rütteln und Schütteln der damaligen Universitätslehrer guten Stand hielt. Und für diese beiden, in denen schon längst der Feuereifer brannte über das Unwesen der Nesselraufer wie der offenbaren Lästerer, schien eigentlich das Blatt von vorne herein recht gemacht und bestimmt zu sein. Mit dem Augenblicke, wo diese die Hand ausstreckten zur That, und wo nun alsbald noch andere Treugebliebene im Lande sich hilfreich zu ihnen gesellten, beginnt eigentlich erst die Geschichte des Blattes, aus welcher ich hier einige Züge mittheilen will, die ich aus einem Briefe entnehme, den mir ein Mann aus Augsburg schrieb, dessen Name bei Allen, die den Herrn fürchten, gut angeschrieben ist, noch besser aber und unvergänglicher droben bei Dem, welcher die Furcht Isaaks und Israels Trost ist.

„O schön, daß Du in Deiner Selbstbiographie dem Andenken unseres Korrespondenzblattes ein grünes Plätzchen einräumen willst. Jene Zeit verdient es — mir geht das Herz auf, wenn ich an die damaligen Feldzüge gegen Beelzebub und sein Heer denke und an das „Hie Schwert des Herrn und Gideon," vor welchem das Gesindel flüchtig werden mußte, wie dort die schlaftrunkenen Midianiter. Kein preußischer Veteran kann an die Schlachten von Leipzig und Waterloo mit größerem Vergnügen und mehr Dankbarkeit gegen Den gedenken, der allein den Sieg gibt. In Kürze hat die Geschichte des damaligen theologischen Befreiungskrieges mit seinem Zweck und Ausgang mein seliger Bruder Heinrich (Bomhard) in dem ungemein schönen Valetsegen angedeutet, der im letzten Blatte des letzten Jahrganges den Beschluß des Blattes macht. Ueberhaupt ist es mein sel. Heinrich, dem in diesem Kriege der Lorbeer und die Palme des Siegers am meisten gebührt, denn das Korrespondenzblatt, wie ein scheintodt geborenes Kind, kam

erst zum Leben, als Er mit einem kleinen, aber gediegenen Aufsatz, polemischer Natur, darin auftrat. Ich gesellte mich dem geliebten Bruder, mit dem ich immer Ein Herz und Eine Seele gewesen, sofort mit Freuden bei, und bald hatten wir das Ungeziefer aus dem Blatte verjagt, welches von nun an jene durchaus entschieden positiv evangelische, meist polemische, Gestalt annahm, in der es durch Gottes Gnade reichen Segen gebracht hat. In uns beiden Brüdern hatten Zorn und Schmerz über die Verheerungen des Weinberges lange genug gegohren und einen Ausweg gesucht; wie junge Löwen, die nach dem Raube brüllen und ihre Speise suchen von Gott, fuhren wir hinaus unter die alldurchwühlenden und Alles niederreißenden Gethiere. Daß diese ein entsetzliches Geschrei erhuben in allen möglichen Zeitschriften, in vielen auswärtigen Konsistorial- und Generalsuperintendentenseelen, welche öfters Klagen dagegen einreichten, das versteht sich von selbst, war aber Musik in unseren Ohren, weil es bewies, daß die Hiebe nicht daneben gefallen waren."

„Es schlossen sich nach und nach mehrere brave Mitarbeiter an, die ich jedoch nicht mehr alle weiß, und von denen ich nur den Oberkonsistorialrath Böckh (damals Pfarrer in Nürnberg), den seligen Kirchenrath Lehmus in Ansbach, eine der besten, stärksten Säulen unserer Kirche zu jener Zeit, dann den kürzlich verstorbenen Dekan Lehmus in Gräfenberg, die Gebrüder Dietlen, den lieben Pfarrer Redenbacher und Pfarrer Krummacher in Langenberg nennen will. Der selige Harms erfreute uns mit einer aufmunternden Zuschrift. Nun dieses, so wie jedes andere Lob gebührte vor Allem meinem Bruder Heinrich. Sein vielseitiges Wissen, seine große Belesenheit, sein durchdringender Scharfsinn, dem keine Blöße der Gegner ent-

ging, sein schneidender Witz und spielender, schillernder Humor, verbunden mit der entschiedensten Glaubenstreue und innigsten Frömmigkeit des Herzens, machten ihn den Feinden furchtbar und den Freunden über Alles werth; er war lange bei weitem der thätigste Mitarbeiter, und als er, in ein sehr beschwerliches Amt versetzt, wenig mehr beitragen konnte, kam es bald dahin, daß das Blatt von Niemand mehr gefürchtet, aber auch von Niemand mehr geliebt wurde."

„Ehre und Dank gebührt unseren damaligen geistlichen Oberbehörden, den Konsistorialräthen Roth und Fuchs in Ansbach und den edlen Männern Fr. v. Roth und v. Niethammer in München, die das vielangefochtene Blatt schätzten und beschützten, uns zwar manchmal freundschaftlich mehr Mäßigung anempfahlen, übrigens aber, wenn wir die Empfehlung nicht sehr beachteten, uns ruhig gewähren ließen."

„Unter den Gegnern war der grimmigste und rührigste der berüchtigte Stephani (m. v. über ihn B. II S. 431), Kirchenrath und Dekan in Gunzenhausen, ein angesehener Vielschreiber, der besonders auf die Schulmeister den verderblichsten Einfluß hatte. Dieser gab flugs eine eigene Kirchenzeitung, die Gunzenhäuser genannt, heraus, die unsrige zu paralysiren; wohl das häßlichste Schmutzblatt dieser Art zu seiner Zeit, das jedoch keinen Absatz fand, ihm schweres Geld kostete, und wie der Stank eines Schwefelfadens, der auf die Kohlen fiel, bald aus der Luft verschwand."

„Schon öfters hatte ich hier die Freude, von Leuten aus Norddeutschland besucht zu werden, Geistlichen und Anderen, die mir von dem Segen erzählten, den unser Blatt gestiftet hatte. Besonders erfreulich war mir, was

Linie des glühendsten Sonnenstandes geführt worden ist, an innerem Vermögen und Feuer erstarkt ist.

So können wir mit der Bitte um ferneren Segen auch freudig die Worte des Dankes des 67. Ps. aussprechen, können im Vergleiche mit den früheren Zuständen (S. 556) rühmend es sagen: das Land gibt sein Gewächs. Denn der ohnmächtig und dennoch in seiner Ohnmacht freche Unglaube ist von den meisten jener Kanzeln verschwunden und verscheucht, deren Besetzung nicht in den Händen einer unverständigen, von dem Ernste der Kirche entwöhnten Volksmasse steht, sondern von den treumeinenden obersten Behörden des geistlichen Amtes abhängt. Der Geist des Ernstes und der Gnade, die Kraft des werkthätigen Glaubens, ist in einzelnen Gemeinden so hell hervorgetreten, daß dieselben als ein Licht dastehen, welches nicht nur in die Nähe, sondern weithin in die Ferne leuchtet.

Vor Allem nenne ich hier die Gemeinde von Neudettelsau, mit ihrem geistlichen Vater Wilhelm Löhe, welchen Gott mit ganz besonderen Gaben zu seinem Berufe ausgerüstet und bestimmt hat. Fragte uns ein Pilger und Fremdling: wo ist nun der lebendige Glaube unter Euch? wir dürften ihn dorthin weisen, als zu einer Hütte des Bundes, in welcher das Gebet „aus der Tiefe" mit solcher Kraft des Glaubens geübt wird, daß es in fühlbarer Weise durch den Vorhang hineindringt zum Stuhle der Macht, von welchem die sichere Erhörung kommt. Zu einer Stätte des Segens und der Gnade, an welcher das Wort des Lebens in solcher Weihe der treuen Einfalt gepredigt wird, daß ihm, wie dem Brandopfer der ersten Tempelweihe, ohne Zuthun der menschlichen Kunst, die Flamme von oben entgegenkommt und in den Herzen der Hörer sich entzündet.

Es ist dort ein geistiges Bethesda, an dessen bewegten Lebensquell die noch schwachen und kranken Herzen erstarken zum Genusse der inneren Freudigkeit und des Friedens, welche der Glaube gibt. Und das Wasser mit Bethesda's heilender Kraft fließt unter der Schwelle der Hütte heraus und wird zu einem bis in weite Ferne sich ergießenden Strome, der, durch das Missionswerk in Amerika, die Einöde zum fruchtbaren Felde macht. Friede sei und Gnade über diesem Hause und seiner Schule der treuen Jüngerinnen des Herrn, so wie dem gesammten Werke seiner Erbarmung über die geistig so wie leiblich Kranken und Hilflosen.

So zeigen sich uns nach vielen Seiten hin lebendige Steine, welche der Herr zum Bau seines geistlichen Hauses zusammenfügen möge, aufhebend und verhütend durch seine mächtige Hand die Spaltungen, die unter den einzelnen Steinen sind; schaffend durch seine Gnade, daß sie fest an einander halten mögen in Einem Sinne und in einerlei Meinung.

Wenn ich hier freudig, wie in hellem Tageslichte umherschauend, der geistigen Segnungen in dem Lande gedachte, das mir seit zwei Drittheilen meines Lebens zum lieben Vaterlande geworden ist, dann konnte ich die einzelnen Stücke des faulen Holzes und der Giftschwämme nicht beachten, deren matter, phosphorischer Schein nur den Blick eines Herumirrenden im Dunklen anziehen konnte. Wir wollen es aber nicht läugnen, unser Land hat seit Stephani's Catilinaischem Abendmahle manche solche Modergerüche der geistigen Verwesung ausgehaucht. Am meisten stellt man uns zu unserer Beschämung in manchen ernsten Schriften des Auslandes*) einen Abschaum der Gottes-

*) Namentlich im Volksblatte für Stadt und Land, Jahrg. X (1853) Nr. 31, 52, 103.

lästerungen entgegen, der in Nürnberg durch einen längst seines Amtes enthobenen Gymnasiallehrer Daumer hervorgebrochen ist, welcher schon in einem früheren Buche (1842) über den Molochsdienst der alten Hebräer die Behauptung aufstellte, Jehova und Moloch, dem man die Kinder opferte, seien ein und dieselbe Person und Abraham, der Vater aller Gläubigen, der selbst das Liebste seines Herzens Gott zu opfern bereit war, sei das Urbild aller Götzendiener gewesen. Die Lästerung, die er damit gemeint, trat als Zeichen jener Tage im J. 1847 in seinem 2 Bände starken Buche: „die Geheimnisse des christlichen Alterthumes," in ihrer vollendeten Reife hervor. Das Judenthum sei, so behauptet er, zu den Zeiten Christi wirklich aufgeklärter und menschlicher geworden und nachdem in ihm das Menschenopfern und Menschenfressen, worin eigentlich die jüdische Religion bestanden, längst abgekommen gewesen sei, habe Christus beides wieder eingeführt. Seine Worte: lasset die Kindlein zu mir kommen, hätten nur die Weihe derselben zum Schlachten für das Opfermahl herbeigeführt und die versuchte Abwehr der Jünger sei aus Mitleid mit den Kleinen hervorgegangen. Das Eintunken des Bissens bei diesem Kinderopfermahle sei eine Probe gewesen, ob Judas ein guter Christ sei, dieser habe sich aber aus tugendhaftem Abscheu abgewendet und die Sache bei Gericht angezeigt. Die ersten Christen, denen er alle die Greuelthaten Schuld gibt, welche die Heiden über sie erlogen hatten, namentlich auch das Essen von Kinderfleisch beim Abendmahle, hätten Blut getrunken; bis nahe zu unserer Zeit seien in den Klöstern noch Menschen geschlachtet und ihr Fleisch gegessen worden. — — — — Lästerungen eines wahnsinnigen Blödsinnes, die von solcher Art sind, erinnern an die Wuthanfälle eines wahnsinnigen alten Weibes im Irrenhause von

Bicetre, welche öfters Liederverse von beliebten französischen Dichtern mit solchen, jedes Gefühl verletzenden Lästerungen und schandbaren Worten mischte, daß selbst die pöbelhaft unzartesten Zuhörer, welche das Geschrei der Tobsüchtigen herbeizogen hatte, mit Eckel von dem stinkenden Käfig hinwegflohen. Wir wollen hier dasselbe thun und zur frischen Luft zurückkehren, versichern aber noch im Hinweggehen die Freunde in Norddeutschland, daß Daumer's Schrift in Bayern selbst die wenigsten Leser gefunden hat.

Aus dem zweiten Vaterlande Bayern, in welches ich die längste Zeit meines Lebens mit Leib und Seele eingebürgert war, blicke ich hier gern zurück nach dem heimathlichen sächsisch Schönburgischen Boden, auf dem ich geboren bin. Eben diese meine Heimath, die ich deshalb ja auch, wie ein Eingeborener auf Hiddensee (nach III. 134) mein süßes Ländchen nennen könnte, ist in der Zeit, von der ich hier rede, im Vergleiche mit dem größeren Mutterlande Sachsen, ein Gosen geworden, das von der Plage der Finsterniß, die über Aegypten kam, verschont blieb. Es sei mir erlaubt, hier einen und den anderen der Männer zu nennen, welche, so weit ihre Macht reichte, dem geistigen Verderben in Kirche und Schule steuerten und den Gemeinden treue Lehrer und Bewahrer des lauteren, reinen Wortes gaben. Der Fürst Otto Victor von Waldenburg und mit ihm der edle Graf Ludwig von Schönburg-Glaucha, haben die rechte und köstlichste Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde wohl verstanden und mit Ernst geübt. Sie haben das künftige Lob eines „frommen und getreuen Knechtes, der über Wenigem getreu gewesen," höher geachtet als alle Ehre und Herrlichkeit, welche die Welt den Vornehmen und Mächtigen in ihrer Mitte zu ertheilen vermag; sie haben sich, gleichwie einst ihre Väter in der Waffen-

in Lichtenstein. Ja wir wollen fest halten in Luther's Sinn und Treue am Wort und Sakrament, wollen dabei um die Weisheit bitten, welche uns lehrt, neben dem ernsten Worte des Herrn: „wer nicht mit mir, ist der ist wider mich" auch jenes anderen eingedenk zu sein: „wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Denn die Thaten des Lebens, im Namen Dessen, der zur That die Kraft und das Gelingen gibt, sind es allein, welche das „für uns" bezeugen und an denen der Bruder den Bruder erkennt, er begegne ihm, wo es auch sei, auf seinem Wege.

Man möge mir diesen Besuch in meinem heimathlichen Muldenthale nicht verargen; gern würde ich ihn auch auf die nachbarlich Reußischen Gebiete ausdehnen. Denn auf dem Hause der Fürsten und Grafen von Reuß ruht seit alter Zeit der Segen des treuen Bekenntnisses und wird auf ihm bleiben. Mitten in den Zeiten des allgemeinen Abfalles oder des Hinkens auf beiden Seiten hat für diesen Treuen im Lande Josua's Abschied von seinem Volke als Loosung gegolten: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." In der gleichen treuen Gesinnung hat sich der Herzog Joseph von Altenburg in der Zeit der härtesten Kämpfe durch Wort und That bewährt und seine Nachfolger sind bis zu unseren Tagen auf demselben Grunde fest stehen geblieben, und werden durch Gottes Gnade darauf verbleiben. Der Segen ihres Wirkens ist eine unter Thränen und Gebet gelegte Aussaat, welche ihre reichen Garben bringen wird zum Tage der Ernte.

Auch das größere Heimathland Sachsen möchte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal besuchen. Seit den Zeiten, über welche meine Erinnerung reicht, hat Gott seinem Königshause eine Reihe von wahrhaft frommen Herrschern gegeben, denen das wahre, rechte Wohl ihres Volkes

und Landes wahrhaft treu und innig am Herzen lag. Ein ehrenwerther Theil des Adels blieb in der Furcht Gottes und im Festhalten an seinem Worte beständig, und eben in jener Zeit, von welcher ich hier rede, stand der edle, theure Minister Graf Einsiedel als ein Vorbild des ernsten, treuen Eifers und redlichen Bemühens da für die Wiederbelebung des fast erstorbenen Glaubens im Volk und in Kirche.

Wie es jedoch sonst in Sachsen auf den Kanzeln und in den unter Dinter'schem Einflusse stehenden Volksschulen aussah, das habe ich im Vorhergehenden an mehreren Stellen angedeutet. Doch hatte sich in Leipzig an Lindner des Vaters Seite der ebenbürtige, gleichkräftige Sohn gestellt; Winer war bald nach meinem Abgange von Erlangen dem Rufe gefolgt, der ihn seiner vaterländischen Universität wiedergab. Er, der aufrichtige Forscher des Wortes, war auch dort der oberflächlichen, sinnentstellenden Schrift-Deutelei der Ungläubigen mit dem Ernste entgegentreten, der in einem bekannten alten Liede in den Zeilen sich ausspricht: „das Wort sie sollen lassen stahn." Wer es weiß, daß eine gründlich klare und wahre Exegese das Auge der wissenschaftlichen Theologie ist, der wird den Einfluß zu würdigen wissen, den Winer als Lehrer der Hochschule auf unsere Zeit geübt hat.

Wie durch einen Sturm aus unserem Bayerlande dahin verschlagen, trat im J. 1845 Dr. Adolf Harleß als Lehrer und bald nachher als Prediger des Evangeliums in Leipzig auf. Er selber, wie ein mächtiger Sturmwind, die verdumpfte, geistige Luft des Landes reinigend. Die eingeborene Kraft eines Gideon, des Richters in Israel, erwachte zu Thaten des Helden, als er mit eigenen Augen das Heer der Midianiter, gleich Heuschreckenschwärmen das Land umher verderben sah; der Anblick der Greuel-

thaten, welche vormals ein von Gott und Menschlichkeit entfremdetes, heidnisches Volk in unserem Vaterlande verübte, hat in diesem Kräfte geweckt, welche für die Werke des Krieges wie des Friedens in gleichem Maaße heilbringend waren. Denn statt der von den Ungarn niedergebrannten und zerstörten vereinzelten Häuser und Höfe des wehrlosen Volkes, statt der in Flammen aufgegangenen Scheuern, erbaute Heinrich I. feste Städte und Burgen, deren Bewohner er zum Kampfe mit dem Feinde erzog und rüstete, und in deren Mauern das Volk des Landes Sicherheit fand für das Leben und seine Güter. Harleß hatte schon frühe die geistige Verarmung und Noth seiner Kirche erkannt und den Beruf in sich gefühlt, nach Kräften für die Linderung und Abwehr dieser Noth zu wirken. In Leipzig, wo er 1848 und 49 die Ausbrüche der wilden Empörung gegen Gott und sein Gesetz mit eigenen Augen sah und manche Gefahren des Kampfes als ein Mann bestand, fühlte er sich mächtig gedrungen, Hand an die Aufgabe seines Lebens zu legen: die kirchlich zerstreuten Genossen des Glaubens in einer festummauerten Stadt des gemeinsamen Bekenntnisses zu vereinen und andere in der Einöde irrende Seelen zu ihnen zu versammeln. Diese Stadt war einst schon vorhanden gewesen, ihre Mauern, darin die heiligsten Güter wohlverwahrt lagen, hatten aber die Feinde zerbrochen, die Güter hinweggeführt, das noch darin wohnende Volk der Waffen zur Abwehr beraubt. Gott stärke den Arm des Wiedererbauers; sein Werk sei gesegnet, es war ein heilsames für unsere Zeit.

Harleß als Lehrer an der Universität und als Prediger hat in Sachsen sowohl für das Gebiet der wissenschaftlichen Theologie als für das treue Bekenntniß des Glaubens im Leben und Thun eine Heeresmacht in's Feld gerufen

und gerüstet, welche mit Gottes Beistand den Kampf mit der feindlichen Gewalt wohl bestehen und siegreich endigen wird. Dem Felsen, der in ihr stehendes Wasser fiel, hat das Aufschäumen jener Gewalt eben so wenig ein Leid thun können, als vormals zu Rudelbach's Zeiten (S. 572). Es sind seitdem mehrere solche Felsenstücke statt der hinweggenommenen auf den alten Grund gelegt worden; ein fester Pfad und Damm ist durch das Wasser gebahnt. Nur wenige unter den werthen Männern, welche ich hier meine, habe ich von Angesicht gesehen; mehrere von diesen habe ich schon genannt, einen, der mich im vorigen Jahre auf meinem Wege begrüßte, nenne ich mit dankbarer Liebe: es war der theure Ahlfeld. Segnend in Liebe begrüße ich auch Besser und Graul.

Das, was namentlich in meinem sächsischen Vaterlande geschehen, steht in so genauem Zusammenhange mit den kirchlichen Bewegungen in dem größeren Nachbarlande Preußen, daß ich hier auch dieser noch gedenken muß. Es sind Gefühle, ähnlich jenen, welche die laute Klage, die einen großen Todten bei Hadadrimon im Felde Megiddo erweckte, mit denen ich hier eines Königs gedenke, der durch alle Arten der schwersten Heimsuchungen und Leiden seiner Zeit vollbereitet worden und eingegangen ist zu dem Frieden und Freuden der Ewigkeit. An Friedrich Wilhelm III. von Preußen sind mitten in den Gefahren, welche seinem Throne den Umsturz, seinem Volke und seinem Lande ein großes Unheil droheten, die Worte in Erfüllung gegangen, daß fromm und wahrhaftig sein den König behüten, und daß sein Thron bestehe durch Frömmigkeit. Er ist ein Mann von ungetheiltem Herzen gewesen, voll ungeheuchelter Gottesfurcht, schlicht und recht in all' seinem Thun und Wesen. Die Ehre bei Gott und sein Wohlge-

fallen ist ihm lieber gewesen, als die Ehre bei den Menschen; die Lust an dem Herrn und Seinem Worte galt ihm mehr als die Lust der Welt. Als ein demüthig gehorsames Kind vor dem Angesichte Dessen, der seines Lebens Trost und Zuversicht war, und als ein liebend besorgter Vater gegen sein Volk hat er sich als einen treuen, rechtschaffenen Haushalter in seinem ganzen Hause bewährt. Das geistige Elend der größeren Masse seines Volkes ging ihm noch tiefer zu Herzen, als einem Vater, der seine Kinder der Todesgefahr einer ansteckenden Seuche sorglos entgegen gehen sieht. Es bedurfte für ihn keines Hilkia, der das längstvergessene Gesetzbuch des Herrn da wieder auffand, wo es im Tempel verborgen lag (2 Kön. 22 V. 8), denn das Gesetz seines Gottes war in sein Herz geschrieben, und er gedachte desselben bei Tage wie bei Nacht. Was war, bis auf wenige noch glimmende Funken in seinem Lande, aus der Kirche, welcher er Schutz und Treue gelobt hatte, geworden? Die Kirche besteht allein auf dem Grunde der Sakramente; die rechten Prediger des Evangeliums sollen sein Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Die aber, welche sich Prediger des Volkes nannten, konnten großentheils beides nicht sein, denn sie hatten keinen Christus, und das Geheimniß Gottes war hinweg von ihrer Hütte. Der König sah dieses, erkannte namentlich den frechen Gräuel, der mit dem Sakramente der Taufe, die willkürliche Neuerungssucht, die mit dem Sakramente des Abendmahles getrieben wurde, und sein Herz ward erweicht und gedemüthigt über die Schuld seiner Väter und seines Volkes. Er hat mit treuem, redlichem Herzen gethan, was er konnte. Ihm war es ein ernstes Anliegen, daß der gesammten evangelischen Kirche seines Landes vor Allem

die Predigt des lauteren Evangeliums und das Heil der Sakramente zurückgegeben würde.

Konnte er aber darum, weil er ein König war, von dem Christushasse seiner Zeit verschont und unangetastet bleiben? Das war nicht ein einzelnes Felsenstück, das war ein ganzer Berg, der in das todte Meer des Unglaubens hineinfiel. Die Wuth des Hasses gegen Christus ließ sich jetzt in dämonisch sinnvoller Weise an den noch Treugebliebenen im Lande, an den wärmsten Freunden Christi aus. Der Aufruf zur Rückkehr zu dem Glauben und zur Kirche Gottes erging öfters durch solche Vermittler zwischen dem guten, frommen König und seinem Volke, welche selber vom Glauben wie von der Kirche entfremdet, ja Gegner derselben waren. — — Wir wissen, was geschehen und beklagen Manches, das nicht hätte geschehen sollen. Aber der redlich gute Wille des Königs blieb dabei ohne Schuld. Er hat zum Wiederaufbau und zur Ausbesserung der geistig zerstörten oder baufällig gewordenen Kirche seines Landes gethan, was er vermochte; auch andere Länder danken seinem kräftigen Vorgange das Wiederaufleben der alten Liturgie und inneren Zucht ihrer evangelischen Kirchen; durch seine Vorsorge, so weit diese nur zu reichen vermochte, kamen an die Universitäten, Kirchen und Schulen treue, christgläubige Lehrer. Wenn dieser seltene Fürst und sein gläubiges Wirken auch von Menschen verkannt wurde, Gott hat ihn erkannt. Er hat Treue und Glauben gehalten bis an's Ende; Er, der auf Erden sein Schild war, wird in Ewigkeit sein sehr großer Lohn sein.

Von den treuen Männern, welche durch die Vorsorge des Königs Friedrich Wilhelm III. zum Wiederaufbau der fast zerstörten Kirche und zur Verkündigung des Evangeliums berufen waren, nenne ich hier nur die, welche mir

schon während meines Aufenthaltes in Erlangen durch Schrift und Wort, und dann auch durch persönliches Nahekommen befreundet wurden. Zwar bei dem Einen von ihnen, obgleich er mir durch fleischliche Abstammung aus demselben großväterlichen Hause verwandt war, ist mir der Wunsch, ihn noch auf Erden mit meinen Augen zu sehen, unerfüllt geblieben, desto mehr freue ich mich darauf, dich, mein theurer Heinrich Leonhard Heubner, dort zu finden und zu sehen, wohin uns beiden das sehnliche Verlangen des Herzens schon längst vorausging. Wir waren beide in einem Jahre (1780) geboren; du hast dein Hall- und Jubeljahr früher gefeiert, als ich, möge mein Ende sein, wie das deinige war. Dort in Wittenberg bei deinem Grabe lebt und wirkt noch ein anderer Mann, welchen ich schon auf Erden sah und lieb gewann: Schmieder, den ich begrüße.

Neben den schon genannten treuen Zeugen des Christenglaubens durch Wort und That: Neander, Goßner, von Kottwitz, Vater Jänike u. A. erhob sich in Berlin schon zu der Zeit der theologischen Kämpfe, welche ich vorhin (S. 560 u. f.) beschrieb, ein jugendlicher Held für die Wahrheit und Zeuge für die Gotteskraft des Evangeliums, welcher den Heeren des Zweifels, die ihm selber Vernichtung gedroht hatten, siegreich die Stirn bot. Fr. Aug. Tholuck, schon in seiner „Weihe des Zweiflers", hat sich gleich einem jener Vornehmsten unter den Helden hindurchgerissen durch das Lager der Feinde und das lebendige Wasser des Heilbrunnens von Bethlehem geschöpft, zu welchem die Belagerer den Zugang verwehrten. Tholuck's Wirken als christgläubiger Lehrer seines Volkes durch Schrift und lebendiges Wort ist weit bekannt, denn solches ist nicht im Winkel geschehen. Es gilt von diesem vielbekräftigten Geiste

der Spruch, der ihm selbst zur Loosung geworden ist: „Es ist Alles euer, es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt; es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: Alles ist euer, Ihr aber seid Christi, Christus ist Gottes." Denn nach dem Vermögen seiner vielseitigen wissenschaftlichen Erkenntniß und Bildung steht er, nicht wie ein vereinzelter Mann, sondern als eine Heeresmacht da. Und dennoch bezeugt es dieser geistig Reiche, Hochgestellte durch die That, daß sein Herz vom Stamme der Kleinen und Armen sei, denn zu diesen gesellt er, zu ihnen hält er sich gern. Außer meinem unvergeßlichen Lehrer Werner weiß ich in unserer Zeit keinen Lehrer, der so ganz für seine Schüler lebt, selbst die Stunden der ihm nothwendigen leiblichen Erholung ihnen dahingibt. Und wenn er da lustwandelt mit ihnen über das Thor hinaus in's Freie, führt er sie durch seine dreifache Gabe der Beredtsamkeit: des Verstandes, des Herzens und der gefühlvollen Phantasie hinaus in ein Feld des Erkennens, dessen Himmel von nie getrübter Klarheit ist, und in welchem der Geist eine unbegrenzte Freiheit des Bewegens genießt. Er selber, der in seinem Inneren eine Heeresmacht des Wissens verborgen trägt, kommt wie ein Einzelner ihres Gleichen zu den jungen, künftigen Kriegern, um aus ihnen eine Heeresmacht der gläubigen Bekenner zu bilden. Auch zu mir hat sich Tholuck mit nachsichtsvoller Liebe als vieljähriger, brüderlicher Freund gesellt, er möge diese dankbaren Abschiedsworte mit gleicher nachsichtsvoller Freundlichkeit aufnehmen.

Schon vorhin (S. 564) ist eines Mannes in Ehren gedacht worden, der die Kriege des Herrn gegen die Verächter und Feinde des Glaubens seit einer Reihe von Jahren siegreich geführt hat. Es ist der Mann von uner=

schütterlichem Muthe, Ernst Wilhelm Hengstenberg, namentlich als Herausgeber der evangelischen Kirchenzeitung seit 1827 in weiten Kreisen gefürchtet, geehrt und geliebt. Auf die Geschichte seines Wirkens und seine Stellung könnte man die Worte der Verheißung anwenden, die dem Propheten gegeben worden: „Ich will dich zur festen Stadt, zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande, wider die Könige Juda, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande" (Jer. 1 V. 18). Er hat die doppelte Taufe seines Namens, im Wasser des Gnadenbundes vor dem Altare des Herrn und in der Fluth der Lästerungen vor der Welt in reichem Maaße empfangen. Und was ist daran gelegen, wenn die Fluth das gebrechliche irdische Gefäß zu seiner Reinigung traf, blieb doch der Schatz in seinem Inneren: die Treue an dem Bekenntnisse zu dem Herrn und seinem Worte unversehrt. Hengstenberg war nicht nur der Gesinnung, sondern selbst dem Fleische nach ein Verwandter meines brüderlichen Freundes Kraft in Erlangen, und auch den Basler Freunden wohlbekannt. Ich fühlte mich schon in Erlangen geistig mit ihm verbunden, und bald nach meinem Abgange von dort lernte ich ihn zugleich mit meinem theuren Freunde Brandis, von dem ich anderwärts gesprochen*), in Karlsbad persönlich kennen. Einem solchen Herzen, wahrhaft, redlich und ohne Rückhalt muß sich auch ein anderes Herz in Liebe aufthun, ich bin seitdem in unzertrennlichem Bruderbund mit Hengstenberg geblieben, und wie groß und innig meine Theilnahme an seinem ernsten, treumeinenden Wirken war, das mögen selbst die vereinzelten kleinen Beiträge bezeugen, die ich, so

*) In m. Reise in das Morgenland Bd. III.

oft meine Zeit es mir erlaubte, in seine evangelische Kirchenzeitung gab. Der Bund der Freundschaft mit ihm steht auf dem Bunde der Treue des Bekenntnisses zu dem Herrn und seinem Worte, er bleibe zwischen uns bis an's Ende.

Mittelbar durch meinen Jugendfreund Scheu (II, S. 445) schon seit dem Besuche von diesem bei mir in Nürnberg, später auch persönlich, begegnete ich auf meinem Lebenswege einem Mitpilger, in dessen ganzem Wesen so unverkennbar, wie ich es bei wenig Menschen gefunden, die beständige Loosung seiner Erdentage sich aussprach: „Herr, ich warte auf dein Heil." Es ist dieses der theuere Dr. Karl Immanuel Nitzsch, der jetzt als ein Festgegründeter in Hoffen und Glauben in Berlin steht. Er ist von frühe an in den Kämpfen mit bitteren Feinden zur Linken wie zur Rechten wohlgeübt worden; sein Auge darf in kindlicher Zuversicht in das Auge Dessen blicken, der in das Verborgene des Herzens schaut, und der ein gerechtes Gericht richtet. Er hat es redlich gemeint mit seinem Herrn und Erlöser, so weit sein Können reichte. Auch Männer eines anderen kirchlichen Bekenntnisses, wie der redliche, verstorbene Prof. D. Klee in München (früher in Bonn), dachten und denken seiner in segnender Liebe.

Fr. J. Stahl ist mir schon als Jüngling in Erlangen bekannt und werth geworden (m. v. S. 518). Als einer der tiefeingehendsten Schüler von Schelling ist er in gewisser Hinsicht mein geistiger Milchbruder gewesen. Wir wollen aber beide gern zu den Füßen eines anderen Lehrers sitzen bleiben, dessen Weisheit eine höhere ist, als die der Menschen. Er mache uns beide reif. Meine persönliche Bekanntschaft mit dem im Geiste reichen und freudigen Hoffmann, dem edlen Würtemberger, fällt zwar in eine ungleich spätere Zeit, von der ich hier noch nicht reden

kann, aber es gilt von dem Zuge der Liebe, welcher in dieser Bekanntschaft aus jüngerer Zeit liegt, das, was von der Liebe der Eltern zu den jüngeren Kindern gesagt werden kann: daß sie eine besonders lebendige ist.

Ich habe nun freilich hier, wie ich oben im 13. Kapitel gethan, nur von den „Kirchthürmen am Wege" gesprochen, wie aber sieht es hin und wieder mit und in diesen Kirchen, namentlich mit dem Volke, aus, welche das Geläute der Glocken auf dem Thurme in sie hineinrufen soll? Welche große Schaar von diesem hört in seinem tiefen Schlafe die rufende Stimme noch nicht, und wie klein ist die der Wachenden. Und wenn die Glocken im Sturmlaut ein Nahen der Feinde verkünden, welche werden sie zum Beistand, welche zur Abwehr des Feindes erwecken? Dennoch fürchte dich nicht, du kleine Schaar, und ihr Wächter auf der Zinne, seid und bleibet munter und wachet!

Ich kehre jetzt von der weiteren Bahn in die kleinere und engere meines eigenen häuslichen Lebens zurück.

## 38. Zwei Bräute und Hochzeiten im Hause.

Das häusliche Glück ist freilich nicht in dem Sinne ein Erwerb zu nennen, in welchem man ein Stück Geldes oder anderes Gut, das man sich im Schweiße seines Angesichtes erarbeitet und verdient hat, so heißen kann, denn es ist ein Geschenk der Gnade Gottes, das ohne unser Zuthun zu uns kommt. Die bleibende Stimmung des Gemüthes jedoch zur Geduld, zum Gottvertrauen, zur Dankbarkeit, welche sich unter den Freuden und Leiden des Hausstandes in uns begründet, ist schon ein Erwerb zu nennen, obgleich wir dabei nichts Anderes gethan haben, als im besten Falle ein folgsames kleines Kind, das sich

ohne Widerstreben von der Mutter die Hände und das Angesicht reinigen und sich ankleiden läßt. In so weit kann ich mein unverdientes häusliches Glück auch mit zu dem Erwerbe aus meinem vergangenen Leben zählen.

Es sind jetzt, wo ich doch erst am Anfange meines 77. Jahres stehe, schon drei Generationen aus meinem Hause hervorgegangen, die in der Liebe zu Gott und zu ihren Ehegenossen oder die Urenkel in der Liebe zu ihren Eltern vergnügt und glücklich sind. Nur das erste Aufsprossen des Baumstammes will ich hier beschreiben, der unter dem Schatten seiner zahlreichen Zweige, wenn das Gedeihen von oben dazu kommt, noch manche Aussaat bringen kann.

Unsere leiblich eigene Tochter Selma ist, während unseres Aufenthaltes in Erlangen, zuerst Braut geworden. Bald hernach geschah dieses auch mit der Tochter Adeline, die uns, wie der Thau aus der Morgenröthe geboren, von Gott als ein eigenes Kind geschenkt war. Mit den Hochzeiten ist es aber in umgekehrter Ordnung hergegangen, denn die jüngere Schwester Adeline hat sich früher mit ihrem lieben, trefflichen Winer vermählt, als die um ein Jahr ältere Schwester Selma mit ihrem vielgeliebten Ranke. Ich will hier bei der Ordnung der Brautstände bleiben.

Ich habe oben (S. 463 u. f.) das Auftreten eines Jünglings in meinem Hause beschrieben, der zu uns als ein zwar unerwarteter und darum ungebetener, zugleich aber als gar lieber Gast aus fernem Norden herkam. Der Jüngling Heinrich Ranke, gebürtig aus Wiehe in der güldenen Aue (m. v. S. 157), kam damals gerade von der Insel Rügen und nicht nur aus dem gewesenen Wohnhause, sondern vom Grabe des seligen Pfarrer Baier, von welchem ich oben (S. 145) Manches erzählt habe. Ranke

aber konnte noch viel mehr und Besseres von dem lieben Manne sagen, bei welchem er einige Zeit als Lehrer der Kinder und zugleich als Schüler ihres Vaters gelebt hatte. Er brachte vom Sterbebette des Freundes sein letztes geistiges Vermächtniß mit sich, ja er selber, seinem ganzen Wesen nach, ist vor Allem mir und meinem Hause als ein Vermächtniß des Hermann Baier zugekommen. Ich will den Weg nach der Insel Rügen und nach des Pfarrers Baier Haus in Altenkirchen, den ich schon selber einmal mit gar vielem Genusse gemacht habe, hier noch einmal mit meinem Sohne machen.

Eben in dem Jahre (1819), darin ich das gute Mecklenburg verließ und bald nach meinem Abgange nach Erlangen, fühlte sich Heinrich Ranke, damals Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt an der Oder, er wußte selbst nicht wie? angetrieben, eine Ferienreise nach der Insel Rügen zu machen, welche zu jener Zeit noch wenig besucht war. Unter Anderem wollte er, der eifrige Forscher in der alten, deutschen Götterlehre, zu Altenkirchen den Stein mit dem Bilde des Gottes Svantewit sehen, welcher in der Mauer der dortigen Kirche, in liegender Stellung eingefügt ist. Er ahnete nicht, daß er hier statt des todten Bildes eines Götzen den lebendigen Gott finden werde. Und doch war ihm ohne all' sein Zuthun schon auf der Reise der Weg zu diesem Funde gewiesen und durch manche Eindrücke, die er da empfangen, das Herz zur Aufnahme desselben geöffnet worden. Das Erstere geschah ihm durch den Pfarrer Heinrichs zu Friedland in Mecklenburg, der ihm den Pfarrer Baier auf der Insel Rügen als einen Mann nannte, den er doch ja kennen lernen solle, und ihm einen Brief an den Candidaten Ernst Frank zu Bobbin, Baier's Neffen, mitgab. Und als nun der

junge Wanderer bei Greifswalde und auf der kurzen Ueberfahrt nach der Insel zum ersten Male das Meer sah, dann mit Moritz Arndt's Erinnerungen an Rügen in der Hand an Puttbus und seiner herrlichen Bucht vorüber die Halbinsel Mönckgut bis zu ihrer äußersten Spitze durchzog, hierauf Perth mit seiner prachtvollen Aussicht, Jasmund, Stubbenkammer und den Herthasee besuchte, da fühlte er sich aus der alten Welt seiner Schulgelehrsamkeit, darin er bisher beengt gewesen, hinausgehoben, wie in eine neue weitere; aus der Mondbahn um die arme, dunkle Erde in die weitere Bahn um eine hellleuchtende Sonne des inneren Lebens (nach S. 455). Doch war ihm diese Sonne noch nicht eigentlich aufgegangen, der neue Tag dämmerte ihm nur erst als ein Widerschein ihrer Strahlen in den sichtbaren Werken auf. Den Ernst Frank, an den sein Empfehlungsbrief ihn wies, fand er nicht in Bobbin, dieser war bei seinem Oheim Baier in Altenkirchen, gleich als hätte er ihm wie ein Wegweiser dahin vorausgehen müssen. Doch sollte dem jungen Wandersmanne, ehe er Baier's Haus betrat, noch ein anderer Wegweiser, nicht nur zu diesem Hause, sondern zu dem Herzen seines Bewohners kommen. Er hatte von Bobbin aus, noch am Nachmittag und Abend, nicht über Altenkirchen, sondern am Meeresufer hin den Weg nach Arkona eingeschlagen, hier, nach kurzer Nachtruhe in Puttkammer die erste Morgenstunde in freudiger Bewegung zugebracht und zu den Tönen eines Liedes der Schöpfung, die er da vernommen, in merkwürdiger Weise einen Text gefunden, der ihm tief zu Herzen ging und ihn auf seinem weiteren Wege begleitete. Denn dort in der kleinen Kapelle, in welcher, wie ich oben (S. 138) berichtete, Kosegarten und nach ihm Baier ihre Uferpredigten gehalten, fand er ein altes

Gesangbuch, in welchem er, ausruhend auf einem Sitze, ein Lied von Paul Gerhard las, das von der Freudigkeit des Christen handelt mitten in Angst und Weh, und gegenüber den Schrecken des Todes und des Grabes. „Denn er weiß ja, an Wen er glaubet." Bei dem Lesen der Stelle des kindlich frommen Liedes, die den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, und welche er sich in seiner Schreibtafel aufzeichnet, obgleich sie schon ohnedies in seinem Gedächtnisse geblieben wäre, überfällt ihn der Gedanke wie ein Gewappneter: du findest das, was in dem Liede steht, so schön; dich aber gehen die Worte nicht an, du hast den seligen Frieden, hast die Freudigkeit des Christen nicht, denn diese kommt aus dem Glauben, welcher dir fehlt. Doch wird ihm schon das erwachte Verlangen nach dem Gute, welches ihm fehlt, zu einem wohlthuenden Gefühle, mit welchem er jugendlich fröhlich in Baier's Haus zu Altenkirchen eintritt. So wie ich etliche Jahre früher (nach S. 142) als der späteste Gast, am Abende in dieses liebe Haus eingetreten war, und, ohne es zu ahnden, dem gastfreien Hausvater und seiner Schwester manche Unruhe gemacht hatte, so kam Ranke als der früheste Besuch am Morgen, fast in gleichem Maaße als ein unbequemer Besuch. Denn es war in der Zeit der längsten Tage, in welcher die Sonne um mehrere Stunden früher aus dem Meere sich erhebt, als die etwa spät zur Ruhe gekommenen Menschen von ihrem Lager. Unter diesen war Ernst Frank, welchem Baier den Empfehlungsbrief von Heinrichs überbrachte. Bald kommt der gastfreundliche Hausvater mit dem Bescheide zurück, daß zwar Frank im Begriffe sei, diesen Morgen nach Stralsund abzureisen, er aber lade den an seinen Neffen empfohlenen jungen Freund ein, heute bei ihm in Altenkirchen zu bleiben. Ranke nimmt die Ein-

ladung an, spricht aber zugleich den Wunsch aus, sich nach der Kirche begeben zu dürfen, um dort das eingemauerte Bild des Svantewit zu sehen. Baier führt ihn dahin, dann in sein Haus zurück, wo er den verlegenen, bescheidenen Gast bei einem Frühstücke allein läßt.

Noch ging diesem die Sonne eines neuen Tages seines inneren Lebens nur wie in einem trübenden Nebel auf, und wir wissen und erinnern uns, daß dieses auch uns Anderen bei den bedeutendsten Wendungen unseres Lebens in ähnlicher Weise ebenso ergangen ist. Baier, der schon damals nach einem Lehrer und freundbrüderlichen Gehülfen bei der Erziehung seines kleinen Sohnes sich umsah, ahnete es nicht, daß der Gesuchte in Ranke bereits vor ihm stand; dieser aber wußte es eben so wenig, daß er hier, nicht auf Stunden eines einzelnen Tages, sondern auf die Zeit mehrerer Jahre in das Haus eines geistigen Vaters gekommen sei, darin das Verlangen nach dem inneren Frieden, das sich heute am Morgen so mächtig in ihm geregt hatte, seine volle Befriedigung finden sollte.

Auch den anderen Bewohnern drinnen im Pfarrhause war jetzt der Tag angebrochen, nach einiger Zeit traten zu dem in Gedanken noch mit dem eingemauerten Bilde des Svantewit beschäftigten Jüngling zwei anmuthig liebliche, lebendige Gestalten herein: Baier's jugendliche Frau Alwine, Kosegarten's ältere Tochter, und ihr Sohn, der Knabe Allwill, ein Kind, das durch den Blick seiner Augen, so wie durch seine Worte in Jedem, der diese Sprache verstand, Liebe wecken mußte und Zutrauen. Bald gesellten sich zu diesem noch andere muntere Knaben: die Kinder des Pfarrer Schwarz aus Wiek, und als nun auch Baier wieder hereintrat, da fand er seinen jungen Gast umringt von der kleinen Schaar der Kinder und im leben-

digsten Gespräche mit diesen. Das wäre ein Lehrer für deinen Allwill, dachte er, hatte jedoch jetzt keine Zeit, dem Gedanken weiter nachzugehen, denn zu den Kleinen und Jungen kamen jetzt auch die Großen und Alten herein: alle die vielen Gäste und Besuche aus Wiek, aus Rostock, Greifswalde u. s. Die ganze Gesellschaft hatte für heute eine Lustfahrt nach Arkona beschlossen, Ranke saß auf dem Bock der Chaise, in welcher Baier mit einer Freundin aus Greifswalde fuhr. Was dem Jünglinge schon bei diesem ersten Nahesein mit Baier geschehen, das soll er uns mit den eigenen Worten seiner kurzen Beschreibung des Aufenthaltes in Rügen sagen, welche hier schriftlich vor mir liegt.

„Ich hörte den Gesprächen der beiden zu, darin Baier, der nicht lange vorher von einer, wie es schien, tödtlichen Krankheit genesen war, ganz in demselben Sinne redete, wie Paul Gerhard in dem Liede, das mich heute am Morgen so tief bewegt hatte. Er sprach eine Glaubenszuversicht aus, die mir noch niemals begegnet war; „er wisse gewiß," sagte er, „daß noch etwas durch ihn geschehen solle, sonst würde er von jener Krankheit, die ihn dem Tode schon so ganz nahe gebracht hatte, nicht wieder genesen sein." — Es lag in seinen Zügen ein tiefer, ich möchte sagen, wehmuthsvoller Ernst, der dann, wenn seine Augen voll gläubiger Zuversicht leuchteten, gewissermaßen verklärt wurde, und einen unbeschreiblichen Eindruck machte. So viel ich mich erinnere, redete er damals nicht mit mir, und doch drang mir das, was ich hören konnte — es war wohl nicht Alles — tief in's Herz. Ich sah das, was ich in dem einsamen Kirchlein gelesen hatte, lebendig vor mir. — Am Abende, als uns von Arkona aus die Sonne im Meere unterging, sang Baier. Alles schwieg; ich saß

zunächst neben ihm. Ich meine, nie in meinem Leben einen herrlicheren Gesang gehört zu haben. Indem ich daran denke, treten mir Thränen in die Augen. Nach einigen Stunden waren wir wieder in Altenkirchen; die Gäste nahmen Abschied; die Wagen rollten aus dem Pfarrhofe hinweg. Der Himmel war mit Sternen besäet; ich konnte mich von diesem Anblicke nicht trennen; ich ließ mich auf eine Bank vor dem Hause nieder. Nach einiger Zeit trat Baier heraus und setzte sich zu mir. Sein erstes Wort war: ich möchte doch morgen auch noch bei ihm bleiben. Ich sagte ihm, wie gerne ich das thun möchte, wenn ich könnte; aber meine Zeit sei gemessen; ich müsse an die Rückkehr denken. Gern hätte ich noch Vieles mit ihm besprochen, aber es gehe nun doch nicht. Da drang er in mich, ihm zu sagen, was ich meinte, und ich fühlte mich getrieben, ihm mein ganzes Herz aufzuschließen. — Ich hatte die Theologie, hatte die Kirche aufgegeben. Er fragte mich, ob ich das h. Abendmahl nicht mehr feiere? — Es war seit Jahren nicht mehr geschehen. Da strafte er mich; ich hätte doch warten sollen, ob mir nicht bei der Feier des h. Abendmahles das Licht wieder aufgehen werde, das ich — auf der Universität, in den Hörsälen der Theologen verloren hatte. Er fragte mich, ob ich den Schmerz nicht kenne, wenn Der, den wir lieben, sich von uns abwendet. — So hatte noch nie ein Mensch mit mir geredet. Er nahm mich noch mit in sein Studirzimmer, wo das Gespräch sich in freundlichster, innigster Weise fortsetzte. Auf mich hatte Fichte bedeutend gewirkt durch seine „Anweisung zum seligen Leben" und Aehnliches. Es war mir äußerst merkwürdig, daß Baier während seiner Studienzeit mit Fichte in nahe Berührung gekommen war. Er hatte ihn noch in Berlin im J. 1813 besucht, und doch ging er

nicht auf Fichte's Wegen, sondern mit voller Ueberzeugung, mit freudiger Zuversicht auf den Wegen des Evangeliums. In meiner Brieftasche trug ich seit Jahren ein kleines Blatt aus einem älteren Briefe meiner Mutter, mit den Worten: „wir freuen uns sehr auf dich, aber predigen wirst du wohl müssen." Diese Worte der Mutter ergriff er und wiederholte mir mehrmals, „aber predigen wirst du wohl müssen." Mitternacht war vorüber, als ich mich niederlegte; auf dem Nachttische neben mir lagen Fichte's Vorlesungen über das Wesen und die Bestimmung des Gelehrten, welche Baier mir geschenkt hatte."

„Am anderen Tage reiste ich ab; Baier begleitete mich. Auf einer Brücke zwischen Puttbus und Ramhin nahmen wir Abschied. Doch ich war eigentlich nicht von ihm getrennt; ich kann es nicht anders ausdrücken: er begleitete mich noch wie ein Engel. Mir war es, als wäre ich in der Nähe Gottes gewesen. Und so verhielt es sich ja auch. Dieses Mannes hatte Gott sich bedient, um meinem Herzen nahe zu kommen. Mein größter Wunsch war, einmal auf längerer Zeit bei ihm zu sein, und, wenn es möglich wäre, seinen Konfirmandenunterricht zu hören, so wie es auf der anderen Seite sein Wunsch war, daß ich der Lehrer seines Allwill werden möchte. Im Februar 1820 war ich mit meinem Bruder Leopold bei der silbernen Hochzeit meiner Eltern. Mir lag es sehr am Herzen, mir vom Vater die Erlaubniß zu erbitten, nach Rügen zu Baier zu gehen. Leopold sprach für mich, und am Abende, der mir unvergeßlich bleiben wird, klopfte er mir auf die Schulter mit den Worten: der Vater sagt Ja. So bin ich denn im Frühling 1820 wieder nach Rügen gewandert und habe ein ganzes Jahr in Altenkirchen gewohnt. Da war ich Allwill's Lehrer, aber sein Vater war mein Pro-

fessor der Theologie, Ernst Frank mein Professor Orientalium. Es war eine ganz entscheidende Zeit für mich, entscheidend für mein ganzes Leben. Ich lernte Baier nun erst recht kennen. Diese rastlose Thätigkeit in einem großen, vielumfassenden Amte, diese Predigten, die Gottesdienste, welche noch ganz wie ein Stück aus der Zeit der Reformation waren, mit den altevangelischen Altargesängen und Liedern, das häusliche Leben im Pfarrhause, ganz auf dem Grunde des Evangeliums ruhend, die evangelische Klarheit bei einzelnen Gemeindegliedern, welche ich kennen lernte, die Verwandten Baier's in Bobbin: die hochbejahrte Mutter, die Krone der ganzen Famlie, die Schwestern, ganz vom Evangelium durchdrungen, dazu die Stille des Insellebens und die wundervolle Pracht des Meeres: das Alles zusammen machte einen tieferen Eindruck auf mich als Alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Es ging mir dort ein neues Leben auf."

„Die Militärverhältnisse in meinem Vaterlande Preußen nöthigten mich, Rügen, zunächst für ein Jahr, zu verlassen. Im Sommer 1822 im Hause meiner Eltern traf mich die Nachricht: Baier liege in Greifswalde todtkrank; ich möge kommen, wenn ich ihn noch einmal sehen wollte. Ich zögerte keinen Augenblick. Im August war ich bei ihm; im September starb er in meinen Armen; ich habe ihm die Augen zugedrückt. Nach seinem Wunsche blieb ich bei seiner Familie, mit der ich nach Altenkirchen zurückkehrte. Von dort, vom Grabe Baier's, bin ich im Frühjahre 1823 mit Allwill in Schubert's Haus eingetreten." — —

Pflegt man sich doch schon aus den Zügen der Handschrift eines Menschen, den man nie gesehen noch gesprochen, eine Vorstellung von dem Wesen, ja von dem Charakter desselben zu machen. Noch viel mehr und besser

kann uns ein Brief selber durch seinen Inhalt und die Weise seines Ausdruckes die Grundzüge zu einem Lebensbilde seines Schreibers an die Hand geben. Darum habe ich schon oben S. 463 den Jüngling in schweigender Persönlichkeit und hier als redend in die Reihe der Erinnerungsbilder eingeführt, die mir aus meinem alternden Leben geblieben sind. Uebrigens stehen die so eben mitgetheilten Züge aus der inneren Lebensgeschichte eines jungen Theologen auch in einer besonderen Beziehung auf den Inhalt des vorhergehenden Kapitels, an welchen sie sich anschließen. Ranke ist einer von jenen Frühaufstehern gewesen, die der schönen Morgenstunde des neuen Tages unserer Kirche, welche ich im Vorhergehenden beschrieben, nicht nur ihr Fenster aufthaten, sondern auch hinaustraten in's Freie, um da mit anderen Frühaufstehern ihr Morgenlied anzustimmen, während dessen die Langschläfer noch auf ihrem Lager ruheten. Bemerkenswerth scheint mir auch in des Pfarrer Baier so wie in Ranke's Jugendgeschichte der Umstand, daß Beiden die damalige deutsche Philosophie, wie Fichte sie gab, eben so, wie Anderen die Schelling'sche Philosophie, zu einer Morgenglocke gedient hat, bei deren Geläute man anfängt, sich zu ermuntern. Beispiele dieser Art auch aus der Hegel'schen Schule sind nicht selten, und ich nenne hier nur den ehrwürdigen Karl Friedrich Göschel als einen jener Treumeinenden, die bei der Mühe des redlichen Suchens nach Licht, in den Tiefen der menschlichen Weisheit, das Rufen aus der Tiefe lernten, welchem das Licht von oben entgegenkommt. Ranke ist übrigens auch eine von jenen Seelen, denen nicht blos das Ohr geöffnet, sondern auch die Zunge gelöst ist zum Verständnisse und zur Redefertigkeit der beiden Hauptsprachen des Geistes: der Sprache des Buches der Werke und der Offenbarung. Denn er hat für die

Schönheiten und Herrlichkeiten der Natur ein Gemüth von seltener Empfänglichkeit und Beweglichkeit nicht minder als für die Majestät und Herrlichkeit des Wortes, das vor und im Anfang der Werke war: darum wird man es wohl ganz natürlich finden, daß ich als Hausvater, wie ich oben berichtet habe, gleich eine besondere Liebe zu dem Jünglinge faßte, der als unerwarteter Gast in mein Haus eintrat, und es nicht ungern sah, daß derselbe gleich in den ersten Tagen, noch mehr aber bei seinen fleißig wiederholten Besuchen, sein Auge mit unverkennbarem Wohlgefallen auf meiner damals 17jährigen Tochter Selma ruhen ließ. Wenn er mit dieser gar gern sprach und beide zu seinem Harfenspiele ein schönes Morgen- oder Abendlied sangen, hörte ich mit Freuden zu, und dachte mir, ein solcher Freund und Lehrer, der in all' seinen Gesprächen und überaus anziehenden Belehrungen immer nur zu Dem hinführt, was zum Wissen und Erkennen das Beste und Nothwendigste ist, kann für das gute Kind sehr heilsam sein. An eine Heirath und Hochzeit dachte aber Niemand von uns. Denn Ranke war jetzt Lehrer an einer Erziehungsanstalt, die als ein Privatunternehmen heute bestehen und bald sich wieder auflösen konnte, auch mochten uns Eltern wohl andere Pläne für die zukünftige Versorgung unseres Kindes nahe liegen. Meine Schwester Fröhnel, die nach dem Tode ihres Mannes, des Arztes, bei uns zu Besuche war, bemerkte zuerst, daß die Neigung des ab- und zugehenden Lehrers zu unserem Kinde, so wie des Kindes zu ihm gar keine gleichgültige, sondern eine recht ernstgemeinte Sache sei, und bald auch kam mein lieber Ranke zu mir und that mir das ganze Geheimniß seines Herzens voll Liebe auf, und die Tochter, die ja indeß schon zu dem reiferen Alter von 17 Jahren und 8 vollen Monaten gelangt war, wußte

auch um das Geheimniß und freute sich sehr über dieses Mitwissen, denn es erschien ihr als eine recht kostbare Sache. Ich meines Theils dachte: zwar habe ich auch mein Hauswesen mit gar keinen Mitteln als mit 100 Thaler Schulden angefangen, welche ich nach einiger Zeit redlich zurückbezahlt (nach Thl. II S. 67), doch möchte ich einen solchen Handstreich Niemand rathen, denn seine Durchführung ist mir und meiner seligen Frau blutsauer geworden. Doch, so dachte ich weiter, die beiden liebenden Leute sind noch sehr jung, das Mägdlein, so wenig es dieses Wort haben möchte, ist fast noch ein Kind; sie können sich zu dem Brautstande wohl Zeit lassen. Uebrigens sind ja alle Vorbedingungen zu einem künftigen glücklichen und auch äußerlich wohlbestellten Ehestande in reichstem Maaße da. Denn die beiden fürchten Gott und lieben Ihn von ganzem Herzen; Ranke, das wußte ich von Anderen, hatte mit seinem älteren Bruder, Leopold, und mit dem jüngeren, Ferdinand, zu den ausgezeichnetsten, besten Schülern gehört, welche aus der berühmten Schulpforte zur Universität gingen, hatte, wie seine Zeugnisse bewiesen, als Candidat des Schulamtes (der Philologie) in Berlin und der Theologie in Magdeburg in ehrenvoller Weise die öffentlichen Prüfungen bestanden. In seinem Vaterlande durfte er selbst nach der Versicherung des damaligen Cultusministers, der ihm wohlwollte, auf eine baldige Versorgung sich Hoffnung machen. Aus all' diesen Gründen ward ich bald bei dem Geheimnisse der beiden Liebenden der Dritte im Bunde, machte aber auch nun kein Geheimniß mehr daraus, sondern sagte allen Freunden davon.

Bei dieser Gelegenheit muß ich abermals in dankbarer Liebe meines theueren Schelling gedenken. Während manche der Freunde und Bekannten über den frühzeitig eingegan=

genen Brautstand unserer einzigen Tochter mit einem fremden Privatlehrer in Nürnberg Bedenken hatten und auch wohl äußerten, wünschte mir Schelling von Herzen zu diesem künftigen Schwiegersohne Glück. Denn er hatte Ranke sehr lieb gewonnen und sprach es auch aus: einen besseren Schwiegersohn, als diesen, hätte ich für meine Selma nicht finden können; auch er würde, an meiner Stelle, eben so gehandelt, würde dieses künftige Glück für sein Kind mit beiden Händen ergriffen und festgehalten haben, wie ich es gethan. Mit derselben freudigen Zuversicht stimmten auch Pfarrer Kraft und seine Frau, Kanne, so wie mehrere ihnen gleichgesinnte Freunde in Erlangen und Nürnberg dem Rathe bei, der ja eigentlich nicht der meinige zunächst, sondern ein anderer, vorbeschlossener war.

Nun, die Tochter Selma hat zwei volle Jahre, zum Theil unter mancherlei Sorgen und heilsamen Prüfungen, in ihrem Brautstande zugebracht; der Brautstand aber der jüngeren lieben Schwester Adeline ist ein viel kürzerer gewesen und davon will ich jetzt auch berichten.

Von dem aus Leipzig zu uns gekommenen Dr. Georg Benedict Winer wußte man wohl, daß er der gelehrteste unter unseren so wie weit umher unter den Theologen, dabei ein gemüthlich guter, trefflicher Mann sei, der deshalb von Allen, die ihn näher kannten, hochgeachtet und geliebt wurde. Daß derselbe aber mit Freiersgedanken umging, und zwar mit solchen, die auf unser Haus gerichtet waren, das hätte Niemand vermuthet. Gegen Professor Heller, der ihn zuerst in unseren Kreis eingeführt hatte, sprach er auch zuerst das Geheimniß seines Herzens aus. „Ich bin gesonnen," so etwa sprach er, „mich zu verheirathen: denn ich bedarf der geregelten Ordnung und Ruhe eines guten Hausstandes, und da ist meine Wahl auf die Adeline Ritter,

Schubert's Pflegetochter, gefallen: ich gedenke mich um die Hand von dieser zu bewerben." — „Aber," so sagte Heller, der mir das Gespräch gleich am ersten Tage erzählte, „Sie wissen, daß Adeline häuslich einfach und ganz nach den Ansichten eines strenggläubigen Christenthums erzogen ist, wird wohl auch ein in solchem engeren Kreise herangewachsenes Mädchen Ihren Erwartungen entsprechen?" — „Eben deshalb," so erwiderte Winer, „ist gerade diese nach meinem Sinne: ich will keine andere als eine einfach christlich erzogene und christlich gesinnte Jungfrau zu meiner Frau haben."

Die Sache war bald im gehörigen Gange. Wir Eltern erfuhren vorläufig schon durch unseren flüchtigen Mercurius: den Prof. Heller, was Winer im Schilde führe und dieser kam nun auch selber zu mir auf mein Zimmer. Ich muß wohl sagen: hätte ich nicht schon vorher eine herzliche Hochachtung und Zuneigung zu dem Manne gehabt, so hätte mir beides damals kommen müssen. Einen solchen Freier soll man hoch in Ehren halten, er wußte, was er wollte; wußte, daß das, was er wollte, etwas Gutes sei: für ihn wie für die Jungfrau, um die es sich handelte, gut und redlich gemeint. Ich sehe ihn noch jetzt in der Erinnerung in sein fest auf mich blickendes, gutes, klares Auge, und die wenigen Worte, die er sprach, thun noch jetzt meinem Herzen wohl. Wir reichten und drückten uns die Hand und ließen das Weitere auf Gottes Willen und auf die Neigung der Jungfrau ankommen.

Diese, als der Freiersmann fort war, wurde zu mir gerufen. Ich meine fast, das Mägdlein hatte etwas von Dem gemerkt, was eben vorgegangen war. Ihr mochte es schon seit längerer Zeit nicht entgangen sein, daß Winer sie in ganz anderer Weise angesehen hatte, als man etwa

ein neues Thor ansieht, und wenn er im heiteren Gespräche mit uns und Anderen lachte, da schaute er immer nach ihr hin, als ob er sie anlachte. Sie trat deshalb ganz verlegen zu mir herein, und als ich sie anredete, wurde sie roth. Sie faßte sich aber bald wieder und hörte den Fortgang der Rede ruhig an. Und als man, wie vormals dort in der Stadt Nahors (1. Mose 24 V. 57, 58) die Jungfrau fragte: „Willst du mit diesem Manne ziehen?“ Da antwortete sie: „Ja, ich will mit ihm.“

Es war demnach von beiden Seiten kein Hinderniß da; der Mann war so, wie ich ihn oben (S. 469) beschrieben, und hatte dabei sein sehr gutes, gesichertes Auskommen; das Mägdlein konnte auch schon eine gar gute, ehrenwerthe Hausfrau darstellen. Denn sie war, für ihr junges Alter, von ungewöhnlich stattlicher, kräftiger Gestalt, fleißig und geschickt; nach dem Vorbilde ihrer Pflegemutter zu den Geschäften einer guten, tüchtigen, sparsamen Hausfrau angehalten. Arm zwar an äußerlichem Gut und Geld, desto reicher aber begabt von Gott mit einem Gemüthe, das in seiner Art an eine Stelle des schönen alten Morgenliedes: „Erhebe dich, o meine Seele,“ an die Worte erinnert: „es sei die Demuth meine Zier, die Lieb' das Werk der Werke.“ Oder noch besser als der fromme holsteinische Dichter aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sagt das, was ich hier meine, der große Apostelfürst, wenn er die Frauen beschreibt, „deren Zierde nicht auswendig ist, mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleider anlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste, welcher köstlich von Gott ist“ (1. Petr. 3 V. 3, 4).

Die Hochzeit ließ nun auch nicht lange auf sich warten; das Frauenvolk in meinem Hause arbeitete fleißig an

einer bescheidenen Ausstattung der lieben bescheidenen Braut und als der Frühling kam und in dem Schloßgarten von Gründlach der schöne, amerikanische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) seine Blüthenknospen hervortrieb, da wurde in der benachbarten Kirche Winer's Ehebund mit seiner Adeline für Zeit und Ewigkeit geweiht und eingesegnet. Der Tag war heiter, still und schön, und der Abend in Erlangen war es auch. Auch sind dem friedlich schönen Tage mit seinen Freuden des Altars seitdem in der Reihe von mehr denn 30 Jahren gar viele gleiche Tage gefolgt, die sich freilich in der letzten Zeit durch unseres guten Winer's Augenleiden getrübt, nicht aber ihre Frühlingskräfte verloren haben. Denn fruchtbar, wie als Vorbild der Schloßgarten zu Gründlach mit seinen schattigen Bäumen, ist das Haus dieses Ehepaares an Bäumen der Gerechtigkeit gewesen; unsere liebe Tochter Adeline hat, wenn auch nicht leiblich eigene, doch gar viele geistig eigene Kinder zur Ehre Gottes und in seiner Zucht und Gnade groß gezogen und ist in Thaten der Liebe und Milde eine rechte Mutter in Israel geworden. Vor Allem hat sie es durch die That ihres Lebens der Welt gezeigt, daß ihr Mann, der Dr. Georg Benedict Winer, ein kluger Mann gewesen sei, als er sich unter vielen Anderen seine Braut auswählte. Denn eine treuer und inniger ergebene, in demüthig unterwürfiger Liebe nach dem Willen und Wohlgefallen des Mannes lebende, für sein Wohl und seine Pflege sorgsamere Hausfrau hätte er wohl nicht finden können, als diese, welche übrigens auch mit gar guter Manier die beiden Sorgen, welche 1. Cor. 7 V. 34 beschrieben sind, harmonisch zu vereinigen gewußt hat. Nun, Gott segne das liebe Ehepaar und verleihe ihm ein tröstlich friedliches Alter und eine trostreich freudige Heimfahrt.

Unsere liebe Tochter Selma, als Brautjungfer, hatte der jüngeren Schwester freudig den Myrtenkranz aufgesetzt und sie zum Altar begleitet; sie selber aber, wie schon erwähnt, mußte noch einige Zeit warten bis dahin, wo man auch sie zum Altar führte. Sind aber doch dem Altvater Jakob die sieben Jahre, die er um die Rahel diente, wie einzelne Tage vergangen, so lieb hatte er sie, und ich meine, der Rahel werden die Jahre auch nicht anders, wie einzelne Tage vorgekommen sein. Das in seiner Liebe glückliche Paar sah sich gar oft, bald in unserem Hause zu Erlangen, bald bei Raumer's in Nürnberg. Die Tochter aber, so hatten wir es uns ausgedacht, sollte an demselben Altar ihrem Verlobten angetraut werden, vor welchem ihre Mutter und ich die Hände zum Bunde in einander gelegt hatten. Denn ein Dorf im sächsischen Erzgebirge war auch deshalb dazu der wohlgeeignetste Ort, weil es den Hochzeitgästen aus dem Ranke'schen Vaterhause nicht zu weit ablag. Und die Bekanntschaft, der brüderliche „Verein für immer" mit diesen Gästen aus der güldenen Aue (S. 157) ist ein so bedeutungsvoller Erwerb aus meinem vergangenen Leben, daß ich die Stunden segne, in denen er gemacht worden ist und auch hier ihrer gerne gedenken will.

Da waren wir denn in dem Thale, das mir, wenn auch aus anderen Gründen, in der Geschichte meines Lebens eben so zu einem unvergeßlichen Thale der Thäler geworden ist, als das von Balbeck, welches in Westen der Libanon, in Osten der Antilibanon begränzt. Dort, zwischen den Säulen eines Tempels, desgleichen die Erde nur wenige getragen, hat mich die Majestät und Herrlichkeit der Werke einer unvergänglichen Schöpfermacht und einer großartigen Vergangenheit der Menschenzeiten zu Gefühlen erhoben, die selbst in der Brust des Greises noch jugendlich warm

sind. Wenn aber auch das grünende Thal, in welchem das Dorf Bärenwalde liegt, zu seiner Rechten keinen Libanon, zur Linken kein Gebirge des großen Hermon hat, und wenn auch keine Tempelsäulen von Balbeck hier an ein Weltreich erinnern, das vormals Alles besiegend, zuletzt dennoch besiegt ward, so ist dennoch dort in geistiger Weise für mich ein Thau des Hermon geflossen; die Felsenstücke des Granites, die über seinen Boden zerstreut liegen (m. v. Bd. II S. 12) erinnern an eine Macht, welche siegreich waltend in allen Reichen der Sichtbarkeit niemals besiegt ward; die Gefühle, die hier in dem Thale und auf seinen Hügeln in mir erwachten, sind zu Thaten eines Lebens geworden, das mit der Brust aus Fleisch und Bein weder veraltet und ermattet, noch auch mit ihr verwest und zerstäubt.

In Bärenwalde, dem Dorfe des sächsischen Erzgebirges, unweit Eibenstock und Schneeberg, hat sich also Das zugetragen, davon ich hier berichten will.

Es war an einem Sonnabend, Anfang Octobers 1825, da machte ich mich auf, den sehnlich erwarteten Hochzeitgästen aus der güldenen Au entgegen. Diese hatten ihren Wagen, in dem damals noch sehr unwegsamen Thale von Hartmannsdorf herauf fahren lassen; sie aber gingen einen Fußweg, zur Rechten des Baches, der eigentlich kein rechter Fußweg für Menschen, sondern für solche Thiere der Heerden war, welche keine Schuhe noch Strümpfe tragen. Und da sah ich, während ich den Weg zur Linken ging, drei Männer zur Rechten des Baches, die nach einem Uebergange für Menschen durch das Wasser suchten. Wer konnten sie anders sein als die Gäste aus der güldenen Au. Zuerst half man ihnen herüber, dann reichte man sich die Hände noch einmal zum Gruße. Es brauchte sich Keiner

dem Anderen bei seinem Namen zu nennen, Jeder sah dem Anderen an, wer er sei, und die beiden Väter, der aus der güldenen Au und der aus Erlangen, waren bald so vergnügt und vertraut zusammen, als wären sie in der Knabenzeit mit einander in die Schule gegangen, und hätten auf einer Bank zusammengesessen. Aber die beiden Söhne, welche der Vater mit sich brachte, waren auch Leute, noch eines besonderen Grußes des Friedens werth; eines Friedens, welcher von den Seelen, die ihn geben und nehmen, nicht mehr weggeht, sondern bleibt. Der eine von beiden, Ferdinand, dem Alter nach der Kleinere, dem Wuchse nach der Größere, glich seiner äußeren, leiblichen Signatur nach so sehr unserem Bräutigams-Schwiegersohne Heinrich, daß man ohne Bedenken die Schilderung, welche ich oben S. 463 von diesem gab, auch für ihn konnte gelten lassen. Man sah es dem Jünglinge mit seinen bescheidenen Mienen und hörte es ihm in seinen anspruchslosen Worten nicht an, welches Schatzhaus von Wissen und Erkennen er in sich trage; die gelehrte Welt aber weiß es zur Genüge, was dieser Meister der Schule des klassischen Alterthumes in Göttingen und in Berlin für seine Zeit und für die kommende war und ist. Aber es gibt noch eine andere Schule der Geister als die des klassischen Alterthumes, zu deren Genossenschaft der Bruder unseres Heinrich als ein Lernender und Lehrender sich hält, und eine andere Welt des Wissens und Erkennens als die des klassischen Alterthumes ist: eine Ruhestätte des sehnenden Gemüthes, dahin der Zug des Heimwehes noch mächtiger geht als nach dem väterlichen Hause in der güldenen Au.

Als ein ganz besonderer Mensch kam mir der ältere Bruder unseres Heinrich: Leopold Ranke vor. Er sah mich nach der Begrüßung zuerst gar ernst und forschend an,

dann, als sei er eben nicht zu Hause, sondern über Feld gewesen, trat ihm sein munterer, heller Geist so mächtig in Augen, Mund und alle Glieder herein, daß er wie ein Wind vom Gebirge, dem die dunkle Wolke vorhergeht, uns Alle, gleich kleinen Schiffen im See, in muntere Bewegung setzte. Es war ein guter Wind, mit dem ich immer fahren möchte; denn namentlich, was er über seinen Bruder Heinrich und zu diesem, so wie das, was er zu der Braut und ihren Eltern sprach, das kam aus einem getrosten, auf gutem Grunde ruhenden Muthe, der niemals zu Schanden werden kann. Die Natur des Menschen, in der Mannichfaltigkeit ihrer persönlichen Erscheinungen, erinnert an die Verschiedenheit der Landschaften der Erde. Es gibt Gegenden von abschreckend öder oder wilder, andere von heimathlich anziehender und milder Natur; der eigenthümliche Reiz der letzteren wird nicht selten von den Kennern dieser höchsten Lust der Sinne ein „lachender" genannt. Aber was ist es, das dem Thale im Hochgebirge, oder dem grünenden Ufer am See den lachenden, freudig anregenden Reiz gibt? Wo bliebe dieser ohne das Licht der Sonne am heiteren Himmel; was wäre die lieblichste Frühlingsnacht, wenn ihr kein Morgen aufginge. Wir wissen, woher Prometheus die leuchtende Flamme brachte, und daß sie nicht von unten, sondern von oben kam. Sie zündet einen großen Theil der Seelen schwerer und langsamer, andere aber wie einen blitzesschnell entbrennenden Phosphor alsbald zur hellen Gluth an und durch ihn die Fackel, bei deren Schein wir deutlich sehen. Ein Menschenbild von solch' lachender Natur, mit ihrer Fülle der lebenden, lichtstrahlenden Kräfte, war jetzt mit dem Bruder Leopold Ranke unter uns erschienen. Damals (im J. 1825), wo ich diesem mit seltenem Maaße begabten Menschen zuerst begegnete,

kannte man ihn bereits in ziemlich weiten Kreisen aus seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften." Das, was dieses erste Werk des jugendlichen Schriftstellers für seine Zukunft errathen und erwarten ließ, und noch viel mehr als das, hat er zu Stand und Wesen gebracht in seinen späteren Werken, würdig des ächten deutschen Geistes und seines alten Ruhmes durch forschende Gründlichkeit, durch Umfang uud meisterhaften Ausbau ihres Inhaltes. Wer aber könnte diesem schnellgeflügelten Geiste nachgehen auf allen Wegen seines Tagwerkes; sind diese doch keine der mitlebenden Welt verborgene, sondern offenkundige gewesen.

Das Volk unseres Landes trägt sich noch jetzt mit der Sage von den Wunderkräften eines Erdspiegels, welcher, aus mehreren (sieben?) Metallen gegossen und durch den Aberglauben geweiht, Denen, die in ihn hineinblicken, allerhand verborgene Dinge: Bilder der Vergangenheit wie der Zukunft vor Augen stellen soll. Nicht zwar, wie der kindische Wahn es vermeint, in dem todten Metalle, wohl aber in dem lebendigen Geiste des Menschen kann sich die schaffende Weisheit, die nach ihrem Wohlgefallen ihn bildet, einen Weltspiegel bereiten, in welchem, wenn der Glaube ihm seine Weihe gibt, der verborgene Rath jener Weisheit klar erkannt wird, der den vergangenen Zeiten ihre Geschichte, den zukünftigen ihre werdende Gestalt gibt. —

Nun, der Vater Ranke aus Wiehe konnte sich etwas zu gute thun auf seine drei Söhne, mit denen er jetzt bei uns einzog, und wir thaten es mit ihm. Es war ein seltenes Freudenfest, welches jetzt in dem einsamen Hause der frommen, guten Wittwe: der Großmutter Martin (Bd. II S. 14 und S. 256) sich erhob, ein solches glückliches, von Gott gesegnetes Brautpaar und ein

Gast, wie der immer fröhliche Leopold Ranke war. Dieser wurde bald ein besonderer Liebling der ehrwürdigen Altmutter, die sich an dem jugendlich munteren Geiste desselben noch einmal ganz verjüngte.

Sonntags den 2. Oktober ging das Brautpar zum Traualtar. Vorher hatte der Bräutigam noch in der kleinen Kirche gepredigt, aus welcher er eine so große Gabe für sein Leben mit sich nehmen sollte, über die sonntägliche Epistel 1. Cor. 1 V. 4—9. Daß seine Worte ihre Hörer so tief bewegten und so troſtreich freudig erhoben, war wohl ganz natürlich, denn sie kamen aus einem recht tief und freudig bewegten Gemüthe.

Nur ein kleiner Kreis der nächsten Verwandten und Bekannten bildete mit uns die Tischgenossenschaft des festlichen Abends, an dessen Freuden auch der tiefeste Ernst des Geistes, wenn die Liebe es ihm gelehrt, sich zu freuen mit den Fröhlichen, ein Wohlgefallen gefunden hätte. Die letzten Tage des diesmaligen Beisammenseins vergingen schnell; für mein Haus war jetzt die Zeit gekommen, da das einzige Kind verlassen sollte Vater und Mutter und dem Manne folgen. Ich aber konnte sie mit fröhlichem Herzen ziehen sehen, denn die Freude über ihr künftiges Glück war größer als der Schmerz über ein Scheiden in Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und auf ein nahes Beisammenleben. Freilich dauerte dieses nahe Beisammenleben nicht so lange, als ich damals es erwartet hatte. Ranke erlangte bald nachher die Aufnahme in die Reihe der bayerischen Candidaten des Predigerstandes und mit ihr das Indigenat, und nachdem er noch etwa ein Jahr Lehrer an der Erziehungsanstalt in Nürnberg gewesen, wurde er Pfarrer in einem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe. Ich war in dieser Zeit dem Rufe an die letzte

Station meines amtlichen Wirkens: nach München gefolgt; Ranke, nach jenen glücklichen Jahren, die ihm bei seiner Dorfgemeinde, hierauf in Thurnau bei der unmittelbaren Nähe der geistvollen, für ihn und sein Haus liebend besorgten gräflich Giech'schen Familie*) beschieden waren, kam als Professor der Theologie nach Erlangen, dann als Consistorialrath nach Bayreuth und Ansbach. Doch sind wir Alle, wir in München, die Enkel, obgleich ihrem Wohnorte nach weit umher zerstreut in Deutschland, und selbst in England, in jener zuversichtlichen, tröstlichen Hoffnung unzertrennbar vereint, welche der Bräutigam, wie ich vorhin sagte, vor 31 Jahren in der Predigt an seinem Hochzeitstage aussprach: in der Hoffnung eines Behaltenwerdens feste bis an's Ende und unsträflich auf den Tag unseres Herrn Jesu Christi, zu dessen Gemeinschaft auch uns Er, der allein treu ist, berufen hat.

## 39. Der Erwerb auf Reisen.

Ich habe von Erlangen aus einige größere und kleinere Reisen gemacht und der Erwerb ist kein unbedeutender gewesen, den ich aus ihnen für mein äußeres, wie für mein inneres Leben unmittelbar oder mittelbar gezogen habe. Die Größe dieses Erwerbes für den inneren Haushalt stand hierbei in keinem geraden Verhältnisse mit dem Maaße des Raumes, den ich durchwandert hatte, denn die im Verhältnisse zu anderen nur kleine und kurze Reise in die Schweiz hatte mir, wie ich dies oben, in den Cap. 24 bis 31 ausführlich berichtete, mehr geistigen Gewinn

*) Das Andenken dieser Familie, in all' ihren Gliedern, sei mir gesegnet. Sie, die damalige Gräfin, war eine geistig ebenbürtige Tochter des hochsinnigen Ministers von Stein.

für mein Leben gebracht als mehrere meiner größeren Reisen. Auch werde ich hier von einer ähnlichen Erfahrung reden, die ich auf einigen noch kürzeren Reisen gemacht habe. Die nachstehenden einzelnen Berichte werden dieses bezeugen können.

Meine Reise nach Tirol, Salzburg und nach Verona habe ich, wie ich schon oben auf S. 500 erwähnte, in einem eigenen Büchlein ganz ausführlich beschrieben. Ich kann deshalb mir, wie meinen Lesern, einen weiteren Bericht darüber ersparen. Der unmittelbare Erwerb, den ich auf jener anmuthigen Wanderung machte, ist allerdings ein zumeist äußerlicher, an wissenschaftlich lehrreichen Anschauungen und Erfahrungen gewesen, doch haben sich an die Geschichte dieser kleinen Reise Fäden der Ereignisse angeknüpft, die sich für mein späteres Leben und Wirken in München weiter ausspannen. In Gastein traf ich mit dem Domcapitular Lorenz von Westenrieder zusammen: mit dem Manne, den man, wenn man ihn einmal recht in's Auge gefaßt und gesprochen hatte, niemals wieder vergessen konnte. Er selber, wenn es ihm gerade gegen einen Anderen, dem er begegnete, so ankam, pflegt den Mann in rechter Weise anzusehen und anzusprechen. Ein fester, hochwüchsiger Stamm, an dem sich selbst ein Lahmer in die Höhe richten und festhalten konnte, in dessen Schatten der Siechherzigste sich gestärkt fühlen mußte. Dazu ein rein aus bayerischem Boden aufgegangener und in ihm großgezogener.

Die Schutzgeister oder Genien, welche der Glaube des Alterthumes nicht nur den Quellen, den Flüssen, den Bergen und den Gewächsen des Waldes, sondern auch den einzelnen Menschen, so wie ganzen Völkern beigesellte, sind, einige von geisterhaft unsichtbarer, andere von sichtbarer, leiblicher

Gestalt. Ein solcher Genius seines Landes und seines Volkes, dem er mit Leib und Leben angehörte, ist Lorenz von Westenrieder gewesen. Die Aufgabe seines Wirkens war eine zweifache. Er fühlte sich dazu bestimmt, das naturwüchsige geistige Leben seines Volkes zu wecken und zu veredeln, und als ein wachsamer, wohlgerüsteter Hüter die feindseligen Mächte abzuwehren, welche das Werk seiner Pflege des volksthümlichen Naturtriebes hindern oder durch Einmischung von erkünstelten, schädlichen Elementen verderben konnten. Der merkwürdige Mann ist deshalb von einem Theile der Zeitgenossen, der ihn niemals recht in's Auge gefaßt hatte, als ein solcher beschrieben worden, welcher in seinen früheren Jahren dem „Fortschritte der Bildung günstig, in späterer Zeit demselben hinderlich und feindselig, ja ein Beförderer des Rückschrittes gewesen sei." Es bedarf meines Bemühens nicht, um den Mann, der nun längst schon vor einem Gerichte und Urtheile steht, welches gerechter und wahrhaftiger ist als das der Menschen, seinem ganzen Wesen nach treu zu schildern. Dieses ist von einem mehrjährigen geistesverwandten Amtsgenossen und Freunde des Verstorbenen, von Friedrich v. Roth in der „Lobrede auf Lorenz von Westenrieder" nach einer Weise geschehen, darin der Redner eben so durch den edlen klassisch=vollendeten Ausdruck die Würde seiner Sprache als durch die Kraft des Inhaltes die Würde der Wahrheit, zugleich mit dem Andenken des Mannes, der sein Freund war, geehrt hat*).

Bei unseren Bekanntschaften mit ausgezeichneten Menschen steht die Gunst der Aufnahme, welche der Jüngere und Geringere bei dem Aelteren und höher Gestellten findet,

*) Die Rede findet sich aufgenommen in den vermischten Schriften des J. Fr. v. Roth.

öfters sehr unter dem Einflusse des Augenblickes und seiner äußeren Stimmung. Ich erkenne es dankbar als ein großes besonderes Glück an, daß ich den Lorenz v. Westenrieder, der nicht für jeden ihm begegnenden Fremden gleich zugänglich war, dort im Speisesaale des Straubinger Gasthauses zu Gastein, nicht nur mit seinem ihm treuergebenen Begleiter allein, sondern auch in sehr heiterer, guter Stimmung bei seinem Frühstücke sitzend fand. Der damals 74jährige Greis sah mich bei dem Gruße ernst und forschend an, und nachdem ich Einiges mit seinem jungen Begleiter gesprochen, lud er mich zutraulich ein, mich zu ihnen hinzusetzen. Ich fühlte mich nicht fremd gegen ihn; seine Persönlichkeit erinnerte mich an meinen alten, unvergeßlichen Lehrer, den Abraham Gottlob Werner in Freiberg. Die Aehnlichkeit mag wohl mehr eine innere denn eine äußere gewesen sein, aber vielleicht gab sie den Anlaß dazu, daß unser Gespräch, ich weiß nicht mehr wie? auf Werner und auf seine geologischen Ansichten von dem Entstehen der heißen Quellen kam. — Zu meiner Verwunderung fand ich, daß Westenrieder selbst in diesem Gebiete der Wissenschaft sehr wohlbewandert sei. Er, der Verfasser zweier umfangreichen Schulbücher über die Erdbeschreibung, welche zu ihrer Zeit unter den Werken gleichen Inhaltes eine ehrenwerthe Stelle einnahmen, kannte nicht nur aus den Schriften des klassischen Alterthumes die berühmtesten heilkräftigen oder durch besondere Eigenthümlichkeiten und Kräfte ausgezeichneten Quellen, sondern wußte auch über andere zur Kunde der neueren Zeit gekommene Quellen solcher Art und über ihre örtliche Umgebung guten Bescheid.

Nun, der Anlaß zu diesem Gespräche lag uns hier in Gastein, wo vor unseren Augen jene Geheimnisse der Tiefe sich aufthaten, ganz naturgemäß nahe. Aber der werthe

und grundgelehrte Greis blieb bei den Quellen des Wassers nicht stehen, sondern ging ihrem Laufe nach von den Bergen herab in die Thäler und Ebenen, und zwar in geistiger Weise, indem er nicht zunächst von den Ländern, sondern von ihren Bewohnern redete. Unser Gespräch wurde jetzt Frage und Antwort; der alte Herr, als ob er selber seiner Ansicht nicht recht sicher sei, lockte aus mir unvermerkt ein Urtheil über Ereignisse sowie über Menschen heraus, mit denen ich auf meinem bisherigen Lebenswege bekannt geworden war. Namentlich fragte er mich auch über den alten, guten König Friedrich August von Sachsen, und als ich von diesem, als redlicher Sachse, mit herzlicher Liebe und Ehrfurcht sprach, schien es ihm wohl zu gefallen. Ueberhaupt schienen meine Antworten nach seinem Sinne zu sein, auch da, wo er mich durch sein Ausfragen nach Hamburg und zu den Erinnerungen an Klopstock und Claudius geführt hatte, wobei er mich gelegentlich bemerken ließ, daß er mit der klassischen Literatur der neueren Zeiten sehr wohl bekannt sei. Doch ging hier seine Bekanntschaft vorherrschend mehr in die früheren Jahrzehende zurück als in die damalig unsrigen hinein. Nur da, wo der Verlauf unseres Gespräches an einen Kreuzweg des bürgerlichen Lebens kam, an welchem wohl mancher Wanderer irre wird: an den Kreuzweg des Ehestandes, gingen unsere Ansichten bei dem Einen zur Rechten, bei dem Anderen zur Linken von einander ab. Westenrieder nicht selber, sondern sein jüngerer Begleiter, kam, als meine Frau so eben durch's Zimmer gegangen war, scherzhaft auf das Mißtrauen des alten Herrn gegen das weibliche Geschlecht zu sprechen und auf seine Abneigungen gegen die Unterhaltungen der sogenannt gemischten Gesellschaften. „Der Herr Domcapitular," so sagte der

Begleiter, „auch wenn er dem geistlichen Stande nicht angehört hätte, würde sich niemals und auf keinerlei Weise in das Joch des Ehestandes begeben haben.“ Westenrieder machte bei diesem Gespräche eine Miene, darin sich ein Mißfallen an solcher Wendung der Rede auszusprechen schien, doch läugnete er nicht, daß er seines Theiles mit dem gekrönten Prediger Salomo einstimmig sei, wenn dieser warne vor gewissen Netzen und Stricken, so wie vor Banden der Hände, in welche Manche so leicht sich gefangen geben. Er meine, wollte aber seine Meinung keinem Anderen aufdringen, „Gott habe das Wesen des Menschen zur Aufrichtigkeit gemacht, sie aber (die Weiber) suchen viel Künste“ (Ecclesiast. 7 V. 27—30). Ich nahm mich bei dieser Gelegenheit der Frauen ernstlich, auch gegen den Ausspruch des weisesten der Könige, an, welcher selber nicht in einem aufrichtigen Verhältnisse des Herzens zu irgend einer Seele aus dem von ihm verkannten Geschlechte stehen konnte, sondern nur in einer künstlich unnatürlichen Haltung, welche freilich den Künsten der ausländischen Weiber, die dem Winke seiner Augen dienten, nicht gewachsen war, „denn sie neigeten sein Herz den fremden Göttern nach“ (1. Kön. 11). Der alte Herr hörte meine Einwürfe ruhig an, und hätte es, wie er sagte, gern gesehen, wenn ich einige Tage in Gastein geblieben wäre, denn wir hätten, außer der streitigen Stelle im Prediger Salomo, wohl noch manches Andere zu besprechen gefunden. Und dazu fand sich denn auch später, in unerwarteter Weise, die erwünschte Gelegenheit, als ich nach München kam und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften Westenrieder's so wie anderer ehrenwerther Männer College wurde. Ich war zu der ersten allgemeinen Sitzung, welcher ich beiwohnte, früher als gewöhnlich gekommen, da fand ich auch Westenrieder

bereits anwesend, der mich sogleich wieder erkannte und eben so zutraulich als bei unserem ersten Zusammentreffen in Gastein mich einlud, zu ihm an einem Nebentische hinzusitzen. Damals, wie bei späterer Gelegenheit, hat er so väterlich treumeinend mit mir gesprochen, daß ich mich mächtig über das äußere und innere Gedränge gehoben fühlte, in das ich zu jener Zeit gerathen war. Fast zwei Jahre habe ich dann noch mit dem seltenen Greise an einem Orte zusammen gelebt, und bin im März 1829 als ein wahrhaft Leidtragender seinem Sarge gefolgt, denn er war einer von den Menschen, die ich noch jetzt in der Erinnerung an mein vergangenes Leben in herzlich dankbarer Liebe mit dem „Vaternamen" nennen möchte.

Auf die streitige Stelle aus dem Prediger Salomo sind wir beide, denn es hat sich auch keine Gelegenheit dazu ergeben, niemals wieder zu reden gekommen. Wohl aber hätte ich in der späteren Zeit unseres Zusammenlebens ihm ein lebendes Zeugniß für die Wahrheit dessen nennen können, was ich dem aus Unkunde irrenden Weiberfeinde über die von Gott ihr gegebene Würde und Bestimmung der weiblichen Natur gesagt hatte. Ein Zeugniß, welches, wenn er es recht in's Auge fassen wollte, den redlichen Mann wohl für immer von seinem Irrewerden geheilt haben würde, das wohl ohnehin bei ihm nicht sehr tief ging.

Die Bekanntschaft mit Westenrieder, die ich auf der erwähnten Reise in Gastein machte, ist ein unmittelbarer Erwerb derselben gewesen. Und zu diesem unmittelbaren Erwerb kamen noch mehrere andere: in Landshut schon die persönliche Bekanntschaft mit dem freundlich zuthätigen, geistig leicht beweglichen Röschlaub, auf dem Wege nach Verona mit den werthen jungen Freunden aus Preußen, deren ich in meinem Wanderbüchlein ausführlicher und in

Liebe gedacht habe, und von denen der eine, Schröner*), mit mir in weiterem Verkehre des Lebens geblieben ist, in München aber die Bekanntschaft meines brüderlichen Freundes: des Professor Schlotthauer. Eines tüchtigen Künstlers, in dessen Gemüth und ganzem Wesen keine Spur von einer einzigen jener „vielen Künste" gefunden wird, welche mein alter Westenrieder, auf die Autorität des hochgefeierten, gekrönten Predigers hin den Weibern im Allgemeinen andichten wollte, sondern nur die lautere, einfältige Wahrheit und Treue, die vor Gott und Menschen recht ist. Ja, du lieber Bruder! wollte Gott, man wäre so brav, wie du.

Außer und nach diesem unmittelbaren Erwerbe hat mir meine damalige Reise nach Salzburg und Tirol auch noch einen sehr ansehnlichen, mittelbaren gebracht, als sie geschrieben und gedruckt war, und ich, als Autor, mit ihr die weitere Reise durch die Welt machte. Zum Theil habe ich hiervon schon oben (S. 501) gesprochen, wo ich es erwähnte, wie sie es war, welche mir die Veranlassung zur persönlichen Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen, theuren Joh. Mich. Sailer gab, an die sich noch mehrere eben so liebe Bekanntschaften anknüpften. Aber ein anderer mittelbarer Gewinn, den mir meine kleine Wanderschaft in das südliche Nachbarland brachte, ist mir für die Geschichte meines späteren Lebens von so ganz besonderer Bedeutung gewesen, daß ich seiner schon hier, wo die Erinnerung an die Ereignisse meiner Vergangenheit noch ganz in der Nähe meines alten, redlichen, humoristischen Weiberfeindes, des Lorenz von Westenrieder, verweilt, mit einer Bewegung der Dankbarkeit gedenken muß, welche selbst die Greise beredt

*) Jetzt geh. Justizrath in Berlin.

macht. Man möge mir aber erlauben, daß ich in der Weise meines Erzählens, die sich gern in Sprüngen ergeht, den Faden der Erinnerung von einem Hause bei Salzburg, darin die Mutter eines guten Königs ihrem Neugeborenen den ersten Segen gab, hinüberspinne an die Säulen der längstzerstörten Tempel und Königshallen, zu deren fernabgelegenen Räumen und Herrscherzeiten der hohe Geist eines himmelskundigen Dichters um zwei Jahrhunderte früher den Weg fand, als der kühne Muth einiger erdkundigen Reisenden ihn erforschte.

Es hat mir nicht nur damals, wo der magnetische Zug der Nähe am mächtigsten war, innig leid gethan, daß ich in Damaskus den Wink, weiter gegen Osten zu den Ruinen von Thadmor=Palmyra zu reisen, nicht folgen konnte, sondern noch jetzt in der Erinnerung schmerzt mich das Gefühl, mit welchem ich beim Scheiden auf der westlichen Anhöhe von Damaskus zurückblickte nach den Gränzen des alten Palmyrenischen Reiches, deren Saum ich auf meinem Wege berührt hatte, ohne ihn zu überschreiten. Mit welchem Entzücken hatte ich schon vor unserer Reise die Beschreibungen des Wunderbaues der alten Palmenstadt bei Wood, Irby und Mangles gelesen und in seinen Umrissen gesehen, zu dessen gründlicher Zerstörung die Gewalt des erzürnten Aurelian, wie die barbarische Wuth der Sarazenen zu kraftlos war. Und wie bedauerte ich uns selber, wenn ich später in die Schattenrisse einer Herrlichkeit hineinblickte, an deren für uns verschlossenen Pforten wir vorüber gekommen waren. Den Eindruck, welchen Balbeck, das wir gesehen, auf die Sinne macht, hat man mit dem verglichen, welchen Homer's Odyssee auf die Seele macht; den von Palmyra mit jenem, welchen die Gesänge der Ilias, in der Fülle einer jugendlich frischen Begeisterung,

in uns hervorrufen. Balbeck steht in seiner Kunstherrlichkeit gleich dem an Alter gereiften Manne da, Palmyra in seiner nie veraltenden Schönheit gleich einer Jungfrau mit allbesiegendem Liebreize; jenes erinnert an Nestor's Grab in dem fruchtbaren messenischen Pylos, dieses an Achilles' Grabmal auf dem verödeten Gefilde.

Wie aber kommt es doch, daß sich die Kunde und der Name von Troja, wie von so manchem unscheinbaren Grabhügel und altem Gemäuer in Osten und Westen in der Erinnerung des dortlebenden Volkes erhalten hat, der Name aber und die Kunde von Palmyra, dessen noch jetzt vorhandener Kunstherrlichkeit nur wenig Anderes auf Erden gleichzustellen ist, sind aus dem Gedächtnisse und aus dem Munde der Bewohner der Umgegend verschwunden? Ein anderer Name wird der gewaltigen Trümmerstadt gegeben: der Name Thadmor: ein Name aus Salomo's Zeit.

Wie aber hat der Faden der Erinnerung von einem anmuthig auf dem Hügel bei Salzburg gelegenen Hause einen Anknüpfepunkt finden können an den schlanken Säulen von Palmyra? Wollte der vergleichende Sinn die Mutter, die in jenem Hause einen guten König gebar, neben die weltberühmte, völkerbesiegende und beherrschende Zenobia hinstellen? Calderon, der himmelskundige Dichter, der diese schöne, tugendreiche, geistig mächtige Herrscherin von Palmyra besang, hätte in jener Mutter nicht den äußeren Glanz gepriesen, in welchem eine Zenobia in der Geschichte des heidnischen Alterthums erscheint, sondern in ihr eine andere, dem Auge der Welt verborgenere Hoheit erkannt, in welcher sie vor einem höheren Auge als das der Welt ist, dasteht. Sie ist nun auch in jenem Reiche des ewigen Friedens, das Calderon gefunden, und ein himmelskundiger Dichter, der in einer Weise von ihr singen

wollte, wie sie während ihres Erdenlebens es nicht geduldet hätte, dürfte nun kühn von der Freiheit des großen gekrönten Predigers Gebrauch machen: „zu loben die Todten, die schon gestorben sind, mehr denn die Lebenden, die noch den Odem haben“ (Eccles. 4 V. 2). Der Schreiber dieses armen Büchleins ist kein Calderon und selbst von der Erlaubniß zum menschlichen Lobe, welche der Prediger gibt, will er mit jener ehrfurchtsvollen Haltung Gebrauch machen, welche in der sichtbaren That eines Menschenlebens, so wie bei einem wohlvollendeten Bauwerke vor Allem des unsichtbaren Meisters gedenkt, der das Werk begründete und hinausführte.

Meinen Landsleuten brauche ich es nicht zu sagen, wer die Bewohnerin des Hauses bei Salzburg war. Sie alle werden noch mit Ehrfurcht und Liebe ihren nachkommenden Geschlechtern von unserer Königin, damaligen Kronprinzessin Therese, erzählen. Ihr hatte ich mein „Wanderbüchlein“ zugesendet, das ja ursprünglich ein Brief gewesen war an die von ihr schwesterlich geliebte, jugendliche Gemahlin ihres Bruders (nach S. 500). Das Büchlein fand gute Aufnahme. Der nachmalige Bibliothekar D. Lichtenthaler, damals Lehrer und Sekretär im Hause des Kronprinzen, ein Mann, welcher den gewichtvollen Schatz einer altklassischen Bildung und Gelehrsamkeit mit heiterem Geiste leicht durch das Leben seiner Gegenwart hindurchtrug, anregbar in gleichem Maaße durch harmlose Scherze und tiefere Gemüthlichkeit als durch philosophischen Scharfsinn, schrieb mir im Auftrage der Kronprinzessin Therese einen huldvollen Brief, der mich so erfreute, daß ich gern nach München geeilt wäre, um, wenn dazu eine schickliche Gelegenheit sich fände, der hohen Geberin solcher Freude meinen Dank zu sagen. Und die Gelegenheit zu diesem Danke

kam mir denn auch etwas später, bei Gelegenheit einer kleineren Reise, die ich von Erlangen nach München machte. Ich deute an, was ich bei dieser Gelegenheit, die sich in späterer Zeit mir oft wiederholte, erkannt und empfunden habe.

Die Worte: „das Leben ein Traum" gelten für und von uns Menschen in sehr verschiedenem Sinne. Ich hebe hier nur die eine Seite dieses Sinnes hervor.

Erscheinen wir uns doch selber, wenn wir unser ganzes Treiben und Thun mit geöffneten Augen betrachten, so wie wir gestern uns zeigten, und wie wir heute waren, ähnlicher den wechselnden Traumbildern, als den wahren, wirklichen Gestalten. Denn was sollen wir als das Feststehende und Bleibende in unserem Wesen benennen? War dieses etwa das Treiben eines wilden Heeres in unserer Brust, dem wir gestern oder ehegestern aus allen Kräften uns hingaben, oder sind das Bleibende an uns die täglichen Sorgen und Mühen beim Tagwerke, abwechselnd mit der Freude am Gewinne der Hände und mit dem gedankenlosen Ausruhen im Schatten der Hütte? Oder wird für uns ein sicheres Beruhen des Geistes in der sabbathlichen Stille des Tempels gefunden? Wäre das wirklich so, wie könnte ein Geschrei oder Getöne auf den Gassen, ein Vergnügen der Sinne nach wenig Stunden die Gefühle verscheuchen, die wir für immer festzuhalten gedachten? Waren das nicht Schwäne, welche, am Morgen gekommen, noch vor Mittag fortzogen? Wo bleibt aber in uns ein fester Grund, auf dem die Schwäne ruhten, und von dem sie verschwanden?

Dennoch gibt es ein Feststehendes, in jenen treuen Seelen, deren Leben nicht im Träumen allein dahin geht, denen es ein Ernst ist um das Wachen. Frage den Araber,

der dort im fernen Osten die Wand seiner Hütte an eine noch stehende Mauer von Zenobia's Königspalast anlehnt, wie die Stadt geheißen, von deren Baalstempel noch einzelne Säulen geblieben, oder die spätere Stadt, auf deren Trümmern ein Abglanz ruht der byzantinischen Baukunst; er weiß dieses nicht. Das Gedächtniß des Palmyrenischen Herrscherreiches scheint dort für immer verschwunden, die Asche von Aurelian's Brande hat der Wind hinweggeführt; Justinian's Macht und Herrlichkeit ward seit Jahrhunderten vergessen. Ein Name jedoch mit den unvergänglichen Kräften, die in seiner Erinnerung leben, hat sich bei den Hütten, die unter den Trümmern stehen, und im Gedächtnisse seiner Bewohner erhalten, das ist der Name Thadmor (2 Chron. 8 V. 4), welcher dieser Wohnstätte als sicheres Erbe aus den Zeiten des alten Bundes zwischen Gott und dem Geschlechte der Menschen geblieben ist. Wohin sind aber dann die Namen, die uralten wie die neuen, von all' den Städten gekommen, welche in der Wüste gegen den Euphrat hin zerstreut standen? Der Reisende sieht und bewundert den Bau der Wasserleitungen, die dem Volke dieser Städte und seinen Gärten den Segen des Stromes zuführten, aber nur noch vereinzelte Trümmer des Baues deuten den Anfang der vormaligen Wasserbahn am Euphrat, das Ende bei den Wohnsitzen eines Volkes, dessen einst mit Ehren bestattetes oder unbestattet an der Sonne bleichendes Gebein der tausendjährige Flugsand der Wüste zugedeckt hat, über welche, ohne davon zu wissen, die Karawanen des Ostens dahin ziehen.

Anders ist es Thadmor ergangen. Die Quellen des reinen, frischen Wassers rinnen da noch in gleicher Fülle aus dem Fuße des Gebirges wie zu Salomo's Zeiten, Thamar, die Palme, grünet und gibt ihre Früchte wie vor

drei Jahrtausenden; Thadmor's Segen und der Friede seiner Natur sind aus diesem Paradiese der Wüste nicht gewichen, das Siegel des alten Bundes in seinem Namen ist ihm ungebrochen geblieben.

Wohl der Menschenseele, welche dieses Bundessiegel unzerbrochen, welche ein Thadmor mit seinem lebendigen Wasser in sich trägt. In ihr ist Etwas, das immer als Dasselbe feststehen bleibt, wenn auch die wechselnden Führungen des Lebens bald zu glänzender Höhe, bald zur verborgenen Tiefe, oder hier durch die Mühen des Taglöhners, der sich nach dem Schatten sehnt, dort durch die Freudenfülle eines Fürstenhofes hindurch gehen. Sie alle sind vergangen wie ein Traum der Nacht, nur Eines ist am Wachen geblieben, dem seine Leuchte niemals verlosch noch unterging. Und dieses Eine ist die Treue im Bunde des Menschenherzens mit Dem, der es geschaffen und von frühe an mit einer Liebe zu sich gezogen hat, welche Liebe geweckt hat. Denn diese Liebe ist das lebendige Wasser, das unversiegbar in der Tiefe sich ansammelt und in zwei mal sieben Quellen, ein verdoppeltes Bersaba, auch in das äußere Leben sich ergießt. Der Apostel nennt uns (1 Cor. 13 V. 4, 8) die einzelnen Strahlen, in denen das innere, verborgene Wasser des Lebens zur äußeren That und Gestalt wird, sie heißen: langmüthig und freundlich, mild und ernst, demüthig und würdevoll ruhig, Reinheit von Selbstsucht und von Erbitterung, Mißfallen an der Lüge, Freude an der Wahrheit, Friedfertigkeit und Vertrauen, Hoffen und Dulden.

Wenn der Beschreiber des inneren Lebens einer Menschenseele jene Mutter, welche dort in dem Hause bei Salzburg einen frommen, künftigen König gebar: die zum Frieden der Ewigkeit hinüber gegangene Königin The-

rese von Bayern, ihrem Wesen nach schildern wollte, er würde die Hauptzüge zu seinem Lebensbilde in der Darstellung des geistigen Bersaba finden, welche der Apostel in der vorstehenden Stelle seines Corintherbriefes gibt. Ich habe bei meinem späteren Aufenthalte in München in einer Reihe von mehr denn 20 Jahren das Glück gehabt, öfter in die Nähe dieses Bersaba-Thadmor zu kommen. Lautere, sich immer treu bleibende Wahrheit in Wort und Wandel; jungfräuliche Reinheit des Gemüthes; Empfänglichkeit für jeden Strahl des Lichtes, der von oben kommt; eine nur für Andere sorgende Liebe, nicht nur zu Denen, die ihres Hauses waren, sondern zu Allen, die ihr nahten, zu den Hilfsbedürftigen am meisten: wo kämen all' diese Kräfte des Lebens her, als aus dem lebendigen Wasser, das in dem Thadmor des alten, unvergänglichen Bundes quillt? Es war da keine Scheidewand zwischen dem Leben des sichtbaren Diesseits und dem unsichtbaren Jenseits, welche der Tod gewaltsam durchbrechen mußte. Der Weg, obgleich sein weiterer Verlauf dem Auge der anderen Erdenwanderer sich entzog, setzte sich ohne Unterbrechung in der gleichen Richtung nach der Heimath im ewigen Osten fort, die er seit der Zeit der ersten Christenweihe des Lebens eingehalten, denn er war von Jugend an ein gerader, richtiger Weg gewesen. Gedanken an das Ende, Boten der Ewigkeit sind damals, als die Mutter des Landes schied, in ungewöhnlicher Zahl gekommen. Die ernsten Worte des 90. Psalms: „lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden," sind die tägliche Loosung gewesen, mit welcher die noch Lebenden und gesund Gebliebenen am Morgen erwachten und am Abende sich zur Ruhe legten. Denn die Cholera: die Seuche, die im Finstern schleichet, und die im Mittag verderbet, hatte Tausende in unserer

Stadt dahin genommen; Tausende der Lebenden, im Trauergewande, aßen ihr Brod in den Häusern, beteten ihr Gebet in den Kirchen unter Thränen; der Gräber wurden so viele, daß die allein zurückgebliebene Tochter, wenn sie darnach suchen ging, kaum dort das Grab des Vaters, hier das der Mutter auffinden konnte; die Todtengräber wußten heute, wenn eine Wittwe sie darnach fragte, nicht mehr, wohin man gestern den Trost ihres Lebens, den Versorger ihres Hauses getragen. Und wer, wie die Mutter des Landes, auch nicht in der Stadt war, dem kam an jedem Morgen das Leid um einen nahe bekannten Verstorbenen, die Sorge um einen Erkrankten nach. Sie aber mit dem Thadmor und seinem lebendigen Wasser im Inneren blieb in seltener Gelassenheit und Stille. Sie hatte den Spruch „lehre uns bedenken" in seinem tiefsten Ernste, zugleich aber auch mit all' den Tröstungen, die ihn begleiten, schon oft zu Herzen gefaßt, am lebendigsten aber in der letztvergangenen Zeit. Denn nur ein Jahr vorher war der jüngste ihrer Brüder, Herzog Eduard von Sachsen Altenburg, der bei uns in München wohnte, dessen Umgang ihre tägliche Freude war, ihr vorausgegangen in das Leben der Ewigkeit, für welches sein frommes, liebendes Herz schon in den Tagen seines Fleisches ausgeboren war. Erst vor wenig Monaten hatte nun auch der Herzog Gustav von Altenburg das Tagwerk der Mühen auf Erden vollendet, jener Bruder unserer Königin Therese, der, ihrem Alter am nächsten stehend, der geliebteste Genosse ihrer Kindheit, so wie unter all' ihren Geschwistern der vertrauteste, nächste Freund ihres Lebens bis an sein Ende gewesen. Beide waren freudig und getrost im Bekenntnisse ihres Glaubens, im Festhalten an dem Troste seiner Verheißungen dahin geschieden. Sie hatten ein Erb=

theil ihres freudigen Muthes dem Herzen der Schwester hinterlassen; was sie oft gesungen: „Soll's zum Sterben gehn, wollst du bei mir stehn,“ das hat sich, als die siebente der Trübsale sich nahte, an ihr bewährt.

War es doch, als sollte und wollte die an aller Noth der Kinder ihres Landes treulich, innig theilnehmende Mutter mit diesen das Loos des Todes, das so eben Tausende getroffen, Tausende betrübt hatte, theilen. Sie starb bei ihrer Wiederkehr in die Stadt, die ihre Heimath geworden, an derselben Cholera-Seuche, welche den Tod, für viele Seelen der Lebenden, mehr denn in all' seinen anderen Gestalten zu einem König der Schrecken gemacht hatte. An dem Sterbebette aber unserer Königin Therese hat er diese seine Schrecknisse verloren. Draußen im Freien, in Wald und Feld tobte an dem Tage ihres Scheidens ein ungewöhnlich heftiger Sturm, auf ihr und in ihr war es so still, als ob ihr Angesicht wie ihr Herz jenes sanfte, stille Säuseln fühlten, in welchem der Herr war (1 Kön. 19 V. 12). Ihre letzten Worte waren ein Bekenntniß des Glaubens an Den, welcher durch seinen Tod die Schrecken des Todes besiegt hat, dann Ausdrücke und Segnungen jener treuen, sich selbst vergessenden und ganz dahingebenden Liebe zu den Ihrigen, von deren Geist und Herzen sie ungeschieden geblieben ist. Palmyra mit seiner irdischen Herrlichkeit ist vergangen; Thadmor ist geblieben und bleibet in Ewigkeit.

In ihrer äußeren Erscheinung ist unsere Königin Therese mit einer Anmuth begabt gewesen, die mit solcher Demuth und Würde vereint nur selten bei den Gepriesensten ihres Geschlechtes gefunden wird. Ein Ebenbild dieses äußeren Tempelbaues der Leiblichkeit steht noch jetzt auf Erden: das ist die Tochter der Geschiedenen, welche fern von uns da wohnt, wo die Secchia und der Panaro ihre Wasser

vermischen, ehe sie mit dem Po in's Meer gehen. Und es ist nicht die äußere Gestalt allein, es ist auch diese innere Weihe des Gemüthes, welche die unvergeßliche Mutter der Tochter hinterlassen; diese ist eine wahrhafte Erbin des Thadmor und seiner lebendigen Wasser geworden, welches in unvergänglicher Fülle seiner Segnungen fortbesteht und bleibt, wenn die Augenlust von Zenobia's Bau schon längst dahin ist.

Zu solchen Kindern, welche zum Segen und zur Freude für sie und für Tausende aus dem eigenen Hause der guten Königin Therese hervorgingen, sind ihr auch noch andere von außenher geboren worden, wie der Thau aus der Morgenröthe (Ps. 110, 3). Wohl dem Kinde in dem Hause und am Herzen einer solchen Mutter. Wohl demselben noch viel mehr, wenn ihm wie der Mutter das selige Glück noch einer anderen, höheren Kindheit beschieden ist, die nie veraltet, und welcher ein Reich zum Erbe verheißen ist, herrlicher, denn alle Reiche der Erde. Phanuel's Tochter, vom Stamme Asser, die Wittwe bei 84 Jahren, ist bis an ihr Ende ein solches seliges Kind geblieben, nicht im Hause der sterblichen Mutter, sondern im Hause ihres Gottes, von welchem sie nimmer kam, bei Tag und Nacht (Luc. 2 V. 36, 37). Und ein solches innerliches Verbleiben an der Ruhestätte und im Vaterhause des Geistes kann bestehen, wenn auch der äußere Mensch auf dem Wege seiner Tage mitten durch das Gedränge der Gassen der Welt geführt wird.

Welchen Erwerb mir meine Reise nach Salzburg und Tirol unmittelbar so wie mittelbar in München für mein späteres Leben brachte, das habe ich im Vorhergehenden berichtet. Von einem besonders bedeutenden Einflusse auf die Geschichte meiner späteren Jahre ist aber eine andere

kleine Reise gewesen, deren Ziel zunächst nur München war. Ich machte diese Reise in Gesellschaft meines Freundes Pfaff. Die damals gewöhnliche Langsamkeit der Fahrt durch die sandigen Strecken der noch im Bau begriffenen Straßen that dem Vergnügen an der Lustfahrt keinen Abbruch, sondern erhöhte vielmehr dasselbe so sehr, daß ich noch jetzt manche große Reise mit Dampfeseile, sammt all' ihren Ergötzlichkeiten, ginge sie auch über Paris nach Madrid oder Lissabon, nicht dagegen eintauschen würde. Denn wir fühlten, einer mit dem anderen allein, so recht, was wir an einander hatten, und das war viel.

In München suchte ich sogleich meinen alten, lieben Freund Ringseis auf, den ich als glücklich neuvermählten Ehemann in Lust und Freuden fand, dann gingen wir beide zu dem theuren Minister von Lerchenfeld. Er, der Unveränderliche in Gesinnung und Grund des Herzens, war noch ganz so unser Freund, wie er es in Nürnberg gewesen, und ist ja dieses auch treulich, bis an sein Ende geblieben. Sein häusliches Leben an der Seite einer Gemahlin, die ihm gleichwie aus seinem eigenen Wesen heraus und in dasselbe hineingeschaffen und gebildet war, so wie in der Freude an seinen kräftig wie lieblich gedeihenden Kindern hatte die gemüthlich wohlthuende Stimmung behalten, welche ihr die natürliche war.

Der edle Lerchenfeld und mit ihm Ringseis suchten uns den diesmaligen Aufenthalt in München so lehr- und genußreich zu machen, als nur möglich. Namentlich bei Lerchenfeld fanden wir mehrere der bedeutendsten Männer des damaligen Münchens, durch deren Gesellschaft der gastfreundliche Hausherr uns Freude machen wollte. Unter ihnen einige ältere Bekannte, so wie noch jetzt Lebende, von denen ich nachher reden will, zugleich aber auch Solche,

die längst hinüber sind. So mein Tischnachbar am ersten Mittage in Lerchenfeld's Hause, der ehrwürdige Fr. de Paula von Schrank, der mit Recht vielbewunderte Gelehrte, welcher vertraut und bekannt, wie ein Kind im Hause seiner Mutter, im großen göttlichen Haushalte der Natur lebte und im Verkehr mit dieser glücklich war. Noch jetzt bezeugen es seine Schriften, daß dieser seltene Mann mit eigenen, hellblickenden Augen das gesehen und erforscht hat, was er beschrieb. Sein junger, geistreicher, im weitesten Kreise der Weltanschauungen gebildeter Gehülfe: Martius, der mir bereits seit früherer Zeit ein ehrenwerther, lieber Bekannter war, führte uns gleich an einem der ersten Tage unseres Aufenthaltes in München in den botanischen Garten, der schon an sich selber, auch ohne den Reichthum seiner Gewächshäuser, ein seltenes Meisterwerk nicht nur des mühselig anhaltenden Fleißes, sondern der nach ihrem Maaße schöpferischen Kunst der Menschenhand war. Denn nur durch einen außerordentlichen Aufwand von Mitteln und Kräften war es möglich gewesen, hier auf einem höckerig steinreichen Boden, auf dessen niederen Graswuchs nur etwa die vorüber getriebenen Gänseheerden einiges Futter fanden, einen Lustgarten und Lusthayn der Pflanzenwelt zu begründen. Und das Gewächshaus, ausgestattet durch den Erwerb, den Martius auf seiner Reise nach Brasilien gemacht hatte, namentlich durch die damals noch jugendliche Zucht seiner Palmen, gewährte mir eine Belustigung der Augen, die an der Hand eines solchen kundigen Führers, wie Martius es war, zur Erhebung des Geistes wurde.

Aber noch eine andere Freude und Lust der äußeren Sinne wie des Gemüthes wurde uns durch Lerchenfeld's gütige Vorsorge, wenn ich nicht irre, an dem Abende des-

selben Tages bereitet. Ein großes Fest bei Hofe wurde zuletzt noch durch einen Ball beschlossen, und wir beide, Pfaff und ich, durften von obenher als stille Zuschauer, was längst unser Wunsch gewesen, die ganze königliche Familie sehen. Ich konnte lange Zeit kein Auge verwenden von dem geliebten König Maximilian Joseph. Wenn ich selbst als ein ganz Fremder hieher gekommen wäre, der noch niemals auch nur ein Portrait von diesem guten Herrn gesehen hätte, so meine ich dennoch, ich würde nicht allein hier im Glanze des Hofes, sondern auch anderwärts, wo er mir in alltäglichem Gewande unter seinem Volke begegnet wäre, in ihm den König erkannt haben. Eine von der Natur reich und majestätisch ausgestattete Persönlichkeit, auf seinem Angesichte der Abglanz einer von Gott gegebenen königlichen Würde und der Ausdruck einer väterlich wohlwollenden Milde; einer Herrschaft durch Kraft des Willens und der Liebe. Wer so, wie mein Freund und ich, den König Maximilian Joseph als einen Vater des Landes von Herzen liebte, dem mußte es eine ganz besondere Lust des Herzens sein, ihn hier als einen Vater seines Hauses, in seiner Familie zu sehen. Die edle, geistvolle Königin Karoline war wohl eine hochbeglückte, hochgesegnete Gemahlin und Mutter, und lebt noch jetzt als eine Gesegnete in dem Andenken Derer, die sie kannten, fort. Sie war es werth, die Lebensgenossin eines solchen Königs und die Mutter solcher Kinder zu sein, und erkannte dieses als eine Gabe aus Gottes Hand. Im Wohlthun ist sie eine geübte Meisterin gewesen. Den beiden Söhnen: Ludwig und Karl war das Siegel noch einer anderen Hoheit aufgeprägt, als die ist, welche der Rang der Geburt gibt: einer Hoheit des Geistes und Herzens, welche nicht von der Abkunft des Fleisches ist. Und

die Prinzessinnen, damals in der lieblichsten Blüthe des jungfräulichen Alters, bildeten ein Schwesternchor, das man nach seinem äußeren so wie inneren Wesen, in seiner gegenwärtigen Stellung so wie nach seiner zukünftigen Entwickelung und Bestimmung ein unvergleichliches nennen konnte. Man durfte bei dem Anblicke dieses hochbeglückten Schwesternchores wohl an den Schmuck Carmel und Saron und an die Worte im Liede der Lieder denken: ich bin eine Blume zu Saron; ein Wort, darin mehr denn eine Bedeutung liegt. So hätte, nach all' ihren Gliedern und in ihrem Vereine, zum Glücke der Liebe die königliche Familie ein köstliches Vorbild und Muster für alle Familien des Landes sein können.

Wir beide, mein Freund und ich, als wir aus der kerzenhellen Königshalle auf unser Zimmer kamen, sprachen noch lange von Dem, was wir so eben gesehen, und am anderen Mittage, in Lerchenfeld's treugesinntem Familienkreise wurde der äußere Eindruck, den wir gestern als fernstehende Zuschauer empfangen, noch mehr zu einem innerlich feststehenden und tief wurzelnden. Denn was man uns da von dem geliebten Königshause erzählte, das ging uns mehr und wohlthuender zu Herzen, als alle schöne Gedichte von Arthur's Hofhaltung und dem Heldenruhme seiner Tafelrunde.

Einen großen Genuß hatte mir der Besuch des Münchner Gewächsgartens gewährt. Der Geist, welchem die Lust und der Trieb zum Wandern durch das weite Gebiet der Räume und Zeiten tief eingeboren sind, kann sich da nicht nur aus dem lieben Heimathlande, dessen natürlicher Himmel so oft durch die Thränen des Regens und durch kalte Nebel getrübt ist, in die Palmenzone eines beständigen Sommers, sondern in alle Zonen der Erde versetzen, auf

deren Höhen und in deren dem Forschen zugänglichen Tiefen das Licht der Sonne, sowie die dem Lichte verwandten Naturkräfte ein aufkeimendes und blühendes Leben wecken. Alljährlich erneut sich, wo es anders einem Wechsel unterliegt, das grüne Gewand des Bodens und jede Stunde bringt ihre Blüthen und Früchte. Wenn aber schon dieser Flug durch die Länder und Zonen der Erde von Nord nach Süden, Ost nach Westen reich an Freuden genannt werden kann, so ist dies noch vielmehr ein anderer, höherer Flug des denkenden Geistes, auf welchem dieser durch die Regionen einer Welt geführt wird, welche nicht nur mittelbar, durch den sterblichen Leib seine Wohnstätte, sondern selber von geistiger Natur, sein eigentliches Vaterland ist. Die Münchner Glyptothek, in ihrer Art und Bedeutung einzig, ist ein solcher Lustgarten nicht allein der äußeren Sinne, sondern des Geistes, welcher hier aus dem Fremdlingslande seiner irdischen Räume und ihrer ohne Aufhören wechselnden Zeiten in den Vorhof seiner bleibenden Heimath hineintritt, von deren Höhen, gleich einem erfrischenden Winde von Osten, ein Lebenshauch der Ewigkeit ihn anweht. Da sind Blüthen aus anderem Grunde erwachsen, als jener ist, den der Mensch im Schweiße seines Angesichtes anbaut; hervorgegangen aus Keimen, die aus dem Dunkel des vergänglichen Wesens nach einem anderen Lichte sich empordrängen, als das der Sonne ist; nach einem Lichte, dessen Vorübergang an der Geschichte unseres Geschlechtes nicht nach einzelnen Umläufen des Mondes und der Erde um die Sonne, sondern nach anderen Aeonen abgemessen ist, als unsere Olympiaden oder Jahrhunderte es sind.

Als ich auf der kleinen Reise, von deren Erwerb ich so eben berichte, die Münchner Glyptothek besuchte, da

legte so eben die bildende Kunst an die Ausschmückung seiner inneren Räume ihre letzte Hand an. Schlotthauer und Zimmermann waren damit beschäftigt, den geistig gewaltigen Gestalten, welche Cornelius in Shakespeare's freudiger Kraft hervorgerufen, das Außengewand der Farben zu geben. Schon damals war der erste Eindruck, den das Eingehen in diese Schatzkammer der Künste, unvergleichbar höher an Werth, als die altberühmte des Krösus, auf mich machte, ein mächtiger; er ist dieses noch mehr geworden bei jedem meiner oft wiederholten Besuche des gedankenvollsten Lustgartens der Künste.

Ich habe in späterer Zeit, auf meinen Reisen noch manche Schatzkammern der alten Kunst gesehen, unter ihnen die mit Recht hochgepriesenste, reiche Antikensammlung des Vatikan. Bei Schätzen solcher Art, die allerdings unvergleichbar viel höher zu achten sind, als die von Gold und Silber, beruht dennoch wie bei diesen der Werth nicht allein auf der Menge und künstlerischen Berühmtheit ihrer einzelnen Stücke. Allerdings betrachten wir mit Staunen die unübersehliche Masse der Barren des Goldes, die im Schatzhause der Londoner Bank aufgehäuft liegen und die Edelsteine, die in einer Sammlung von Juwelen sich finden, dennoch wird ein Kunstwerk, das ein Meister in solcher Arbeit aus einem oder etlichen Goldklumpen gefertigt und mit einer Auswahl von Juwelen, harmonisch an Glanz und Farbe, verziert hat, nicht minder unsere Bewunderung erregen als die Kisten voll Australischen Goldes oder ein Haufen des edlen Gesteines aus Brasilien und Ostindien. Ist es doch, als hätte der Künstler durch sein sinnvolles Werk uns erst die ganze natürliche Herrlichkeit zeigen wollen, die dem edlen Metall oder dem Smaragd und Rubin ihren anziehenden Reiz für das Men=

schenauge gibt. Mit einem solchen Kunstwerke ist die Münchner Glyptothek zu vergleichen, welche ihren unvergleichbar hohen Werth für eine tiefer gründende Betrachtung der alten Kunst zunächst aus dem großen Gedanken der inneren Zusammenordnung ihrer Theile empfängt.

Die Aufgabe dieser Kunst war zuletzt eine andere ungleich höhere als die Belustigung der Sinne. Das bezeugt sie, wo sie neben den Liebreiz der Lust den Schatten der Gräber hinstellt oder mitten in den Spielen des Lebens an den Ernst des Endes erinnert. Sie bezeugt es, wenn sie überall auf die Wohnstätte des sterblichen Leibes eine Welt des Geistigen, ein Reich der Unsterblichen hineinblicken läßt, die dem geöffneten Auge als Göttergestalten der Haine, der Quellen, der Altäre und Tempel erscheinen. Selbst auf die Urnen der Todten fällt noch ein schreckender oder tröstender Strahl aus dem Reiche jener Lichtgestalten herab, der wie das Morgengrauen eines Tages der Ewigkeit das Dunkel der Gräber durchdringt.

Ja, auch der Geist der alten Kunst ist vom Geschlechte jenes festen Hoffens gewesen, das in der sterblichen Brust des Menschen für ein Sein der Ewigkeit gemacht ist. Ein Ahnden, daß dieses so sei, ergreift wohl Jeden, der mit empfänglichem Sinn in die Räume der Münchner Glyptothek hineintritt. Es ist hier Alles von Bedeutung; das sinnlich Frivole und Gemeine hat in ihrem wohlgeschlossenen Kreise keinen Zugang gefunden; ein Adel des Geistigen vermählt sich mit der leiblichen Natur. Zu den Götter- und Heldengestalten gesellt sich die Götterlehre der Tempel und die Sage von den im Rathe der Götter beschlossenen Kämpfen und Siegen der Helden in den Gemälden der Festsäle und in der Vorhalle des hochsinnigen Gebäudes. Wie die Worte des Liedes, welche die Töne des

Saitenspieles und die Stimme des Chorgesanges begleiten, sind diese gedankenreichen Werke der lebenden Hand denen der alten Kunst beigesellt *). Die Tafeln der hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter reden von den Thaten und der Geschichte einzelner das Volk des Nilthales beherrschenden Menschen. Was jene Tafeln im Kleinen sind, das sind die Hallen der Glyptothek im Großen. In ihnen zeugen die Meisterwerke der alten Tempel und die Sinnbilder ihrer Lehren von den Thaten wie von der in diesen Thaten kund gewordenen Geschichte eines Geistes, der nicht einem einzelnen Volke, sondern dem ganzen Geschlechte der Menschen zum Herrscher und Führer gegeben ist, wie durch die Zeiten des Sehnens nach dem Lichte, so zu denen des Wandelns im Lichte. Schon in dem Bau und in der Anordnung der Kunstwerke der Glyptothek hat sich jener ernste, große Grundgedanke kund gegeben, der in dem benachbarten Bau der Basilika zu seiner vollendeten Ausführung kam. —

Im Hause und im Familienkreise meines lieben Freundes Ringseis, von welchem ich später noch Manches sagen werde, ist es mir immer sehr wohl ergangen. Schon damals war dieses Haus der anziehende Mittelpunkt für solche Leute, die sich mit Geist und Gemüth zur Rechten, nicht zur Linken hielten und welche mit jenen beiden Hauptgaben des inneren Lebens in besonders reichem

*) Den Eindruck, welchen die Betrachtung der Glyptothek auf mich machte, habe ich nach dem Maaße meines Vermögens in einem meiner späteren Werke: die Geschichte der Seele zu beschreiben gesucht (4. Aufl. §. 65 mit der Ueberschrift die Kunst S. 729—747). Auch besonders gedruckt unter dem Titel: die Alter der Kunst.

Maaße ausgestattet waren. Und nicht blos aus München und aus Bayern allein versammelten sich da der geistige Adel von treuem, ächtem Blute, sondern aus allen Gegenden von Deutschland, so wie aus manchem anderen Lande fanden sich besuchende Gäste bei Ringseis zusammen, denen es hier, wenn sie von geistig gesunder Brust waren, gleich wie beim Athmen einer frischen, erquicklichen Alpenluft, warm und wohl zu Muthe wurde. Denn Ringseis, der feurige Kämpfer für die Ehre seines Vaterlandes und für die Wahrheit seiner Kirche, meint es mit Allen treu und gut, welche die Wahrheit lieben und auf die rechte Ehre halten, die vor Gott und Menschen gilt. Auch ist er in geistiger wie leiblicher Hinsicht ein so reicher, freigebiger Hauswirth, daß er schon durch diese Eigenschaft die Gäste an sich zieht, welche an beiderlei Bewirthung ein Wohlgefallen haben. Denn er ist, so wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteste, belesenste, vielseitigst unterrichtete Arzt, dessen forschender Geist durch alle Schulen seiner Kunst von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen ist, sondern er hat mit demselben Eifer und eindringenden Verständnisse auch die ältesten wie neuesten Schulen der Weisheit besucht, darin ein Same der Wahrheit ist. Er selber, ein vertrauter Freund der Natur wie der Kunst, war in Rom wie in München in vertrautem Verkehre mit jenen größten Meistern der Kunst getreten, denen es mit der rechten Anwendung ihres Berufes ein Ernst ist; Cornelius war ihm von der ersten Bekanntschaft an ein brüderlich verbundener Freund geworden. — So sah es in dem Hause so wie in und mit dem Wesen des Mannes aus, bei welchem ich den Abend nach meinem ersten Besuche in der Glyptothek zubrachte. Ich fand da eine Gesellschaft solcher Art, wie ich

sie vorhin beschrieben. So seelenvergnügt, so lebendig hatte ich nur wenige Abendunterhaltungen gefunden, als die damalige war. Ringseis in seiner heitersten Laune riß Alle mit sich in die gleiche Stimmung fort. Schlotthauer sang zu seiner Guitarre seine lieblichen Alpenlieder: der Bildhauer Eberhard, damals erst vor Kurzem aus Italien gekommen, sang Lieder von eigener Komposition, in die wir Anderen einstimmten. Mit dem Gesange und den Gesprächen im besten Humor wechselten lehrreiche und ernste. Ringseis hatte als Arzt den Kronprinzen Ludwig auf seinen Reisen durch Italien und nach Sicilien begleitet; mit gleicher Lust und Freude sprach er, und hörten wir ihn sprechen von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunst, welche er da gesehen, als von dem eröffneten, tiefen Sinn des geliebten jungen Fürsten, an dessen Seite ihm dieser Genuß geworden, und von dem großen Berufe dieses seltenen Herrn für seine Zeit und Zukunft. Auch von meinem geliebten Johann Michael Sailer war viel die Rede. Ringseis war während seiner langen, glücklichen Studienzeit in Landshut ein beliebter Hausfreund des ehrwürdigen Mannes gewesen. Von Galura, dessen Leben, von Sailer beschrieben, ich kurz vorher gelesen, wurde mit Ehrerbietung gesprochen. Die Kraft der geistigen Weihe, welche jener treue Lehrer dem Kronprinzen Ludwig gegeben, ist bei diesem eine bleibende Mitgabe für Zeit und Ewigkeit geworden.

Spät am Abende begleitete mich der Bildhauer Eberhard nach meiner Wohnung im Gasthause. Er könne mir, so sagte er, zu Dem, was ich heute von dem Kronprinzen Ludwig und von seinem Lehrer Galura gehört habe, auch noch etwas von Beiden erzählen, das mich freuen werde. Er, Eberhard, habe als wenig beachteter Künstler in ziem-

licher Zurückgezogenheit seinen spärlichen Haushalt in München geführt. Da sei eines Tages Galura mit dem jungen Kronprinzen Ludwig in seine Werkstätte eingetreten. Es sei in dieser im Grunde nur wenig zu sehen gewesen, aber Galura habe den frommen Sinn gerühmt, der in seinen Arbeiten sich ausgesprochen und der junge Prinz habe diesen Sinn erkannt und sich lebhaft daran gefreut. Der Prinz habe ihn gefragt, ob er schon in Italien gewesen sei, in der großen Weltschule für alle Künstler? Er habe darauf geantwortet, daß es wohl schon längst sein großes Verlangen sei, dahin zu kommen, aber dazu fehlten ihm die Mittel, denn seine Arbeiten für die Kirchen brächten außer dem großen Gotteslohn nur kleinen äußeren Gewinn, und zum Leben brauche man ja auch immer Etwas. Der Prinz habe darauf gesagt: nun vielleicht läßt sich da Rath schaffen und wenig Tage nachher sei ihm durch die Fürsprache desselben ein Reisestipendium zugesichert worden, welches ihm einen längeren Aufenthalt in Italien möglich machte. „So ist es," fügte er in seiner treuherzigen Weise hinzu, „schon damals die Art unseres Kronprinzen Ludwig gewesen, wo er fast noch ein Knabe war, und so ist sie es auch geblieben. Er hat so recht seine Freude daran, wenn die Kunst zur Ehre Gottes gereicht. In Rom haben wir Künstler diesen Herrn erst recht genau kennen gelernt, denn er hat da, ich möchte wohl sagen, mit uns gelebt wie mit seines Gleichen. Im Grunde genommen kann ihn aber auch bei uns jedes Kind so kennen lernen. Denn er lebt mit seinem Volke selber wie ein rechtes Landeskind und es geht ihm doch kein anderes Land über sein liebes Bayern. Hat's auch Ursach', denn so sind wohl wenig Herrn in ihrem Lande geliebt wie er."

Ich hätte nicht gedacht, daß mir schon diesmal die

Freude werden sollte, den Kronprinzen Ludwig persönlich kennen zu lernen. Ringseis, der Arzt, hatte demselben gesagt, daß ich in München sei, hatte gefragt, ob er mich Seiner Königlichen Hoheit vorstellen dürfe und dieser Wunsch wurde freundlich und huldvoll gewährt. Als mein Freund mir dieses ansagte, wollte freilich zuerst meine alte, angeborene Schüchternheit sich regen und ich hätte, wie man zu sagen pflegt, etwas darum gegeben, wenn die schwere Aufgabe, vor einem so vornehmen und von mir hochverehrten Herrn zu erscheinen, schon gelöst und ich wieder von München fort gewesen wäre. Die kindische Scheu aber meiner Natur wurde von einem Zuge der kindlichen Verehrung und Liebe überwunden, der schon längst in meinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Denn bereits während unseres Zusammenseins in Nürnberg hatte Lerchenfeld mich oft im Geiste bei dem Kronprinzen Ludwig eingeführt, welchem er mit warmer, treuer Liebe zugethan war und dessen hohen Beruf zu einem großen Werke seiner Zeit er vor vielen Anderen mit klarem Blicke erkannte. Und ich erlaube mir hier eine Aeußerung zu erwähnen, welche Lerchenfeld, namentlich in jener Zeit, darin ich in Nürnberg mancherlei Anfeindungen zu bestehen hatte (nach Th. II S. 327 ff.) mehr denn einmal gegen mich gethan hat. Sie mag hier als ein Beweis stehen für die Menschenkenntniß und die darauf gegründete Voraussicht von der Tauglichkeit eines Anderen zu der oder jener Stellung, welche ich bei mehreren Gelegenheiten an jenem werthen Manne bemerkt habe. Er sagte zu mir: „Ich wünschte, Sie würden mit dem Kronprinzen Ludwig bekannt. Dieser würde gar bald etwas Anderes in Ihnen erkennen und finden als hier in Nürnberg Paulus und Seinesgleichen an Ihnen zu haben meinen. Ich wünschte, Sie würden

ein Lehrer bei des Kronprinzen Kindern.“ Seltsam genug erscheinen mir diese, für meine Erinnerung wohl aufbewahrten Worte des geistreichen Staatsmannes. Auf meinen vieljährigen Umwegen zu der letzten Station meines Lebens in München, durch die späteren Jahre in Nürnberg, durch Mecklenburg und Erlangen hätte ich mir auch im Traume nicht einfallen lassen, daß Lerchenfeld's Wunsch für mich noch einmal in Erfüllung gehen könnte. Und doch ist es so gekommen, und der Anfang dazu war die Audienz bei dem Kronprinzen Ludwig, von welcher ich hier zunächst zu reden habe.

Zeit und Stunde zu unserem Empfange waren uns bestimmt; wir hielten sie genau ein und wurden sogleich angemeldet und vorgelassen. Wir konnten wohl bemerken, daß der Herr noch so eben mit Schreiben beschäftigt gewesen war, und die Bücher auf einem Nebentische ließen die ernste geistige Gesellschaft errathen, in welcher er so eben sich befunden. Dennoch ließ sein geistiges Nahesein eben so wenig auf sich warten, als sein leibliches; er trat zu uns hin und blickte mich mit seinen klaren, ruhigen Augen so zutraulich an, als ob er mich längst schon gekannt hätte. In diesem Blicke, so wie gleich in den ersten Worten der Anrede lag eine Kraft, die sich mittheilte; meine Schüchternheit war mir vergangen und auch ich fühlte ein Zutrauen zu diesem lieben, gütigen Herrn, in welchem sich mir Herz und Mund recht freudig aufthaten. Der Kronprinz, mit den literarischen Erscheinungen seiner Zeit wohl bekannt, hatte auch von meinen Schriften wohlwollende Kunde genommen. Er wußte aber nicht allein von diesen, sondern war auch über meine frühere so wie jetzige amtliche Stellung in Bayern sehr wohl unterrichtet. Er sprach mit Vorliebe von der ehrenwerthen, alten Stadt Nürnberg

und von Dem, was in ihr vormals für Wissenschaft und Kunst Rühmliches geschehen sei. Es solle für beide noch mehr in Bayern geschehen, sagte er, und ich hätte wohlgethan, nach Bayern zurückzukehren. Hierauf fragte er mich über Das, was ich in München gesehen, und ich äußerte mich darüber mit Freuden. Zuletzt nahm das Gespräch eine Wendung auf den damaligen Zustand der Universitäten und zu dem in ihnen herrschenden Geiste. Dieser solle, so ungefähr sprach der Kronprinz sich aus, so weit als möglich bei den Lehrenden wie bei den Lernenden weniger durch äußere Strenge als durch die innere Zucht der Furcht vor Gott, der Achtung vor Ordnung und Recht in gebührlichen Schranken gehalten und durch eine höhere Bildung der Sitten so wie des Geschmackes veredelt werden. Der liebe, gütige Herr schloß sein vertrauensvolles Gespräch mit mir durch die Mittheilung, daß, wenn er einst den Thron als König besteigen werde, es seine Absicht sei, die Universität Landshut nach München zu versetzen und dann gedenke er mich als Lehrer dahin zu berufen. —

Der Eindruck, den dieses erste persönliche Bekanntwerden mit meinem hochtheueren König Ludwig auf mich machte, ist mir bis auf diese Stunde in besonderer Lebendigkeit zurückgeblieben. Mir war es, als wäre ich nicht allein bei Ihm, sondern Er bei mir gewesen; so durch und durch bis in's Innerste hinein, daß ich mich in seiner Kraft mehr noch als in der eigenen bewegt fühlte. Er hatte mich, hatte mein Wollen und Begehren sich zu eigen gemacht und ich fühlte mich dabei in recht wohlthuender Weise erhoben und bekräftigt, denn ich mußte es erkennen, daß sein eigenes Wollen und Begehren für das, was unserer Zeit noth thäte und für das Wohl seines Volkes

von solcher Art sei, daß man gern die Kräfte des Lebens daran wenden könne.

Im vertraulichen Gespräche mit Lerchenfeld, der mich sehr theilnehmend darum befragte, erzählte ich diesem Viel von Dem, wovon mein Herz voll war: von meinem huldvollen Empfange bei dem Kronprinzen. Als ich meine Bewunderung äußerte über die wissenschaftliche Thätigkeit, darin ich den Herrn gefunden, fügte Lerchenfeld, in seiner genau unterscheidenden Weise hinzu: „Unser Kronprinz ist nicht blos thätig, sondern selbstthätig. Was er in seinem rastlosen Fleiße anfaßt, das ergreift er nicht allein in hinnehmender, sondern in selbst bewegender und weiter fördernder Weise. Er hat sich gewöhnt, mit der That zu denken.“ Als ich von dem Gefühle redete, das mich bei dem Gespräche mit dem Kronprinzen anwandelte und bei welchem mir es war, als ob er mich recht gründlich durchschauete und kennte, sagte Lerchenfeld: „Dieser Herr hat sich durch die Geschichte der alten wie der neuen Zeiten, darin er wie selten ein Anderer zu Hause ist, ein merkwürdiges Urtheil über seine eigene Zeit und über die Menschen, im Einzelnen wie im Ganzen, erworben. Er weiß die Menschen öfters auf den ersten Blick in treffender Weise zu beurtheilen und kann sich deshalb wohl an dieses sein eigenes Urtheil festhalten.“

Ich sah noch mehrmals den theuren Fr. v. Roth, welcher damals so eben damit beschäftigt war, das Haus, das er sich hatte erbauen lassen, innerlich auszustatten und für den nahen Einzug einzurichten, — das Haus, welches mir vor allen Häusern, unter deren Dach ich seit dem Abschiede aus dem Elternhause eingegangen bin, für Geist und Gemüth das gesegnetste gewesen ist. Denn dahin bin ich 24 Jahre lang mit einem ähnlichen Gefühle ge-

gangen, als das war, in welchem ich während meiner Jünglingsjahre, von den Schulen her zum Besuche in das Elternhaus eintrat. Ich hatte Roth schon in Nürnberg gekannt; von Erlangen aus hatte ich ihm mehrere Male geschrieben; in München ist er mir ein Freund und Genosse des inneren Lebens geworden, an dessen treuer Hand ich mich in Freud und Leid, in guten wie in bösen Tagen festhielt. Ich habe seitdem keine solche Hand wieder gefunden. Er war nur wenige Monate älter als ich, aber wie ein an Jahren viel älterer Bruder den unerfahrenen jüngeren, ja wie ein liebender Vater hat er mit Nachsicht und Liebe mich gezogen, gehalten, und, wo es nöthig war, getröstet und gestärkt. Das sind die Gedanken und Gefühle, die mich erfassen, wenn ich an dem lieben, jetzt von Fremden bewohnten Hause vorbeigehe, das damals Roth für sich und die Seinen erbaut hatte.

Auch den ehrwürdigen, lieben Niethammer sah ich mehrere Male, dem ich in meinem Leben so Vieles zu danken hatte und niemals auf Erden, so wie ich sollte, gedankt habe. Er, so wie Roth, betrauerten damals noch Jacobi's Tod; Niethammer glaubte ihm bald folgen zu dürfen, hat aber zum Segen für uns und Viele noch manche Jahre aufbleiben müssen, ehe er neben Jacobi's Grab den hochbejahrten, müden Leib zur Ruhe legen durfte.

In Erlangen, nach meiner Zurückkehr von der kleinen Reise, war mein erster Gang zu Schelling. Diesem erzählte ich von Allem, was ich in München gesehen und erfahren, vor Allem von der freundlichen Aufnahme bei dem Kronprinzen Ludwig. Er hörte mich mit Theilnahme und Vergnügen an. Er sprach mit Zuversicht seine Erwartungen aus. „Dieser Kronprinz," so äußerte er sich, „ist durch Gottes besondere Fügung gerade zur rechten Zeit

für den Herrscherthron geboren und bestimmt. Er wird aber nicht nur ein tüchtiger, unermüdet thätiger, einsichtsvoller König seines Landes und seines Volkes werden, der die Wahrheit des Christenthums in jedem ihrer aufrichtigen Bekenntnisse ehrt *), sondern ein anderes Volk, ein anderes Reich, dessen Gränzen nicht auf den Landkarten abgemessen sind, wartet auf ihn als Herrscher und Führer. Es hat die Stunde geschlagen, in welcher auch der Geist der Kunst zum Wiedererwachen aus der Schlaftrunkenheit der letzten Menschenalter sich erhebt. Dieser König wird die schon erwachten Kräfte stärken, wird noch viele andere aufwecken und als Führer sie um sich versammeln zu dem großen Kunstwerke des Lebens, zu welchem er vorbestimmt ist. Was man der jetzigen so wie der zukünftigen Zeit mit Worten sagen möchte, die so oft nur ein unbeachtet vorbeigehender Zuruf bleiben, das wird die bildende Kunst

---

*) Manchem verkennenden Urtheile gegenüber muß ich hier Das deutlicher aussprechen, was Schelling mit seinen Worten meinte. Wir Protestanten alle, die wir unserem König Ludwig näher kamen, haben nicht nur öfters die Aeußerung aus seinem Munde gehört: „Haltet nur treu und fest an eurer Augsburgischen Konfession, dann seid ihr meine lieben, christlichen Unterthanen," sondern er hat diese Gesinnung durch die That an uns bewiesen. Was nach S. 566, 567 für die Wiedererweckung einer christlichen Theologie in Erlangen u. a. geschehen, das war ganz nach seinem Willen. Unserer protestantischen Gemeinde zu München gab er ganz aus eigener Wahl den damaligen Pfarrer Böckh aus Nürnberg (S. 562) von welchem er im Feldlager bei Augsburg eine Predigt gehört hatte; einen vor Anderen hoch bekräftigten Bekenner der alten evangelisch-lutherischen Lehre, von reich gesegneter Wirksamkeit.

eindrücklich und kräftig für das Gefühl und das Erkennen bezeugen, wenn sie nicht der Sinn des Fleisches, sondern der Geist wiederbelebt, der sie dem menschlichen Geschlechte zu einer Erzieherin gegeben hat für ein Sein, das frei und hoch über der Thierheit steht. Denn nur der, welcher diese Freiheit errungen hat, oder nach ihr ringt und verlangt, wird die Bedeutung und Bestimmung der ächten Kunst verstehen, welcher unser künftiger König mit voller Liebe und allen Kräften zugethan ist. Die Kunst ist aus den Tempeln hervorgegangen, sie soll und wird in den Tempel zurückkehren."

Schelling sprach nicht nur damals, er sprach später noch viel mehr Das über König Ludwig aus, was mir ganz aus dem Herzen geredet war. Ich darf es, vor dem noch lebenden Herrn, nicht nachsprechen, die Schriftzüge eines Verstorbenen mögen dies vielleicht künftig einmal in vollerer Freiheit thun. Sie dürfen reden von der sich immer gleichbleibenden nachsichtsvollen Huld gegen mich, welche durch kein fremdes Dazwischentreten sich wankend machen ließ; reden von den Abenden, darin ich den König als liebenden Vater unter den Seinen gesehen. Zeugen dürfen sie von den Stunden, darin nicht nur der wohlwollende König, der zärtlich liebende Hausvater, sondern vor Allem der kindlich und festgläubige Christ sich kund gab, welcher dort, im Hause der Tochter, aus welcher, an Geist, und Gemüth, sein treuestes inneres Ebenbild ihn anblickt, mit der Freudigkeit des Glaubens den Pforten der Ewigkeit genahet war.

Während des letzten Jahres meines Verweilens in Erlangen habe ich noch eine etwas größere Reise, nach Südfrankreich und Italien, gemacht, die ich bald nachher unter dem gleichen Titel beschrieben habe. Der Erwerb

von dieser Reise ist sowohl ein wissenschaftlich äußerlicher als ein innerlicher für mein weiteres Leben gewesen. Glücklicher Weise hatte ich zum Besuche des südlichen Frankreichs gerade jene günstigste Zeit des Jahres: den Anfang des Frühlings gewählt, in welcher das ganze Land einem blühenden Garten gleicht. Der thauende Schnee und die Regengewölke des Hochgebirges ergießen sich dann in Quellen und reichlich gefüllten Bächen selbst über jene Theile des niederen Landes und der felsigen Abhänge, welche bald nachher, wenn jene Quellen versiegten und nur noch ein dürftiger Wasserstrahl in dem steinigen Bette der Bäche und Flüsse die Meeresküste erreicht, zu einer vertrockneten Einöde werden, unter deren Staub der Duft der Gewürzkräuter erstirbt. Die Provençe, wie sie dieses vormals in der Geschichte ihrer Bewohner in geistiger Hinsicht gewesen, scheint vor anderen Ländern von Europa dazu gemacht, eine unvergleichbar herrliche Ehrenpforte zu sein, durch welche der Frühling seinen siegreichen Einzug über das Meer von Süden her hält, unter den Kränzen und Guirlanden der auserlesensten Blumen, bewillkommt von den Jubeltönen der lebenden Natur, von den Frühlingsliedern der Menschenbrust. Italiens Naturreiz ist von minder vergänglicher Art als jener der Provençe, dort geben die waldreichen Höhen und selbst der vulkanische Boden eine Fülle des Gewässers, welche selbst im Sommer dem Lande sein Grün erhält. Und wenn auch in Italien, wie in der Provençe, auf den Bergen und in den Thälern die Fülle der Blüthen des Frühlings und angehenden Sommers dahingewelkt ist oder in die Gestaltung der Früchte sich versenkt hat, dann öffnet sich im Meere eine andere Blüthenwelt der buntfarbigen, thierisch beweglichen Gestalten, daran auch mein Auge an den Kü-

sten von Nizza, Genua und Neapel sich lehrreich ergötzt hat. Zu diesen, mir in solchem Maaße noch niemals vorhin gewordenen Freuden an der Natur kam auch noch der Reiz des Neuen, den mir das Betrachten und Besteigen eines noch thätigen Vulkanes: des Vesuv und der vormaligen Feuerherde seiner Nachbarschaft gewährten.

Nicht minder groß aber, als der Erwerb, den mir die eigene, lebendige Anschauung der Natur brachte, war ein anderer, den ich von meiner damaligen Reise für mein ganzes späteres Leben mit mir nahm. Ich hatte da ein Feld der Geschichte betreten, auf welchem sich die Herrlichkeit einer mächtigen Vergangenheit noch fortwährend kund gibt, in den sichtbaren Thaten und Werken ihres Lebens. Nur wie vereinzelte Aehren, welche mitten unter den Pflanzen eines anderen Geschlechtes auf einem Felde sich finden, das im vergangenen Jahre eine volle Ernte ihrer Art getragen, zeigen sich im südlichen Frankreich die kunstreichen Bauwerke der alten, mächtigen Römerzeit. In Italien aber, vor Allem in der Herrscherstadt des alten Weltreiches, stehen dieselben gleich uralten, mächtigen Bäumen, stark an Stamm, tief an Wurzeln, hoch an Wuchs da, welche, auch wenn sie entlaubt und der Früchte beraubt sind, der Gärtner unter den fruchtbaren Gewächsen seines Anbaues stehen ließ, weil seine Aexte und Sägen so wie die Kraft seiner Hände zu ohnmächtig waren, solch' feststehenden Aufbau der Dryaden zu vernichten. Das Wesen und Wirken des klassischen Heidenthums, das ich bis dahin nur aus Wort und Schrift gekannt, trat mir da in einer Lebendigkeit vor die Seele, welche mich tief und in fortwirkender Weise ergriff. Die Herrlichkeit der alten Welt hat hier, in den Stunden ihres Abschiedes aus den Zeiten der Völker und von der Stätte ihrer alten Wohnung den Aufschwung nach

einer Höhe genommen, zu welcher ihr das messende Auge und die bauende Hand des nachlebenden Geschlechtes kaum zu folgen vermögen. Und dennoch wird in der Sprache dieser Werke dieselbe Lehre vernommen, welche der gekrönte Prediger in den Worten gibt: „es ist alles ganz eitel". Aber ein troftreich erhebendes Gefühl geht dem Trauer erregenden zur Seite. Das, was der Eitelkeit gehörte, ist vergangen, die gedankenvolle Kunst des Alterthums hat jedoch in ihrem Ahnden und Sehnen mitten unter den Altären ihrer Götter dem unbekannten Gott einen Altar erbaut, welchen zu erkennen, zu fürchten und welchem zu gehorchen als ein seliges Vorrecht allen Menschen zukommt. Und wie auf den Altären, wie in der Kirche des neuen Bundes dieser unbekannte Gott ein dem Menschenherzen bekannter, dem Auge genaheter geworden, wie sein Nahesein dem sterblichen Geschlechte, zu welchem er, als zu Seinesgleichen sich gesellte und mit diesem zugleich der gesammten Leiblichkeit eine Weihe der höheren geistigen Art gegeben hat, das bezeugt die christliche Kunst, deren Meisterwerke gleich einer Welt der Engel neben der fleischlichen Verkörperung der alten Kunst hervortreten. So ist in Italien der Geschichte der Kunst das seltene Glück beschieden, gleich dem Bilde des Janus, dessen eines Angesicht zurück in das Vergangene, das andere vorwärts in das Künftige gerichtet war, hineinzublicken in den Abend ihres alten, so wie in den Tag ihres neuen Aeons.

Noch einen anderen Erwerb als jenen, der mir aus der Betrachtung der großen Werke der Natur und der Kunst kam, hat meine damalige Reise mir eingebracht. Das war die nähere Bekanntschaft und Befreundung mit Menschen, die des Aufsuchens über Berg und Thal und des treuen Festhaltens in der Erinnerung werth waren.

Ich habe ihrer in der Beschreibung meines damaligen Reiseweges ausführlicher erwähnt; hier nenne ich nur im Vorübergehen einige Namen. Den theueren Heinrich Lutteroth aus Paris hatte ich schon als schnell vorübereilenden Besuch in Erlangen kennen gelernt. Wenn aber auch sein leibliches Erscheinen ein schnell vorübereilendes war, so blieb mir doch sein geistiges Sein in Liebe ein feststehendes, nicht für die Erdenzeit allein. Ihm hatte ich von dem Vorhaben meiner Reise nach Frankreich geschrieben und er begleitete mich im Geist mit seinen Briefen an gleichgesinnte Freunde in Lyon und Nizza, ja bis nach Neapel. Dasselbe that mein brüderlicher Freund Heinrich Fabricius in Nürnberg (m. v. S. 467). Er führte mich durch einen Brief in das Haus und an das Herz des Heimpel Boissier in Avignon: des freudigen Bekenners eines durch Liebe kräftigen Glaubens in Wort und That. In Marseille sah ich von Angesicht und begrüßte ich von Herzen einen Mann aus dem Hause Sieveking in Hamburg, dem Hause, aus welchem weit in die Ferne der Zeit und des Raumes die Töne eines Liedes vernommen werden (Ps. 119 V. 54), das auch mich oft getröstet hat auf dem Wege meiner Pilgrimschaft. In Rom führte mich ein Brief aus Freundeshand zunächst zu Rothe, dem Prediger bei der kleinen deutschen protestantischen Gemeinde, die, wie die Schwalbe ihr Nest, den Raum zu ihren Versammlungen bei dem Gemäuer des alten Capitols gefunden hat. Rothe und seine treffliche Frau haben uns, während unseres Aufenthaltes in Rom, wie auf Händen der Liebe getragen, einer Liebe, die ihren Lohn nicht in dem Danke der Menschenlippen dahin nehmen kann.

In der kleinen Kirche, dort im Capitol, fand sich damals ein Orgelspieler von gar seltener Art. Er war einer

von denen, welche den Gesang und das Spiel, daran die Gemeinde sich erbaut, noch ehe ihr Finger sie durch Töne der Orgel erweckt, in ihrem Herzen anstimmen und darin nachtönen lassen ohne Aufhören und Ende. Ein Sonntagskind, dessen frommes, ernstmeinendes Gemüth für die stille Feier eines beständigen Sonntags gemacht ist. Der Orgelspieler, den ich meine, war Julius Schnorr von Karolsfeld (jetzt Professor und Direktor der Gemäldegallerie in Dresden), welchem die doppelte Gabe geworden, nicht nur durch die Kunst der Töne, sondern vor Allem durch die der Farben, mit den Gefühlen zugleich Gedanken des bleibenden Ernstes hervorzurufen. Mein erstes Begegnen mit diesem Manne, in dem kleinen protestantischen Kirchlein, bei der Stätte des hohen, alten Capitols, war wohl von so seltener Art, daß ich nicht vermuthet hätte, daß wir uns jemals wieder, nicht blos auf etliche Tage oder Wochen, sondern auf Jahre zusammenfinden würden. Denn weder ich noch er dachten damals daran, daß uns München zu einer gemeinsamen Heimath werden könnte. Dort ist Schnorr einer von jenen lebendigen Bausteinen geworden, welche die Hand eines hochsinnigen Königes, um mit den Worten eines Freundes zu reden, nach dem Rath „einer höheren Nothwendigkeit" (S. 212, 213) zu einem Werke zusammenführte, welches, wie ein wohlgebautes, festes Haus, auch vielen Anderen, die, wie ich, nicht zu den Bausteinen selber gehörten, eine geistige Ruhestätte gewährte. Peter Cornelius, mächtig genug, um einen Grundstein zu bilden, Julius Schnorr, mit ihnen Heinrich Heß, Ferd. Olivier und andere ebenbürtige Künstler, schlossen die eine Seite des Hauses, Schelling, Fr. von Roth, Görres, Fr. v. Baader, Ringseis, Puchta bildeten die andere, und etwas später kam, als wohl zum Gan=

zen schimmernder Anbau, das unvergeßlich werthe Brüderpaar der Boisserée's hinzu, Sulpice, dem zu seinem milden frommen Gemüthe eine Reife des Urtheiles und eine Lebensweisheit verliehen war, welche im Umgange mit der Welt nur geübt, nicht gewonnen werden können, und mit ihm ein Herz und eine Seele sein Bruder Melchior in seiner an Liebe reichen und der Liebe würdigen Natur. Diese Alle sind im innersten Wesen von gleichem Geiste der Gesinnung in der Wirksamkeit zu einem gemeinsamen Ziele vereint gewesen und haben sich mit vielen anderen, schon auf der Baustätte gelegenen Werkstücken zu einem Bau zusammengefügt, in dessen Schatten es sich gar gut wohnen ließ.

Cornelius war nicht in Rom, als ich dort verweilte. Wie ich in Florenz den Erinnerungszeichen an den geweihten Sänger der Schrecken wie der Freuden der Ewigkeit: an Dante nachgegangen bin, so hier in Rom den Zügen des Bildes mancher in Dante's Geiste schaffenden Meister, deren viele nur noch in den hinterlassenen Werken erkennbar sind. Einer aber aus ihrer Verwandtschaft: der Freund Peter Cornelius blieb mir nicht nur ein aus den Zügen der Werke geschaffenes Bild, sondern wurde mir später zur wirklichen, persönlichen Erscheinung.

Der äußere wie innere Gewinn, den ich auf der damaligen Reise aus meinem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte in Rom zog, würde mir nur in sehr verkümmertem Maaße zu Theil geworden sein ohne die Hülfe, die mir aus dem Capitol kam. Dort, an der hohen Herrscherstätte des alten, weltbeherrschenden Roms wohnte damals ein Mann, dem seine Natur und sein Wesen wohl ein Wohnrecht zu solcher Behausung gaben: der preußische Gesandte am römischen Hofe: Ritter Carl von Bunsen. Nicht

nur als Schüler und vertrauter Freund von Niebuhr, sondern durch eigenes Forschen und lebendige Anschauung, hatte sich dieser ein Heimathsrecht in der Geschichte und in der äußerlichen Kunde des alten wie neuen Roms erworben. Ja, sein römisches Bürgerrecht war noch ein tiefer begründetes. Wenn auch die edlen Geschlechter aus den Zeiten des Völker besiegenden und des Völker beherrschenden Roms nicht mehr durch den Weg der leiblichen Fortzeugung bestehen, so ist dennoch ihr Stamm nicht erloschen; ihm werden auf geistigem Wege noch fortwährend Nachkommen geboren. Ein Geist aus dem klassischen Alterthum mit der Milde eines Mäcenas, schien sich zu mir hernieder zu lassen, als Bunsen mit unbeschreiblicher Freundlichkeit mich in den auserlesenen, geselligen Kreis seines Hauses und aus diesem, gemeinsam mit Schnorr in die Herrlichkeiten des alten wie neuen Roms einführte. Und nicht nur damals, sondern bis auf diese Stunde ist jener geistige Bürger des alten Roms mir und meinen Kindern wie Kindeskindern ein unermüdet hilfreicher Freund gewesen. Bunsen's Verwendung habe ich die empfehlenden Briefe aus dem römischen Cabinet, an die lateinischen Klöster des Morgenlandes verdankt, die auf meiner späteren Reise dahin mir von unschätzbarem Nutzen waren. In London hat er persönlich, so wie durch seinen Einfluß als väterlichen Rathgeber, Führer und Freund der Meinigen sich erwiesen. Und wie viele Andere, welche Bunsen nahe kamen, erfuhren von ihm Dasselbe. Das sind Thaten der Liebe, das sind Früchte, welche von dem Geschlechte des Stammes ein Zeugniß geben, das unangefochten von außen als ein gutes bestehen wird.

Unter den jüngeren Freunden, die ich in Rom fand, nahm sich mein lieber, vormaliger Schüler von Nürnberg

her: der Bildhauer Ernst Bandel (II, 198) mit aufopfernd treuer Liebe an und mit ihm, wie durch ihn, lernte ich mehrere der Jünglinge kennen, die später, wie Lessing, in der Kunst zum Ruhme der Meisterschaft gelangten.

Die Empfehlungsbriefe aus Paris, von denen ich eben gesprochen, begleiteten mich selbst bis nach Neapel und führten mich dort zur Bekanntschaft mit dem damaligen treuen Verkündiger des Evangeliums an der kleinen protestantischen Gemeinde: dem theueren Monod.

Alle die hier erwähnten geistigen Verbrüderungen mit Menschen, die man gern auch später im Leben und weiteren Ortes wiederfinden und in Liebe festhalten möchte, sind mir als ein unmittelbarer Erwerb von meiner Reise nach Südfrankreich und Italien zugekommen. Es sei mir aber erlaubt, hier noch des Erwerbes einer anderen Bekanntschaft zu gedenken, der mir in gewissem Maaße aus dieser Reise geworden ist, nachdem dieselbe als Buch, in ihrer Beschreibung erschienen war. Allerdings stand der Werth meines armseligen Buches mit dem Gewinne jener Bekanntschaft kaum in einem ähnlichen Verhältnisse als der Mantel, den ein durch ganz andere Reisen berühmt gewordener Engländer *) der Königin Elisabeth auf einem ihrer Spaziergänge über eine Stelle des feuchten Bodens hinbreitete, mit den nachmals erfahrenen Beweisen der königlichen Freigebigkeit und ehrenden Anerkennung. Der theuere, werthe Mann, der bei einem Besuche in München sich als einen Leser meines Buches bei mir einführte, war Karl Ritter aus Berlin. Der Mann, in der Geschichte unserer Erde und der auf ihr wohnenden Völker ein Seher, an dessen Geist man aber auch jene Fragen richten kann,

*) W. Raleigh.

mit denen im Herzen man zu Solchen hinging, die man vorzeiten in Israel Seher nannte (1 Sam. Kap. 9 V. 9). Denn sein forschender, tiefgründender Blick erkennt im sichtbaren Gebäu der Erde und ihrer Bewohner nicht nur den Werkmeister, sondern in der Geschichte der Einzelnen wie des Ganzen den lebendig gegenwärtigen Führer und Regierer, der den Völkern die Loose ihrer Wohnsitze zutheilte, nach ewig vorbedachtem Rathe. Ich werde nie vergessen, was ich Ritter zu danken habe. —

Mehrere kleine, so wie größere Reisen habe ich noch von Erlangen aus gemacht, namentlich mehrere in meine Heimath des Erzgebirges und die beiden Muldenthäler. Den geistigen Erwerb, namentlich den einen, habe ich vorhin (S. 571 u. f.) beschrieben. Damals lebten auch noch mehrere meiner nahen Verwandten, von denen ich in den vorhergehenden Bänden sprach. Eine jetzige Reise dorthin würde mich zu Gräbern führen, an denen nur noch zwei mir geistig wie leiblich nahe befreundete Männer wohnen: mein Neffe, der Justizamtmann Helmers (m. v. I, S. 216 und II, S. 81 u. f.) und Ferdinand Werner, dieser wie ich, ein Enkel des alten, ehrwürdigen Gotthilf Werner (I, S. 33). Sie seien mir beide brüderlich begrüßt.

## 40. Berichte aus der nächsten Nachbarschaft.

In den letztvorhergehenden Kapiteln meines Buches bin ich öfters weit von der Beschreibung meines eigenen Lebens in Erlangen abgekommen; ich kehre hier wieder zu derselben zurück.

Ich habe es bereits oben (S. 259) ausgesprochen, daß ich die 8 Jahre, welche ich in Erlangen zubrachte, für die äußerlich glücklichsten, vergnügtesten meines Lebens

halte. Die Freude und Lust an meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche so ganz nach meinem Sinne war; der tägliche Umgang mit Freunden, die ich von Herzen liebte und verehrte und bei welchen meine Liebe eine aufrichtige, treue Erwiderung fand; die wohlthuend geistige Anregung, die ich in der Unterhaltung mit allen diesen älteren und jüngeren Freunden fand, machte mir Erlangen so werth, daß mir der Gedanke, diesen Ort jemals wieder zu verlassen, nicht in den Sinn kam. Dabei war ich, waren die Meinigen gesund; für mein mäßiges äußeres Bedürfniß war hinreichend gesorgt, ich lebte in Frieden mit mir und mit aller Welt, denn ich darf es wohl, den vielen noch lebenden Zeugen aus der damaligen Zeit gegenüber sagen: ich war von allen Leuten, die mich kannten, wohl gelitten und wußte von keinem Feinde.

War aber dieser Friede auch der rechte, stand die große Zufriedenheit, daran ich mich ergötzte, auf sicher bleibendem Grunde? Diese Fragen kamen mir wohl schon damals zuweilen in den Sinn, und ich wüßte sie jetzt gründlicher und besser zu beantworten, als vor 30 Jahren. Das, was uns am öftesten die allgemeine Gunst der Welt erwirbt, ist der Zug einer gegenseitigen Verwandtschaft, denn „die Welt hat das Ihrige lieb." Mein ungestörtes äußeres Glück war für mein Inneres, wie für das Erdreich, der allzulang anhaltende Sonnenschein ohne Regen nicht zuträglich; die beiden Persönlichkeiten meines Wesens, welche ich oben, S. 14, 15, als Gesinnung und Naturell bezeichnete, geriethen dadurch in ein Verhältniß zu einander, welches nicht das rechte und gesunde war. Die Gesinnung hielt sich meist, wie ein kränklicher Mensch, zu Hause auf ihrem Zimmer und sprach sich in manchen jener Schriften aus, die ich in Erlangen verfaßt und ver-

öffentlicht habe; das Naturell aber, wie ein munterer Geselle auf der höchsten Stufe der Lebenskraft, kam täglich unter die Leute, war in und mit der Welt, obwohl in den Schranken der äußeren Ehrbarkeit, lustig und guter Dinge und darum wohlgelitten, wozu ihm noch zwei seiner Eigenschaften sehr zu Statten kamen, die ich hier, wenn auch äußerlich mit scherzhaften Worten, dennoch mit innerem tiefem Ernste andeuten will.

„Das, was man in der Welt ein gutes Herz nennt, das ist öfters nur ein guter Magen." In diesem humoristischen Ausspruche eines geistreichen Arztes liegt wohl ein tiefer Ernst und eine beachtenswerthe Wahrheit. Eine leichte, kräftige Verdauung, verbunden mit einem frischen, leichten Umlaufe des Blutes durch alle Adern ruft in allen Gliedern des Leibes den Zustand eines Wohlbefindens und Wohlbehagens hervor, der jenem vergleichbar ist, in welchem sich die Bewohner einer Stadt oder eines Landes befinden, wenn in der Zeit eines langen äußeren Friedens, jeder von ihnen sein gutes, reichliches Auskommen hat und fröhlich unter seinem Weinstocke und Feigenbaume wohnt. Zu solcher guten Stimmung ihres leiblichen Instrumentes pflegt die Seele gern ein fröhliches Lied anzustimmen, und das wäre schon recht, wenn sie dabei nicht gar leicht das innerliche Sehen und Hören versäumte und in ihrer Zufriedenheit mit sich selber und aller Welt, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt, in allen Dingen Fünf gerade sein ließe. So wie jeder Mensch gerne Seinesgleichen um sich her sehen mag, pflegt auch der Fröhliche leichter denn ein Anderer Hand und Herz aufzuthun, um Andere fröhlich zu machen. Und so etwas gefällt den anderen Leuten wohl und sie sagen von einem Menschen dieser Art, „er hat ein gutes Herz." Wenn man aber in die Abendstun-

den des Lebens kommt, darin unser Schatten länger und größer wird als am Mittag, da fällt uns auch die Schattenseite eines solchen Naturells besser in die Augen und wir erkennen es wohl, daß ein wahrhaft gutes Herz nur von Gott kommt, nicht aus dem Magen.

Ein anderer Ausspruch über uns, bei welchem sich die Leute eben so oft täuschen, als bei dem Ausspruche über unsere aus dem Magen kommende Güte des Herzens, ist jener, mit welchem sie unserem Naturell sein uraltes Erbe abläugnen. Dieses geschieht aber, wenn sie von manchem Menschen sagen und rühmen: dieser ist doch gar nicht hochmüthig. Zu diesem „gar nicht“ gehört aber mehr, als im rechten Sinne des Wortes „menschenmöglich“ ist. Abgesehen davon, daß in unserer Natur seit ihrem Ausgange aus dem uranfänglichen Elternhause das Geschwisterpaar: Hochmuth und Eitelkeit beständigen Zutritt und Heimathsrecht sich anmaßt, bis der stärkere, rechtmäßige Besitzer unter das Dach kommt, gesellt sich zu ihm auch noch eine ganze Sippschaft von Verwandten, die sich zuweilen so hervordrängen, daß man das Geschwisterpaar ganz darüber aus den Augen verliert, gleich als ob dieses gar nicht im Hause wäre. Namentlich gibt es in uns Menschen einen Hochmuth von zweifacher Art, einer conragirten, mit gar frecher Stirn, und einen furchtsamen. Der Hochmuth von beiderlei Art kann seine schlangenartige Natur und Abkunft nicht verläugnen; er hat ein Auge voll Verachtung und Selbsterhebung über Alles, das nicht das Seine ist, oder sich ihm unterwirft, und die leicht erregbare, bittergallige Empfindlichkeit der Schlange, gegen jedes Wort, jede Miene, die seiner Hoheit zu nahe treten. Der conragirte Hochmuth läßt sein herrschsüchtiges, empfindliches Wesen überall frei heraustreten; er beißt frisch-

weg um sich mit seinen giftigen Zähnen. Anders ist es mit dem Hochmuth, der unter der Herrschaft und Zucht einer Furcht steht. Wäre nun dieses die Furcht vor Gott, dann stände er schon unter der guten, rechten Zucht, leider aber ist es bei unserem Naturell gar oft nur die Furcht vor den Menschen und ihrem Urtheil, nicht vor Gott, der in das Verborgene des Herzens sieht und vor seinem Urtheil.

Es ist nur ein äußerer, harmloser Zug dieses furchtsamen Hochmuthes gewesen, den mein Freund, der Maler und Direktor Ferdinand Hartmann in Dresden (II, 213) einstmals an mir rügte. Ich war ein oder etliche Male, wenn ich ihm in seiner vornehmen Zusammengesellung, namentlich mit Damen auf der Straße oder im Freien begegnete, ohne aus Schüchternheit nur aufzusehen, an ihm vorüber gelaufen. „Du bist," so sagte er, „so hochmüthig an uns vorbeigerannt, wie ein edler von Bremsen gestochener Stier." Ach wenn doch diese Bremsen: die Menschenfurcht und Menschengefälligkeit nicht tiefer in uns säßen, als auf der Haut eines geplagten Stieres, wie gerne könnte man sich dann die Angst jenes Scheuwerdens gefallen lassen, die mich selbst in späteren Jahren bei dem Eintritte in einen glänzenden, vornehmen Kreis ergriffen hat. Der Schein einer Demuth und Menschenfurcht ist von dem Wesen der wahren Demuth aber so verschieden, als die Gutherzigkeit, die aus einem gesunden Magen kommt, von der Güte, welche Gott dem Herzen gibt. Nur eine mächtigere, besser begründete Furcht als die vor Menschen kann den Hochmuth in uns bändigen und ihn durch beständige Demüthigung ausstoßen, und ein furchtsamer Wanderer von solcher Art geht auch im Dunkel der Nacht auf seinem Pfade nicht irre.

Wenn ich vorhin von der Gunst bei der Welt sprach, die ich in Erlangen genoß, dann meinte ich damit jenen grösseren Kreis, den man vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Es gibt aber daneben und darin auch einen kleineren Kreis der nicht recht weltlichen Leute, deren Urtheil ein anderes, richtigeres ist, als das der grösseren Menge. Zu jener kleinen Zahl gehörte namentlich mein Freund J. Arnold Kanne, von welchem ich im Vorhergehenden öfters sprach (m. v. II, S. 502, III, S. 268 u. a.). Mein Verhältniß zu diesem war wohl, seinem inneren Zusammenhalte nach, immer das gleiche geblieben, denn wir hielten uns beide, mitten in den Fluthen der wandelbaren Ereignisse unseres Lebens an dem Baumstamme fest, der immer oben bleibt. Nach außen hin trat aber während des Zusammenlebens in Erlangen in unserem gegenseitigen Verhältnisse eine Veränderung ein, welche je länger, je mehr fühlbar wurde. Meinem Freunde erging es während der letzten Jahre seines Lebens in geistiger Hinsicht so, wie es manchen Greisen in leiblicher Weise zu geschehen pflegt, wenn eine allmählig bis fast zur völligen Taubheit sich steigernde Schwerhörigkeit sie von dem geselligen Verkehre mit der Außenwelt abscheidet. Ihr Zustand führt nicht nur ein öfteres Mißverstehen der fremden Worte und Rede herbei, sondern endet zuletzt in einem völligen Nichtverstehen derselben. Mein guter Kanne hatte in seinen jüngeren Jahren, die voller Mühen und Plagen gewesen waren (m. v. II, 289) die Außenwelt und die Menschen, zum Theil durch eigene Schuld, fast nur von ihrer schlimmeren, unfreundlichsten Seite kennen gelernt. Es war in ihm ein Hang zum Mißtrauen geblieben, der durch seine kränkliche, leibliche Stimmung noch mehr begünstigt wurde. Während meiner Natur damals Alles im rosigen

und purpurnen Lichte einer Morgenröthe erschien, die bekanntlich gerade kein günstiges Vorzeichen für die kommende Witterung des Tages ist, sahe sein inneres, öfters weiter als das meinige blickendes Auge Alles in trübem Lichte eines gewitterschwangeren Himmels. So in verschiedener Richtung auseinandergehend, mag unser Urtheil schon in der ersten Zeit unseres Wiedervereines an der Universität gewesen sein, wenn ich (nach S. 480 u. f.) mit wahrhaft schwärmerischer Begeisterung von manchen großen, neuen Entdeckungen in der Wissenschaft sprach und wenn ich von dem Einflusse dieser tieferen Erkenntniß der Sinnenwelt auf die Förderung einer höheren Erkenntniß auch der übersinnlichen, göttlichen Welt, den größten Erwartungen mich hingab. Wenn dann mein Freund in geradem Widerspruche mit meiner Ansicht die Behauptung aussprach, daß namentlich die von mir so hoch gestellte Naturwissenschaft unserer Zeit auf dem Wege sei, mit einer noch niemals früher so laut gewordenen Frechheit die Erkenntniß, ja das Dasein einer übersinnlichen, göttlichen Welt zu vernichten und zu verläugnen, dann konnte er sich wohl auf manche Erscheinungen in der Literatur des Tages berufen, welche ich nur wenig beachtet hatte. Ich erwähne davon nur Einiges. Ungefähr um jene Zeit hatte Oken in einem Aufsatze seiner Zeitschrift: die Isis (Jahrg. 1819, S. 1117) das Entstehen der ersten Menschen, so wie der ganzen Welt der Lebendigen auf Erden aus einem Urschleime behauptet, der das anfängliche Meer erfüllte. Wie sich Infusionsthiere und Quallen in solchem Elemente gestalten, das ihnen den Bildungsstoff und die erste Nahrung gibt, so habe auch das menschliche Wesen den gleichen Ursprung genommen. Die ersten Menschen, in zahlreichen Schaaren, anfangs in eine Blase eingehüllt, die ihnen die

Stelle des Mutterleibes vertrat, hätten diese Hülle durchbrochen, seien aus ihr, in der Vollendung eines zweijährigen Kindes, von ihrem Instinkt geführt aus dem Meere allmählig herausgerathen an das Land. Viele, sehr viele dieser naturwüchsigen Menschenkinder möchten zwar bei solchem Uebergange in ein neues Element durch Hunger und andere Unfälle umgekommen sein, doch blieb die Zahl der Ueberlebenden noch immer groß genug. Diese habe dann ihre Glieder und Sinne durch fortwährende Uebung vervollkommnet und zum gegenseitigen Verkehre eine Sprache sich gebildet. „Die Sprache sei also aus dem Menschen gewachsen, wie dieser aus dem Meere, der Weltbärmutter und dem Weltsamen" (m. v. der Auszug des Oken'schen Aufsatzes in Dr. Andreas Wagner's Geschichte der Urwelt 1845, S. 413 u. f.)

„Und" (so konnte der schärfer urtheilende Freund hinzufügen) „wie zuletzt Alles, was ist und lebt, aus dem Urschleim des Meeres hervorgewachsen ist, so wird die Naturwissenschaft unserer Zeit auch den Gedanken, mit welchem mein Geist Gottes gedenkt, von einem in unserem Gehirne aus dem Blute präparirten, nachträglichen Urschleim abstammen lassen. Sie wird auf der Bahn, die einer ihrer vielgeachtetsten Meister gebrochen hat, weiter gehen, wird wie der erste Mensch aus seiner Blase frei heraustreten mit ihrem Bekenntnisse: es ist kein Gott, kein Geist, keine Seele, Alles ist nur ein so oder anders gestalteter Meeresschaum, dessen Formen sich mit dem Tode wieder in eben solchen Meeresschaum auflösen und in ihn zerfließen."

Kanne mußte es allerdings an Vielen von uns, namentlich selbst an mir, fast unbegreiflich finden, daß wir die Gefahr, welche in dem freien, öffentlichen Hervortreten solcher Verläugnung, selbst des ersten Artikels

unseres Glaubensbekenntnisses lag, nicht so ernst erkannten, als er dieses that. Bei dem größeren Theile des lesenden Publikums konnte man dieses allerdings einem Mangel jenes christlichen Zart- und Rechtsgefühles zuschreiben, welches eine Folge der damals herrschenden Geringschätzung alles ernsten christlichen Bekenntnisses in Schule und Kirche war. Die Männer der Wissenschaft aber, auch die von gläubig ernsterer Gesinnung, sahen in der Veröffentlichung solcher allerdings frechen Einfälle, wie der Aufsatz in der Isis enthielt, deshalb keine dringende Gefahr für das Volk, weil diese Zeitschrift doch zunächst nur von wissenschaftlich Gebildeten, meist Aerzten und Naturforschern, gelesen wurde und die Darstellung so ungereimt komisch gehalten war, daß sie mehr dazu bestimmt schien, Belustigung als Entrüstung zu erregen. Ueberdies lag in Allem, was Oken in solcher Weise öffentlich aussprach, noch immer eine wissenschaftliche Haltung, welche für die Theilnahme der größeren Menge nicht geeignet war. Allerdings hat sich dieses später anders gestaltet, als mehrere Naturforscher auf der durch solche Vorgänge gebrochenen Bahn weiter gingen, hinaus über alle Schranken der wissenschaftlichen Würde und des geziemenden Ernstes. Moleschott, Voigt und Andere sprachen im Ganzen dasselbe aus, was als offener oder verhüllterer Keim in Oken's Naturphilosophie lag; unter solchen Händen ist selbst der Gedanke, mit welchem unser Geist Gottes gedenkt, sind die Seele, sind der Geist nur Ausgeburten, nicht der Phantasie, sondern vorübergehende Aussonderungen aus den Säften des Leibes geworden, und dieser freche Hohn aller Wahrheit, aller Vernunft, alles sittlichen Ernstes ist in der Form einer so trivialen Gemeinheit aufgetreten, hat sich, wie man zu sagen pflegt, so

populär gemacht, daß der große Haufe von allen Seiten her ihm zufiel. Auf der anderen Seite ist aber auch nicht nur in Einzelnen, sondern in Vielen der Zeitgenossen ein neuer Ernst des Bekenntnisses der Wahrheit und des offenen Widerspruches gegen die Lüge erwacht, der sich in kräftiger Weise kund gibt.

Wenn mein Freund Kanne mit seinem scharfen Blicke und Urtheile schon damals das aufsteigende Gewölk erkannte, das bald nachher den in meinen Augen heiteren Morgenhimmel der Naturwissenschaft trüben sollte, wenn er sogar von Schelling's Wirken als Lehrer Befürchtungen hegte, die meiner dankbaren Liebe zu diesem Manne wehe thaten, dann führte dieses freilich öfters zwischen uns einen, wenn auch nur vorübergehenden Zwiespalt herbei. Dieser jedoch war keineswegs der Grund zu jenem allmähligen Zurückziehen des Freundes aus unserem geselligen Kreise. Bei ihm trat jetzt immer auffallender und stärker jener Zustand einer geistigen Vereinsamung hervor, dessen äußere Form und zum Theil leibliche Veranlassung ich vorhin beschrieben habe. Ein Zustand, darin ihm das Wesen seiner Zeit und eines großen Theiles der mitlebenden Welt fast gänzlich unverständlich geworden war. Aber wohl ihm! sein innerer Sinn blieb geöffnet für das Leben und für die Ansprache einer anderen Welt, die in keiner Menschenzeit entsteht und vergeht, aus keiner derselben ihr Wesen nimmt, sondern immer dieselbe ohne Wechsel und Wandel, ohne Anfang und Ende ist. Für den fortwährenden Verkehr mit dieser Welt blieb er nicht blos empfänglich, sondern auch nach all' seinen Kräften wirksam bis an sein Ende. Dieses können namentlich jene studirenden Jünglinge bezeugen, die ihn, nach seiner Belehrung und geistigen Anregung verlangend, in seiner äußeren Abgeschie-

denheit noch besuchten. Ich selbst, nicht zunächst ohne meine Schuld, wurde ihm in meinem damaligen Wesen und Wirken unverständlich und fremd; weniger vielleicht er, mit seinem treuen Herzen, als ich in meiner Scheu vor dem vermeintlich allzu düsteren Ernste des Freundes, entzog mich mehr und mehr der früheren Gewohnheit unseres fast täglichen Beisammenseins; ich besuchte ihn, die Gefahr seines nahenden Todes nicht ahnend, nur selten. Ich mußte noch manchen Kampf bestehen, den er bereits siegreich beendigt hatte; ich ließ mir es in dem Wesen und in der Freundschaft mit der Welt noch gar wohl sein, er hatte dieser die Freundschaft schon längst aufgekündigt. Dennoch wußten wir, was wir uns waren und sein sollten und so wie bei meinem letzten Besuche seine vom Kampfe des Todes fast gelähmte Hand die meinige suchte, so hat sein liebendes Herz das meinige gesucht und hat es bis zu unserem Wiedersehen fest gehalten. Er starb im Dezember 1824, dem leiblichen Alter nach noch nicht zum Tode reif (in seinem 52. Jahre), in seinem glaubensfesten, sehnlichen Verlangen aber schon längst zur Ruhe von der Mühe seiner Jahre vorausgeeilt. Die Worte, welche sein und mein Freund, der reformirte Pfarrer Kraft (S. 292), an Kanne's Grabe sprach, setzten dem Leben und Wirken des zum Siege hindurchgedrungenen Kämpfers in den Herzen der Hörer ein Denkmal, das wohl in vielen der damaligen studirenden Jünglinge mag von besserer Dauer geblieben sein, als etwa eine bald vergehende Namensschrift auf dem Grabsteine.

Ein durch seine Gaben, Gesinnung, so wie durch Tüchtigkeit ausgezeichneter Lehrer war in Kanne aus unserem Kreise geschieden. Bald nach seinem Tode ging das Gerücht, daß eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des

gelehrten Europa's, ein Fürst und Gewaltiger unter Deutschlands lebenden Dichtern und Schriftstellern: Friedrich Rückert für den erledigten Lehrstuhl der orientalischen Sprachen an der Universität gewonnen werden solle. Dieses Gerücht wurde in unserem ganzen, weiteren wie engeren Kreise mit großer Freude aufgenommen. Schon vor 15 Jahren, als ich noch in Nürnberg lebte, hatte ich den werthen Mann, der damals noch Student in Jena war, als besuchenden Gast in unserem Hause erwartet, wohin er in Gesellschaft meines Freundes Köthe kommen wollte (II, S. 404), ja sogar seine Reisetasche schon vorausgesendet hatte. Damals war er nicht gekommen; desto sicherer schien mir die Erwartung, ihn jetzt nicht nur zu sehen, sondern auf längere Zeit mit ihm zusammen zu leben. Aber diese Hoffnung ließ noch fast zwei Jahre auf ihre Erfüllung warten; Rückert kam erst im Jahre 1826 zu uns nach Erlangen und meine fast halbjährige Abwesenheit auf der Reise, die ich oben beschrieben, so wie bald nachher meine Berufung nach München hat mich den persönlichen Umgang mit ihm nur kurze Zeit genießen lassen. Doch hiervon, so wie von Rückert selber, werde ich noch nachher reden.

Noch zur günstigeren Zeit für mich, so daß ich einige Jahre lang mit ihm vereint leben und wirken konnte, kam ein anderer, neu einberufener Lehrer an unsere Universität: der Hofrath und Professor Dr. W. J. Koch aus Kusel in der Rheinpfalz. Er trat im Frühling 1824 in unseren Kreis ein. Nicht nur im Ganzen, für das Beste unserer Hochschule, sondern auch noch ganz besonders für mich, brachte Koch einen großen Gewinn. Ich hatte ihn schon aus seinen Schriften, näher und besser aber noch durch seine Schüler als einen Meister der Pflanzenkunde

von erstem Range kennen gelernt, welcher die Formen des Pflanzenreiches durch gründlich eingehende Betrachtung in seltener Lebendigkeit für die Beschreibung aufzufassen verstand. Die Freude, welche ihm selber seine Wissenschaft gewährte, theilte sich auch seinen Schülern mit; es hat in der damaligen Zeit wenig so anregende Lehrer im Gebiete der Naturkunde gegeben, als er einer war. In der allgemeinen Stimmung, in dem geselligen Tone, der unter den Lehrern der Universität herrschte, lag eine assimilirende Kraft. Koch wurde in kurzer Zeit diesem Kreise so befreundet und einverleibt, als hätte er von jeher zu demselben gehört und wäre nur für einige Zeit von uns verreist gewesen. Hierzu trug die gesellige Leichtigkeit und Munterkeit, die zu den Eigenthümlichkeiten des Stammes der Rheinpfälzer zu gehören scheint, ein Wesentliches bei. Mir war es eine große Erleichterung, daß ich eines meiner zahlreichen Lehrfächer (S. 285): den Unterricht in der Botanik in so gute, tüchtige Hände abgeben durfte; die übrigen mir noch bleibenden Aufgaben reichten noch immer hin, mich vor Müßiggang zu bewahren. Und in dem freundschaftlich-dienstfertigen Zusammenwirken mit Koch habe ich mehr von ihm, dem älteren Manne, als er von mir gewonnen. Er ist noch in seinem heiteren Greisenalter und bis zu seinem Ende für die Wissenschaft thätig geblieben. Ich gedenke seiner in herzlicher Achtung und Dankbarkeit.

Nicht nur an den hierzu berufenen Lehrern, sondern auch an vielen der Studirenden unserer Hochschule hat sich damals die Freude und Lust an der Erkenntniß der Natur recht kräftig erwiesen. Mehrere von ihnen sind nachmals ausgezeichnete und berühmte Lehrer der Naturwissenschaft durch lebendiges Wort und durch ihre Schriften geworden.

Ich nenne hier nur einige derselben in der ohngefähren Aufeinanderfolge, in welcher sie an unsere Universität kamen.

Meinen vieljährigen Freund und gewesenen Schüler von Nürnberg her: Andreas Wagner, fand ich, als ich dahin kam, schon in Erlangen als Studirenden der Medizin. Er, so wie sein Namensverwandter Rudolph Wagner wurden auch vorhin (S. 518) unter den ersten Schülern Schelling's in Erlangen genannt. Beide sind nach meinem Abgange von dort eine Zeit lang meine theilweisen Nachfolger im Amte gewesen, beide stehen jetzt, der erstere in München, der andere in Göttingen, als anerkannt tüchtige Universitätslehrer da. Von Andreas Wagner's späteren Leistungen in seiner Wissenschaft habe ich weiter oben (Th. II S. 296) gesprochen. Rudolph's vielumfassender Geist ist an Werken fruchtbar gewesen, in denen die Elemente einer ernsten Gesinnung und eines vielseitig gründlichen Wissens kräftig sich durchdringen. Mit beiden Männern bin ich bis auf diese Stunde in brüderlicher Liebe vereint geblieben. — Zwei ausgezeichnete nachmalige Meister und Lehrer der Botanik studirten in der nämlichen Zeit in Erlangen. Den einen davon, Zuccarini den Aelteren, sah ich daselbst nur noch in den letzten Monaten vor seinem Abgange von der Universität, machte seine eigentliche, nähere Bekanntschaft erst in München, wo er bis zu seinem Ende in ruhmwürdiger Weise das Lehramt der Botanik vertrat. Das Zusammenfinden aber mit dem Anderen gehört noch ganz in die Geschichte meines Aufenthaltes in Erlangen. Dieser Andere war G. Bischoff aus Dürckheim, einer der besten Schüler des vorhin erwähnten trefflichen Botanikers Koch; ein Jüngling, dessen seltene wissenschaftliche Tüchtigkeit durch eine eben so

seltene Gabe der Bescheidenheit ihren eigenthümlichen Reiz erhielt. Er hat als Professor der Botanik an der Universität Heidelberg leider schon frühe seine friedlich fruchtbare Laufbahn beschlossen. Mit einer wahrhaft bräutlichen Liebe fühlte er sich von den Reizen der Pflanzenwelt angezogen. Mit welcher Hingebung und in welch' gedankenvoller Weise er die Gesammtaufgabe seines Berufes zum Forscher der Natur erfaßt hatte, das bezeugen seine schriftlichen Werke. — Des ehrenwerthen Mineralogen und Krystallographen Fr. Ch. Hessel, der noch jetzt als Professor in Marburg wirkt, habe ich schon oben (Th. II S. 497) gedacht. Er war mein Schüler in Nürnberg und stand, als ich nach Erlangen kam, nur eben noch am Abschlusse seiner akademischen Studien. Etwas länger aber lebte ich noch in Erlangen mit einem anderen meiner gewesenen Schüler in Nürnberg, mit dem auch bereits früher erwähnten J. Fr. Engelhardt zusammen, der sich in der Schule des großen schwedischen Chemikers J. J. Berzelius eine Umsicht und Handfertigkeit für dieses, in die Tiefe gehende Gebiet der Naturwissenschaft erworben hatte, durch die ihm der Weg zur Meisterschaft angebahnt wurde. Doch seine Führung war eine andere; noch an der Pforte zum Eingange in diese Hallen des wissenschaftlichen Ruhmes wurde er frühe aus seinem Lehramte in Nürnberg und aus dem Erdenleben zugleich hinweggerufen. Er war ein Jüngling von kindlich treuem, innigen Gemüthe, an den ich mit besonderer Liebe denke. — Wäre Engelhardt um ein Jahrzehend später geboren gewesen, und in die Vorschulen seiner Wissenschaft eingetreten, dann hätte er es nicht nöthig gehabt, den Lehrmeister, der ihn zur Vollendung führte, in weiter Ferne, in Schweden zu suchen, er hätte ihn im deutschen Vaterlande selber, an Justus

Liebig gefunden, der mit ihm zur gleichen damaligen Zeit in Erlangen studirte. Liebig hat mit gleichem Glücke als Berzelius eine Schule seiner Wissenschaft mit europäischer Berühmtheit begründet, für welche er durch seine Begründung eines in seinen eigenthümlichen Gränzen beschlossenen Systemes der organischen Chemie, ein neues, vorhin noch unangebautes Feld der Forschungen eröffnet und gewonnen hat. Noch ein dritter nachmals berühmt gewordener Chemiker studirte in denselben Jahren mit den beiden eben genannten in Erlangen. Dies war Fr. Schönbein, jetzt hochverdienter Lehrer an der Universität zu Basel. Er kam wie ein junger schlichter Landmann aus seinem Vaterlande Würtemberg zu uns. Ein naturkräftiger Geist, der nach dem sicheren Wege zur Wahrheit suchte; von treuherzigem Gemüthe. Er liebte und suchte den geistigen Erwerb des eigenen Denkens, fand bei Schelling freundliche Aufnahme und Anregung, war in Pfaff's Hause, so wie in dem meinigen, sehr gerne gesehen und beliebt. In allen seinen späteren wissenschaftlichen Leistungen hat sich Schönbein als ein selbstdenkender und forschender Geist gezeigt, welchem das Auge für manche noch unerforschte Tiefe seiner Wissenschaft aufgethan ward. Von allen oben genannten, nachmals berühmt gewordenen Werkmeistern am Aufbau der Naturwissenschaft wurde ich durch meinen oder ihren Abgang von der Universität Erlangen, wenigstens auf Jahre lang, getrennt, nur mit einem fand ich mich bald nach meiner Ankunft in München wieder zusammen. Dieser eine brachte in seine Vaterstadt eine seltene Mannichfaltigkeit von Erkenntnissen und anregenden Kräften mit sich, die er weit umher wie die Biene auf den blühenden Feldern gesammelt hatte. Es war dieses der vielgewanderte, erfindungsreiche,

in der Physik der Erde und ihrer Kräfte sowie der Sternenwelt wohlbegründete v. Steinheil in München. Ein Forscher, welcher die Natur so zu befragen weiß, daß sie ihm Rede und Antwort gibt. Denn wie er, als einer der Ersten, dem elektrischen Telegraphen den Laut der Töne und das deutliche Schreiben der Worte gelehrt, so weiß er durch seine große Gabe des scharfberechnenden Verstandes und der Geschicklichkeit seiner Hand das Schweigen der gebundenen Naturkräfte zu brechen und sie zur offenkundigen That zu wecken, förderlich für die Bedürfnisse des äußeren Lebens wie des wissenschaftlichen Erkennens.

Ich bin hier, was ja meine nächste Aufgabe sein mußte, nur dem eigenen Handwerke nachgegangen, habe nur die nachmaligen berühmten Meister in der Naturwissenschaft begrüßt, die während meines Lebens und Wirkens in Erlangen an dieser Hochschule studirten und welche großentheils auch mir persönlich näher traten. Wenn man neben diesem engeren Kreise jenen weiteren beachtet, den ich oben im 37. Kap. (S. 568 bis 586) beschrieb, und die Namen der studirenden Jünglinge, die sich um Schelling versammelten, oder angeregt durch ihn, zu dem gemeinsamen Werke der philosophischen Studien vereinten (m. vgl. S. 518—521), dann wird man die Jahre, in denen auch ich so glücklich war, in Erlangen zu leben, als eine reich gesegnete Zeit der Aussaat für die Zukunft anerkennen müssen. So gering auch mein eigener Antheil an derselben war, habe ich dennoch in meinen späteren Jahren oft und viel an den Früchten jener Aussaat mich erfreuen dürfen, als ich in München mit vielen der damaligen Studenten zu einem so nahen Zusammenleben vereint wurde, wie außer den schon genannten mit meinem Freunde Jul. Hamberger, mit Emil Wagner (des Rudolph Bru-

der) und dem jüngeren Puchta, dem Theologen. Emil Wagner hat sich frühe aus der Erdenzeit davon gemacht, Puchta lebt und wirkt noch in frischer Kraft in seinem gesegneten Berufe zu Augsburg. Viele, sehr Viele könnte ich noch nennen, die mir, wenn ich die Räume des Vaterlandes im Geiste durchlaufe, als feurige Steine erscheinen, unter denen es sich auch bei Nacht sicheren Weges wandeln läßt. Ich segne sie Alle in herzlicher Liebe.

## 41. Mein Abgang aus Erlangen.

Die Erinnerung an das Ereigniß meines Lebens, das ich hier beschreibe, hat mich, wie die Töne des Kuhreigens ein krankes Schweizerherz, gar manchmal schmerzlich bewegt und einen Nachklang des Heimwehes in mir aufgeregt, das ich auf lange Zeit, von den Tagen meines Abschiedes aus Erlangen, mit mir in die neue Heimath nahm. Der Schmerz des Scheidens mochte gerecht sein, das Heimweh war dieses nicht, und seine Regung kann vor dem Ernste eines Rückblickes auf die seitdem durchwanderte Bahn nicht bestehen. Wie etwa ein Sandkorn mit der Erde, darauf dasselbe ruht, vergleiche ich hier nachstehend das Kleine mit dem Großen.

„Wäre das Land am Nil für das Volk des Bundes auch kein Diensthaus, sondern nur ein Lustgarten des sinnlichen Vergnügens gewesen, ja hätte das Geschlecht noch gelebt, welches, geschützt von Pharao's Gunst, in ungestörtem Frieden in Gosen seine Hütten bauete und seine Heerden weidete; das Heimweh nach diesen friedlichen Hütten und Weideplätzen hätte ihm nicht mehr geziemt, es wäre ihm auf immer vergangen, als ihm jetzt nach langer Wallfahrt das Ziel der Verheißungen: das Heimathsland der Väter, vor Augen lag. Friede sei in dei-

nen Thoren, du stille Priesterstadt On, durch welche auch ich einst mit Lust ein- und ausgegangen. Meine Augen haben nach dir gethränt in mancher dunklen Nacht, wie dort im Lager, Migdol gegenüber, wie im sonnenglühenden Sande von Sin, am Felsen zu Raphidim, wie dort bei den Gräbern Tabeera's, welche die Lüsternheit selbst noch vor dem Angesichte des Sinai und seiner schreckensvollen Majestät sich bereitete. Der müde Wanderer hat sich oft nach deiner Ruhe zurückgesehnt auf seinem langen Zuge durch ein Thal der Irren, da auswendig Streit, inwendig Furcht war. Doch nun sind sie beendigt, die Kämpfe mit Amalek's, Hesbon's und Basan's Heeren; der verderbliche Same des Alten, dessen erzeugender Stamm in den Strafgerichten am Sinai und von Hazeroth; unter dem Schwerte der Feinde bei Kades sowie der Last und Plage der Jahre dahingestorben schien, durfte zwar noch einmal spät, in Sittim's Lusthainen sich empören, doch auch seine Brut hat der hohenpriesterliche Ernst vertilgt. Und siehe, hier ist der Jordan; jenseits das Land der verheißenen Ruhe, schon so nahe, daß die Stimme des Abendliedes es erreicht, die Stimme, welche singt: das Alte ist vergangen, das Werden des Neuen hat begonnen. Nur noch der Schrecken vor dem nahen Meere des Todes und die Sorge des Ueberganges über den Strom, der wie zur Zeit der Ernte an all' seinen Ufern vollgehet, sind uns geblieben. Doch nur getrost und frisch hinein. Das Geheimniß des Bundes mit dem Manne des Heiles geht uns voran; die Fluth, drohend vom Gebirge her, darf uns nicht mehr nahen, die gegen das Thal hin entflieht nach dem Meere des Todes, dessen Schrecken uns nicht berührte und nun für immer dahin ist." —

Jene Stimmen, welche trügerisch zu uns sagen: „Friede, Friede", wenn doch kein Friede da ist, sondern

Unfrieden und Krieg, kommen öfter noch aus unserem Inneren als aus fremden Munde. — Ich erfuhr dieses während meines Aufenthaltes in Erlangen, wo es mir, wie ich im Vorhergehenden mehrmals berichtete, äußerlich so ganz behaglich wohl erging, wie sonst nirgends in meinem Leben. Ich fühlte mich deshalb mit all' meinen natürlichen Neigungen so festgehalten an diesem Orte, daß ich ernstlich mit dem Gedanken umging, mir dort ein eigenes Wohnhaus zu erwerben, darin ich bleiben wollte, bis man mir meine Ruhebette bereitet hätte draußen in der Erde. Und wie konnte dieses anders sein? Hatte ich doch Alles um und neben mich, was in's Innere des Hauses gehört: die Familie selbst, die unter dem gemeinsamen väterlichen Obdache ausgehen und eingehen sollte. Ein sehnlicher Wunsch meines Herzens war erfüllt, ich durfte wenigstens einmal in meinem Leben das Glück erfahren, als Vater mit und nahe bei meinen Kindern zu leben. Denn die Tochter Adeline mit ihrem Winer wohnte mit uns in der gleichen Gasse und die Tochter Selma mit ihrem Heinrich Ranke wohnte so nahe an Erlangen, daß ich, so oft ich wollte, die Stille der Sonn- und Festtage mit ihnen feiern, sie nicht selten als besuchende Gäste uns zusprechen konnten. Dort im Thale, zwischen den waldigen Hügeln am Ufer der Pegnitz, geht mein Gemüth noch jetzt der Erinnerung mancher Stunden nach, dergleichen ich auf Erden nur wenige gelebt habe. Die Rosen sind längst verblüht, ein Samen ist geblieben, dessen Aufwuchs fest über dem Grabe steht. In dem alten, kleinen Pfarrhause des stillen Thales war noch mehr zu finden, als in jenem, das uns Voß in seiner Luise beschreibt. Selig sind die Herzen, welche mitten in den Freuden der ersten Liebe der Neuvermählten die Kräfte einer höheren ersten Liebe empfinden und diese

niemals verlassen, sondern in ihr wachsen und erstarken bis an's Ende.

Dieses Zusammenleben mit meinen Kindern, das ja mit Ranke's bald noch ein räumlich näheres werden konnte, war der helleste Stern in unserem damaligen Leben, die höchste Lust meines Herzens und Hauses. Aber diesem engeren Bereiche des eigenen häuslichen Lebens schloß sich in harmonischem Wohllaute unsere mitlebende Außenwelt an. Der gesellige Kreis, in welchem ich damals lebte, hatte in der letzten Zeit, vor meinem Abgange aus Erlangen, zu seinen früheren noch einen neuen Reiz erhalten durch Friedrich Rückert's Eintritt, von welchem, wie ich scherzend sagte, wenn er in mittheilender Stimmung war, ein so kräftig anregender Lebensathem ausging, wie der Duft, der aus Ceylon's Gewürzwäldern aufsteigt. Er selber, seinem Wesen nach ein allseitig vom Meere umschlossenes Eiland, geistig reich an des Orients kostbarster Würze, mit einem majestätisch wilden Pic d'Adam in seiner Mitte, aus welchem die wunderlich tief bewegenden Naturtöne hervorbrechen, welche das einheimische Volk mit ahndungsvollem Grauen vernimmt.

Wo konnte es einen Menschen geben, der sich glücklicher fühlte als ich in meinem Berufe; dankbarer und reicher im Genusse der Liebe, die mir von Jung und Alt, aus den Herzen der Zuhörer und Schüler, wie der Mitgenossen im Amte und der Mitbürger am Wohnorte entgegenkam. Wenn ich auch nur an die Gesellschaft der Freunde denke, die sich wöchentlich an einem bestimmten Tage zu einem höchst einfachen, bürgerlichen Abendessen versammelte, dann scheue ich mich nicht, die Worte des großen Predigers auf mich anzuwenden, wenn dieser mit-

ten in seiner ernsten Rede über die Eitelkeit aller Dinge rühmend es sagt: „wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzt als ich?“ (Eccles. 2 V.25.) Da waren die nächsten, jüngeren Genossen dieses vertraulichen und allezeit heiteren Vereines, mit ihren Frauen beisammen. Ich habe ihrer aller bereits namentlich erwähnt, bis auf einen, den ich hier noch nenne: meinen sowie Pfaff's und Kanne's Hausarzt und Freund Dr. Küttlinger. Auch er zwar, gleich den meisten jener fröhlichen Tischgenossen, hat sich aus der lauten Gesellschaft der Lebenden hinüberbegeben zu der stillen der Gräber, aber nicht nur den Todten aus Fingal's Heldensaale, sondern auch Anderen mit Ehren aus der „Stätte der Elemente“ Hinweggerückten gebührt aus lebendem Munde ein Wort der liebenden Erinnerung. Bei unseren Abendgesellschaften fanden sich auch immer andere geladene Gäste ein, namentlich Schelling und seine Frau, Platen, sowie später Rückert und mancher Ankömmling aus der Ferne. Aber der Grundton eines immerdar Fröhlichseins, welcher durch den munteren, treuen Fleiß am Tagwerke des Berufes in Kraft und Leben erhalten wurde, blieb bei allem Wechsel der äußeren Ereignisse und inneren Stimmungen sich gleich; ich selber wußte von keinem leiblichen Leid als von dem zuweilen mich anwandelnden heftigen Zahnweh, und meine ganze Natur rühmte sich ihres guten Friedens.

Aber es ist uns vorhin gesagt, daß der Mensch immer im Streite sein müsse auf Erden, und der rechte Friede kommt dem redlichen Kämpfer erst dann, wenn man ihm den Sterbekittel anzieht; das Ende seiner Unruhen mit des Lebens Ende. Und wohl auch mir, daß ich dahin geführt wurde, wo das Vertrauen auf den Grund meines

äußeren und inneren Friedens gewogen und zu leicht gefunden wurde. Es galt mir da die Loosung: „ehe ich gedemüthigt ward, da irrete ich."

Ich habe vorhin (S. 625 u. f.) einer kleinen Reise erwähnt, die ich von Erlangen aus zunächst nur nach München machte. Sie war in ihren Folgen für mein späteres Leben von wesentlichster Bedeutung durch den Eindruck, welchen ich von meinem persönlichen Annahen an den Kronprinzen Ludwig mit mir nahm. In dem ganzen Wesen dieses seltenen, jungen Fürsten lag für mich eine anziehende und zugleich bewegende Kraft, welche mich in unwiderstehlicher Weise dahinnahm. Bei der großen Gabe seiner geistigen Beweglichkeit konnte er alsbald eingehen in die Denkweise und Sinnesart eines Anderen, blieb aber dabei so fest auf seinem eigenen Grunde stehen, wie ein Wagenlenker, gegenüber dem Gespanne, das ihn zu dem Kampfspreise der Rennbahn führen soll. Ich erwähnte oben der Worte, welche der Kronprinz bei'm Abschiede zu mir sprach, in denen er mir die Aussicht eröffnete, einst ganz in seine Nähe, nach München, zu kommen. Das prächtige München, darin schon damals, wie seine benachbarten Alpen aus ihrem ebenen Grunde, Werke des schaffenden Menschengeistes emporstiegen, die weit über dem flachen Boden des Alltäglichen und Gemeinen sich erhoben, mochte wohl für Manchen, eben so wie für mich, einen großen, anziehenden Reiz haben. Wenn ich aber mit einigem Wohlgefallen dem Gedanken mich hingab, einst dorthin zu kommen, dann dachte ich dabei zu wenig an die innere Gebundenheit all' meiner Neigungen und lieben Gewohnheiten, an Erlangen und an die Verhältnisse, in denen ich daselbst lebte; ich vergaß, daß das Werden eines Künftigen neben dem Fortbestehen eines Gegenwärtigen nicht mög-

lich sei. Denn zu welcher anderen Lehrerstelle an der neuen Universität München konnte ich mich für geeignet halten, als zu jener, die ich in Erlangen versah, für diese aber hatte der damals noch lebende berühmte Reisende in Brasilien, der Conservator des zoologischen Museums der Münchener Akademie der Wissenschaften, der Hofrath D. v. Spix, in jeder Beziehung die wohlbegründetsten Ansprüche. Dieser kräftig erscheinende Mann war jünger als ich. Und die Versetzung der Universität von Landshut in die Residenzstadt schien auch kein Werk, das so in der Kürze sich abmachen lasse. Darum geschah es mir bald, daß ich den Gedanken von einer Versetzung nach München mehr nur von der Seite seiner Unwahrscheinlichkeit, ja seiner Unmöglichkeit betrachtete und mir ihn ganz aus dem Sinne schlug, von Herzen zufrieden mit der Aussicht, daß ich als freier Bürger von Erlangen zuweilen als besuchender gerne gesehener Gast in München zusprechen dürfe.

Aber eben in einer Zeit, darin ich es am wenigsten gedacht, wurde der Vorhang hinweggethan, der die Aussicht auf den weiteren Weg meiner Lebensführungen verhüllte; alle Hemmungen, die zwischen mir und meinem vorbestimmten Ziele der Wanderschaft lagen, waren eine nach der anderen hinweggeräumt, und es galt jetzt der Wahlspruch: „nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein."

Der theuere, geliebte Landesvater König Maximilian starb, von seinem Volke tief betrauert, am 13. Oktober 1825 in einem noch kräftigen Alter, dessen Ende nicht so nahe schien*). Der Kronprinz Ludwig war

*) Er hatte das 70. Jahr noch nicht vollendet.

jetzt König geworden und konnte mit selbstständig freier Kraft die Hand an die große Aufgabe seines Lebens legen: das Volk, welches seiner Obhut befohlen war, nicht nur zu einem äußeren Wohlbefinden, sondern zu einem inneren geistigen zu erheben. Religion vor Allem, in ihrem Dienste die Kunst von höherer Weihe, sowie ein vielseitiges, gründliches Erkennen, sollten das Leben des Geistes wecken, bekräftigen und veredeln. Der Mittelpunkt seines Wirkens sollte München sein, darin hatte er schon als Kronprinz jener Kunst den Einzug eröffnet, welche die ernste Bedeutung ihres Berufes kennt; zu ihr sollte sich jetzt eine andere Pflegemutter des geistigen Lebens: die Wissenschaft gesellen, welche selber weiß und lehrt, was sie wissen und lehren soll. Wie eine Hochschule der Künste, so sollte München auch eine Hochschule der Wissenschaften werden. Schon äußerlich wurde hierzu der Grund gelegt durch die Aufnahme der Universität Landshut in die Hauptstadt. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung begann König Ludwig die Ausführung dieses in seinem Geiste längst gereiften Planes, und in Zeit von einem Jahre stand neben der neu aufblühenden Pfleganstalt der Künste eine neu auflebende der Wissenschaften da. Die Lehrerstellen an dieser waren zunächst durch jene ehrenwerthen Männer besetzt, welche aus Landshut mit herüberkamen, oder die als Mitglieder der schon bestehenden Akademie der Wissenschaften in München lebten. Unter diesen war auch D. J. v. Spix, vor Anderen wohlbefähigt zu dem Lehramte der Naturgeschichte durch die vielseitigen, reichen Erfahrungen und eigenen Anschauungen, welche er sich auf seinen Reisen erworben; ein Mann in der Mitte der Lebensjahre. Ich hatte ihn noch bei meinem vorjährigen Besuche in München in seiner vollen, wissenschaftlichen Geschäftig-

keit gefunden, aus dieser aber wurde er abgerufen durch den Tod, fast unmittelbar vor der Eröffnung der neuen Ludwig-Maximilians-Universität. Spix war im Mai 1826 gestorben; ich erfuhr die Nachricht seines Todes auf meiner vorhin erwähnten Reise in Italien, und einige Monate nachher, auf der Heimkehr nach Erlangen, kam mir die Ernennung zu der Professur der Naturgeschichte an der Münchener Universität entgegen.

Als ich in Erlangen wieder zu meinem Hausfrieden, zu meiner äußeren wie inneren Ruhe kam, da fand es sich bald, wie in meinem Inneren die Stimmen getheilt waren; die eine für die Annahme des ehrenvollen Rufes, die andere für das Verbleiben an Ort und Stelle. Noch einmal fühlte ich die natürlichen Bande, die mich an den mir werth gewordenen Ort festhielten, in ihrer ganzen Kraft und Stärke, auf der anderen Seite mußte ich in dieser neuen Wendung meines Lebensganges das Werk einer höheren Hand erkennen. Auch wußte ich, wer es sei, der den äußeren Ruf zu dieser Führung an mich ergehen ließ, und zu diesem führte mich nicht nur die Pflicht des Gehorsams, sondern ein Zug der ehrfurchtsvollen, herzlichen Liebe hin. An König Ludwig's Seite stand damals ein Mann, der nicht nur mit treuer Ergebenheit des Herzens, sondern mit willig erfassendem Geiste, aus all' seinen Kräften das Werk zu fördern suchte, für welches sein hochsinniger Fürst sich berufen fühlte. Es war dies der verstorbene, auch als Dichter ehrend anerkannte Minister Eduard von Schenk. Das Andenken dieses frühe hinübergegangenen Mannes bleibt mir werth und theuer. Er hat an mir in der damaligen Zeit, sowie später, bis zu seinem Ende, eine Nachsicht und Liebe erwiesen, die sich durch Nichts irre machen ließ. Ein weiches, inniges

Gemüth, das mit der Wärme seiner Gefühle die kalte Außenwelt zu durchdringen und zu beleben suchte. Es war ihm ein treuer, ungeheuchelter Ernst um das Bekenntniß des Christenglaubens, und wo ihm dieses Bekenntniß, ruhend auf dem einen, rechten Grunde, entgegentrat, da wußte er es zu ehren, auch wenn die Gemeinde der Gläubigen, aus der es kam, eine andere war als die seinige. Zum Minister des Cultus und Unterrichtes war er durch seine Gesinnung, seine vielseitige wissenschaftliche Bildung und sein feines Urtheil sehr vollkommen geeignet. Dieser liebe Mann, der im Auftrage und im Namen seines Königes die Unterhandlung mit mir leitete, hat es sich in recht ausdauernder Weise angelegen sein lassen, mir den Schritt, den ich thun sollte, zu erleichtern und mich nach München zu ziehen.

Was meinen Entschluß mir erschwerte, das habe ich vorhin ausführlich beschrieben. Zu diesen Hemmungen von innen kam, als die Angelegenheit fast entschieden schien, ein Bedenken von außen. Ich erfuhr, daß der berühmte Oken mit mir zugleich, und für dieselbe Lehrstelle, die ich bekleiden sollte, nach München kommen werde. Weniger das Uebergewicht des Ruhmes, in welchem dieser Mann vor mir in der Oeffentlichkeit stand oder seine Vorzüge als Lehrer, schreckten mich von der nahen collegialischen Zusammengesellung mit ihm ab, als — ich sage es offen — die Gerüchte, die ich von seiner Unverträglichkeit gehört hatte, und jene gänzliche Grundverschiedenheit, die zwischen uns beiden in der geistigen Auffassung der Natur und ihrer Geschichte stattfand (m. v. S. 657 u. f.) Am stärksten fiel mir diese gänzliche, polarisch sich entgegengesetzte Verschiedenheit unserer Ueberzeugungen in Oken's „Naturphilosophie", sowie in einigen Aufsätzen der Isis, in's Auge. Ich hielt

es nicht für möglich, daß zwei wie wir beide, als öffentliche Lehrer neben einander wirken könnten, ohne daß der eine der Wirksamkeit des anderen feindselig oder vernichtend entgegenträte. Und was sollte mich nöthigen, mein friedliches, unbeeinträchtigtes Arbeitsfeld, das stets seine Früchte brachte zu seiner Zeit, mit einem anderen zu vertauschen, dessen Aussaat wie Ernte dem Streite unterworfen und von unsicherem Erfolge war?

Schelling, der sach- und ortskundigste Rathgeber in diesen Bedenklichkeiten, zeigte sich keineswegs geneigt, mir dieselben ganz zu benehmen. Er selbst war aufgefordert worden, als Lehrer der Philosophie an die neue Ludwig-Maximilians-Universität zurückzukehren; man hatte sogar im Regierungsblatte sein Auftreten als Lehrer angekündigt, sobald sein verlängerter Urlaub zu Ende sei. Obgleich er aber nicht so wie ich, durch inneren wie äußeren Zug der Neigungen und Gewohnheiten, an Erlangen gebunden war, mag es dennoch der Inhalt des Briefes bezeugen, den ich nachher von ihm mittheilen werde, daß für ihn der Entschluß, nach München zurückzukehren, kein leichter war. Er wies allerdings, nach seiner Kenntniß von München, meine Sorge keineswegs als eine unbegründete zurück, daß meine Zusammenstellung mit Oken mich in manche widerwärtige Händel und parteiliche Anfeindungen hineinziehen werde, die meiner allzufriedliebenden Natur wehe thun würden, denn die nach dem äußeren Ansehen gewichtigere, zahlreichere Partei des Publikums werde es mit der am lautesten, öffentlich anerkannten Meinung halten. Doch gäbe es neben jener auch eine andere Partei, die ihre eigene besondere, nicht nur Meinung, sondern Ueberzeugung habe und festhalte, welche auch eben deshalb, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich, die stärkste und

zuletzt siegreiche sei und bleibe. Diese Partei, zugleich mit der unbefangeneren, besseren Jugend, werde niemals meine Feindin sein. Auch könne ich mich wohl auf die sich gleichbleibende Gesinnung des Königes und das Wohlwollen des Ministers von Schenk verlassen. Uebrigens gab er mir nicht Unrecht, wenn ich bei jeder Gelegenheit meine natürliche Vorliebe für das Verbleiben an der kleineren Universität geltend zu machen suchte.

Wenn ich an mein damaliges unentschlossenes widerspenstiges Benehmen in der Angelegenheit meiner Einberufung nach München zurückdenke, dann ergreift mich ein Gefühl der tiefsten Beschämung, zugleich aber auch der Dankbarkeit gegen den noch lebenden huldvollen König und Herrn, der jene meine störrige Unart mit der Nachsicht, dabei aber auch mit jener Festigkeit des Willens behandelte, mit welcher ein kräftiger, wohlkundiger Wagenlenker (S. 673) die unvernünftige Laune eines seiner Rosse zu zügeln versteht. Die Briefe des Ministers von Schenk an mich blieben fortwährend voll Wohlwollen und Freundlichkeit; meine Bedenklichkeiten erschienen in ihnen wie vorbeiziehende Wolken, die sich im Wasser spiegeln.

Ich war jetzt zur ruhigen Besinnung gekommen, bereit, zu gehen, wohin Gottes Hand mich führte. Das Bemühen meiner Collegen, mich für Erlangen zu behalten, das sich in einer einstimmig unterzeichneten Bittschrift des Senates an seine Majestät den König aussprach, so wohlgemeint es war, erwies sich auch nur als einer jener vorüberziehenden Wolkenschatten im Wasser. Mit einer, noch niemals so lebendig gefühlten Freudigkeit hielt ich zum letzten Male meine Vorlesungen in dem lieben, wohlbekannten Kreise meiner Erlanger Studenten, die dem scheidenden Lehrer bei jeder Gelegenheit und auf alle Weise

ihre dankbare Liebe zu bezeugen suchten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es Harleß, der als Sprecher für die anderen Alle auftrat, und seine Worte sind mir als Text zu den Melodien, die man sang und spielte, tief im Herzen geblieben.

Kurz vor meinem, schon festgesetzten Abgange aus Erlangen, ward mir im Pfarrhause meiner Kinder die erste Enkelin geboren. Ranke selbst taufte seine ihm Neugeborene. Das war für mich ein Tag großer Freuden, sein Abend aber auch der Anfang großer Unruhen. Denn bei'm Nachhausefahren warf der Wagen auf dem damals noch tief sandigen Wege um, und ich brach den Arm. Noch niemals hatte sich mir die theilnehmende Liebe aller Nachbarn und Gefreundte in so überfließender Weise gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Freilich konnte das Alles meine Unruhe nicht heben, die mich ergriff, wenn ich daran dachte, daß ich meine Vorlesungen noch nicht ganz beendigt habe, und daß ein großer Theil der naturgeschichtlichen Gegenstände, die ich auf der südfranzösischen Reise für das Naturalien-Cabinet gesammelt hatte, noch ungeordnet zurückbleiben müßten. Sie waren mitten im Winter, auf unerwartete Weise verspätet angekommen, und kaum hatte ich die Arbeit an ihnen begonnen, da legte mein Unfall mir einen Stillstand auf. So viel als möglich suchten mir meine jungen Freunde diese Sorgen abzunehmen. In dankbarer Liebe gedenke ich bei dieser Gelegenheit all' der Arbeit und Mühe, welche mein junger Freund und treuer Begleiter auf der südfranzösischen Reise: Robert Schneider*) auf sich nahm, um für mich die noch nöthig scheinenden Arbeiten an der Universitätssammlung zu einem

*) Bald nachher Lehrer am Seminar zu Bunzlau.

vorläufigen Abschlusse zu bringen. Ein Eifer der dienstwilligen Liebe, wie man selten ihn finden mag. Mehrere andere unter den jungen Freunden, unter ihnen unser geliebter Pflegesohn Eduard aus Mecklenburg, suchten mir das schmerzlich lange müßige Dasitzen im Lehnstuhle dadurch zu erleichtern, daß sie mir ihre fleißigen Hände zur Arbeit liehen, die mir ein Bedürfniß des Lebens war. Unter anderen diktirte ich ihnen mein oben (S. 506) erwähntes, kleines Büchlein: „Züge aus Oberlin's Leben", sowie einen kleinen Theil meiner Beschreibung der südfranzösischen Reise in die Feder.

So verging die Zeit des langen, peinlichen Gebundenseins an den Lehnstuhl und an das Zimmer. Als die Frühlingssonne wieder warm schien, wurde ich aus meiner Gefangenschaft entlassen. Noch einmal besuchten mich die Kinder Ranke's mit der kleinen, etwa sechswöchentlichen Enkelin. Dies war das letzte Familienfest in dem guten Hause, darin ich acht Jahre lang in Fried' und Freuden gelebt, und für mein Wirken als Lehrer und Schriftsteller so manchen Segen empfangen hatte. Unsere Hausgeräthschaften sammt Büchern und anderen Dingen der Art waren schon vorausgegangen nach München; wir waren der freundlichen Einladung zu Schelling's gefolgt, lebten da noch einen Tag als Gäste. Dieser letzte Tag, mit seinen von eigenem, innerem Drange oder pflichtmäßig von außen gebotenen Abschieden, wäre für Leib und Seele ein schwerer gewesen, wenn die Nähe und die persönliche Anregung der Gastfreunde, und der Geist, der in ihrem Hause herrschte, Gedanken anderer Art hätte aufkommen lassen, als die des freudigen Muthes und des Vertrauens auf ein Beisammenbleiben der Herzen auch bei der Trennung durch Räume und Zeiten. Die Freundin Schelling las mir noch

an diesem letzten Nachmittage ein Gedicht von Albert Knapp vor, welcher damals zuerst in unserem Kreise bekannt und anerkannt wurde. Sie besaß es in Abschrift. Es sprach mich durch Inhalt und Kraft seiner Sprache recht wunderbar an, denn, wie ich mich später schriftlich darüber ausdrückte, es war ein Gedicht in der geistigen Tonweise der Korahiten; es ließ sich in ihm eine Stimme vernehmen, die so aus der Tiefe kam, daß sie tief im Inneren des Hörers oder Lesers die antwortende Stimme (Antiphonie) erweckte, welche mit dem Geiste des Dichters den Wechselgesang anstimmt. Ich reichte schon damals dem jugendlichen Dichter im Geiste die brüderlich begrüßende Hand, bald hernach that er dasselbe auch mir in einem Briefe, und den Bund zwischen uns, in einer Abschiedsstunde geschlossen, wird auch die letzte Abschiedsstunde nicht scheiden.

Am Abende noch ein Abschiedsgesang der Studirenden. Schelling sprach Worte zu den versammelten Jünglingen, welche denen, die sie hörten, wohl in der Erinnerung werden geblieben sein. Auch ich begrüßte noch das junge, mir theuere Volk. Unter ihm vielleicht manche, welche später mir, dem scheidenden Lehrer, Lehrer wurden und treue Führer in die Erkenntniß des geoffenbarten Wortes, sowie Erwecker der Kraft des Gebetes aus der Tiefe. Ein starkes Gewitter bezeugte sein Annahen mit Blitz und Donner. Die Töne eines kräftigen deutschen Liedes von Friedrich Rückert verhallten in der Ferne, so wie die Schaar der Sänger durch die Gassen zog.

## 42. Der Eintritt in das Münchner Leben.

Aegyptens Strom, der Nil, wird auf dem langen Laufe durch das Thal seiner Gräber nicht mächtiger und

reicher an Wasser, sondern ärmer, denn die Hitze von oben her, der glühende Sand, von unten wie zur Seite, zehren an seiner Fülle, und von der oberen Pforte seines Ausganges aus den Hochgebirgen ersetzt kein neuer Zufluß das allmählige Verdunsten und Verrinnen seiner Fluth. Dennoch bringt der Nil, selbst noch in seinen vereinzelten Armen, sein süßes Gewässer in reichlichen Wogen zum Meere, denn er ist ein Strom, welcher mächtig und tief in seinem Bette geht. Anders ergeht es jenen Bächen der Wüste, von denen ich auf meiner Reise in das Morgenland mehrere gesehen. Diese gehen nach ihrem Maaße reich an klarem, frischen Wasser durch das schattige, enge Felsenthal, in welches ihre Quellen sich ergießen, wenn sie aber hinaustreten in die freie Ebene, wo die Strahlen der Sonne und der heiße Sand ungehemmt aus ihrem Borne schöpfen, da bleibt gar bald von ihrem weiteren Laufe keine Spur mehr als der trockene, leere Rinnsal und das Tamariskengesträuch zu seiner Seite, das nur wenige Male im Jahre von der eilig verrinnenden Regenfluth getränkt wird. Mit Wohlgefallen und Lust ergeht sich der Wanderer im Engthale von Kerek herab gegen Petra. Wie lieblich mag das Wohnen gewesen sein hier an dem Bache voll frischen Wassers, der an den Felsentempeln und Grotten vorbeirinnt, in denen das Geheimniß der Geschichte einer untergegangenen Herrlichkeit noch jetzt auf seine Enthüllung wartet. Dort im Schatten der Felsenwände und der hohen Bäume, ungeblendet vom Strahle der Sonne, verweilt das Auge gern bei jeder ihm neuen Pflanze, bei jeder Inschrift, bei jedem Trümmer eines vormaligen Bauwerkes; auch das Kleine empfängt hier seine Bedeutung; in der Stille des abgeschlossenen Thales vernimmt das Ohr jeden Ton des singenden Vogels oder des rufen=

den Hirten. Wenn aber der Bach, an Petra's Wunderwerken vorüber in den weiteren Raum tritt, wenn sein geschwächter Wasserstrahl im Wadi Musa unter das Gehäufe des Rollgesteines und der Trümmer sich hinabsenkt, was bleibt dann noch von ihm übrig für das Bette, das ihm die Regenfluth hinaus in die freie Ebene grub? Wie Elim's Brunnen, auch wenn sie vereint zur tieferen Ebene eilen, bald unter dem Sande verschwinden, so entzieht sich dem Auge Kerek's und Wadi Musa's Bach, sobald er in das große, weite Feld seiner Ebene hinaustritt, denn er war nur ein Bach, kein Strom wie der Nil.

Auch das Leben, welches ich hier beschreibe, ist von seinem Ursprunge an bis zu der Stelle, dahin ich seinen Lauf begleitete, kein reicher, mächtiger Strom gewesen, in dessen freiem, mächtigem Gewässer bis zu seiner Mündung in's Meer Wohnstätten der Menschen sich spiegeln und Wimpeln der Schiffe, sondern ein mäßiger Bach, der, nur so lange er im schattigen Engthal blieb, die Beachtung des fremden Wanderers an sich ziehen konnte. Durch die weite, große Welt der Ebene mit ihren hell und heiß scheinenden Sonnenstrahlen mag ein stärkerer Fluß mit ungebrochenem Laufe dahin ziehen, und das Auge kann diesen Lauf begleiten; Kerek's so wie Elim's Bach verlieren sich scheinbar spurlos und dennoch weiß es der Kundige des Landes, daß in der Tiefe ihres Bettes das lebendige Wasser nicht verschwunden sei; er gräbt hinab in den Boden und findet, was seinem Verlangen genügt.

Mein Leben in München, als ich von Erlangen aus da hineintrat, ist an Erfahrungen und Anregungen, an Freuden und Leiden des äußeren wie des inneren Menschen ein so überaus reiches gewesen, daß es gleich dem gereiften, männlichen Alter von der Kindheit, von seiner

Vergangenheit sich abscheidet. Es ist jedoch bald in seinem Verlaufe mitten in dem hellen Tagesglanze und dem lauten Gedränge seiner äußeren Umgebung ein so innerlich verschlossenes und zurückgezogenes geworden, daß es dem fremden Auge nur wenig darbieten kann, das für dieses der Beachtung werth schiene. In den alten Reimen, welche die Stufen des Menschenlebens von der Kindheit bis zum Greisenalter beschreiben, gibt es einen, der von einem Stillestehen der inneren wie äußeren Entwickelung redet. Ein Stillstand, der für unser Wesen von ähnlicher Bedeutung sein mag, als der Zustand der Chrysalite oder Puppe, in welchen das Insekt vor seiner Vollendung zum geflügelten Schmetterling sich versenkt. Wollte ich all' des unzählbaren Guten gedenken, das mir von außen wie von innen während meiner Jahre in München widerfahren ist, dann hätten die Blätter eines solchen Buches wie das meinige keinen Raum, mein alter, fast 77 jähriger Leib keine Kräfte dazu. Und ich sollte wohl vor Abend auch noch andere Dinge thun. Darum möge man es vergeben, wenn hier die Beschreibung meines Lebens, wie ein klarer Bach der Wüste, nur noch eine kurze Strecke weit über den Boden hinrinnt, bald aber unter diesem sich verliert, dahin, wo nur die Hand des Gräbers ihn finden kann.

Was diese letzten Kapitel enthalten, das ist öfters aus Briefen, so wie kurzen schriftlichen Aufzeichnungen entnommen.

Ich kehre wieder zurück zu der Beschreibung meines Fortzuges aus Erlangen nach München.

Das heftige Gewitter vom gestrigen Abende hatte sich in einen Regen aufgelöst, der am ganzen darauf folgenden Tage, vom Morgen bis zum Abende, so dicht niederströmte, daß nur ein dämmerndes Licht durch ihn hindurchbrach.

Unser Reisewagen, schon seit gestern mit all' den Dingeu bepackt, die mit uns zugleich in München ankommen sollten, kam in möglichster Stille an das Haus der theuern Gastfreunde, und während diese noch schliefen, ehe der Morgen graute, waren wir schon über die Stadt hinaus. Wir hatten es versprochen, mit den Freunden in Nürnberg zu frühstücken. Johannes Merkel, der Bürgermeister, Schwager meines Freundes Fr. v. Roth in München, hätte mir durch Das, was er beim Abschiede zu mir sprach, wenn es nöthig gewesen wäre, auch den tiefest gesunkenen Muth wieder aufrichten können. Denn er war ein Mann voll kindlichem Glauben und festem Gottvertrauen. Ihn hatte ich erst so nahe kennen gelernt, seitdem meine Kinder Ranke's ihren Wohnort in der Nähe seines Landgutes bezogen hatten, denn dort sahen wir uns oft in jener sonntäglichen Stille, welche eigentlich die fortwährende Stimmung seines Gemüthes war und bis an sein Ende geblieben ist. Merkel war auch, wenn ich nicht irre, der erste unter allen Freunden aus Nürnberg und Erlangen, den ich in München wiedersah.

Ein wohlbeladener Reisewagen, wie der unsrige war, wenn kein Wechsel der Postpferde seinem Fortrücken zu Hilfe kam, bedurfte damals zum Zurücklegen des Weges zwischen Erlangen und München fast drei Tage. Der Frühlingssonnenschein hatte deshalb Zeit genug gehabt, sich nach anderthalbtägigem Regen wieder einzustellen. Und das hatte er auch gethan, als wir am 15. Mai in die Residenzstadt, und zwar sogleich in die für uns gemiethete und vollständig eingerichtete Wohnung einzogen. Das hatten wir nicht erwartet, daß wir gleich in der ersten Stunde so heimisch, so mit allem nicht nur Nothwendigen, sondern Wünschenswerthen versorgt sein könnten, als wir hier es

fanden. Nur die Freundin Ringseis, im freundlich besorgten Dienste Anderer eine geübte Meisterin, wie wohl selten eine andere, hatte dieses zu thun vermocht. Daß aber all' unser Erlanger Hausgeräthe, selbst der Schreibtisch, in meiner künftigen Studirstube, der Arbeitstisch und die anderen drei-, vier- und sechsfüßigen Mobilien im Zimmer meiner Frau, wie in dem größeren Besuchszimmer und in der Kammer so in derselben Ordnung und Aufeinanderfolge zusammengestellt waren, in welcher sie in Erlangen gestanden, das hatte wohl mein lieber, treuer Freund Dr. Andreas Wagner bewirkt, der damals eben in München mit der Anordnung und Beschreibung der von Spix in Brasilien gesammelten Conchylien beschäftigt und bei der Einrichtung unserer Wohnung hilfreich mitwirkend gewesen war. Es scheint die Lebensaufgabe dieses Menschen von festem Willen und aufrichtigem redlichem Gemüthe zu sein, an Allen, die es bedürfen, so wie er an mir seit fast 40 Jahren es gethan, sich als ein Freund zur rechten Stunde zu erweisen.

Die Hände, welche all' diese Vorsorge für uns getroffen, waren unsichtbar; Ringseis feierte morgen seinen Geburtstag, er hatte heute am Vorabende mit den Seinigen in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug gemacht hinaus aus der Stadt in die blühenden Gärten. Doch ließen die Freunde uns nicht lange auf sich warten, sie begrüßten uns als künftige getreue Nachbarn und hatten sich ja schon vor unserer Ankunft mehr denn als blose gute Nachbarn, gleich wie vorsorgende Geschwister an uns erwiesen. Mit ihnen trat ein anderer werther Bekannter zu uns in's Zimmer herein: der Leibarzt Ritter von Schönberg aus Kopenhagen, den wir in Neapel getroffen und der uns dort gar mannichfaltige Beweise von theilnehmender Liebe

als Arzt und als Gastfreund gegeben hatte. Von Ringseis erfuhr ich alsbald, was mir zunächst zu wissen nothwendig und lieb war. König Ludwig war in Italien, Minister von Schenk erwartete meine Ankunft schon seit mehreren Tagen. Die Vorlesungen für das Sommerhalbjahr hatten bereits begonnen, auch Oken hatte die seinigen eröffnet. Er las, so wie auch ich nach meiner Ankündigung im Lektionskatalog es zu thun gedachte: Naturgeschichte. Die unverschuldete Verspätung meines Eintreffens in München, in Folge meines Armbruches, werde mich wohl, so meinten die Freunde, für dieses Halbjahr der Pflicht entheben, meine angekündigten Vorlesungen zu halten, da vor der Hand ein Anderer dieselben übernommen habe. Doch werde es gut sein, wenn ich durch eine öffentliche Vorlesung über einen anderen mir nahe liegenden Gegenstand den Studirenden mich bekannt mache.

Am andern Morgen war, nach dem Gegenbesuche bei den lieben, freundlichen Nachbarn, mein erster Gang zu dem Minister von Schenk. Ich fand den liebenswürdigen Mann ganz so, wie ich ihn nach seinen Briefen mir vorgestellt hatte und wie Andere mir ihn beschrieben. Mündlich beantwortete er mir noch Vieles, das er auf meine Briefe unbeantwortet gelassen hatte. Er rieth mir, daß ich meinem öffentlichen Versprechen treu bleiben und meine Vorlesungen getrost anfangen solle; es werde mir an Zuhörern nicht fehlen. Ein Hörsaal an der Universität stehe für mich bereit.

Meinen theuren wohlwollenden Freund Lerchenfeld fand ich leider nicht mehr in München; er war auswärts zu einem anderen Posten verwendet worden. Aber seiner Vermittelung verdankte ich schon früher die Einführung in einen Kreis der Männer, mit welchen ich jetzt in nähere

Verbindung treten sollte, namentlich die persönliche Bekanntschaft mit dem verehrungswerthen damaligen Vorstande der Akademie, dem berühmten Franz Paula von Schrank. Man kam mir von allen Seiten freundlich entgegen. Einer meiner künftig nächsten Kollegen an der Universität, ohne zu wissen, daß der Minister von Schenk schon dasselbe gethan, forderte mich auf, meine angekündigten Vorlesungen über Naturgeschichte auch für dieses Halbjahr nicht aufzugeben, sondern ihren Anfang in gewöhnlicher Weise durch einen öffentlichen Anschlag festzusetzen und die Liste zur Unterzeichnung für dieselben am geeigneten Orte aufzulegen. „Es warteten noch jetzt viele Studirende auf meine Ankunft, um sich bei mir als künftige Zuhörer zu melden; der Ruf, welcher sie dazu bewege, sei mir von manchem meiner früheren Schüler aus Erlangen her auch nach München vorausgegangen." — Ich nahm nun keinen Anstand mehr, dem Rathe des wohlmeinenden Ministers zu folgen.

Mein Freund Fr. v. Roth hatte jetzt sein neugebautes Haus mit dem großen, schönen Garten bezogen. Dahin führte mich der Zug des Verlangens wie nach einem Vaterhause. Dort im Garten, unter den blühenden Bäumen, brachten wir einen Theil des Nachmittags zu und erst jetzt ward mir es innerlich still und heimathlich wohl in dem geräuschvollen, schönen München zu Muthe. Am Abende mit Ringseis sah ich zum ersten Male den Peter Cornelius, den Mann mit dem Siegel der geistigen Großmacht auf seiner Stirn. Wäre ich auch niemals mit ihm so nahe, auf Lebenszeit befreundet worden, hätte ich ihn auch nur jenes eine Mal gesehen und gesprochen, ich würde es als ein merkwürdig bedeutendes Ereigniß meines Lebens

rühmen: auch ich habe den Peter Cornelius persönlich kennen gelernt.

Mit meiner Universitätsangelegenheit erging es mir über alles Erwarten gut. Es hatte sich nach wenig Tagen eine so große Zahl von Zuhörern für meine naturgeschichtlichen Vorlesungen unterzeichnet, daß der mäßig große Hörsaal, den man mir angewiesen hatte, für sie kaum geräumig genug schien. Dazu kam mir noch eine ganz besonders freudige Ueberraschung, die mir ein Vorzeichen von günstigster Art war für das Gelingen meiner neubeginnender Wirksamkeit als Lehrer. Der erste Zuhörer, der sich bei mir persönlich meldete, war Alexander von Bechtolzheim, der Sohn meiner theuren Freundin und Wohlthäterin am Mecklenburgischen Hofe: der Frau Baronesse von Bechtolzheim (m. v. S. 91); der Schüler meines brüderlichen Freundes Zahn. Alexander war in unserem Hause und an unserem Herzen wie ein eigenes, liebes Kind gewesen; jetzt stand er an Geist und Gemüth als herrlich gereifter Jüngling vor mir. Was wäre aus dieser köstlichen Blüthe und ihrer Frucht geworden, hätte der Gärtner nach dem vorbedachten Rathe seiner Liebe sie nicht, nach Menschenmaß so frühe, in den sicheren Frieden seines Hauses dahingenommen. Ein anderer Jüngling von gleich frommem, ernstem Gemüthe, der nachmalige würdige Theolog Zärthe kam als Bechtolzheim's Freund zu mir und zu beiden gesellte sich noch ein dritter Erstling der Zuhörer meiner Vorlesungen, mein geliebter „Johannes Clerikus" Jocham, der mir von jener Zeit an bis in mein Greisenalter ein treuer, kräftiger Mitpilger auf dem Wege zur gemeinsamen Heimath geblieben ist. So fand ich gleich in meiner ersten Vorlesung wohlbekannte Hörer, auf die meine Augen mit Lust sahen.

Es fehlte mir aber auch sonst nicht an anderen, allgemeinen Anlässen zur Ermuthigung. Mein Wirken als Lehrer fand freudige Theilnahme; ich hatte den Weg zu den Ohren und Herzen einer großen Mehrzahl der Studirenden gefunden; ich durfte mich glücklich preisen über diesen Anfang des neuen Tagwerkes. Sobald ich aus dem Gedränge der Beschäftigungen in etwas zur Ruhe gekommen war, schrieb ich an die Erlanger Freunde, vor Allem an Schelling und erhielt von ihm einen Brief, dessen Inhalt ich nachstehend großentheils mittheile:

„Erlangen, den 7. Juni 1827.“

„Gott sei Dank, liebster, theuerster Freund, daß wir endlich Nachrichten von Dir selbst und zwar so erfreuliche erhalten haben. Am zweiten Tage nach Deiner Abreise, wo der Regen wie heute fast unausgesetzt vom Himmel strömte, wollte uns fast der Muth für Dich sinken und wo eines dem anderen begegnete, sagte es, wehmüthig auf den Himmel deutend: Aber Schubert!! Nun heißt es recht: post nubila Phöbus. Du hast die Freude der Menschen an Dir gesehen, die Größe Deines Berufes an den ersten Wirkungen schon erkannt und Deine Freude wird immer größer werden; ich halte die Bayerische Jugend für höchst empfänglich, dankbar aufnehmend das stärkende und erhebende Wort, dabei fröhlich und heiter, ohne alles duckmäuserische Wesen, denn noch ist ihr nichts weiß gemacht worden. Wie mag sie sich erquicken an dem lebendigen Worte, das in natürlichem Reize von Deinem Munde strömt. Aber auch alles Andere wird sich zu Deiner vollen Zufriedenheit gestalten.“

„Ich kann Dir aufrichtig versichern, Geliebter, jetzt erst bin ich selbst gewiß, daß ich nach München kommen werde, versteht sich auch jetzt noch, so Gott will. Denn auch als

ich kürzlich hörte, daß der König schon den Antrag genehmigt habe und der nächste Courier das Dekret bringen werde, hielt ich für möglich, daß noch irgend ein Deus ex machina dazwischen trete, ja es war etwas in mir (ich will es nicht loben), das Sich, wenn auch nicht mir damit schmeichelte, daß es so kommen würde. Nun es aber entschieden ist, bin auch ich innerlich ganz entschieden, froh und entschlossen mit ganzer Seele für den künftigen Beruf. Denn Gott weiß, daß ich nichts gesucht, nichts dafür, vielmehr dagegen gethan; und so darf ich es als Gottes Willen ansehen und auf diese Gewißheit hin kann man schon auch manche Unannehmlichkeit wagen, sicher, sie äußerlich und innerlich zu überwinden. — — Es hat mich recht gefreut, was Du mir von Cornelius geschrieben, womit auch Kopp's Aeußerungen übereinstimmen." —

„Nun, Geliebter, Theurer, erhalte sammt Deiner lieben Frau uns die treue, freundliche Gesinnung, daß, wenn wir hinkommen, wir in dieser Hinsicht Alles beim Alten finden. In der bedeutenden, aber darum auch mir um so bedenklicheren Lage, in der wir uns beide finden werden, wo der Wind leicht und oft von allen Seiten zugleich bläst, daß man Mühe hat, sein Schifflein im richtigen Gange zu erhalten, wird es uns beiden gut sein, wenn jeder am anderen einen treuen, kräftigen Freund findet. Gott segne Dich und lasse Dich auf dem hohen Leuchter, worauf er Dich gesetzt, fort und fort und immer heller leuchten, als ein Licht, das zu Vieler Erleuchtung und Erwärmung bestimmt ist; durch keinen Höllenqualm zu dämpfen und zu verdüstern."

„Meiner theuersten Frau Gevatterin die herzlichsten Grüße. Wie werden wir uns freuen, bei der Ankunft in München sie in der heiteren Freundlichkeit ihres Wesens,

ganz als die treue, herzliche Freundin wieder zu finden. Meine Frau wird auch noch ein Paar Worte beilegen."

„Nochmals herzliches Lebewohl von Deinem treuen Freund Schelling."

So war mir denn die Gewißheit gegeben, daß Schelling ferner keinen Anstand mehr nehmen, sondern wirklich, und schon in naher Zeit nach München kommen werde. Ja der Brief brachte noch mehr. Die Familie Ringseis hatte, sobald das Gerücht von Schelling's sicherer Anstellung bei der Universität laut geworden war, alsbald nach einer Wohnung für ihn sich umgesehen, auch bereits eine gefunden, die den Anforderungen entsprach. Und zwar eine solche, die für uns Andere nicht erwünschter und wohlgelegener hätte sein können. Sie befand sich in dem Nachbarhause an der unsrigen und schloß sich auf ihrer anderen Seite an das Haus an, darin Ringseis wohnte, lag also in der Mitte zwischen beiden. Ich schrieb dieses an Schelling und er ging in einer Schlußstelle des vorstehenden Briefes, die mehr an Ringseis als an mich gerichtet war, auf den Vorschlag ein. So sollten wir denn von Neuem mit unseren theuren Schelling's in dasselbe freundnachbarliche Verhältniß treten, darin wir in Erlangen so glücklich und wohlbehaglich gelebt hatten.

## 43. Vereinzelte Berichte aus der Geschichte des ersten Halbjahres.

Ich ersuche hier im Voraus, daß man an die nachstehenden vereinzelten Berichte keine anderen Anforderungen machen möge, als man an abgerissene Stücke aus Briefen stellt, welche oft in gar ungleicher Stimmung, meist aber in den Stunden der Abspannung durch des Tages Last und Mühe, geschrieben sind.

Aus einem Briefe an meine Schwester Anfang August 1827:

„In meinen Zeilen, welche Dir vorläufig unsere glückliche Ankunft in München meldeten, versprach ich Dir nach wenig Tagen eine ausführlichere Beschreibung meiner neuen Heimath und der Verhältnisse, so wie der nächsten Umgebung, darin ich lebe. Aus diesen versprochenen „wenigen Tagen“ sind aber leider nicht nur Wochen, sondern mehr denn zwei Monate geworden, denn des täglichen Gedränges und Herumtreibens gab es so viel, daß ich manchen Tag nicht im Wachen, sondern erst im Einschlafen ruhig zu mir selber kommen konnte. Heute aber versuche ich es ernstlich, Dir mein Versprechen zu erfüllen, so gut ich kann.“

„Meine neue Heimath soll ich Dir beschreiben. Nun dazu gehört Gott sei Dank nicht allein die kleine enge Gasse, und das Haus, das ich darin bewohne, aus dessen Fenstern ich so wenige Prozente des Sternenhimmels sehe, als die Gläubiger des bankerotten Kaufmann *** von ihrem dargeliehenen Kapital zurück bekommen, denn zur Heimath rechne ich außer der Stadt München selber auch ihre Umgegend, so weit das Auge sehen kann, mit Land und Leuten.“

„Schon die Hochebene, auf welcher München liegt, weckt in dem Wanderer aus Norden, der hieher kommt, ein Verlangen auf nicht zum trägen Stillestehen und Verbleiben, sondern zum Weiterschreiten nach einem hohen, vor Augen liegenden Ziele; ein Verlangen, wie er es in seiner Heimath noch nie empfunden. Er kam vielleicht, so wie wir, von Ingolstadt her, zuletzt durch eine Ebene und durch armselig schmutzige Ortschaften, die dem Auge in ihrem unerfreulichen Wechsel zwischen Sumpf und verkümmertem Föhrenwalde Nichts darbietet, wobei es verweilen

möchte. Die Gedanken würden da lieber rück- als vorwärts gehen, am wenigsten aber gerne stille stehen *). Endlich, wenn Du mit uns dieses Weges zögest, trätest Du aus dem trostlosen Gestrüpp heraus in die freie Ebene; vor Dir in Süden thäte sich, wie vor uns am heiteren Nachmittag des 15. Mai's, an welchem wir einzogen, die majestätisch schöne Alpenkette auf, mit ihren schneebedeckten Zinnen, von Salzburg an bis zu dem voralpbergischen Hochlande; von Bayerns Hügelland bis zu den Bergriesen des südlichen Tyrols. Wie in dem Adler, wenn er seine langersehnte Beute vor sich hinfliegen sieht, so regt in uns ein Naturtrieb seine Schwingen, der uns mächtig aus der Tiefe hinzieht nach den lichten Höhen. Und wie soll ich Dir den ersten Eindruck beschreiben, den die alte, merkwürdige Stadt auf die Sinne macht, welche uns da vor Augen liegt. Ist es doch, als ob selbst die großen Frauenthürme, die über alle anderen Thürme und Gebäude hinaufragen, in ihrer unausgebauten oberen Zurundung von einer noch verschlossenen, hochanstrebenden weiteren Entwickelung sprächen. Und wenn Du nun mit uns hineintreten könntest in das Innere der Stadt und sähest mit uns die schon aufgewachsenen oder im Wachsen und Keimen begriffenen Werke der bildenden, alten wie neuen Kunst, lerntest die Geister kennen, welche von Tag zu Tage am Weiterfördern, Weiterschreiten eines großen, gemeinsamen Tagwerkes geschäftig sind, Du würdest mit mir einstimmen, wenn ich sage: hier herrscht ein Geist, der, wie der alte Blücher, wenn er zur Schlacht führte, immerzu nur „vorwärts, vorwärts" kommandirt. Also, an

*) Die Eisenbahn hat in unseren Tagen den Reisenden von der Unlust des früheren Weges enthoben.

ein geistiges Versauern von meiner Seite und an ein Stillestehen, wie die Wagenräder in gar zu tiefem, fetten Boden, ist wohl bei mir, wie ich fest hoffe, nicht zu denken, sondern Gott wird mir München zu einem geistigen Turnplatze werden lassen, auf welchem der innere Mensch, er mag wollen oder nicht, seine Kräfte und Glieder tüchtig brauchen lernen soll, bis man ihn zum fröhlichen Abzuge in sein Ruhelager kommandirt."

„Ich meines Theiles, so sparsam mir die freie Zeit dafür zugemessen war, habe dem Verlangen zu einem kleinen Weiterziehen nach Süden, nach dem Fuße der Höhen hin, nicht widerstehen können. Ich brachte mit meiner lieben Frau den Pfingstheiligabend in Starnberg, an dem herrlichen Gebirgssee zu, der mich gerade in dieser Jahreszeit an die Naturfülle eines oberitalienischen See's erinnert hat. Da war uns wohler zu Muthe als am Pfingstfeste selber in der kleinen protestantischen Kirche, wo das Heimweh nach der Kirche und nach der Predigt unseres theuern Kraft in Erlangen, oder meines lieben Schwiegersohnes Ranke zu Rückersdorf in ungestillter und unstillbarer Kraft erwachte." — —

„Seit der kleinen Reise an den Starnberger See ist mir es, als wären die Alpen und ihre Nachbarschaft erst mein geworden, als gehörten sie mit zu meiner Münchner Heimath und könnte ich zu ihnen hinkommen, so oft ich wollte, wie ein Mann in seines Nachbars Garten. Und wenn sich das auch nicht immer so recht und vollständig ausführen läßt, so gehe ich wenigstens jeden Abend, nach vollbrachter Tagesarbeit, meinen lieben Bergen ein kleines Stück Weges entgegen, in einen Garten, der in geringer Entfernung von der Stadt, hinaufwärts an der Isar liegt. Da sitze ich auf dem oberen Söller eines bretternen

Gartenhäuschens, schaue unverwandt hinaus nach den Bergen, bin fröhlich mit einigen Freunden, bei denen ich mich daheim fühle, bis der Abend dunkelt!“

„Von manchen Herrlichkeiten, so wie alten und neuen Sehenswürdigkeiten der Stadt München habe ich Dir schon ein anderes Mal erzählt. Auch von den Bewohnern derselben, denen ich näher kam, weißt Du aus einigen meiner bereits von Erlangen aus empfangenen, früheren Reiseberichte, alles Das, was sich mit den blosen Worten sagen läßt. Das ist nun freilich nicht viel, doch weiß ich aus Deinen Briefen, daß Dein Herz recht lebendig dabei gewesen ist, als Du meinen Empfang bei dem Kronprinzen Ludwig, meinem nunmehrigen lieben Könige, und ein anderes Mal Das lasest, was ich Dir von der Gemahlin desselben, unserer nunmehrigen vielgeliebten Landesmutter, schrieb. König Ludwig ist so eben in Italien, an dessen Eingangspforte wir ja hier zu Lande wohnen; bei der Königin Therese, die, wie Du weißt, eine Schwägerin meiner lieben, hohen Schülerin, der Herzogin Georg von Altenburg ist, fand ich eine sehr huldvolle Aufnahme. Aber ich habe seitdem auch noch eine andere Bekanntschaft gemacht, welche meinem jetzt so ganz in Bayern eingebürgerten Herzen überaus wohl gethan hat. Ich habe die beiden ältesten Prinzen unseres Königs gesehen und begrüßt. Der Kronprinz Maximilian ist ein prächtiger Jüngling, mit einem Angesicht voll lebendiger Beweglichkeit, ein Paar Augen, die verständig und vielversprechend in seine große Zukunft hineinblicken. Der zweite Prinz: Otto, ist ein lieblicher Knabe von ganz besonderer Art. Ich lernte ihn nicht blos aus eigenem Anschauen und Sprechen mit ihm, sondern noch mehr aus den Mittheilungen seines Lehrers und Führers kennen. Dieser Prinz

trägt den Schatz einer warmen kindlichen Liebe zu Gott und den Menschen wohlverwahrt in seinem demüthig stillen Wesen. Die, welche ihn von Kindheit auf kannten und täglich um ihn waren, wissen wahrhaft rührende Züge von seiner Sorgsamkeit und alles Eigene dahingebenden Liebe für Andere zu erzählen. Es ist eine Herzensgüte in ihm, die gar nicht Wort haben will, daß sie eine solche ist und welche, obgleich ein vollkommenes Widerspiel der menschlichen Bosheit, dennoch, wie diese, ihr Werk gerne im Verborgenen treibt. In dem Gemüthe dieses königlichen Knaben spiegelt sich nicht nur das Herz und ganze innere Wesen seiner Mutter, sondern noch ein Anderer, der jenem seltenen Mutterherzen sein Wesen gab und erhält. Ich sprach so eben von dem Lehrer und Erzieher des Prinzen Otto. Derselbe ist ein junger, würdiger Theolog, Namens Oettl, ein Mann, auf welchem die Weihe seines inneren Berufes in reichem Maaße zu ruhen scheint, weich und voll allseitig ausstrahlender Liebe im Gemüth, ernst und entschieden in seiner Gesinnung. Ich könnte ein volles Zutrauen zu diesem lieben, jungen Manne fassen, wünschte ihn öfter zu sehen."

„Aus dem Kreise unseres Fürstenhofes möchte ich Dich gern auch ein wenig hinausführen zu anderen Leuten und zu dem gesammten Volke. Für heute wird aber nicht viel daraus werden, denn da im September die Versammlung der Naturforscher zu uns kommen soll und die zoologische Sammlung, für deren äußeren Anstand ich zu sorgen habe, noch als ein gar unanständiges Durcheinander in ihren Räumen, Winkeln, Kisten und Kästen herumliegt, habe ich über Hals und Kopf zu thun, um das Haus für die berühmten Geister, die hineinkommen sollen, mit Besen zu kehren und zu schmücken. Doch wirst Du manches über

meine anderweitigen hiesigen Bekanntschaften Gesagte in meinem Briefe an Schwager Reichel finden, den ich Dir hier zum Lesen offen beilege, mit der Bitte, daß Du ihm auch diese Zeilen an Dich zum Lesen mittheilen mögest. Nur Eines will ich Dir noch sagen, daß ich ein Haus gefunden habe, welches mir für Geist und Gemüth ein Ausruhen, ein Stillesein und eine Bekräftigung gewährt, dergleichen ich noch niemals so bedurft und so von Herzen begehrt habe als hier. Denn ich weiß nicht, woher es kommt, daß mein altes, muthwilliges Naturell hier so zu bocksbeinigen Sprüngen geneigt ist. Ein stetiges Wechseln und Schwanken zwischen ungebührlicher Lustigkeit und eben so ungebührlichem innerem Verdrusse. Das ist beides nicht gesund für den inneren Menschen. Wenn ich aber in das Haus meines Freundes Friedrich von Roth eintrete, von welchem ich Dir schon bei anderer Gelegenheit geschrieben habe, da weicht von mir das äußere wie das innere Gedränge. Mir ist es, als ob da ein still und festhaltender Geist über der Tiefe großer, mächtiger Wasser schwebte. Ich wünsche, Du könntest der Frau, „die Krone des Hauses" meines Freundes, in ihr Angesicht und Auge blicken und Das vernehmen, was sie in sanftem, demüthig ernstem Worte und beredtem Schweigen ausspricht, da würdest Du bald erkennen, welcher Geist es sei, der da über den Tiefen schwebt. Mehr noch: aus jeder That des Lebens, als aus dem lauten Worte lernt man da, was es heiße: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen. Und sollst sie deinen Kindern einschärfen, und davon reden (so wie zeugen), wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest oder aufstehest" (5. Mose 6, V. 6, 7). Was soll ich aber dagegen von mir berichten,

wenn ich noch an demselben oder am anderen Tage wieder hinaus bin aus dem Freundes-Hause und hinweg von dem stillen, ernsten, Ruhe gebietenden Angesichte? Nur kurzer Stillstand und das wilde Heer des Unmuthes, des ohnmächtigen Verdrusses, mit dem ganzen Gesindel des Muthwillens, das tolle Lachen mit seiner Schellenkappe zieht wieder bei mir ein und aus. Ja, wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz." — —

Spätere Nachschrift:

„Mein Brief liegt noch immer da. Kann auch nichts mehr schreiben, nicht nur aus Sorge, daß mein Brief zu einer Schraube ohne Ende anwachsen möchte, sondern vor lauter Freude. Unsere lieben Schelling's sind angekommen mit Sack und Pack und in das Haus neben dem unsrigen eingezogen. Gott sei Dank für diese uns wieder geschenkte, gute, treue Nachbarschaft. Und nun zum Siegeln. Gott behüte euch. Ein anderes Mal mehr. Ich kann nicht einmal noch ein besonderes Wort an Deinen lieben Mann schreiben. Was aber an Dich geht, geht ja auch an ihn. Dein" . . .

Aus einem Briefe an meinen Schwager, den Amtmann Reichel, aus gleicher Zeit mit dem vorstehenden:

„Du bist mir, mein lieber Bruder, in übermäßiger Höflichkeit zuvorgekommen; Du hast mir zuerst hieher geschrieben, mich in der neuen Heimath begrüßt und beglückwünscht, und ich habe Dir, obgleich ich schon einige Monate dazu Zeit gehabt hätte, noch nicht einmal meine glückliche Ankunft in der Residenz gemeldet." — —

„Dein Brief legt mir mancherlei Fragen zur Beantwortung vor, eine der letzten ist die über meine Kollegen an der Universität und über meine Stellung zu diesen, worüber Du einige Besorgnisse zu hegen scheinest. Ich will

mit der Beantwortung dieser letzteren Frage den Anfang machen und zwar so, daß ich Dir von der letzten Bekanntschaft zuerst erzähle, die ich mit einem meiner neuen Kollegen an der Universität in merkwürdiger Weise gerade heute, ja so eben in dieser Stunde gemacht habe, wo ich schon mit dem Gedanken umging, an Dich zu schreiben. Gleich und Gleich gesellt sich gern; der Mann, von dem ich Dir berichten will, ist, wie Du, ein Jurist und zwar in Gesinnung, Kraft und That einer von Nummer Eins und Du, mein lieber Bruder, bist ja Gott Lob auch nicht von Nummer Letzt. Der Mann, von welchem ich Dir berichten will, ist Dr. Hieronymus Johann Paul Bayer, Professor der Rechte an unserer Ludwig-Maximilians-Universität. Ein edler, kräftiger Salzburger durch sein leibliches Herkommen, ein Bürger des Reiches, zu dem wir Alle durch Gottes Gnade gelangen möchten, seiner geistigen Geburt nach. Denn ich könnte mit Jedem Händel anfangen, der mir nicht zugestehen wollte, daß er, so wie ich, noch niemals ein Gesicht gesehen habe, aus welchem mehr und unverkennbarer, als aus dem meines Kollegen Bayer, ein gutes Gewissen hervorblickt vor Gott und Menschen; ein treues, unverbrüchliches Festhalten an Dem, was nach göttlichem Gebot und Gesetz, so wie nach menschlicher Ordnung gut, recht, löblich und anständig ist. Ich kenne den Mann nicht nur erst heute vom Sehen, sondern schon länger vom Hören Dessen, was Andere von ihm sagten. Im Inneren dieses Juristen sitzt der Glaube, in Wort und Thaten kräftig sich erweisend, immer oben an beim Rath und Gericht, darum kann er auch immer Rath und Recht sprechen, so wie sich's gehört. Als Schriftsteller kennst Du ihn gewiß aus seinen Arbeiten über den deutschen Civilprozeß. Als Lehrer ist er von unserer studirenden Jugend

hochgeehrt und geliebt, ich aber halte mich zunächst nicht an ihn als Gelehrten und Lehrer, sondern als an einen christgläubigen treuen Menschen, dessen Freundschaft ich gewinnen und mir erhalten möchte." —

„So habe ich Dir in der Reihe meiner Kollegen, über die Du mein Urtheil erfahren möchtest, einen rechten Ehrenmann vorausmarschieren lassen, der Dir schon vorläufig für das ganze Corps Respekt einflößen muß. Da jedoch die Zahl der Lehrer an unserer Hochschule, wie Du aus der genommenen Einsicht in den Zeitungsnachrichten in Deinem Briefe ganz richtig bemerkst, die Zahl der Musen neunmal übersteigt, kannst Du mir nicht zumuthen, daß ich Dir über jeden Einzelnen genauen Bericht geben soll, um so mehr, da man ja selbst über die Lebensumstände, amtliche Leistungen, ja selbst über die eigentlichen Namen der neun Musen in Ungewißheit ist. Ueberdies habe ich auch bisher noch mit den wenigsten meiner Kollegen Salz und Brod gegessen, so daß ich, wenn's in Arabien wäre, noch nicht mit der vollen Sicherheit eines Bundesschützlinges an jedem ihrer Zelte vorbeigehen könnte. Indeß kann ich Dir doch von Allen so viel sagen, als zur Beruhigung mancher Deiner erzgebirgisch-sächsischen Vorurtheile gegen meine Stellung an einer katholisch-bayerischen Universität ausreichend sein wird. Ich fange deshalb gerade bei der theologischen Fakultät an."

„Mit Professor Fr. Mall, dem Senior der Fakultät, habe ich zwar noch nicht Salz und Brod genossen, wohl aber an einem und demselben Tische mit ihm Kaffee getrunken und Semmel gegessen und zwar schon auf meiner Reise nach Salzburg und Tyrol zu Landshut, in einem Kaffeehause, darin ich den alten Siebenkees aufsuchte. Wenn aber auch das nicht wäre, so wollte ich mich doch

mitten in Arabien unbesorgt unter seinem Zelte zur Ruhe legen, denn er ist ein Mann des Friedens, dem das kindlich gute Herz aus den ehrlichen Augen und kindlich runden Angesichte herausschaut, welches Keinem eine Bitte abschlagen kann, wie dieses die Studenten wissen, die, wenn sie Geld borgen und nicht wieder bezahlen wollen, gar oft bei ihm zusprechen. Er ist ein guter, fleißiger Lehrer der hebräischen Sprache und der alttestamentlichen Exegese; hat Freude an diesem Berufe und ich möchte ihm wohl einmal zuhören, wenn er zu seiner Harfe einen hebräischen Psalm singt und sich dabei, statt der Noten, an gewisse Pünktlein, Striche und andere Zeichen über oder unter, so wie seitwärts in den Zeilen des Textes, hält. Was unser alter Kapellmeister Schicht zu dem Wohlklange dieser Psalmenmelodien sagen würde, weiß ich freilich nicht. — Wie ich mit dem Aeltesten unserer Theologen unter demselben Zelte doch Kaffee und Semmel genossen habe, so mit dem jüngsten derselben Brod und Salz nebst Bier. Und zwar in Fleischmann's Garten zu Erlangen, wo derselbe seinen alten Bekannten von Würzburg her, meinen Freund Pfaff aufsuchte und meine Bekanntschaft mit in den Kauf nahm. Dieser Jüngste ist der geistreiche, gelehrte Dr. Döllinger, der damals uns beiden, Pfaff und mir, sehr wohlgefiel durch sein ganzes, eben so bescheidenes als verständig besonnenes Wesen. Hier habe ich ihn vor der Hand nur erst im Vorbeigehen begrüßt. Dagegen habe ich dem genialen Dr. Hortig, dem gewesenen Nachfolger J. M. Sailer's in Landshut, schon einen längeren Besuch gemacht, zu welchem mich pflichtmäßige Dankbarkeit trieb. Denn Hortig, als Prorektor und Stellvertreter des Juristen Dresch, seinem Nachfolger im Rektorate, hatte mein Berufungsdekret an die Universität unterzeichnet, und

mir im Verlaufe der Unterhandlungen einen recht freundlichen Brief geschrieben. Eine höchst bedeutende Persönlichkeit, schon ihrer äußeren Erscheinung nach, ist dieser Hortig. Auf der Stirn und im Blicke der Augen die Signatur eines gedankenreichen, tiefblickenden Ernstes, um den Mund herum lauert ein Scherz, der bei guter Gelegenheit gerne heraustreten mag. Und beide Richtungen, die der ernsten Gesinnung und jene des scherzhaften Naturells, haben sich auch öffentlich hervorgethan, jene in den gründlich gelehrten, theologischen Schriften dieses tüchtigen Kirchenhistorikers, diese in den humoristischen Aufsätzen, welche wenigstens handschriftlich im Kreise seiner Freunde cirkuliren. Ein volksthümlich kräftiger, oft unvergleichlich treffender Witz belebt alle diese kleinen Arbeiten, darin der feine Kenner seines Volkes und seiner Zeit, wie der alltäglichen Menschenwelt überhaupt, sich überall kund gibt*). Auch den würdigen Theologen Dr. Wiedemann habe ich schon näher kennen gelernt und ihm mit herzlicher Achtung die Hand gedrückt, die mir hoffentlich eine Freundeshand werden soll. Allioli und Amann kenne ich zwar noch nicht, kann Dich aber im Voraus versichern, daß ich von all' den achtenswerthen Mitgliedern der theologischen Fakultät, keine, wie ihr guten lieben Anwohner der erzgebirgischen reichen Silbergruben, so wie der Vitriolhütten und Blechfabriken meint, „feindselig unduldsame Angriffe" zu erwarten habe. Es sind sämmtlich gläubige Theologen,

---

*) Diese humoristischen Schriften sind bald hernach unter dem erdichteten Namen des Verfassers Johannes Nariscus erschienen als: Gesammelte Blätter. — Reisen zu Wasser und zu Lande. — Wunderbare Begebenheiten des Blasius Bernelter und seiner Gefährten. — Zwölf Körbe u. s.

welche unverrückt und ohne Zweifel, so wie ich, die Bibel als Gottes Wort ehren, und mit solchen Leuten läßt es sich im Frieden, wie nöthigenfalls im ehrlichen Kriege, wohl auskommen."

„Von Deinen Professionsgenossen, den Juristen, wirst Du ohnehin nichts für mich befürchten. Den einen, dessen mir liebes Andenken ich heute mit mir her zum Schreibtische brachte, habe ich Dir schon genannt, andere, wie meine beiden berühmten Collegen Georg Ludwig Maurer, und Dr. Schmidtlein haben sich schon von selber durch ihre Schriften in Deine Bekanntschaft eingeführt. Ueberdies sind sie Protestanten und es geht sehr die Rede, daß schon im nächsten Semester mein werther, lieber Freund Puchta aus Erlangen auch an unsere Universität kommen soll. Ebenso wird Dir das in seinen Gliedern wahrhaft ehrenwerthe Korps unserer Mediziner, an dessen Spitze der scharfsinnige geistvolle Döllinger (senior), so wie meine altbekannten Freunde Röschlaub und Ringseis stehen, meinetwegen keine Sorge machen, denn eine Krähe hackt ja der anderen die Augen nicht aus. Und nun vollends gar an der philosophischen Fakultät finde ich nicht nur Confessionsgenossen genug, sondern auch alte Bekannte, ja theuere, zuverlässige Freunde, wie meinen Lehrer und Gevatter Schelling, der in diesen Tagen hier erwartet wird. Die ehrenwerthen Männer: den gewissenhaft gründlichen Lehrer der Physik, Dr. Stahl, so wie den gelehrten, trefflichen Philologen Dr. Ast, kenne ich schon von Jena, Späth, Siebenkees und den berühmten Geographen Mannert von Nürnberg her; Dr. Thiersch, den ich bereits als hoffnungsvollen Candidaten der Theologie bei Kügelgen in Dresden sah, ist seitdem zur ruhmvollen Meisterschaft in dem Gebiete des Wissens gelangt; Fuchs,

der als Mineralog und Chemiker seines Gleichen suchen mag, wenige aber finden wird, steht mir schon als Schüler meines alten, verehrten Lehrers Werner in Freiberg, so wie durch seine ganze Persönlichkeit, als lieber und hochgeehrter College und Vorbild der Tüchtigkeit zur Seite. Der mit Recht berühmte, vielthätige Reisende Martius wurde mir auch bereits in Nürnberg befreundet. Schon sein Name, der bei allen Freunden und Kennern der Naturwissenschaft in und außer Europa einen guten Klang hat, bringt unserer Universität eine Ehre. Auch zu dem fleißigen Chemiker und tüchtigen Lehrer seiner Wissenschaft: Vogel gibt mir sein vaterländisches Herkommen aus Mecklenburg eine Annäherung; die beiden genialen Jünglinge, Zuccarini als Botaniker, Kobell als Mineralog, haben schon frühe in dem Gange der Entwickelung für ihren Beruf als rüstige Arbeiter und Lehrer in ihrer Wissenschaft den Anlauf nach der Höhe genommen. Den hochberühmten Görres, den Mann von großer geistiger Kraft und deutscher Gesinnung, erwarten wir im nächsten Semester als Mitgenossen an der Universität. An dem Historiker Andreas Buchner, so wie an dem Physiker Sieber, habe ich zwei wackere, liebenswerthe Männer kennen und schätzen gelernt. Auch Oken ist hier und man macht mir etwas bange wegen der Stellung, die wir als ein sehr ungleiches Gespann an dem gleichen Fuhrwerke zu einander einnehmen werden. Und gerne, mein lieber Bruder, wollte ich Dir auch noch manches Original unter meinen Collegen, namentlich den Lehrer der indischen so wie persischen Sprache, Othmar Frank, der mir selber wie ein ausgewanderter Brahmine vorkommt, und Gruithuisen beschreiben, so wie manche andere wenigstens nennen, wenn ich, wie Du es wohl bemerken wirst, nicht Eile hätte. Eine Eile zum

Hause meines Nachbars Ringseis, bei welchem ich zum Abendessen in gar guter, munterer Gesellschaft eingeladen bin und wohin ich einen munteren Hunger mitbringen werde. Darum antworte ich Dir für heute nur noch auf zwei Fragen Deines Briefes, wenn auch nicht in lapidarischer, so doch in jener Kürze, deren man sich beim Schreiben mit dem Stocke in den Sand bedient. Unter dem hiesigen, eigentlich bayerischen Adel, kann ich Dir schon jetzt einige Häuser nennen, in denen Männer leben, die durch Gesinnung und That des Lebens, an Geist und Gemüth auch innerlich geadelt sind. So das edle Haus der Freyberge, der Pfetten, der Stetten und gewiß noch manche andere, von denen ich Neuling in den hiesigen Verhältnissen noch keine Kunde habe. Der hiesige Bürgerstand gefällt mir sehr wohl. Es herrscht bei ihm noch fast allgemein ein kirchlich religiöser Sinn, ein Festhalten an alte Sitte, Freigebigkeit zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Es würde Dir in einer Gesellschaft dieser Leute ganz wohl sein. Ein gutes Urtheil und ein guter Humor beleben die Gespräche, welche sie unter einander führen, in so unterhaltender Weise, daß man ihnen, an einem Nebentische sitzend, gerne zuhört. Und dazu findet sich, wenn man etwa in einem öffentlichen Garten seinen Ruhesitz nimmt, öfters Gelegenheit, denn man kennt bei solcher Gelegenheit hier in München nicht jene Abscheidung der Leute nach ihrem Stande und ihren Berufsarten wie bei uns im nördlichen Deutschland. Doch hiervon, so wie von manchem Anderen, das Du gerne wissen möchtest, ein anderes Mal ein Mehreres. Gott behüte Euch, Du lieber Bruder und Du liebe Schwester Christiane. Euer u. s." —

## 44. Eine weitere Fortsetzung der Berichte.

Bald nach jener Zeit, aus welcher die hier mitgetheilten Briefe sind, trug sich in meiner Umgebung, so wie in meinem Berufskreise, manche Aenderung zu, deren ich hier nur im Vorübergehen gedenken will. Einen Uebergang zu der neuen Gestaltung, die jetzt mein äußeres Leben gewinnen sollte, bildete auf der einen Seite Schelling's Auftreten in München, so wie auf der anderen die Versammlung der Naturforscher daselbst. Was Lerchenfeld für mich in Nürnberg war und that, das war und that Schelling für mich in München. Durch ihn erhielt meine Stellung in den neuen, für mich sehr ungewohnten Verhältnissen, ihre äußere Sicherheit und innere ruhige Entwickelung. Die Versammlung der Naturforscher hatte mich mit vielen ehrenwerthen Männern des gleichen Berufes bekannt gemacht und mit mehreren in eine fortwährende, freundschaftliche Verbindung gesetzt, die sich namentlich zwischen dem Prof. Otto aus Breslau und mir bis zu dem Ende jenes wohlwollenden Mannes erhalten und gesteigert hat. Unter all' den zahlreichen, zum Theil berühmten Gästen, die aus den verschiedensten Gegenden zu uns kamen, schloß ich mich am vertraulichsten und innigsten an den Sohn meines verehrten Freundes in Frankfurt, an Hermann von Meyer an, der mir, mitten in dem bunten Gedränge und Getümmel der Versammlung ein treuer, fester Anhaltspunkt wurde, welcher mir oft zum Troste diente in den mancherlei Unannehmlichkeiten, die sich bei jener Gelegenheit einfanden. Denn die öffentliche Sammlung, deren verantwortlicher Vorstand ich seit einigen Monaten geworden war, fand sich keineswegs so, daß sie durch inneren Gehalt und äußere Anordnung dem Auge der fremden

Gäste wohlgefallen und ihren Erwartungen genügen konnte. Es erging mir wie einem Manne, der, so eben mit dem Bauplane eines Hauses beschäftigt, die alten Gemäuer hinwegzuräumen und neue zu begründen im Begriffe steht und welcher sich mitten in diesem vorbereitenden Geschäfte von dem Besuche von Dilettanten, so wie Meistern der Baukunst überrascht sieht, welche in oder nahe bei wohlausgebauten und reich verzierten Palästen zu leben gewohnt sind. Dazu kamen noch andere Anstöße, welche den Samen zu vielen nachmaligen Mißhelligkeiten enthielten.

Ein Ausruhen von den Mühen des zu Ende gehenden Sommers und des angehenden Herbstes gewährte mir ein kurzer Besuch im stillen Pfarrhause meiner Kinder Ranke's. Schon die Reise dahin wirkte auf mein Gemüth wie ein Trunk aus Lethe's Strom; das eben Vergangene war vergessen, Frieden und Freudigkeit traten in die aufgeräumte Stätte hinein, denn wir hatten das Glück, diese Reise mit der ebenbürtigen, mir unvergeßlichen Tochter meines Freundes Jean Paul Richter, mit der frühe zu ihrem Frieden eingegangenen Emma Förster zu machen. Die wenigen Tage bei den Kindern in Rückersdorf bekräftigten mich an Seele und Leib, wie nach einer unruhigen Nacht ein süßer, erquicklicher Morgenschlaf.

Ich begann meine Vorträge für das Wintersemester mit einer Anrede an die Studirenden, welche ich in der kleinen Schrift: „Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer selbstständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa“ veröffentlicht habe. Der Zudrang zu meiner Vorlesung über allgemeine Naturgeschichte war so groß, daß der neue, ziemlich geräumige Hörsaal die Zuhörer kaum zu fassen vermochte, die mich überdies nicht nur durch ihre persönliche Gegen-

wart, sondern durch eine wahrhaft rege, innere Theilnahme erfreuten. Der Kreis der Freunde, mit welchen ich in mehr oder minder genauer und herzlicher Verbindung lebte, war schon gegen Ende des ersten Jahres und noch mehr im zweiten, durch verschiedene neue, werthe Ankömmlinge vermehrt worden. Ich theile hier einige Stellen aus Briefen an meine Schwester mit, welche mein damaliges, geselliges Leben in einigen Zügen schildern.

— — — „Nun Schelling's kennst Du ja schon von Erlangen her; ob Du aber bei Deinem damaligen Besuche in unserem Hause auch das liebenswürdige junge Ehepaar: Puchta und seine Frau hast kennen gelernt, das weiß ich nicht gewiß. Du würdest aber, wenn Du nur einmal in unseren gemeinsamen Ausruhestunden mit uns sein könntest, sagen: das sind Leute, mit denen ich immer zusammenwohnen möchte. Ebenso würde es Dir mit unserem Freunde Schnorr, dem edlen, sächsischen Landsmann und mit seiner gemüthvollen, heiteren jungen Frau ergehen, die eine geborene Wienerin ist. Die Familie der Boisserée's, namentlich die Gemahlin des Sulpice, eine auserlesene Perle an geistigem Werthe, die sich der glückliche Mann in Würtemberg aufgesucht hat, würde, wenn Du sie kennen lerntest, einen Eindruck auf Dich machen, der sich nicht wieder verwischen läßt, denn das sind Erscheinungen in der Menschenwelt, denen man nicht alle Tage begegnet. Dazu unser geistig lebendiger Ringseis, in seinem unerschöpflichen Humor, mit seiner theilnehmend für uns sorgsamen Frau, der mächtige Cornelius und so manche andere Freunde, die ich Dir schon mehrmals haarklein beschrieben habe. Ebenso nannte ich Dir schon Geh. Hofrath Maurer, mit seiner Frau, deren zartfühlendes, gleichwie heimwehkrankes Wesen, nach oben gewendet, auf

auf Erden sich nicht mehr recht heimisch zu fühlen scheint, so wie die Familie Schmidtlein, von edler norddeutscher Bildung, Schorn, den Mann von vielseitig geübtem Urtheile, mit seiner anspruchslosen guten Frau aus Jena, Oken, mit seiner Frau, die gleichfalls eine Jenenserin ist. Diese alle, vereint mit den schon länger in München eingebürgerten Häusern von Thiersch und den jüngeren Riethammer's, sind die Hauptbestandtheile der geselligen Gruppen, die sich vereinzelt, oder zuweilen auch zu einer Gesammtmasse verbunden, während der Winterszeit am öftersten zusammenfinden."

„Aber was will ich eigentlich damit, indem ich Dir diese geistreiche, glänzende, auch liebe Gesellschaft, in deren Kreise wir manche unserer Winterabende zubringen, so vor Augen und Ohren hinführe? Was ich damit will, das hat der Maler geleistet, über dessen Bild der Hochzeit von Kana (es war ziemlich alt und die Leinwand hatte viele Sprünge) wir manchmal lachten, wenn wir es oben auf dem Oberboden des Elternhauses ansahen. Du wirst Dich wohl noch daran erinnern, wer dort die Figur war, um derentwillen die ganze Hochzeit dargestellt schien. Die Gäste nämlich, unter ihnen etliche der geladenen Jünger, die man an den Heiligenscheinen erkannte, bekam man, nur wie in weiter Ferne, durch die halbgeöffnete Thüre des Speisesaales zu sehen, nicht viel mehr war vom Bräutigam sichtbar, der ganz verstohlens zur Stubenthüre herausschaute; ja selbst der Speisemeister, der etwas versoffen aussah, und welcher dem Bräutigam das Glas mit dem guten Weine vor die Nase hinhielt, war nicht die Hauptperson im Vordergrunde, sondern diese Hauptperson des ganzen Gemäldes, welche dreimal so viel Raum wegnahm als Alles, was von den Hochzeitsgästen sichtbar erschien,

stellte offenbar ein Knecht oder Diener des Speisemeisters, dar, ein vierschrötiger, etwas lumpig erscheinender Kerl, der einen großen Krug mit dem wundervoll bescheerten Weine vor sich hinhielt und dazu ein blitzdummes Gesicht machte, in dessen Mienen der Meister wahrscheinlich das große Erstaunen ausdrücken wollte. Eben so, meine liebe Schwester, habe ich Dich, wie durch eine halbgeöffnete Thüre hineinschauen lassen in eine ehrenwerthe Gesellschaft meiner hiesigen Freunde und Bekannten, nicht zunächst, um Dir von diesen, sondern nur, um Dir von mir etliche Worte zu klagen und zu sagen."

„Ich meine in der That, es wird mir noch in ähnlicher Weise ergehen, wie dem ehrlichen Schwaben in Hebel's Schatzkästlein in seinem Dienste als Wegweiser und Begleiter der französischen Soldaten. So wie diesen, von wegen der Prügel, die er bekam, sein vieles Französisch, das er verstand, fast unter die Erde gebracht hätte, so könnte es mir hier in dem hochgebildeten vornehmen München mit der Feinheit der Sitten und der Weltbildung geschehen, die ich als alter Hof- und Weltmann an mir trage, und die doch wahrscheinlich der einzige Reiz an mir ist, der die Leute bewegt, mich in ihre hochgebildeten Kreise zu ziehen."

„Nun die Leute alle, die ich vorhin mit den Gästen auf der Hochzeit zu Kana auf unserem alten Bilde verglichen habe, sind keine französischen Soldaten, sind liebe, freundliche Menschen, welche mir keine Prügel geben, sondern mir und meiner Frau alles erdenkliche Gute erweisen, aber dennoch bekomme ich in ihrer Gesellschaft jedesmal Prügel; zwar nicht von ihnen, sondern von mir selber in meinem Inneren. Vierzig weniger Eins werden mir da allezeit aufgezählt, wenn ich beim Nachhausegehen, oder in der Stille des anderen Morgens, an alles Das denke,

was ich am gestrigen Abende geschwatzt oder in meiner Ungeschliffenheit durch Worte und Werke geleistet habe."

„Ja, meine liebe Schwester, es ergeht meiner Seele hier in München wie einer alten Geige, die man aus Versehen in die Nähe eines starkgeheizten Ofens gehangen hat und deren Saiten, die vorher ganz leidlich wohl zusammenklangen, nun so verstimmt sind, daß der Geiger, wenn er darauf spielen will, über die jämmerlich schreienden Mißtöne ganz erschrickt, die unter dem Drucke seines Fidelbogens hervorbrechen. Während der langen, stillen Friedenszeit in Erlangen, in den Verhältnissen, darin meine Natur mit all' ihren Neigungen und Wünschen sich wie der Fisch im Wasser in ihrem erwünschten Elemente bewegte, habe ich es niemals geahnt, daß in meinem Inneren noch so eine Grundsuppe von allen möglichen Schlechtigkeiten wäre, als ich hier es fühle und erfinde. Ich bin eben in Erlangen gar zu sehr verwöhnt worden. Hochmuth, Eitelkeit und Ehrgeiz sind da unvermerkt und ohne daß man auf ihre Zucht und Fütterung sonderlich Acht gab, groß gezogen und fett gemacht worden, wie Hühner im Hofe eines wohlbemittelten Bauern, wo sie die von der Scheune aus verzettelten Körner und die hinausgeworfenen Abgänge von Tisch und Küche in solchem Ueberflusse auflesen, daß sie keiner weiteren Versorgung durch die Hausmutter bedürfen. Laß aber dieselben zweifüßigen Creaturen mit ihrem immer hungrigen Magen und unersättlichen Kropfe hereingebracht werden auf einen schön gepflasterten Hof in der Stadt, dann wird es gar bald anders bei ihnen aussehen. Draußen bei dem Bauernhause hat man sie kaum bemerkt, so ruhig und still, wenn sie nicht gerade kräheten und gackerten, ging Alles bei ihnen her, in der Stadt sind sie mit ihren Gewohnheiten

und Sitten ganz unerträglich; — — —. Ich will mich kurz über die Sache fassen, denn in dem Briefe an Bruder Reichel findest Du ohnehin manches Weitere. Das kollegialische Verhältniß zwischen mir und Oken wäre, so weit wir auch in unserer Denkweise über „Wahrheit und Irrthum" von einander abweichen, an einer kleineren Universität, wie selbst Erlangen, ein äußerlich ganz ruhiges, niemals feindseliges geworden. Wir würden, um noch einmal den Vergleich mit den Hühnern herzunehmen, der ja, wie Du weißt, selbst durch einen großen Philosophen des Alterthums zu Ehren gekommen ist, vielleicht manchmal, wie zwei Hähne aus den Nachbarhäusern eines Dorfes, uns mit einander gekampelt haben, bald aber wäre jeder wieder krähend zu seiner Heerde gegangen, ohne daß irgend ein Nachbar sich nach dem Kampfe der beiden umgesehen oder auf ihn geachtet hätte. Anders ist das hier. In England macht man sich die Hahnenkämpfe zu einem öffentlichen Schauspiele, an welchem das müßige Volk so lebhaften Antheil nimmt, daß es sich in Partheien sondert, von denen die eine im Voraus für den Kampfhahn aus Kensington, die andere für den aus Hamptoncourt als unbezweifelbaren Sieger sich entscheidet und Wetten anstellt für die überwiegende Tüchtigkeit des einen oder des anderen. Bei eigentlichen Kampfhähnen, und noch dazu in England, lasse ich mir noch zur Noth so etwas gefallen, daß aber das gebildete so wie ungebildete Publikum von München sich mit den Kampeleien, die leider zwischen Oken und mir ausgebrochen sind, ein ähnliches Vergnügen macht, das ist eben nicht nach meinem Sinne. Wie und durch wen übrigens die Händel zuerst angefangen und herbeigezogen worden sind, das wirst Du aus meinem Briefe an Bruder Reichel vernommen haben. Die Sache erschien anfangs

von so unbedeutendem Gewichte, daß sich in Erlangen, außer der Dienerschaft bei der Naturaliensammlung, kein Mensch darum bekümmert haben würde, und erst durch die hohe Theilnahme des Publikums sind sie zu einem beliebten Schau- und Spektakelstücke geworden, das viele Leute für oder wider die beiden Hauptacteurs reden macht. Denn es scheint unter einem Theile der hiesigen Welt wirklich Modeton geworden zu sein, für die Sache des einen oder des anderen von uns Parthei zu nehmen. Und was ist das für eine Sache? Wenn ich die äußeren Anlässe betrachte, dann muß ich sagen, ich weiß selbst nicht, welche, denn jene Anlässe sind doch gar zu unbedeutend, doch scheint mir es, nach verschiedenen halb oder ganz laut gewordenen Aeußerungen zu urtheilen, als wenn es der Unterschied wäre, der sich zwischen Oken und mir in unseren Grundansichten von „Wahrheit und Irrthum“ findet, an welchem sich die partheiliche Theilnahme für den einen oder den anderen von uns entzündet hat. Zunächst zwar nur bei Solchen, welche den Ton angeben, durch diese aber bei der Menge, welche mitsingt. Schon nach meinen bisherigen Erfahrungen gebe ich daher der Freundin, welche draußen in dem stillen, neugebauten Hause wohnt, Recht, wenn diese sagt: ich dürfe es für ein Glück halten, daß diese Scheidung in Solche, die gegen, und in andere, die für meine Sache wären, so bald und so augenscheinlich eingetreten sei. Denn das werde mir manche schmerzliche Erfahrung ersparen, die ich hätte machen müssen, wenn ich mich mit zu großem Vertrauen an Leute hingegeben hätte, von denen ich doch dem Grunde und Wesen der Gesinnung und Denkweise nach in unvereinbarer Weise geschieden sei.“

„Aber ein Gefühl, als stehe es überall mit dem Par-

theinehmen nicht recht sicher, begleitet mich in alle größeren Gesellschaften und selbst in manche Kreise der mir sonst ehrenwerthen Bekannten. Das wirkt denn Mißtrauen und bringt jene Verstimmung hervor, deren Mißtöne mir im inneren Ohre noch lange nachtönen und mir, wenn ich aus einer Gesellschaft nach Hause komme, selbst in meine stillen Stunden nachgehen. Es ist hier nicht mehr so, wie es in Erlangen war, wenn ich mich unter den Freunden und Bekannten der harmlosen Fröhlichkeit hingab. Die anscheinende Fröhlichkeit, zu welcher hier mein Naturell nur gar zu oft sich aufrafft, ist keine harmlose und natürliche, sondern selbst ohne mein Wissen und Willen mischt sich immer ein Tropfen, auch wohl mehrere, der bitteren Galle hinein; jene Fröhlichkeit (Lustigkeit) ist deshalb eine unnatürliche, ich möchte sagen, fieberhaft ungesunde. Ja, wenn ich mich so in mein Inwendiges hineinfühle, möchte ich sagen: von der Fußsohle bis zum Haupte ist nichts recht Gesundes an mir."

„Wie soll ich sagen? ist das gut oder nicht gut? — Die Krankheit ist nicht gut, sondern schlimm genug. Daß man sie aber fühlt, das ist gut, und man muß nur wünschen, daß das Gefühl erst recht durch alle Glieder gehen möge. Mir geht es allerdings wie Einem, der längere Zeit in einem abgeschlossenen milden Thale gelebt hat, in welches nur die wärmende Sonne von Mittag so wie von der Vor- und Nachmittagsseite her, nicht aber die rauhen Winde aus Nord, Nordost und Nordwest den Zutritt hatten, ja der selbst dort bei schlechtem Wetter immer in seinem Hause geblieben ist. Wenn dieser auf einmal, durch eine andere Wendung seines Gewerbes, hinauf versetzt wird auf eine frei und ungeschützt gelegene Höhe, wo ihn der Wind von allen Seiten anbläst, da mag ihn freilich manchmal ein

Schauern und Zähneklappen ankommen. München, das sogar in leiblich vorbildlicher Weise nach geometrischer Messung fast noch einmal so hoch liegt als Erlangen, ist auch in geistiger Hinsicht ein Ort, an welchem, wie mir Schelling einmal schrieb, als er noch in Erlangen, ich aber schon in München war, „der Wind gar leicht und oft aus allen Ecken zugleich bläst.“ Ich aber, in meinem jetzigen Zustande, bin für den Zugwind so empfindlich, daß ich nicht gerne in solche Häuser gehe, in welche durch die immer offen stehenden Fenster und Thüren der Sturm aus allen Ecken hereinbläst, sondern mich nur da wohl befinde, wo man den Wind mit seinem Staube nicht so ungehemmt hineinläßt. Und so ein Wohlsein darf ich doch auch, Gott sei Dank, selbst außerhalb meiner Kammer nicht weit suchen; ich kann es genießen draußen vor dem Thore, im Hause meines lieben, ich möchte sagen väterlichen Freundes Fr. v. Roth, kann es finden bei meinen geliebten Puchta's wie bei Schnorr's, bei den Nachbarn Schelling's und Ringseis, wenn diese nicht gerade von gar zu großer und gemischter Gesellschaft ihrer alten Bekannten umgeben sind. Dergleichen Ruheorte gäbe es aber noch mehrere für mich, wenn ich Zeit und Freudigkeit hätte, sie aufzusuchen...“

„Im Grunde genommen hätte ich also über Niemand und über nichts zu klagen, als über mich und mein verstimmtes Wesen. Ist doch meine hiesige Lage wirklich, so wie sie es in Vieler Augen ist, eine beneidenswerthe zu nennen. Mag der Weg, den ich gehe, von unten her manchmal holperig, schmutzig und staubig sein, von oben her hat er immer hellen Sonnenschein und heiteres Wetter. Und zwar auch in äußerlich sichtbarer Weise. König Ludwig und die Seinen haben nicht gegen mich, sondern für mich, Parthei genommen. Mein geist- und

liebevoller König hat mir das nicht nur durch mündliche, gütige Äußerungen, sondern durch eine That seines besonderen Vertrauens bezeugt; er hat mich zur Theilnahme an dem Unterrichte seines Kronprinzen Maximilian zugelassen und ich bin recht freudig diesem Rufe gefolgt. Denn der königliche Jüngling, in dessen Nähe ich jetzt öfters kommen darf, würde auch in jedem anderen Stande seiner Geburt eine Lust und Freude des Lehrers sein. Das ist ein lichtsuchender Geist, der bald seinen Weg über die Wolken finden wird und welcher dabei auch äußerlich mit reichen Gaben geziert ist, welche Liebe gewinnen und festhalten. Meinem nachbarlichen Freunde Schelling muß ich täglich von dem Kronprinzen Maximilian erzählen, an welchem sein Herz mit ganz sonderlicher Liebe hängt und an dessen geistiger Entwickelung er recht lebendigen Antheil nimmt. Im nächsten Jahre wird mir wahrscheinlich auch ein Antheil an dem Unterrichte des Prinzen Otto übertragen werden."

„Von meinem geliebten Prinzen Albrecht von Mecklenburg, der mich, wie ich Dir schon in meinem vorletzten kurzen Briefe schrieb, im vorigen Sommer mit einem Besuche, als Gast in meinem Hause erfreute, habe ich die besten Nachrichten. Er hat jetzt in Berlin seine militärische Laufbahn betreten." — —

„Von den hohen Naturgenüssen, die mir auch wieder im vergangenen Herbste mein Aufenthalt am Fuße der Alpen, in dem herrlich gelegenen Tölz gewährt hat, kann ich Dir nur sagen, daß sie durch ihre „Trosteinsamkeit" zehnfach alle die Entbehrungen und kleinen Quälereien des Stadtlebens aufwiegen. Die Alpennatur ist doch noch eine ungleich gewaltigere, erhabenere, als die des Hügellandes, oder selbst die unserer sogenannten Berggegenden

es ist. Ich bin auch in Tölz nicht müßig gewesen, sondern habe dort viel gearbeitet." — — —

An den Inhalt des so eben großentheils mitgetheilten Briefes schließen sich die einzelnen hier nachstehenden Stellen eines anderen an, den ich um dieselbe Zeit an meinen Schwager, den Amtmann, schrieb.

„— — Ja, lieber Bruder, mit und zu der Arbeit, welche mir mein hiesiger Beruf auferlegt, ist mir zugleich auch eine rechte Arbeitslust geschenkt worden. Beides, wenn es so zusammengeht, macht einem das Leben, wenn auch äußerlich nicht gerade leicht und bequem, so doch innerlich werth. Seit vielen Jahren ist mir der Wunsch angelegen, einmal öffentlich Vorlesungen über Menschen- und Seelenkunde, oder, wie die gelehrten Leute sagen: Anthropologie und Psychologie zu halten und ein Werk zu schreiben über die Natur des Menschen nach ihrem äußeren leiblichen, so wie nach ihrem inneren geistigen Wesen, nach ihrer Stellung zu der gesammten Welt des Leiblichen wie des Geistigen und nach ihrer zeitlichen wie ewigen Bestimmung für diese beiden Welten. (Vergib mir die schwerfällige Titulatur des künftigen Buches; ich habe eben keine Zeit, mich auf eine andere zu besinnen.) So lange ich in Erlangen war, wollte ich nicht gerne mit dem alten guten Mehmel in Collision treten, welcher dort Psychologie las, habe deshalb niemals eine Vorlesung solchen Inhaltes angekündigt, hier aber hatte mein gutmüthiger College A. Buchner nichts dagegen, wenn ich mich neben ihm versuchen wolle: „denn es gäbe ja in München Studenten genug für uns beide, und er behalte noch Fächer genug übrig, über welche er lehren solle und müsse." Ich habe demnach im vorigen Sommer mit wahrhafter Lust und Freude meinen vieljährigen Vorsatz ausgeführt,

habe vor einer zahlreichen, und, wie mir schien, auch theilnehmenden Versammlung der Zuhörer Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie gehalten. Und diesen Winter habe ich auch angefangen, den Inhalt dieser Vorlesungen für den Druck auszuarbeiten. Ich meine, ich hätte, gerade hier in meiner Stellung, einen doppelten Beruf dazu, einmal den inneren, der mir, ich kann wohl sagen, seit meinem Jünglingsalter dazu in's Herz gelegt worden ist und dann den äußeren: gegenüber den sogenannt naturphilosophischen Lehren meines Collegen Oken: um zu zeugen von einem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zu zeugen von dem Sein und Wesen unserer für ein Leben der Ewigkeit geschaffenen Seele und von einer Welt des Geistigen überhaupt. Diese meine Arbeit, die mich bei Tage wie bei Nacht beschäftigt, gewährt mir nun eine solche geistige Stärkung, macht mir so viel Freude, daß ich alles Andere um mich her, auch Das, was weder löblich noch lieblich anzuschauen ist, darüber vergesse. Mir geht es wie jenem Holländer, der einen Demant von ungeheuerem Werthe in seiner Tasche herumtrug und in Hoffnung, diesen künftig einmal nach seinem großen Werthe zu verkaufen, bei allen Entbehrungen und aller Noth, die sein gegenwärtiger Mangel an baarem Gelde mit sich brachte, ganz vergnügt war. Denn mir ist es, als trüge ich mit dem Gedanken an eine solche mir gar schön vorkommende Arbeit einen großen Schatz mit mir herum, den mir die Leute nicht nehmen können. Und ein solches inneres Spielzeug, an dem mein Herz sich tröstet und erquickt, thut mir gerade jetzt ganz besonders wohl."

„Denn ich muß Dich doch bei dem Scheine des inneren Trostlichtes, das, wie die Lampe in einer Laterne, das Dunkel um mich her beleuchtet, ein wenig in den

Wirrwar hinausschauen lassen, darin ich so eben herumtappe. Du kennst mich von Jugend auf, Du weißt, daß ich, meiner bequemen Natur nach, sehr wenig geeignet und aufgelegt bin zum Streiten und Disputiren, am allerwenigsten aber geneigt zu öffentlichen Streitigkeiten. Und doch hat man mich hier mit aller Gewalt in solche öffentlichen Streitigkeiten hineingehetzt und hineingezogen. Freilich verhalte ich mich dabei nicht viel anders, als der alte blinde Bär, den ich zu meiner Zeit noch in Ludwigslust, im damaligen herzoglichen Park lebend vorfand, wenn die muthwilligen Buben oder auch die Jagdhunde im Vorüberlaufen an der vergitterten Hütte, darin er gefangen saß, ihn plagten und neckten. Der arme Bursche ertrug solche böswillige Angriffe zwar keineswegs mit Geduld und großmüthiger Fassung, sondern wurde dabei sehr grimmig und benahm sich ungeberdig genug, schlug und biß nach den Stecken, mit denen die losen Buben durch das eiserne Gitter auf ihn hereinstießen; antwortete auf das laute Bellen der Hunde durch ein dumpfes Brummen. Was war aber für ihn damit ausgerichtet? Konnte er doch mit seinen geblendeten Augen kaum unterscheiden, was ein Mensch oder ein Hund war, und ehe seine Tatze den Stecken traf, der ihn am rechten Ohre wehe that, setzte ihm dieser schon am linken Ohre zu."

„Durch Stecken zwar werde ich weder mittelbar noch unmittelbar belästigt, wohl aber durch Schreibfedern, die mich mittelbar in Ohren und Nase stechen. Es gibt nämlich dermalen hier bei uns in München eine Literatur, von welcher man in solcher Form und Anwendung anderwärts wohl kaum etwas Aehnliches hat. Mehrere sogenannte Volkszeitungen, die unter verschiedenen Titeln in der Stadt

erscheinen und welche das Volk Käseblätter zu nennen pflegt, weil man, nachdem man sie gelesen, den Käse hineinwickelt, den man mit sich in's Bierhaus nehmen will, bilden jene Literatur, welche unter der größeren Menge die beliebteste und allgemein verbreitetste ist. Man bedient sich derselben gerne, um irgend etwas bei dieser größeren Menge in guten Credit oder in Mißkredit zu bringen. Vorzüglich zu dem letzteren Zwecke, mit derselben überwiegenden Neigung, mit welcher man bei Kaffeevisiten oder in anderen Gesellschaften, darin man mit der Zunge Effekt machen will und nichts Besseres dazu hat, andere abwesende Personen zu verlästern pflegt. In solchen Blättern geht man denn auch mir zu Leibe, beschuldigt mich z. B., daß ich die öffentliche Sammlung, die unter meiner verantwortlichen Aufsicht steht, für den Zutritt des Publikums ganz abschließen wolle, da man doch wissen könnte, daß jene Abschließung nur einen vorübergehenden Grund in den so eben dringend nothwendigen Baureparaturen und neuen Einrichtungen hat. Ja man regt durch indirekte Angriffe allerhand Verdächtigungen auf gegen die Verwaltung jenes öffentlichen Gutes oder hebt es hervor, wie sehr es gegen die Ehre eines Professors an der Universität sei, wenn derselbe „Privatunterricht" ertheile, was ich allerdings, wie Du weißt, bei einer mir in mehr denn einem Sinne von höherer Hand dargebotenen Gelegenheit mit Lust und Freude thue. Und dergleichen Neckereien, von den Stimmführern in jenen Aufsätzen und ihren meist recht erbärmlichen Helfershelfern, wollen kein Ende nehmen. Ich aber bin ein Thor, daß ich mich darüber ärgere. Denn sie wären von eben so wenig Gewicht als die Federn, durch die sie mir zukom-

men, wenn ich nur in meiner unmittelbaren amtlichen Umgebung einen treuen, zuverlässigeren Anhalt hätte, als mir wirklich in ihr gegeben ist." — — —

In den vorstehenden Mittheilungen ist das vorüberziehende Gewölk angedeutet, das meinen damaligen Weg beschattete. Aus den vereinzelten Wolken bildeten sich freilich manchmal Gewitter, abwechselnd mit schwüler Luft, aber ihre Zeit ist ihnen zugemessen gewesen und ein fruchtbarer Regen kühlte die Luft ab. Ich beschreibe dieses mit wenig Federzügen im nächsten Kapitel.

## 45. Der Fortgang zu einem Ruhepunkte.

Wenn auch in den ersten fünf Jahren meines Aufenthaltes in München manche Stunden und Tage vorkamen, von denen ich sagen mußte: sie gefallen mir nicht, so gab es doch daneben der fröhlichen und glücklichen Stunden und Tage viel mehrere als der anscheinend bösen, und durch sie alle, die guten, wie die bösen, ging der goldene Faden jener Führung hindurch, deren Ziel und Ende die unwandelbar bleibende Ruhe ist. Ein äußerlicher Vorschmack solcher Ruhe wurde mir schon im sechsten Jahre zu Theil. Nachträglich erwähne ich hier noch einige der Freuden, die mir den Lebensgang in dieser ganzen Zeit lieblich machten und erleichterten.

Mein Freund Mohnike mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter besuchte mich als lieber, werther Gast meines Hauses schon im ersten Sommer. Er brachte mir eine Gabe des freudigeren Muthes mit, die mir damals besonders wohl that. In Karlsbad, dahin ich meine leidende Frau begleitete, machte ich die erste Bekanntschaft mit meinem theuren Freunde Ch. Aug. Brandis, den ich später in Griechenland wiederfand, so wie die mit E. W.

Hengstenberg und dem edlen Buchhändler Fr. Vieweg aus Braunschweig; in Eger fand ich den theueren J. M. Sailer. Bald kam auch Tholuck in mein Haus und an mein Herz, in welchem letzteren er auch geblieben ist und bleiben wird. Des Wiedersehens meines Prinzen Albrecht und seiner Begleiter Bredestein und Koch habe ich schon vorhin gedacht. Der Besuch meines lieben Freundes Pfaff und seiner Frau nahm mich auf einige Zeit aus München hinweg und führte mich im Geiste in das frohe, stille Leben der Erlanger Jahre zurück. August Bomhardt, durch seinen gleichzeitigen Besuch, nahm an den Freuden dieser Auswanderung meines Herzens brüderlichen Antheil, und bald nachher kam unser Ranke auf dem Wege seines Berufes nach München und zog mit den Seinigen auf einige Wochen bei uns ein. Im darauf folgenden Jahre erfreuten uns Spleiß und seine Frau, dann auch Rennecke's (S. 219) mit ihrem lebendig anregenden Zuspruche und noch viele andere Freunde aus Norden und Süden kamen zu uns, wenn auch nur auf kürzere Zeit, als Boten und Träger des Friedens.

Auch im königlichen Hause that sich mir ein Quell von Freuden auf, an dem ich oft mich gestärkt und neu bekräftigt habe. Ich fand dort an dem Prinzen Otto, dem nachmaligen König von Griechenland, einen Schüler, dergleichen mir an theilnehmendem Gemüthe und gewissenhaft treu auffassendem Sinne in meinem ganzen Leben nur wenige geworden sind. Bald gesellte sich zu diesem seltenen Schüler als eine eben so seltene, hohe Schülerin die geistreiche, vielseitig reichbegabte Prinzessin Mathilde, nachmalige Großherzogin von Hessen. Eine große innerliche wie äußere Hilfe für den Erfolg dieses Unterrichtes gewährte mir der edle Lehrer dieser beiden königlichen Kinder,

Oettl, der würdige, in seinem milden Wirken segensreiche nachmalige Bischof von Eichstätt. Eine wahrhafte Belustigung des Geistes und Herzens gab mir auch der Unterricht bei dem jüngeren Prinzen von Leuchtenberg, in welchem schon frühe die Neigung und der innere Beruf für die Naturkunde erwachte, durch welche er später, im Gebiete der Wissenschaft Rühmliches geleistet hat. Für die geistige wie sittliche Bildung und Vollendung dieses leider in der Blüthe seiner Jahre hingeschiedenen jungen Fürsten war sein Gouverneur, der Hauptmann von Schuh mit dem glücklichsten Erfolge bemüht, denn in diesem jungen Manne fanden sich die drei inneren geistigen Gehilfen eines tüchtigen Erziehers beisammen: die rechte Liebe mit ihrem nach oben wie nach unten gewendeten Blicke, die überall nachgehende Geduld und der emporhebende wachsame Ernst. Auch der damals noch sehr junge kindlich liebevolle Prinz Luitpold wurde schon um jene Zeit mein Schüler und blieb es zu meiner Freude auch später noch mehrere Jahre.

Zu dem vielen Guten, das mir fortwährend in dieser Zeit widerfuhr, gehörte denn auch vor Allem der immer vertrauter werdende innere wie äußere Verkehr mit meinen Freunden Roth, Puchta, Schnorr, Cornelius, Schlotthauer, Ringseis, und zu diesem engeren Kreise, bei dem es mir besonders wohl war, muß ich auch das Kleeblatt der Boisserée'schen Familie, so wie ihren humoristischen Hausgenossen, den Dr. Bertram und den großen Meister seiner Kunst: Schwanthaler zählen. Ein Vereinigungspunkt für viele dieser Freunde bildete sich in dem Hause der edlen Schweizerin Emilie. An jedem Orte, zu jeder Zeit, in größerem wie in kleinerem Kreise, wird man sich gerne an

das große Lebensbild erinnern lassen, welches einem frühe=ren Geschlechte in Hamann's, Stolberg's und Claudius' Freundin zu Münster segnend vor Augen stand.

Zu diesem geselligen Genusse, im Umgange mit den äl=teren Freunden kam auch jener, den der Umgang mit den jüngeren gewährte. Denn zu Emil Wagner und dem jüngeren Puchta hatten sich von Usedom und Trömer, so wie die Gebrüder Werner aus Würtemberg gesellt. Länger aber als diese, und innig mit mir vereint, blieb mir, zuerst als mein Schüler, dann als Hausfreund, mein theurer Schöberlein (jetzt in Göttingen).

Mein Beruf als Lehrer machte mir nur Freude; bei meiner schriftstellerischen Thätigkeit fühlte ich mich von einer so innigen Begeisterung getragen, daß ich Alles, was mich etwa äußerlich drückte und schmerzte, darüber vergaß. Ich spreche mich darüber in einem kleinen Reiseberichte für die Freunde in der Heimath aus, von welchem ich hier einige Zeilen mittheile. Die Reise, von welcher darin die Rede ist, fällt in die letzten Tage des Septembers und in den Oktober von 1829.

— — — „Wenn ich aber beschreiben sollte, was dieser Reise nach Tyrol ihren unbeschreiblichen, ganz eigen=thümlichen Reiz für mich gegeben, dann müßte ich auch auf etwas Anderes hinweisen, als auf den beschneiten Gipfel des Ortelер, auf das Thal von Meran, in welches die alte Burg Tyrol wie in die fast überirdisch schöne Schöpfung eines Morgentraumes herunterblickt, und auf Botzen, wo die Natur ohne Aufhören in so lieblich ernstem Schmucke erscheint, als am Morgen eines großen Festtages, zu des=sen Feier der Anblick der Dolomitgebirge in Osten wie ein Geläute der Glocken die Seele stimmt und zu welcher

all' die Kirchen, die Burgen, die Landhäuser im weiteren Kreise umher versammelt sind. Denn nicht die Erhabenheit der Natur, in welche ich seit 10 Tagen aus dem nördlicheren Regen-Thränenlande eingerückt bin, am wenigsten die Fülle der Früchte und alles Dessen, was den Leib erfreut und erquickt, sondern eine Lust in meinem Inneren ist es, die mich hier so glücklich macht; eine Lust, welche in dem unruhigen München wie in einen Drahtkäfig eingeschlossen war und die nun aus der geöffneten Thür heraus in's Freie gekommen, hoch in den Wipfel der Bäume sich erhoben hat und da ihren Naturgesang hören läßt. Schon im vorigen Sommer habe ich einen Anfang mit der Ausarbeitung meines Buches gemacht, für welches ich mir jetzt den Titel: „Geschichte der Seele" ausgedacht habe. Das Gelingen des Anfangs schon machte mich unbeschreiblich glücklich, aber mit der Fortsetzung wollte es nicht recht fort. Da war mir es denn auf dieser ganzen herrlichen Reise, als ob die Gedanken und Gedankenbilder, deren ich für den weiteren Inhalt bedurfte, eines nach dem anderen, bald von dieser Höhe, bald aus jenem Gebirgsthale, ja selbst aus den alten Burgen und Kirchen der Höhen zu mir in Herz und Kopf kämen, und in Botzen haben sie sich zusammengefügt, denn ich habe in so kurzer Zeit noch niemals so lebendig, so viel gearbeitet, als hier in dem abgelegenen Landhause, das uns aufnahm."

„Habe auch noch ein ganz besonderes Vergnügen in dem täglichen Zusammensein mit dem Sohne unseres berühmten Görres, mit dem Guido Görres, gefunden, einem Jünglinge, von welchem gewiß höchst Bedeutungsvolles zu erwarten steht, denn ich halte dafür, daß er, so wie sein Freund, der junge Graf Pocci, die Träger

reicher Gaben für ihre nahe künftige Zeit und für ihr Volk sind *)." — —

Und nicht nur, wie nach dem vorstehenden Bruchstücke meines Reiseberichtes in Botzen, sondern auch nach meiner Rückkehr in der Münchner Heimath blieb die Arbeit an meinem Buche meine Lust und Freude, die mein inneres Leben fortwährend in frischer Kraft erhielt.

Wenn ich dann, so wie ich hier gethan, des Guten gedenke, das mir die 5 ersten Jahre meines Lebens in München erheitert hat, dann muß ich erkennen, daß die Summe der guten Tage und Stunden so groß war, daß die Zahl der bösen gegen sie kaum in Betracht kam. Und dennoch will ich auch ihrer hier im Vorbeigehen erwähnen.

Der Minister von Schenk, der sich immer als mein Freund erwiesen, war von seinem Posten abgetreten, ein anderer Herr Minister, den ich persönlich nicht näher kannte, dessen vielseitige Thätigkeit aber anerkannt war, kam an seine Stelle. Die Neckereien, die Verdächtigmachungen von meiner Gegenparthei hatten sich noch immer gesteigert. Da brach die Krankheit, deren Keim schon 10 Jahre vorher (nach S. 196) in meine Natur gelegt war, in voller Heftigkeit aus. Der erste, wie es schien, dem Leben gefährliche Anfall des Leberleidens ließ mir die Stimmung des Leibes zu mehreren solchen, wenn auch schwächeren Anfällen und die Neigung des Gemüthes zum Mißmuth und zur Verzagtheit zurück, von welcher die Leberleiden meist begleitet werden. Es kamen manche dunkle Tage und Stunden, in denen ich mich, in meiner damaligen Stellung, höchst unglücklich fühlte und aus München hinweg-

*) Guido Görres ist frühe von dem irdischen Tagwerke abgerufen worden.

sehnte. An eine kleinere, von dem Gewirre einer großen Stadt abgeschiedene Universität wünschte ich wieder zu kommen. Die auswärtigen, zum Theile noch lebenden Freunde wissen es, daß ich zur Erfüllung meines Wunsches selbst anfragende Schritte that. Da theilte mir (1832) der Herr Minister, bei welchem ich in amtlichem Geschäfte eine Audienz hatte, es mit, daß Oken als Professor der Physiologie unter für ihn vortheilhaften Bedingungen nach Erlangen versetzt werden sollte. Ich hörte dieses mit ganz eigener Bewegung an. Wie gerne würde ich als Professor z. B. der Psychologie und Anthropologie und neben meinem Freunde Raumer auch eines Theiles der Naturgeschichte nach Erlangen gegangen sein, wäre mir dazu die Gelegenheit geboten worden. Daß aber durch Oken's Abgang aus München den unaufhörlichen Quälereien und feindseligen Anregungen ein Ende gemacht werden könne, das erkannte ich, dessen freute ich mich und sprach meine Freude gegen mehrere Freunde aus. Als aber Das, was geschehen sollte, zur öffentlichen Kunde kam, da erhob sich die Lüge mit lauter Stimme gegen mich. Man gab mir Schuld, ich habe Oken's Entfernung etwa durch meinen Einfluß bei Hofe herbeigeführt. Oken selber wußte es anders und widersprach nach seiner Redlichkeit jener Lüge. Daß sie dieses sei, das kann mir mein huldvoller noch lebender König Ludwig, der mich niemals als einen Angeber und Verläumder Anderer erfunden hat, das kann mir, im Angesicht des nahen Endes, mein eigenes Gewissen bezeugen. Oken, mit der Aeußerung, daß die Regierung keinen Professor ohne seinen Willen versetzen könne, wies die angetragene Stelle in Erlangen von sich, folgte einem Rufe nach Zürich. In demselben Jahre 1832 endete mein unglücklicher, nächster Gehülfe im amtlichen Berufe, der ta-

lentvolle Prof. Wagler, sein Leben durch einen Schuß, welchen er sich durch unvorsichtiges Ergreifen des Gewehres selber zugezogen hatte, und an meine Seite kam jetzt der mir seit seinem Knabenalter treu ergebene Andreas Wagner. Mit diesem Ereignisse trat in meinem äußeren und bald auch in meinem inneren Leben eine Zeit des Friedens und der Ruhe ein, deren einzelne Unterbrechungen fast immer nur meine Schuld waren. „Ja, mein lieber, nur von Wenigen erkannter Bruder Andreas, Gott vergelte Dir alle die Nachsicht, die Du, bei der großen Verschiedenheit unseres Naturells aber in beständiger Einheit der Gesinnung mit mir getragen hast; er lohne Dir all' Deine aufopfernd treue, hilfreiche und dienende Liebe gegen mich, darin Du so Vieles durch und für mich gelitten und gethan hast. Es kommt ein Tag, an welchem ich Dir besser danken kann für Alles, was Du mir warst und bist."

## 46. Der Fortgang zu einem weiteren Ruhepunkte.

Die Strecke meines Lebensweges, von welcher ich hier in summarischer Kürze noch Einiges berichten will, ist eine viermal längere als die, welche ich im vorstehenden Capitel beschrieben habe, denn sie geht über einen Zeitraum von nahe 20 Jahren, bis zum Jahre 1852. Ich will den Faden meiner diesmaligen Berichte bei jenem Ende angreifen, an welchem ich denselben am kürzesten fassen kann, weil ich dabei von etwas rede, das wohl am meisten auch öffentlich bekannt geworden ist: von meinen literarischen Arbeiten in München. Derer sind verhältnißmäßig sehr viele, und wenn ich die kleineren, vereinzelten nennen sollte, welche von mir, großentheils ohne meinen Namen, in den Münchner gelehrten Anzeigen und

anderen Zeitschriften erschienen sind, so würde dieses nicht nur eine unnütze Mühe, sondern mir fast unmöglich sein. Denn das schriftliche Arbeiten ist mir niemals sonst zu einem so dringenden, unabweisbaren Bedürfnisse des Lebens geworden, als in München; es hat mich zu manchen Zeiten so ganz hingenommen, daß ich mich von allen Vergnügungen, ja selbst von den Pflichten des geselligen Verkehres zurückzog und manchen der Freunde, dessen Einladung ich aus Haushalterei mit der Zeit abwies, mir entfremdete.

Das Erste, was ich in München schrieb und drucken ließ, war meine schon vorhin erwähnte (S. 709) kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan. Als Rede an die studirende Jugend einer bayerischen Hochschule erfaßt dieselbe ihren Gegenstand, wie mir scheint, in gut anregender Weise. Von meiner Reise in das südliche Frankreich und nach Italien habe ich schon oben gesprochen (S. 642 u. f.) und ebendaselbst auch der gedruckten Beschreibung derselben erwähnt. Einen Anfang dieser Beschreibung hatte ich bereits in Erlangen gemacht, die eigentliche Ausarbeitung derselben fällt in das erste Jahr meines Aufenthaltes in München. Man merkt diesem Buche, namentlich in seiner ersten Auflage, allerdings jene Stimmung an, die ich in den Berichten aus der Geschichte des ersten Jahres beschrieb (S. 699). — Mit einem wahrhaften Drange der Begeisterung, der mächtiger war, als ich ihn jemals für irgend eine andere meiner schriftlichen Arbeiten gefühlt, legte ich die Hand an meine „Geschichte der Seele“, ein Buch, das man wohl mit Recht als das Hauptwerk meiner wissenschaftlichen Thätigkeit betrachtet hat. Mitten in dem Gedränge der vielseitigen Anforderungen meines Berufes als Lehrer und Vorstand einer öffentlichen Sammlung habe ich nicht nur alle freie Stunden des Tages, ich möchte sitzen

oder gehen, sondern auch viele Stunden der Nächte, zum Nachdenken und Niederschreiben dieses Buches angewendet, dessen Grundgedanken ich schon seit Jahren in meiner Seele getragen hatte, ohne zu seiner Ausführung zu kommen. Ich darf es für ein besonderes Glück meines Buches halten, daß die Veröffentlichung desselben in die Hände eines Verlegers fiel, der nicht nur den Ruhm seines Hauses auf mein Werk übertrug, sondern die leichtere Verbreitung desselben durch seine uneigennützige Großmuth möglich machte. Dieser mein Dank gilt nicht allein von Cotta, dem Vater, sondern nicht minder seinem edlen Sohne, der für die reiche Ausstattung, namentlich der vierten Auflage, als theilnehmender Freund des Werkes, wie seines Verfassers, gesorgt hat. Ich selber will von dem Inhalte, wie von der zeitgemäßen Bedeutenheit meiner Geschichte der Seele nichts sagen; lasse jedoch darüber etliche Worte aus einem Briefe meines Lehrers und Freundes Schelling vernehmen, die mir in mehr als einer Hinsicht als ein Urtheil aus letzter Hand theuer und werth sind. Denn der Brief, in welchem sie stehen, ist einer der letzten, die ich von Schelling erhielt; er war aus Berlin, am 6. Oktober 1851 geschrieben. Ich theile nur den Anfang desselben mit der zunächst hieher gehörigen Stelle mit:

„Dieser Brief, geliebter Freund, wird Dich zwar jetzt nicht in München antreffen. Gewiß weilst Du noch auf dem schönen Landsitze am Ammersee, den Du so glücklich entdeckt hast; ich aber muß mich nach der Zeit richten, in welcher ich, frei von dem eigentlichen Geschäfte meines Lebens, Muße zum Briefschreiben habe. Denn je älter, desto einseitiger bin ich geworden, und muß, um in meiner Arbeit einigermaßen mit Erfolg fortzuschreiten, mich ganz auf dieselbe beschränken. Mich aber drängte es schon lange,

Dir zu schreiben und benütze die Zeit der Rückkehr von Pyrmont, besonders um Dir zu danken für die Geschichte der Seele, nicht blos als Geschenk, sondern auch als Werk und wegen ihres Inhaltes, da sie mir so vielfach zur Belehrung und Erquickung gedient hat durch den reichen Schatz, nicht nur der schönsten Stellen der Alten über Gott und Seele, an die man gern immer wieder erinnert wird, und zu welchen bedeutende, mir weniger bekannte der Kirchenväter gekommen sind, sondern vornämlich von Thatsachen, die, so wie von Dir, noch nie benützt und gedeutet, zum Theil sogar, wie mir, wahrscheinlich auch Anderen, unbekannt geblieben waren. Dir, lieber Freund, ist ein lieblicheres Loos gefallen als mir; Dir ist es verstattet, in alle die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Thäler einzudringen, an denen ich, auf den allgemeinsten Zusammenhang angewiesen, wie auf dem Dampfschiffe vorbeifahre, nur von ferne einen Blick in sie werfend. Doch hoffe ich, wenn Gott mir es gewährte, zu vollenden, woran ich arbeite, es soll auch darin Einiges sein, das Dich erfreut und Nachsicht, oder, wo nöthig, Verzeihung für das Andere erwirbt." — — —

Neben der Hauptarbeit an der „Geschichte der Seele" hatte ich auch schon in den ersten Jahren meines Münchner Lebens jene „Mittheilungen aus dem Reiche" geschrieben, welche anfangs vereinzelt in Hengstenberg's Kirchenzeitung, später gesammelt in den Fortsetzungen meines „Alten und Neuen" erschienen, von denen ich nach und nach mehrere Bände bei Heyder in Erlangen herausgab. Ein großer Theil meiner schriftstellerischen Thätigkeit war jetzt auf die Ueberarbeitung einiger meiner Bücher für ihre neuen Auflagen gewendet. Namentlich die zweite und die vierte Auflage meiner Geschichte der Seele (auf diese vierte

bezieht sich Schelling's Brief) nahmen meine ganze Kraft und freie Zeit in Anspruch, nicht minder die zweite Auflage meiner Geschichte der Natur, so wie später die dritte. Auch bei den nahe auf einander folgenden Ausgaben meines (kleineren) Lehrbuches der Naturgeschichte ließ ich es an den mir nöthig scheinenden Vermehrungen und Verbesserungen nicht fehlen, und ich kann es nur beklagen, daß alle diese Arbeiten, verbunden mit den Aufgaben meines mündlichen Lehrerberufes, mir so wenig Zeit übrig ließen zu einer wissenschaftlich gründlichen Vorbereitung auf die größere Reise, die ich in den Jahren 1836 und 37 nach dem Morgenlande unternahm. Die Geschichte dieser Reise, welche ihrer Zeit nach zum großen Theile auf Segelschiffen einen oft gehemmten und mühseligen Verlauf nahm, habe ich in den darauf folgenden Jahren in drei Bänden beschrieben, auf deren Berichte ich mich hier als auf eine theilweise Fortsetzung dieser meiner Selbstbiographie berufen kann. Bedeutender für mich durch Erfolg und Werth als die Ausfertigung der 3 Bände meiner Beschreibung ist ein anderer Gewinn jener Reise gewesen: die Erweckung und Ausbildung meiner drei jungen Begleiter zu ihrem nachmaligen Lebensberufe. Erdl, als Professor an der Hochschule in München, hat seinen ruhmvollen Lauf frühe vollendet. Was er schon in dieser Zeit des Jünglings- und des angehenden Mannesalters für seine Wissenschaft, als Forscher des inneren Baues und der Entwickelungsgeschichte des thierischen Leibes war und zu werden versprach, das bezeugen seine veröffentlichten Werke. Bernatz, der Maler, hat sich schon in seiner ersten Arbeit: den „Bildern aus dem heiligen Lande“, noch mehr aber durch die Frucht einer späteren Reise, die er mit Dr. Roth in die südlichsten Theile von Aethiopien machte: seine Scenes in Aethiopia

jenen Ruhm der künstlerischen Tüchtigkeit erworben, den er neuerdings wieder in seinen ausgeführten Bildern zu Barth's afrikanischem Reisewerke bewährt hat. Johannes Roth aber, der ebenbürtige Sohn meines Freundes Fr. v. Roth, steht nahe an der Ausführung jener That seines Lebens, zu welcher er durch inneren Drang, so wie durch seine fast zwanzigjährigen vorbereitenden Studien und Erfahrungen auf Reisen im Stillen sich bekräftigt hat. Eine That, an deren Gelingen, so wie an das Leben des mir gleich einem eigenen Sohne theueren jungen Mannes ich gerne mein eigenes Leben, auch wenn dieses noch ein jugendliches wäre, setzen möchte.

Meine Reise in das Morgenland mußte bald in einer neuen Auflage erscheinen, für welche mir nur wenig Zeit zu Verbesserungen gegeben war. Meine frühere, lange unbenutzt gebliebene Gabe zum Erzählen ist wieder geweckt worden durch die Anforderung, welche ein mir theurer, hoher Kreis zur gelegentlichen Unterhaltung an Winterabenden an mich ergehen ließ. Auch ein engerer Kreis meiner Zuhörer, der sich im Winter wöchentlich einmal in meinem Hause um mich versammelte, regte mich dazu an. Diesen Letzteren theilte ich großentheils Auszüge aus Lebensbeschreibungen mit. Ich habe den Inhalt mehrerer solcher Abendunterhaltungen, in den beiden eben erwähnten Kreisen in flüchtiger Eile, während der Erholungszeiten meines Landaufenthaltes oder der Rasttage auf Reisen niedergeschrieben und nachmals in meinen größeren, so wie in den gesammelten kleineren Erzählungen bei Palm und Enke in Erlangen, die Biographien und Geschichten aber bei Heyder in Druck erscheinen lassen. Allerdings Erscheinungen von ephemerer Art, bei deren Betrachtung ich weder mich noch meine Leser aufhalten will. Unmittelbar nach meiner Reise

veröffentlichte ich auch zum Gebrauche bei meinen Vorlesungen über Anthropologie und Psychologie mein kleines Lehrbuch der Menschen- und Seelenkunde, das in zwei, so wie das Lehrbuch der Sternkunde in drei Auflagen verbreitet worden ist. Außer zwei kleinen unbedeutenden Lehrbüchern bearbeitete ich auch für den mir sehr werthen Calwer Verlagsverein, nach einer wahren, mir mitgetheilten Erzählung, die Geschichte des Philipp Ashton, unter dem Titel des neuen Robinson und verschiedene andere kleine Schriften. Mein Spiegel der Natur ist vielleicht zur Einführung in die Erkenntniß der sichtbaren Welt und zur Eröffnung der rechten tieferen, so wie geziemenden Betrachtungsweise dieser Welt nicht ganz ohne Nutzen gewesen und dieses zunächst für Schulen bestimmte Buch ist in zwei sehr starken Auflagen verbreitet worden. In der mir übergebenen Ausarbeitung einiger Bücher zum Gebrauche bei dem Schulunterrichte habe ich wenigstens meinen guten Willen gezeigt; einzelne Vorlesungen, die ich bei öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften und bei anderen Gelegenheiten gehalten, sind unter meinem Namen gedruckt worden; von den sehr zahlreichen Aufsätzen, welche ich in die Münchner gelehrten Anzeigen von ihrem Entstehen bis zum J. 1852, großentheils ohne meinen Namen oder Namenszeichen gegeben, war schon vorhin die Rede.

Mein Tagewerk als Lehrer war neben der schriftstellerischen Thätigkeit das andere Gewicht, durch welches das Triebwerk des inneren Lebens in Bewegung gesetzt und in geregeltem Gange erhalten wurde. Denn ohne den Zug solcher Gewichte zeigt der Ton der Glocke keine Tage und Stunden an, sondern die Zeit des Lebens gehet ohne Klang und Sang, gleichwie in einem Fiebertraume, zu Grabe. Meine Vorlesungen an der Universität machten

mir viele Freude. Die über Anthropologie und Psychologie mögen wohl manche Keime der ernsteren Gedanken und des tieferen Besinnens, die über Naturgeschichte hin und wieder eine Lust und Liebe für das Buch der Werke Gottes geweckt haben. So lange dem Lehrkurse der allgemeinen Naturgeschichte zwei volle Semester eingeräumt waren, konnte ich diesen Unterricht in einer Vollständigkeit geben, welche mir bei seiner späteren Beschränkung auf ein einziges Halbjahr erschwert und verkümmert wurde. Mehrere Jahre lang war mir zugleich der naturgeschichtliche Unterricht an der polytechnischen Schule übertragen. Auch die Kinder meines huldvollen Königes Ludwig habe ich nach und nach alle in die Pforten der Naturerkenntniß einführen dürfen und aus einem verwandten Fürstenhause mit dem Königlichen ist selbst eine nachmalige junge Kaiserin eine Zeit lang meine sinnig theilnehmende Schülerin gewesen. Es waren mir diese Unterrichtsstunden öfters wie Brunnen eines erfrischenden Wassers an meinem Lebenswege und eine dieser geistigen Quellen, welche seitdem für die Verlassenen und Verwaisten ein fortwährender Segen wurde, ist noch jetzt in meiner Nähe geblieben und hat mit seltener Treue und Lebendigkeit die Keime der Erkenntniß sowohl der irdischen Natur als des Wesens der Menschenseele in sich gepflegt und zur Reife vollendet. Frieden und Freude, Heil und Segen sei und bleibe bei dieser theuren Seele und ihrem gottgefälligen Tagwerke.

Der Leib freilich wurde bei solcher vielfachen Geschäftigkeit müde, wenn auch der Geist dabei freudig blieb. Ich vermied, wenn die Stunden der Arbeit zu Ende waren, gerne die lauten Gesellschaften, brachte sie mit den Meinigen und mit einigen vertrauten Freunden meist in der Stille oder unter Leuten zu, die mich nicht kannten und

welche der Neigung zum Stillesein und zum Nachgehen der eigenen Gedanken nicht hinderlich noch lästig fielen. Am leichtesten gelang mir dieses, wenn ich während der Herbstferien auf das Land ging. Ich fand da für eine Reihe von Jahren ein Dorf, das von den vergnügungssüchtigen Städtern fast gar nicht, sondern nur von fleißig arbeitenden Künstlern besucht war, welche die reiche Natur, mit der Umsicht der ganzen, mächtigen Alpenkette dorthin zog. Auch in Tyrol, wohin ich öfters im Herbste auf einige Wochen ging, fand ich in der Nähe des herrlich gelegenen Botzen einen Ort, an welchem ich mit dem Werke meines inneren Lebens und mit Dem, das zu diesem Werke die Kraft gab, ungestört und allein sein konnte. Denn dieses Alleinsein wurde dadurch nicht gestört, daß die Meinigen den Genuß der majestätisch reichen Natur mit mir theilten. Das Tyroler Volk, so weit ich da es kennen lernte, habe ich sehr lieb gewonnen. — Außer der größeren Reise nach dem Morgenlande habe ich auch in dem Zeitraume, auf welchen ich hier zurückblicke, eine Reise nach Venedig gemacht, die sich in der dritten Auflage meines Wanderbüchleins beschrieben findet. Ein Jahr später (1835) besuchte ich die Rheingegenden bis hinab an's Meer. In Schaffhausen um meinen theuren Spleiß; in Würtemberg an manchem reichen Herzen, namentlich in dem Hause des Glaubenshelden Blumhardt zu Möttlingen; im gesegneten Wupperthale, so wie in dem mir unvergeßlichen Holland, vor Allem in Amsterdam lernte ich eine Schule des Geistes kennen, deren Blüthenzeit von dem Loose der Vergänglichkeit verschont bleiben möge, das selbst die hochstrebende Kunstschule von Venedig traf. Auch das liebe Basel besuchte ich noch einmal. So wie ich sie, besuchten auch mich in jener Zeit die befreundeten Genossen und Zöglinge

jener uns gemeinsamen Schule aus Würtemberg, aus der Schweiz Zaremba, und vom Rheine her mein theurer D. Legrand. Namentlich aber Würtemberg ist mir durch sie zu einer Heimath geworden, in der sich Geist und Gemüth manche Pilgerhütte erbaut haben. Auch in Sachsen schloß sich mir bei mehreren meiner Besuche manches Herz auf und an. Mit dankbarer Liebe gedenke ich denn all' der Besuche, welche ein Zug der inneren Verwandtschaft mir zuführte. Ein Zusammentreffen mit Solchen, noch hier, in den Hütten der Leiblichkeit gibt freudigen Muth zum munteren Fortschreiten auf dem Wege nach den Hütten der Ewigkeit. Dorthin ist mir dann auch einer der liebsten der besuchenden Gäste, der theuere von Arnswald aus Hannover vorausgegangen.

In dem Kreise meines äußeren Lebens haben sich in dem Zeitraume, welcher mir hier vor Augen liegt, große und schmerzliche Veränderungen zugetragen. Eben in dem Jahre, darin für mich manches Gedränge zu Ende ging und wo meine Stellung in München begann eine friedlich gesicherte zu werden, schied mein theurer Prinz Otto von uns. Als er im Januar 1833 seinem großen, schweren Berufe zum Königsthrone in Griechenland entgegen ging, da war mir es, als wäre mein halbes Herz mit ihm fortgezogen, denn ich hatte diesen Prinzen von seinem Knabenalter an sehr lieb gewonnen. Und wohin sind seit jener Zeit alle die einzelnen Glieder des geselligen Kreises gekommen, welchen ich vorhin (S. 647, 710 u. a.) beschrieb und der, wie durch ein höheres Walten, in gegenseitiger Liebe für immer zusammengekettet schien. Draußen in dem stillen Hause, darin ich am liebsten war, ist zuerst die Krone des Hauses, die Gemahlin und Mutter, zuletzt auch er, der Mann und Vater, Fr. v. Roth gestorben. Puchta

wurde bald von München hinweg nach Marburg, von da nach Leipzig und nach Berlin geführt, wo er sein Grab fand. Schorn ist nach Weimar gezogen und dort gestorben. Schelling, von dessen 14jährigem Wirken als Lehrer in München sein würdiger Schüler und Nachfolger im Lehramte: Professor Beckers die treueste Kunde geben kann, zog von uns nach Berlin und ging ferne von uns, in einem gewaltigen Felsenthale der Schweiz, zu seinem Grabe. Görres und Franz von Baader haben ihre Ruhestätte bei uns gefunden, ebenso der liebe Vater Riethammer, Ferd. Olivier, Schwanthaler und Dr. Bertram, der Freund und Genosse des Boisserée'schen Hauses. Sie selber aber, die beiden theuren Brüder, sind in Bonn begraben, die einsame Wittwe lebt noch in Würtemberg. Schmidtlein wurde nach Erlangen versetzt. Cornelius treibt noch rüstig das Werk seines Lebens bei den Gräbern der Vergangenheit in Rom; mein Freund Jul. Schnorr ist in sein altes sächsisches Vaterland, nach Dresden zurückgezogen und noch manche andere Genossen der früheren Zeit, welche das Auge gerne sahe, sind „aus der Stätte der Elemente" ganz hinweg, oder, wenn auch noch auf ihr weilend, an einen anderen Ort gerückt worden. Von den trauten Gesellen der früheren Jahre sind nur noch Ringseis, Heinrich Heß, Schlotthauer und Zimmermann bei uns geblieben. Doch ist aus dem Saamen der alten, abgestorbenen oder hinweggenommenen Bäume mancher jüngere Stamm aufgegangen, unter dessen kräftigen Zweigen sich wohl und vergnüglich im Schatten ruhen läßt. Dollmann hat als Schwiegersohn meines Freundes Fr. v. Roth auch das geistige Erbe dieses Vaterhauses bei sich behalten. Streber, so wie Schafhäutl sind mir, als Nachbarn in dem Haushalte unserer

akademischen Sammlungen theuere Freunde geworden; dem redlichen, geisteskräftigen Lassaulx, dem Pilger schon vor mir nach dem heiligen Lande, reiche ich als Mitpilger in herzlicher Liebe die Hand. Und wie mir mein Andreas Wagner ein Freund und liebevoller Geselle des Lebens in Leid und Freude geworden, davon zeugte ich schon öfter, zu ihm kam nun noch Pauli als brüderlicher Freund. Von dem edlen Meister seiner Kunst: dem Julius Thäter, hat mich, so lange ich mein Tagwerk im Gebäude der Akademie betrieb, dem Leibe nach zwar auch nur der Raum eines kleinen Hofes und Gärtchens getrennt, unsere Herzen aber haben niemals von einer Scheidung durch Raum oder Zeit gewußt, und es thut wohl, an der Natur eines solchen Nathanaël in Liebe sich fest zu halten. Aus Cornelius' Schule weilten Hermann (jetzt in Berlin) und Jäger (jetzt in Leipzig) mehrere Jahre bei uns, ein dritter dieser Freunde und Gesinnungsgenossen ist uns im Maler König geblieben. — — Mancher anderen der Geschiedenen, wie der noch unter uns Stehenden, gedachte ich schon früher.

So wie selbst in meiner unmittelbaren Nähe in München das Gartenfeld zum größten Theile ein Feld der Gräber mit wenigen noch übrigen Bäumen geworden ist, so noch vielmehr die lieben Felder in der Ferne. Die beiden Mütter in Bärenwalde hatten die Zeit der Sorge für uns während der Reise nach dem Morgenlande nicht mehr erlebt, der Vater Mühlmann aber, so wie meine Schwester und der Schwager, an welche die vorstehenden Briefe gerichtet waren, freuten sich noch unserer glücklichen Zurückkehr. Sie sind aber alle drei in einem Jahre (1842) zu ihrer Ruhe gegangen.

Neben den schon früher erwähnten Segnungen, welche

Fr. v. Roth als gläubiger Vorstand der geistlichen Angelegenheiten unserer Kirchengemeinschaft im Ganzen gebracht hat, gedenke ich dankbar auch der treuen Vorsorge, die er auf den inneren, geistigen Auferbau unserer Münchner Gemeinde gewendet hat. Durch ihn ist es geschehen, daß die Kanzel treue, kräftig zeugende Prediger des Evangeliums, die Schule gläubige Lehrer, die Genossen des Bekenntnisses liebende Seelsorger erhielten. Durch ihn ward uns auch der Schwiegersohn des treuen Zeugen Kraft in Erlangen, Burger, zugeführt, welchem Gott lohnen möge, was er an vielen, namentlich auch an meinem Geiste und Herzen gethan.

Ich will nun mit diesem Berichte zu Ende gehen, der ja nur aus vereinzelten Trümmern der Erinnerungen an eine Strecke meines Lebensganges bestehen konnte, die von einem Ruhepunkte zum anderen führte. Dieser andere ist mir noch zu einem Stillestehen, gleichwie auf einer Bergeshöhe verliehen worden, von welchem ich einen Rückblick auf die ganze Vergangenheit wie auf die Zukunft meines Lebens genießen durfte, wie ich ihn am Eingange dieses Buches, im ersten Kapitel des ersten Bandes beschrieben*). Schon im Winter 1851 erkrankte ich zugleich mit meinem nächsten Freunde und Lebensgefährten Fr. v. Roth. Auch mein Freund, der Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, dessen letzter Ausgang ein Besuch bei mir war, eilte seinem Ende entgegen. Diese beiden und nahe um diese Zeit auch mein ältester Jugendfreund Köthe sind zu ihrer Ruhe gegangen, ich konnte, an's Krankenlager gebunden, nicht am Sterbebette der beiden ersteren sein.

---

*) M. v. auch meine Geschichte der Seele, 4. Aufl. 2. Band S. 222, 223.

**Bald** nachher trat ich in den Ruhestand von meinem amtlichen Wirken und in eine große Abgeschiedenheit aus dem geselligen Leben ein. Was später geschah, ist wie ein Traum an mir vorübergegangen. Ich aber schäme mich nicht, diese armseligen Berichte mit den Worten des alten einfältigen Gebetreimes zu schließen, welcher so lautet:

Was ich gelebt, das decke zu,
Was ich noch lebe, lenke Du.

## 47. Das Leben ein Traum.

Man hat öfters das Leben mit einem Traume verglichen; es sei mir hier erlaubt, ein Traumbild der wachen Phantasie mit einem zu seinem Ende gehenden Leben zu vergleichen.

Mir träumte, ich sei ein Greis, gebeugt von der Schwäche des Alters, ermüdet von dem Laufe einer weiten, langen Wanderschaft. Mir war das Loos jener von Gott geführten Heere nicht beschieden gewesen, deren Kleider und Schuhe auf dem vierzigjährigen Zuge durch die Wüste nicht veralteten, denn die Kleider an meinem Leibe waren veraltet und unrein; von dem Hute an, der mein Haupt bedeckte, bis zu den Schuhen an meinen wunden Füßen fand sich nichts an mir, das dem Auge gefallen konnte. Ich kam in eine Stadt, darin ich sonst schon gewesen und wandelte still und verborgen unter dem armen Volke durch ihre Gassen. Nicht ohne Furcht und Sorgen, denn ich war ein alter Schuldner Vieler, die da wohnten, nicht zwar durch eine Schuld an Geld und Gut, sondern durch die noch schwerer lastende, des vielversäumenden Undankes und des ungenügenden Tagwerkes. Mein Herz fühlte die Schuld, in meiner Hand aber fand sich nichts, um sie zu bezahlen. Doch ich ging unbemerkt unter dem geschäftigen

und müßigen Haufen dahin, denn in der Stadt war heute, mehr noch denn jemals sonst, ein Staub, welcher Jeden verhüllte, der nicht Hand in Hand mit den Anderen ging und der Wind, stärker noch als er es früher gethan, wehete nicht nur, sondern er stürmte von allen Seiten her. Es war ein Geschrei der Stimmen gegen einander, von denen ich die meisten nicht kannte, auf den Gassen. Die Schreienden schienen, so viel ich aus den Worten verstand, etwas zu suchen, welches sie das Ihrige nannten und das Andere ihnen vorenthalten oder genommen hatten, das Gesuchte aber war weder das Ihrige noch der Anderen. Mein altes Ohr war betäubt von dem Geschrei; ich wäre gerne in eines der Häuser gegangen, darin noch der schweigende Ernst wohnte, welcher weiß, was das Seinige ist und was eines Anderen. Da wollte ich, sei es auch nur auf der inneren Schwelle, ruhen. Aber die Häuser dieser Stillen lagen in den Seitengassen, dahin ich nicht kam, und an den Häusern der Hauptstraße, auf der ich wandelte, standen Fenster und Thüren offen, der Zugwind von allen Seiten, der dem ermüdeten Wanderer wehe that, trieb den Staub in Wolken herein. An meinem stillen Hause, draußen vor der Stadt, darin ich sonst oftmals Schatten und Schutz gefunden, that sich mir keine Thüre mehr auf, denn der treue Herbergsvater war hinweggezogen nach den unwandelbaren Bergeshöhen und kam nimmer mehr zurück. In einem hochgebauten Hause leuchtete sonst ein Licht, bei dessen Scheine ich an manchem Abende fröhlich war; aber das Licht war für immer hinweggenommen. Und der Tag hatte sich schon geneigt: das abendliche Dunkel fiel auf die Wolken des Staubes. Da vernahm ich, gleichwie von Süden her, den fröhlich lautenden Ton einer Glocke, der den Feierabend vor dem nahenden Feste verkündete. Es

wurde stiller um mich her, mir wankten die müden Füße, ich sehnte mich nach einer Stätte der Ruhe. „Dort in Süden, vor der Stadt, wo die Glocke hertönt," so verkündete man mir, „ist ein weiter, hochummauerter Saal, mit Ruhebetten für die Müden." Ich wendete mich nach Süden, dahin der Weg nach den Bergen geht. Und ich war freudig und getrosten Muthes, denn ein Hüter auf der Zinne hatte mir gesagt: „Deine Schulden hat ein Anderer für dich bezahlt und auf seine Rechnung genommen." Und man umgürtete mich mit einem reinen Kleide, setzte einen reinen Hut auf mein Haupt. So gehe ich nun selig in Hoffnung hinaus, dahin die Feierabendglocke mich ruft, und sollte das Lager im weiten Saale noch nicht für mich bereitet sein, dann weile ich dort noch ein wenig im Anblicke des Bildes eines Gestorbenen, welches hoch erhöht in der Mitte des Schlafsaales steht, bis mir die Nacht kommt und die Stimme des Hüters auch zu mir sagt: gehe nun hin und ruhe.

## 48. Die Erwartungen von einem zukünftigen Leben.

Die Pflicht, von diesen Erwartungen zu reden, legte mir schon der Titel meines Buches auf. Ich habe deshalb in diesem bei vielfältiger Gelegenheit ein Zeugniß gegeben von dem Grunde unseres Hoffens auf ein zukünftiges Leben und will hier nur noch in wenig Worten auf Das hinweisen, wodurch jenes Hoffen zu einer sicheren unzweifelhaften Erwartung wird.

Daß eine Fortdauer der Menschenseele auch nach dem Tode und nach der Auflösung des Leibes annehmbar und wahrscheinlich sei, das hat zu allen Zeiten ein Vorgefühl in der Natur des Menschen geahndet, ein tiefer gehendes Forschen seines Geistes anerkannt. Beides jedoch, jenes

Ahnden und dieses Erkennen, erschien der Menge der nicht so Fühlenden, nicht so tiefer Blickenden nur wie ein schöner Traum, und: was ist hier Täuschung oder Wahrheit? fragte der vermessene Leichtsinn, wie der nach Licht suchende Ernst.

Uns bekümmert diese Frage nicht. Was wir von dem Leben der Ewigkeit wissen, das haben wir von Dem empfangen, welcher die Wahrheit und das Leben selber ist, dem treuen Zeugen Dessen, was allein gewiß ist und bleibet in Ewigkeit; dem Quell, aus welchem alles Leben kommt und bestehet. Wem es verliehen ward, das Wort des Zeugnisses aus Ihm und von Ihm aufzunehmen im Glauben, der hat in sich die Wahrheit und die Anwartschaft nicht nur auf die Fortdauer des Seins nach dem Tode des Leibes — denn diese Fortdauer könnte einem immerwährenden, niemals zu Ende gehenden Kranksein oder Todeskampfe gleichen, sondern auf ein Leben der Ewigkeit in Kraft und in der Wahrheit. Ein Leben aber, im freudigen Vollgefühle seines Wirkens und Genießens kann nicht sein noch bestehen ohne eine Leiblichkeit, denn diese ist das Ziel und Ende der Wege Gottes auch in der Heilsordnung für den Menschen. Ein Aufgehen des ersterbenden Samenkornes in der Kraft und Herrlichkeit eines neuen Lebens, eine Auferstehung des Fleisches, nicht in der Natur des verweslichen Elementes, sondern in der unverweslichen des Geistes ist dem Glauben verheißen, an welchem das Zeugniß von der Wahrheit und dem Leben durch die That ein wahres, durch die Liebe ein lebendiges geworden ist. Und der befruchtete Keim der unvergänglich, selig blühenden Leiblichkeit wird uns schon hienieden in das vergängliche Fleisch gelegt, damit er in ihm das Werk des Aufbaues für die Ewigkeit beginne. Das Geheimniß des Altares ist

für die, welche sich ihm nahen, ein Morgenroth des Freudentages der Ewigkeit oder des ewigen Gerichtes. Denn es werden da in der Gestalt des irdischen Brodes, das wir essen, des Weines, den wir trinken zu unserem Fleisch, zu unserem Blute das Fleisch und das Blut Dessen, welcher als das wahrhaftige Brod des Lebens vom Himmel gekommen ist und welcher mit seiner Leib und Seele durchdringenden Kraft und mit seinem allgegenwärtigen Leben und Wirken Himmel und Erde erfüllet. Darum ist dieses Brod des Altares der Gemeinde der Gläubigen zum unverbrüchlichen Siegel der Verheißungen gegeben von einem ewigen Leben und der Auferstehung des selig verklärten Fleisches. Seine Verheißungen aber sind Ja und Amen; Sein heiliges Geheimniß bleibe über unserer Hütte; unser Hoffen von einem Leben der Ewigkeit hat sich zu einem freudig sicheren Erwarten erhoben.

## 49. Ein Wort des Dankes.

Es gilt dieses meinem König und Herrn Maximilian II. von Bayern. Wer sollte aus einem Hause scheiden, darin er fast seit einem halben Jahrhunderte unzählbar viel Gutes genossen, ohne dem Herrn des Hauses noch einmal tiefbewegt zu danken. Und wie sollte nicht das ganze Herz bei diesem Danke sein, wenn jener Herr ein Solcher ist, wie Eure Königliche Majestät durch die inneren Gaben des Geistes und Gemüthes wie durch die äußeren der Geburt es sind. Als für eines der reichsten Geschenke, das aus Seiner Hand mir kam, danke ich Gott dafür, daß er mich schon damals in die persönliche Nähe Eurer Majestät geführt hat, als die Keime der großen Zukunft des jungen Fürsten aus der Knospe zur lieblichen

Blüthe sich aufthaten. Könnte ich doch die ganze Menge des mitlebenden Volkes, zu dessen künftigem Herrscher der königliche Jüngling bestimmt war, mit mir nehmen in das Innere der dankbaren Erinnerungen, die mir lebendig aus jener Zeit geblieben sind; könnte ich in kräftig treffenden Zügen das Lebensbild darstellen von einem in den Tiefen wie in den Höhen nach Licht suchenden jugendlichen Geiste, von einem milden Gemüthe, das den wärmenden Strahl der Liebe, die in ihm glühete, auch außer sich suchte und durch die Gnade von oben ihrer würdig war. Was der zum Throne geborene Fürst als Jüngling war, das ist er als König geblieben: hochstrebend an Geist, gerne hinabsteigend in herzlicher Liebe zu seinem Volke.

Eine alte, fromme Sage dieses Volkes haftet an dem Namen einer der schönsten unserer Alpenhöhen: an dem der Benediktenwand. Benediktus, der Führer vieler Seelen zu jenem gottgeheiligten Leben und Erkennen, das in ihm selber war, sei, so berichtet die Sage, auf dem Wege seines heiligen und heiligenden Berufes einst auch nach Bayern gekommen, und habe, auf dem Berge stehend, auf dem sich dem Eintretenden zuerst die Aussicht weithin über das herrliche Land eröffnet, vom Geiste bewegt die Worte gesprochen: benedicta sis Bavaria. Deshalb heiße noch jetzt jene hohe Denksäule an der Pforte von Bayern die Benediktenwand. — Nun, die Kraft dieses Segens und das lebendige Anregen des Geistes, der in dem Segenssprecher wohnte, ist über dem Lande, ist bei dem Stamme seiner Herrscher geblieben. Denn es lag in den Worten eine niemals veraltende Kraft; länger denn tausend Jahre hat sich in den Jüngern von Montecassino der lichtsuchende Geist ihres Meisters fortwirkend erwiesen für das Auferwecken eines Erkennens, das im Lichte des Christen-

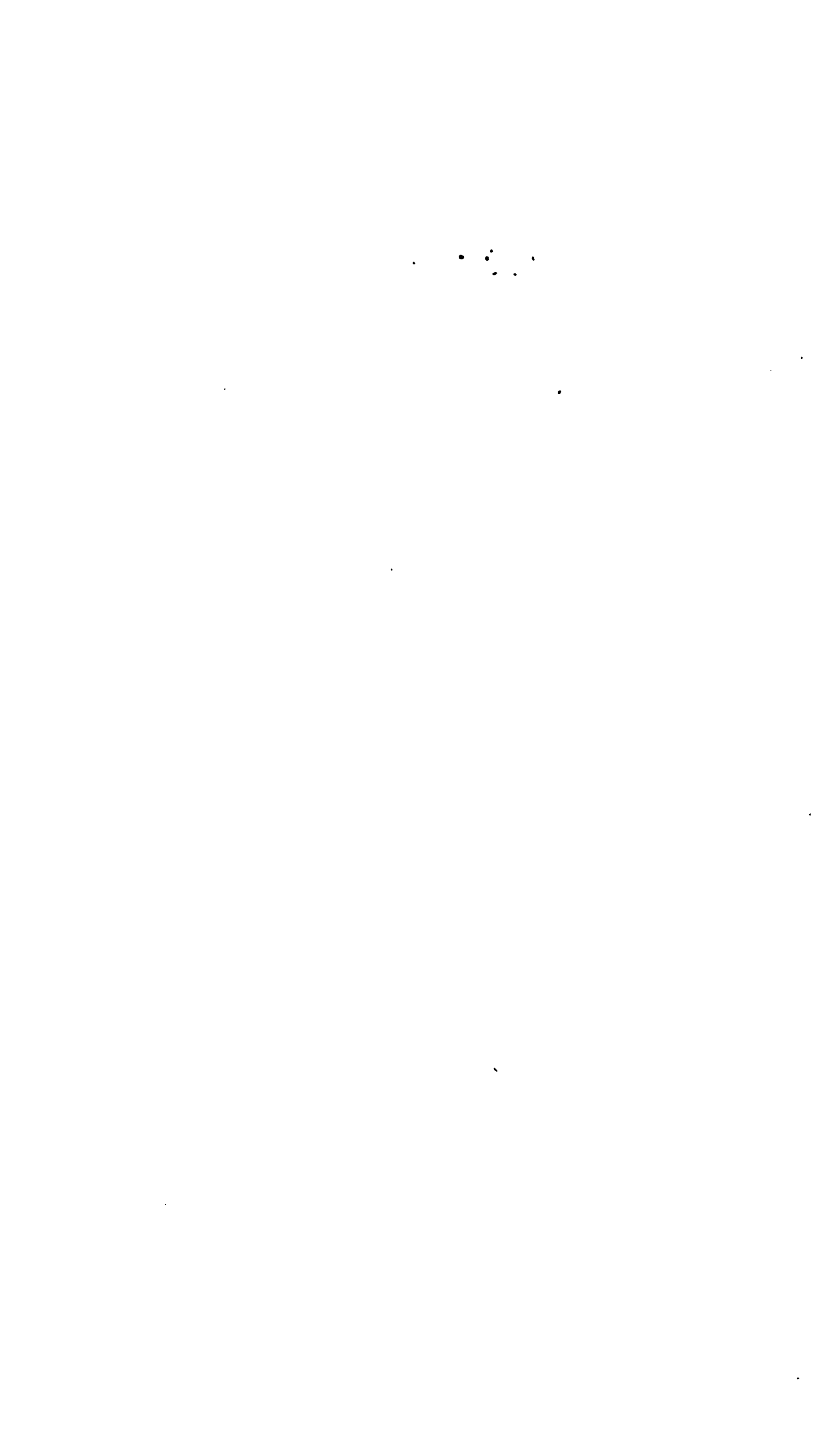
glaubens und in der Kraft seiner Thaten die Weihe empfängt und den Lohn der Ewigkeit.

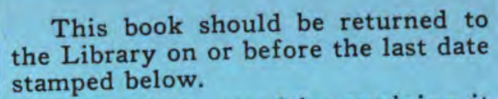
Und was soll der Schreiber dieses Buches, indem er dasselbe in tiefster Ehrfurcht Eurer Königlichen Majestät zu Füßen legt, noch weiter sagen! Die Liebe macht erfindungsreich; nur sie, eine solche sich selber fast niemals genugthuende Huld und Liebe konnte es sein, welche in Eurer Königlichen Majestät all' die Bezeugungen von Nachsicht und Gnade erfand, mit deren Allerhöchst-Sie die Tage meines scheidenden Lebens beglückt und erfreut haben. Wo gäbe es einen Beweis von öffentlich ehrender Königlichen Huld so wie des hochsinnig und mild sich herablassenden Vertrauens, den Eure Majestät dem Greise nicht zugewendet hätten. Durfte ich mich ja selbst noch mit eigenen Augen und theilnehmendem Herzen erfreuen an dem Anblicke des Familienglückes Eurer Majestät und an dem öfteren Zuspruche bei den Kindern, auf welche das Volk des Landes mit segnender Freudigkeit blickt. Könnte doch die ehrfurchtsvolle innige Gegenliebe, durch solche überreiche Huld meines Königes und Herrn geweckt, den Schreiber dieser Worte eben so erfindungsreich zu seinem Danke machen, als der Wohlthäter seines Alters es war. Aber ein Anderer hat den segnenden Dank übernommen; das ist der Geist des Segenssprechers von Montecassino, dessen Kraft mit ihren Thaten, ihrem Frieden und ihren Freuden für Zeit und Ewigkeit bei Eurer Königlichen Majestät sein und bleiben möge.

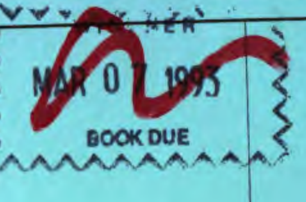
Ende des Buches.

## Einige bisher bemerkte Druckfehler.

S. 277 Z. 13 lese man seinen.
„ 322 „ 6 Biberach.
„ 324 „ 16 v. u. Sitter.
„ 335 „ 12 v. u. vertraulichsten.
„ 384 „ 4 Brienzer.
„ 387 „ 5 unerschaffenen.
„ 388 „ 10 Licht.
„ 396 „ 6 v. u. -ling.
„ 407 „ 11 v. o. und Z. 5 v. u. Fiellstedt.
„ 408 „ 12 Gundert.
„ 430 „ 6 v. u. Meyer.
„ 436 „ 9 v. u. Durlach (st. Bruchsal).
„ 446 „ 14; S. 448 Z. 5 v. u.; S. 450 Z. 7 Meyer.







MAR 07 1993
BOOK DUE

